

Zeitschrift

für die

Beschichte und Altertumskunde Ermlands.

Im Namen des Historischen Vereins für Ermland
herausgegeben
vom Vorstand des Vereins.

Zweiundzwanzigster Band.

==== Heft 1—3 =====

Der ganzen Folge Heft 66—68.

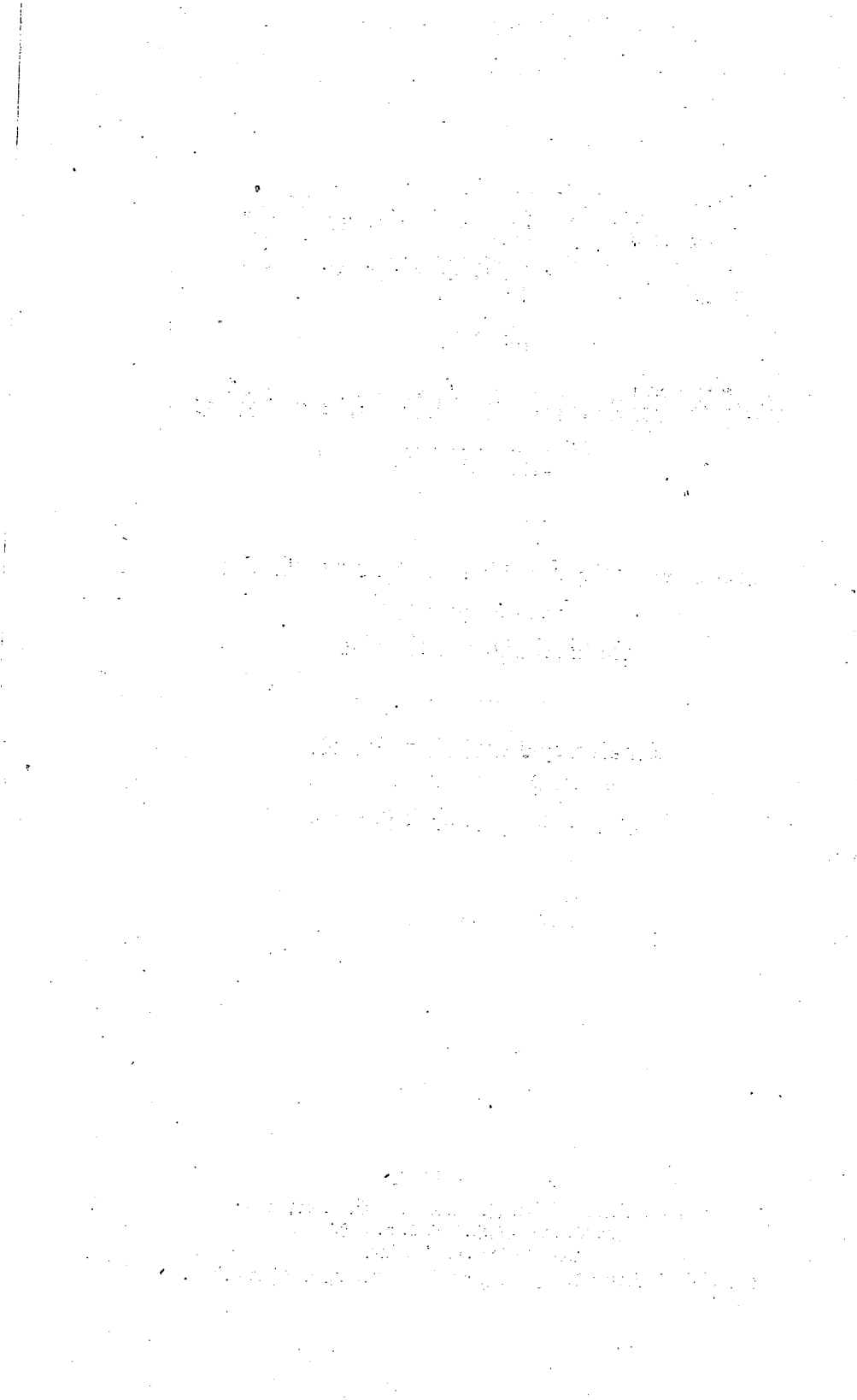
Braunsberg 1926.

Druck der Ermländischen Zeitungs- und Verlagsdruckerei.

(Ermländ. Verlagsgesellschaft G. m. b. H.)

Selbstverlag des Vereins.

Kommissions-Verlag der Herderschen Buchhandlung in Braunsberg.



Inhalt.

1. Die Kolonisation des Ermland. Von Geheimrat Prof. Dr. Köhlich-Braun- berg	S. 1—38
2. Gab es im Ermland eine hussitische Bewegung? Von Bischof Dr. Augustinus Bludau-Frauenburg	S. 39—60
3. Die Lehr- und Wanderjahre des erml. Domkustos Eustachius vonKnobelsdorff. Von Studienrat Buchholz-Braunberg S. 61—134, 177—255	
4. Erbverpachtung von Sankau 1780. Von † Professor Dr. Fleischer	S. 135—140
5. Professor Dr. Fleischer. Von Studienrat Buchholz	S. 141—150
6. Kleine Beiträge zur Geschichte der erml. Bischöfe, des erml. Domkapitels und der erml. Archive und Bibliotheken. Von Subregens Brachvogel-Braunberg	S. 151—165
7. Anzeigen	S. 166—170
Biesemer, Das große Ämterbuch des Dt- Ordens (Köhlich)	S. 166
Trier, Der hl. Jobocus (Brachvogel)	S. 168
8. Die Besiedlung des Ermland mit bes. Berücksichtigung der Herkunft der Sied- ler. Von † Geheimrat Köhlich	S. 256—279
9. Geheimrat Dr. Victor Köhlich. Von Studienrat Buchholz	S. 280—307
10. Der Tolkemiter Bildhauer Christoph Berwanger. Vom 1. Bisch. Sekretär u. Dombikar Dr. Marquardt-Frauenburg	S. 308—313
11. Anzeigen	S. 314—335
Caspar, Herm. v. Salza und die Gründung d. Deutschordensstaates in Preußen (Schmauch)	S. 314
Matern, Burg und Amt Köhlich (Brachvogel)	S. 318

Brachvogel, Mik. Kopernikus im neueren Schrifttum (Selbstanzeige)	§. 324
Rehler, Der Kampf um die Weichsel (Buchholz)	§. 327
Bericht des Konservators der Kunstdenkmäler der Prov. Ostpreußen 1920-24 (Brachvogel)	§. 332
Quade, Die histor. Tiefe in der Frischen Nehrung (Brachvogel)	§. 335
12. Beiträge zur Geschichte der Kirchenpatroninien im Deutschordenslande Preußen bis 1525. Von Dr. Erika Tibial-Königsberg	§. 343—464
13. Ermland und der Deutschorden während der Regierung des Bischofs Heinrich IV. Heilsberg (1401—1415). Von Studienrat Dr. Schmauch-Wormditt	§. 465—498
14. Vatikanische Aktenstücke zur Preussischen Stiftung in Rom im 19. Jahrhundert. Von Professor Dr. Bastgen-Rom	§. 499—512
15. Stammtafel der Familie Schorn-Braunsberg. Nach † Pfarrer Anhuth-Marienu	§. 513—515
16. Stammtafel der Familie von Laczinski. Nach † Pfarrer Anhuth	§. 516—518
17. Anzeigen	§. 519—539
Ebert, Truso. (Buchholz)	§. 519
Wittschell, Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland (Schmauch)	§. 521
Kunk, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei (Buchholz)	§. 526
Kerstan, Die Geschichte des Landkreises Elbing (Marquardt)	§. 530
Lodemann, Elbing. (Buchholz)	§. 531
Wagel, Notjahre im Ermland. (Buchholz)	§. 533
Bericht des Konservators der Kunstdenkmäler der Prov. Ostpreußen v. J. 1925. (Brachvogel)	§. 536
18. Chronik des Vereins: §. 171—175, 336—341, 540—543	
19. Schriftenaustausch des Vereins	§. 544
20. Verzeichnis der Mitglieder	§. 546—555

Die Kolonisation des Ermlandes.

Von Professor Dr. Röhrich.

11. Kapitel.

Die Ansetzungen des Bischofs Johann I, genannt von Meissen.
(1350—1355.)

Schon am Tage nach der Weisung des Bischofs Hermann, am 4. Januar 1350, trat das ermländische Kapitel in Frauenburg zur Wahl des neuen Oberhirten zusammen. Die Stimmen sämtlicher Domherren fielen auf den mit der Priesterwürde geschmückten bisherigen Dombachanten Johannes. Es war den Wählern wie dem Gewählten unbekannt geblieben, daß Papst Klemens VI. noch bei Lebzeiten Hermanns für die nächste Erledigung des ermländischen Bischofsstuhles die Besetzung desselben dem apostolischen Stuhl vorbehalten und alles wissentliche oder unwissentliche Zuwiderhandeln für null und nichtig erklärt hatte. Daher nahm Johannes die auf ihn gefallene Wahl ohne Bedenken an. Als dann die Kunde von dem päpstlichen Vorbehalt ins Ermland drang, zweifelte man daselbst an seiner Richtigkeit, und der Erwählte machte sich sofort persönlich nach Avignon auf, um Klemens VI. in seinem eigenen wie in des ermländischen Kapitels Namen über die Vorgänge bei seiner Wahl genau Bericht zu erstatten. Zwar erklärte der Papst diese für ungültig und unverbindlich, weil sie nach dem Erlaß der apostolischen Verordnung und im Widerspruch mit ihr erfolgt sei, ernannte dann aber selbst, um in väterlicher Sorge der Diözese die Nachteile einer langen Sedisvacanz zu ersparen, nach eingehender Beratschlagung mit dem Kardinalskollegium den Dombachanten Johannes zum Bischof von Ermland. Es bewog ihn dazu dessen Gelehrsamkeit, die Lauterkeit seines Lebens, seine Sittreinheit, seine Geschäftskennntnis und seine übrigen Vorzüge, vor allem aber der so einstimmig ausgesprochene Wunsch seiner Wähler. Durch den Bischof Bernhard von Porto ließ er den neuen ermländischen Oberhirten weihen. Die darüber zu Villanova bei Avignon ausgestellte päpstliche Urkunde trägt das Datum des

29. April 1350. An demselben Tage gestattete Klemens VI. dem Bischof Johann von Ermland, ein Darlehn bis zur Höhe von 3000 Goldgulden aufzunehmen.¹⁾ Es sollten damit in der Hauptsache wohl seine Verpflichtungen an die römische Kurie und die sonstigen unvorhergesehenen Ausgaben gedeckt werden, die Johanns Aufenthalt in Avignon verursacht hatte. Auch noch eine Ablassbulle für den der Himmelkönigin, der jungfräulichen Gottesmutter Maria geweihten, noch immer nicht fertig gestellten Frauenburger Dom erwirkte Bischof Johannes unter dem 21. Mai vom Papste.²⁾ Bald darauf dürfte er die Heimreise angetreten haben. Sie scheint sehr langsam von statten gegangen zu sein; denn eine ermländische Urkunde vom 14. Juli 1350 spricht noch von dem Domdechanten Johannes.³⁾ Erst am Tage der hl. Klara, am 12. August 1350, so wenigstens berichten übereinstimmend die älteste ermländische Bischofschronik und der ermländische Geschichtsschreiber Plastwich, traf Herr Johannes von Meissen, der siebente Bischof des Ermlands, bei seiner Kirche ein.⁴⁾ Inzwischen hatte der Domkustos Johannes Stryprock, der ehemalige Vicedominus unter Bischof Hermann, die geistliche Verwaltung der Diözese, die weltliche Regierung des Fürstbistums geführt.⁵⁾

Bischof Johannes, der als der erste seines Namens Johann I. genannt wird, hat von 1350—1355 den ermländischen Hirten- und Fürstenstab getragen. Johann von Meissen (de Mysna) heißt er nach seinem Geburtsland, der alten Markgrafschaft Meissen. Sein

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 152, 157, 158.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 160, Erml. Zeitschr. XV, 730 f.

³⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 162. Freilich fragt es sich, ob nicht in der Beschreibung für das vom ermländischen Kapitel ausgetane Dorf Deutsch Wertung ein Schreibfehler vorliegt. Denn alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß um jene Zeit Hermann Dechant der ermländischen Kirche gewesen ist. Am 27. Juli 1350 (E. Z. XV, 730) quittiert nämlich Stephanus, Erzbischof von Arles, Kämmerer Seiner Heiligkeit, über 125 Goldgulden, die der ermländische Bischof Johann I. der päpstlichen Kammer durch die Hand des ermländischen Domdechanten Hermann hat zahlen lassen. Domdechant Hermann hielt sich also am 27. Juli 1350 in Avignon auf. Dann aber kann unmbglich noch am 14. Juli Johannes Domdechant genannt werden. Liegt aber kein Schreibfehler vor, dann bleibt nur die Annahme übrig, daß die Beschreibung für Deutsch Wertung vom Kapitel bereits zu einer Zeit beschlossen und im Entwurf fertig gestellt worden ist, als noch Johannes Domdechant war, so daß er als solcher auch in der aus irgend einem Grunde erst später, erst vom 14. Juli 1350 datierten Urkunde bezeichnet werden mußte.

⁴⁾ Ser. rer. Warm. I, 6, 60.

⁵⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 153, 155, 156, 161.

Geburtsort ist wahrscheinlich das Städtchen Belgern in der früheren Diözese Meißen; wenigstens nennt ihn eine aus dem 15. Jahrhundert stammende im bischöflichen Archiv zu Frauenburg befindliche Handschrift Johannes Belger. Er hatte einen Bruder Heinrich Franko zu Oshaß (im späteren Königreich Sachsen) und zwei Schwestern Gertrudis und Sophia. Seine leiblichen Neffen waren Wilhelm und Johann, die Söhne des im Jahre 1355 bereits verstorbenen Wilhelm von Stel.¹⁾ — Aus einer zu Meue ausgestellten Urkunde vom 8. Januar 1334 kennen wir den zur Meißener Diözese gehörigen Kleriker und öffentlichen Notar Johannes, den Sohn des verstorbenen Franko von Belgern, und irren wohl kaum, wenn wir in ihm jenen Johannes wiedererkennen, der als Notar des Hochmeisters Luther von Braunschweig im September 1333 ein ermländisches Kanonikat erhielt. Wahrscheinlich seit Ende des Jahres 1345 bekleidete er die Würde des Domdechanten und wurde dann 5 Jahre später Bischof von Ermland.²⁾

Wieder also bestieg mit ihm ein Parteigänger des deutschen Ordens im Kapitel den ermländischen Bischofsstuhl. Der Chronist Plastwich schildert den neuen Bischof als einen Mann, der mit treuem Bemühen in den Spuren seiner Vorgänger wandelte, der sich um die Wohlfahrt und den Vorteil seiner Kirche aus allen Kräften sorgte. Er rühmt seine scharfsichtige Klugheit, seine erfolgreiche Arbeit, seine unverbrossene nimmer rastende Tätigkeit, seine bemerkenswerte hervorragende Tüchtigkeit. In nichts stehe er seinen Vorgängern an Verdiensten nach, nichts habe er unversucht gelassen, nichts lässig betrieben, sondern alles überaus umsichtig und sorgfältig vorbereitet.³⁾

Mit der von dem Chronisten an ihm gepriesenen Umsicht und Sorgfalt ging Bischof Johann I. von Meißen auch an die Aufgabe, deren Lösung nach wie vor den ermländischen Landesherren vor allem am Herzen liegen mußte, an die weitere Besiedelung und Urbarmachung seines Fürstentums. Südlich von Guttstadt zog

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 162 Anm. 2; Nr. 224, Ser. rer. Warm. I, S. 215.

²⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 626, I, Reg. S. 151 f. Nr. 402—404. Vgl. Erml. Zeitschr. XIII, 942 Anm. 2; 955 Anm. 1 u. 2 und dazu S. 3. XX, 717. Bischof Johann I. kann demnach nicht jener Johannes sein, der seit 1323 in den ermländischen Urkunden als Domdechant vorkommt. Darnach ist zu berichtigen S. 3. I, 112; III, 348 f.; VI, 299 u. Ser. rer. Warm. I, 6.

³⁾ Ser. rer. Warm. I, 60.

sich zu beiden Seiten der Alle das altpreußische Feld Troben hin. Schon am 16. Februar 1292 hatte Bischof Heinrich I. Fleming den nördlichen Teil des genannten Feldes den Preußenbrüdern Turnotor und Santhaps als Lehen zu kulmischem Recht verschrieben.¹⁾ Auch in seinem südlichen Teil, der zum Unterschied von dem nördlichen den Namen Barthentrogen führte, saßen wohl seit der Väter Zeiten Angehörige der Stammbevölkerung. Doch die neue Landesherrschaft ließ sie vorläufig unbehelligt, bis dann rund zwei Menschenalter später auch ihr Gebiet erschlossen wurde. Durch Urkunde vom 25. Mai 1353 übertrug Bischof Johann I. dem umsichtigen Mann, dem Preußen Pomenen und seinen wahren Erben aus besonderer Gnade 3 Haken im Feld Barthentrogen nach preußischem Recht zu freiem Besitz, indem er ihnen für je 1 Haken 1 Hufe zuwies. Unter der Voraussetzung, daß sie ihren Herren die schuldige Treue bewahrten, durften sie von ihrem Besitztum, auf dem ein leichter Reiterdienst mit den üblichen Verpflichtungen und Abgaben lastete, nicht vertrieben werden. Sie hatten ein Wehrgeld von 30 Mark. Sollte dereinst von Bischof Johann selbst oder seinen Nachfolgern auf dem Feld Barthentrogen ein deutsches Dorf gegründet werden, dann mußten Pomenen oder seine Erben mit ihrer Besitzung in den Dorfverband eintreten, von ihr aber weiter den Reiterdienst leisten sowie alles übrige tun, wozu die preußischen Reiter, die in deutschen Dörfern saßen, sonst gehalten waren. Zur Ausbesserung der Zäune und der andern Vorrichtungen, die dem Schutz der Saaten dienten, hatten sie gleich den übrigen Dorfsassen ihren Teil beizutragen.²⁾

Den Plan, den Johann I. in dem Privileg für den Preußen Pomenen andeutet, auf dem Feld Barthentrogen ein deutsches Dorf anzusetzen, hat er wohl selbst noch zur Ausführung gebracht. Doch erst sein Nachfolger Bischof Johann II. Stryprowa verschrieb unter dem 13. Juni 1365 dem Lokator und ersten Schultheiß des Dorfes Barthentrogen (**Daffatron**), einem gewissen Eskardus, und seinen

¹⁾ Cod. dipl. Warm. I, Nr. 89; G. 3. XIII, 417 ff.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 198. Ausgestellt ist die Urkunde von Johann I. zu Heilsberg am Sonnabend in der Fronleichnamsofokabe (25. Mai) des Jahres 1353, während eine zweite Urkunde des Bischofs aus demselben Jahr und von demselben Tag, dem Tag des seligen Papstes Urbanus (25. Mai) den Ausstellungsort Schloß Braunsberg angibt. Schon der Wechsel in der Heiligenbezeichnung läßt vermuten, daß die Jahre verschieden sein müssen, und daß in einer der Urkunden das Jahresdatum verschrieben ist.

wahren Erben und Rechtsnachfolgern die der Ortschaft im Feld Barthentoben zugewiesenen 44 Hufen zu kulmischem Recht. Davon bildeten 4 Freihufen den Schulzenhof, dessen Inhabern wie üblich die kleinen Gerichte und ein Drittel der großen und außerdem der halbe Kruggins zustanden. Daß die Anfänge des Dorfes Barthentoben in die Regierungszeit Johanns I. zurückreichen, dafür spricht der Umstand, daß im Jahr 1365 die Rodung der Gemeindeflur bereits vollendet war; wenigstens werden der Ortschaft durch die Handfeste nur noch 3 zinsfreie Jahre zugesichert, und schon während dieser 3 Jahre hat jede Hufe 1 Scheffel Roggen jährlich an den bischöflichen Tisch abzuführen, ein Beweis, daß die Hufen bereits unter dem Pfluge standen. Nach Ablauf der 3 Freijahre, d. h. vom Jahr 1369 ab, hatte jede Hufe jährlich zu Martini $\frac{1}{2}$ Mark landläufiger Pfennige und 2 Hühner zu zinsen, von jedem Pfluge aber waren gleichzeitig 1 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Roggen gemäß den Bestimmungen des kulmischen Rechts ohne jeden Verzug zu entrichten.¹⁾

Neben dem Preußen Pomenen saßen noch zwei seiner Landsleute in der Gemarkung des deutschen Dorfes Barthentoben. Auch sie hatten vermutlich zu derselben Zeit und in derselben Weise wie Pomenen von Bischof Johann I. je 3 Hufen statt ihrer bisherigen 3 Haken zu einem Reiterdienst und den damit verbundenen sonstigen Verpflichtungen verbrieft erhalten und traten nun, alle 3, in den Dorfverband ein. Ausdrücklich besagt die Handfeste vom 13. Juni 1365, daß der Landesherr von den 44 Dorfhufen an 3 in der Dorfmark gefessene preußische Reiter und ihre Erben je 3 Freihufen übertragen habe zu im ganzen 3 Diensten, die sie der ermländischen Kirche und dem Bistum nach der üblichen Sitte der preußischen Reiter zu leisten verpflichtet sind, wenn immer der Befehl dazu an sie ergeht. In Sachen der niederen Gerichtsbarkeit unterstehen sie, wie jeder andere Dorfbewohner, dem Gericht des jeweiligen Schulzen; über ihre schweren Vergehen aber urteilt der Bistumsvogt ab, und er allein erhebt auch die davon fallenden Bußen. Nur wenn die Güter der genannten preußischen Reiter durch Tausch oder sonstwie Zinsgüter werden sollten, erhält der Schultheiß in ihrem Bereich außer auf die kleinen auch den Anspruch auf ein Drittel der großen Gerichte.²⁾

1) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 383. Wegen des von den Dörfern zu leistenden Pflugforns vgl. E. B. XIV, 347 f.

2) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 383.

Die drei preußischen Freilehen in Dorf Bartentronen oder Bartentronen¹⁾ — der Name änderte sich weiter in Bartentron und Battatron — haben nicht lange bestanden. Das im bischöflichen Archiv zu Frauenburg befindliche im 15. Jahrhundert angelegte Privilegienbuch C 2, die sogenannte Abbreviatura privilegiorum, weiß nichts mehr von ihnen. Nach ihr hat das zu kulmischem Recht ausgetane Dorf Bartentron im Kammeramt Guttstadt 44 Hufen, wovon 4 das Schulzengut bilden und die übrigen 40 Hufen Binschufen sind.²⁾ 1587 sitzen im Dorf Bartentron 1 Schulz, der von seinen 4 Hufen zu einem leichten Reiterdienst verpflichtet ist, und 9 Bauern, die einen Mann mit einem langen Rohr zu Fuß ausrichten müssen. Das summarische Verzeichnis von 1656 vermerkt bei dem zum bischöflichen Wortwerk Schmolainen scharwerkspflichtigen Dorf Barthenthron 44 Hufen, 1 Schulzen und 14 Bauern sowie einen Teich des Dorfes, der da „pfleget mit Hechten besetzt zu werden, und stehen anieho darinnen 10 Schock.“³⁾ — Inzwischen hatte Bischof Simon Rudnicki unter dem 9. Januar 1616 die Dorfhandfeste erneuert und durch sie der Ortschaft wiederum 4 Schulzen- und 40 Binschufen verbrieft. 1676 am 10. Juni ver schrieb Bischof Johann Stephan Wbdzga 3 der Dorfschulzen in Battatron einem gewissen Benedikt Berendt zu kulmischem Recht; doch Bischof Radziejowski kassierte durch Urkunde vom 12. März 1682 das kulmische Recht und verlieh die gleichen Hufen demselben Benedikt Berendt auf 3 Generationen unter einem Kanon von 6 Mark. Noch 1772 werden darum im preußischen Kontributionskataster 3 Hufen des Dorfes Battatron als adelige unter den Gratialhufen, d. h. unter den Domänenhufen aufgeführt, die die Landesherrschaft auf gewisse Jahre verschenkt hatte. Scharwerksfrei waren ums Jahr 1702 in Battatron weitere 4 Binschufen, 1, die der Schultheiß, 1, die die Gemeinde, und 2, die ein Petrus Gerik nutzte; doch hatte letzterer außer dem Geldzins von 20 Mark für die Hufe noch den Hühner- und Gänsezins zu leisten, den der Schultheiß und die Gemeinde nicht leisten durften. Heute mißt die Battatroner Gemarkung 983,77,50 ha oder rund 58 Hufen. Das Übermaß von nahezu 14 Hufen geht wohl, zum Teil wenigstens, auf Rechnung des jetzt trocken gelegten ehemaligen Fischteiches sowie

¹⁾ So Cod. dipl. Warm. III, Nr. 205.

²⁾ Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 26^b.

³⁾ G. B. VI, 213, 228; VII, 230, 236, 239.

der dem Battatroner Gemeindebezirk einverleibten Ludwigsmühle.¹⁾

Durch Urkunde vom 1. Mai 1297 hatte Bischof Heinrich I. Fleming die Besitzung, die er 5 Jahre früher, am 16. Februar 1292, den beiden Preußenbrüdern Turnoron und Santhap gemeinsam im Feld Troben verschrieben hatte, geteilt in der Weise, daß er dem Turnoron und seinen Söhnen Knaypan und Spayrote das Gebiet links von der Aue, das nachmalige Knopen zutwies, während Santhap und seine Erben den am rechten Ufer der Aue gelegenen Teil des genannten Feldes erhielten.²⁾ Als dann nach der Gründung Guttstadts der Kämmerer des Bezirks, der spätere Burggraf, seinen Sitz, den er bisher auf der Burg zu Glottau gehabt hatte, ums Jahr 1348 in das Guttstädter Schloß verlegte³⁾ und zu seinem und der Bischöfe Unterhalt, falls diese vorübergehend in Guttstadt Hof hielten, ein in der Nähe gelegenes landesherrliches Tafelgut benötigte, da tauschte Bischof Johann I. im Jahre 1355 die südliche Hälfte der alten Begüterung Santhaps, welche Hälfte damals dem Preußen Boydune, den Preußenbrüdern Gerco und Dhyngon und den Preußenfrauen Bunte und Grassute gehörte, von diesen gegen einen wahrscheinlich gleich großen Besitz, gegen 13 Hufen in Potritten, Walkeim und Wurteniken (Nichtenhagen) bei Seeburg ein, schlug dazu noch eine Anzahl Hufen von der im Osten daran stoßenden herrschaftlichen Heide und schuf daraus ein bischöfliches Wortwerk **Althof**, d. h. den alten Hof, wie das Alob nachmals genannt wurde, als seit 1366 die Bischöfe im Norden von Guttstadt sich ein neues Tafelgut, Schmolainen mit Kossen, einrichteten, indem sie zu diesem Zweck nach und nach Prolitten, die ehemalige Besitzung der Wildenberg, durch Tausch in ihren Besitz brachten.⁴⁾ Da nun Schmolainen, das bald auch Sommerresidenz der ermländischen Fürstbischöfe und Sitz des Kammeramtes Guttstadt wurde, den wirtschaftlichen Bedürfnissen des bischöflichen und burggräflichen Hofhaltes vollauf genügte, ließ schon Bischof Heinrich III. Sorbom das Wortwerk Althof eingehen. Zum 28.

¹⁾ Mon. hist. Warm. X, 26; G. B. X, 91; XIV, 670.

²⁾ G. B. XIII, 419 f.

³⁾ G. B. XX, 90 f. Weil Glottau Sitz des Kämmerers war, ist wohl hierhin auch das Kollegiatstift zum hl. Erlöser und zu Allerheiligen verlegt worden, um später, als der Kämmerer seinen Sitz in Guttstadt nahm, ihm auch dorthin zu folgen.

⁴⁾ G. B. XIII, 414 f. 420; Cod. dipl. Warm. III, Nr. 205.

Oktober 1376 wird es noch erwähnt, unter dem 6. Dezember 1386 aber übertrug der Bischof 26 zwischen den Dörfern Nekistern, Schönwiese, Bartentronen und der Stadt Guttstadt gelegene bisher zu dem bischöflichen Mlod Aldehof gehörige Hufen einem gewissen Elias zur Gründung eines neuen Dorfes, das gleichfalls den Namen Althof führen sollte. 3 von den Hufen erhielt Elias zu kulmischem Recht als Freihufen zum Schulzenamt mit den kleinen und einem Drittel der großen Gerichte. Jede übrige hatte jährlich zu Martini $\frac{1}{2}$ Mark und 2 Hühner zu zinsen. Weiter verlieh Heinrich III. dem Dorfe noch 4 Hufen Heide zu kulmischem Recht gegen einen jährlichen Zins von 8 Stot und 2 Hühnern von der Hufe. Der Tag der Zinslieferung ward ins Belieben der Dorfbewohner gestellt.¹⁾

Wenig über ein Jahr später, am 31. Januar 1388, wurde dem Dorf Althof bei Guttstadt die eigentliche und fortan allein geltende Handfeste gegeben. Weil es dem Nutzen des bischöflichen Tisches so am besten entsprach, verschrieb Heinrich (Sorbon), von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden Bischof von Ermland, in ihr seinem lieben Getreuen Helhas und dessen Erben und Rechtsnachfolgern $27\frac{1}{2}$ Hufen im Felde oder in der Gegend, die gemeinhin „zu dem Aldehove“ hieß, damit er daselbst ein Dorf nach kulmischem Recht ansetze. Von diesen $27\frac{1}{2}$ Hufen erhielt Helhas für sich und seine Rechtsnachfolger, wie es Siedelungsbrauch war, $2\frac{1}{2}$ freie Hufen (zum Schulzenamt mit den kleinen und einem Drittel der großen Gerichte, was freilich in der Urkunde nicht besonders vermerkt ist) und zudem aus besonderer Gnade eine von jedem häuerlichen Dienst, d. h. von jedem Scharwerk freie Zinshufe, während dem Müller in der Heide 1 Hufe, die früher Eigentum der bischöflichen Mühle gewesen war, zinsfrei zu ewigem Besitz zugesprochen wurde. Für jede der übrigen (23) Hufen hatten die Dorfsinsassen $\frac{1}{2}$ Mark und 2 Hühner, für $1\frac{1}{2}$ Hufen Heide außerdem noch im ganzen $\frac{1}{2}$ Mark und 3 Hühner alljährlich zum Feste des hl. Martin an den bischöflichen Tisch abzuführen. Als Grenzen von Althof gibt die Handfeste an den Allefluß und die Gemarkungen der Stadt Guttstadt und der Dörfer Nekistern (jetzt zu Guttstadt gehörig), Schönwiese, Alunderstwalde (Alingerswalde) und Bartentronen²⁾. In diese Grenzen waren, wie wir

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 22, 205.

²⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 222.

sahen, 29 Hufen eingeschlossen, 27 $\frac{1}{2}$ Hufen Ackerland und 1 $\frac{1}{2}$ Hufen Heide, während die Verschreibung vom 6. Dezember 1386 der Ortschaft 30 Hufen, 26 Ackerhufen und 4 Heidehufen, zugestanden hatte. Als dann die auf der Grenzscheide Althof-Guttstadt gelegene Heidemühle, deren Besitzer ja eine zinsfreie Hufe in Althof sein eigen nannte, ums Jahr 1409 außer Betrieb gesetzt wurde, ward ihr Areal, die eine Hufe in Althof und 3 Hufen 6 kulmische Morgen zwischen Guttstadt, Nekistern, Althof und der Alle zur Gemarkung des Dorfes Althof geschlagen¹⁾, die damit auf 32 Hufen, 6 Morgen stieg. In den amtlichen Registern wird freilich nach wie vor mit Berufung auf die Handfeste vom 31. Januar 1388 die Zahl der Hufen von Althof mit 27 $\frac{1}{2}$ angegeben.²⁾ In diese Hufen teilen sich im Jahr 1587 der Schultheiß, der von seinen 2 $\frac{1}{2}$ Schulzenhufen zusammen mit dem Schulzen von Anopen zu einem leichten Reiterdienst verpflichtet ist, und 10 Bauern, die einen Mann zu Fuß ausrichten müssen. 1656 sitzen in Althof, das beim bischöflichen Wortwerk Schmolainen scharwerkspflichtig ist, außer dem Schulzen 7 Bauern, und um 1702 hat der zeitige Schultheiß 1 $\frac{1}{2}$, der Bauer Gregor Braun 2 von den Dorfzins-hufen ohne Scharwerkspflicht und sonstige Leistungen nur gegen 30 Mark Zins von der Hufe in Besitz.³⁾ Der heutige Kataster gibt dem Dorf eine Größe von 597,91,20 ha oder etwas mehr als 35 Hufen.

Das Gelände östlich von Althof und Battatron war zur Zeit, da Johann I. den ermländischen Bischofsstuhl bestieg, noch mit dichtem Wald bestanden. Gegen Ende seiner Regierung, wohl kaum vor dem Jahre 1355, überließ genannter Bischof 40 Hufen dieses Waldes seinen getreuen Lehnsleuten, den Brüdern Alexander und Jordan von Bahsen, den Söhnen des verstorbenen Ritters Heinrich von Bahsen des Älteren, und ihren wahren Erben und Rechtsnachfolgern als Entschädigung für ihren Anteil an den

¹⁾ Ueber die Heidemühle vgl. C. 3. XIV, 667 ff. Ihre Einverleibung in Althof bezeugt die Abbreviatura privilegiorum Bisch. Arch. Jrbg. C 2 fol. 26^b durch den Vermerk: Adde infra heydemole, quia illi agri incorporati sunt ville Aldehoff.

²⁾ Nur das Summarische Verzeichnis von 1656 (C. 3. VII, 236) vermerkt bei Althof 26 Hufen. Ihm hat ohne Zweifel die Urkunde vom 6. Dezember 1386 vorgelegen.

³⁾ C. 3. VI, 213, 223; VII, 230, 236; Mon. hist. Warm. X, 35, 146, C. 3. X, 108, 728.

Gütern im Dorf Grunenberg bei Braunsberg, den der Fürstbischof dafür eintauschte. Die Brüder und ihre Erben erhielten die 40 Waldhufen mit allem und jedem, was innerhalb ihrer Grenzen lag, mit den Wiesen, Weiden, Sümpfen, Bäumen, Wäldern, Sträuchern und Gewässern, mit allem Eigentumsanspruch, Nießbrauch und Nutzen, mit der niedern und der an Hals und Hand gehenden hohen Gerichtsbarkeit nach kulmischem Recht zu freiem, ewigem Besiz. Dem gegenüber lastete auf den Hufen ein leichter Reiterdienst, den ihre Besizer bereitwillig und treu zu leisten hatten sowohl gegen jedweden Angreifer der ermländischen Kirche und des Fürstbistums, wie zur Landesverteidigung, wann und so oft immer im Namen des Landesherrn die Aufforderung dazu an sie erging. Auch hatten sie das Pflugkorn, von jedem Pflug 1 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Roggen, von jedem Haken 1 Scheffel Weizen, und zur Anerkennung der Herrschaft, d. h. des Obereigentums der Landesherrschaft an dem verliehenen Grund und Boden, die sogenannte Recognitionengebühr, 1 Markpfund Wachs und 6 kulmische Pfennige alljährlich zu Martini an den bischöflichen Tisch zu entrichten.¹⁾

Auf ihrer neuen Begüterung setzten Alexander und Jordan von Bahsen sofort das Dorf Eschenowe (**Eschenau**) an, das sie dann mit Genehmigung des Bischofs Johannes Strypock ums Jahr 1366 ihrem Oheim Albert von Bahsen, einem Sohne des verstorbenen Ritters Albert von Bahsen des Älteren, gegen dessen Güter in Bahsen (Bassien) überließen. Auch der neue Besizer und seine Rechtsnachfolger hatten für Eschenau der Landesherrschaft einen Reiterdienst, das Pflugkorn und den Anerkennungszins zu leisten.²⁾ — Albert von Bahsen war den Tausch eingegangen, weil Eschenau an jene 40 Hufen im Wald Wummeritten stieß, die Johann I. von Meißen ihm selbst für seinen dem bischöflichen Tisch abgetretenen Anteil an dem Dorf Grunenberg bei Braunsberg verliehen hatte zu derselben Zeit und unter denselben Bedingungen, wie seinen Verwandten, dem Alexander und Jordan von Bahsen, die 40 Hufen von Eschenau. Noch ehe er der Familie Bahsen den mit ihr vorgenommenen Gütertausch — Grunenberg gegen Eschenau und Wummeritten — hatte verbrieften können, war Johann I. gestorben. Erst unter dem 6. August 1366 holte

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 396.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 396.

ein unmittelbarer Nachfolger Johann II. Strypock auf Bitten der Bahsen das Versäumte in aller Form Rechtsens nach. Durch dieselbe von Bischof und Kapitel besiegelte Urkunde bestätigte er zugleich den zwischen Alexander und Jordan und Albert von Bahsen vereinbarten Güterwechsel¹⁾, sodas Albert von Bahsen fortan unbestrittener Besitzer von Eschenau und Wummeritten war.

Eine ums Jahr 1382 vorgenommene Vermessung ergab beim Dorf Eschenau 6 Hufen 10 (kulmische) Morgen Uebermaß. Bischof Heinrich III. Sorbom verkaufte dieses Uebermaß am 12. März 1382 an den Schulzen und die Bewohner des Dorfes zu Erbrecht und legte jeder Hufe einen jährlichen zu Weihnachten fälligen Zins von $\frac{1}{2}$ Mark, den 10 Morgen einen solchen von 4 Skot auf.²⁾ Aller anderen Leistungen, selbst des Scharwerks, waren die Hufen und Morgen ledig.³⁾

Die 40 Hufen Alberts von Bahsen im Wald Wummeritten⁴⁾ bilden das heutige südöstlich von Eschenau gelegene Dorf **Gradtken**.⁵⁾ Zum ersten Mal wird die Besizung unter dem Namen Grunenberg am 5. Februar 1369 erwähnt⁶⁾; als Dorf Grawdekahn oder Grawden oder Grauden taucht sie in den 70er Jahren des 14. Jahrhunderts auf. Ein eigentliches Bauerndorf ist Grawden aber damals wohl noch nicht gewesen. Wahrscheinlich wurde es als Gut von den Eschenauer Bauern bescharwert.

Bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinein waren Eschenau und Grawden im Besiz des Zweiges der Baizen, die sich nach dem Gut Komalmen bei Guttstadt, das ihnen gleichfalls gehörte, die Herren von Komalmen nannten.⁷⁾ Dann kamen beide

1) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 396.

2) Cod. dipl. Warm. III, Nr. 132.

3) Die Geldabgabe erfolgte pro omni censu et servicio. Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 27 b.

4) Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 31 b schreibt Wungerithen.

5) Cod. dipl. Warm. II, S. 408, Anm. 1. Auch die Abbr. privil. im Bisch. Arch. Frbg. C 2 macht auf Seite 31 b im Text selbst bei Wungerithen den Zusatz: quod est villa Grauden.

6) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 430. Die Vermutung liegt nahe, das der Name Grawdekahn, Grawden-Grunenberg gewählt wurde in Erinnerung an das Dorf Grunenberg bei Braunsberg, für das ja der Wald Wummeritten das Tauschobjekt war. Vgl. E. 3. XIII, 368 Anm. 1. Grawdekahn oder Grunenberg heißt die Ortschaft in einer Urkunde vom 24. Oktober 1376. Cod. dipl. Warm. III, No. 23.

7) Vgl. Erml. Zeitschr. XVIII, 277 ff.

Gutsdörfer durch Kauf an das Guttstädter Kollegiatstift. Am 28. Februar 1401 bevollmächtigte das Stiftskapitel, an seiner Spitze der Propst Magister Nikolaus Stubenberg und der Dechant Hermann von Melbiug, seinen Schaffer, den Stifths herrn Jakobus Melsag, den Leiter der weltlichen Angelegenheiten des Stifts, durch eine von dem öffentlichen Notar, dem ermländischen Kleriker Burghard Wartemberg ausgestellte Notariatsurkunde, für das Stift den Kauf mit den Brüdern Pechhoue (Petrus), Albert und Johannes von Komalmen in die Wege zu leiten, den Preis zu vereinbaren und zu zahlen, den Verzicht der Verkäufer auf die verkauften Güter entgegen zu nehmen, deren Handfesten und andere sie betreffende Rechtschriftstücke herauszufordern, die gerichtliche Verschiebung und Auflassung zu bewirken und überhaupt alles zu tun und auszuführen, was hierzu nötig und nützlich sei. Jakob Melsag hat, wie es scheint, bei den Kaufverhandlungen manche und große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Denn erst am 15. November 1402 ward die Sache vor dem bischöflichen Landgericht zum endgültigen Abschluß gebracht. Es tagte in der Stadt Wormditt im Hause des dortigen Bürgers Michael Bichil. Sein Vorsitzender war der damalige Landrichter, der gestrenge Herr Kaspar von Bahsen; auf der Schöffenbank saßen als Land- und Provinzialschöffen die umsichtigen Männer Dietrich von Elditten, Clauro (Nikolaus) vom Felde, Günther von Rogettel (Regerteln) und Bonifazius von Arnsdorf. Der Verhandlung, die übrigens öffentlich war, so daß jeder Zutritt hatte, wohnten amtlich noch bei der Notar Burkhard Wartemberg und als besonders geladene Zeugen die ehrenwerten und achtbaren Männer Hermann, genannt Junge Hermann, Michael, genannt Kretzemer, sowie der Schultheiß und die drei damaligen Schöffen der Stadt Wormditt.¹⁾ Vor gehegtem Landthing und vor Notar und Zeugen erklärten die persönlich erschienenen Pechho und Johannes von Komalmen sowie Margaretha, die Gemahlin Alberts von Komalmen, samt ihren Kindern — Albert selbst war nicht zugegen — und erkannten es unumwunden an, daß sie nicht genötigt und nicht gezwungen, sondern aus eigenem Antrieb und wohlüberlegter Absicht nach eingeholter Zustimmung des Herrn Bischofs Heinrich von Ermland ihre Dörfer Eschenau und

¹⁾ Junge Hermann läßt sich seit 1406 als Bürgermeister von Wormditt nachweisen; Michael Kretzemer dürfte Rathsherr daselbst gewesen sein. Vgl. E. B. XIV, 208, 212.

Grauden mit allen ihren Rechten, allen ihren Freiheiten und all ihrem Zubehör, sowie sie sie selbst bisher besessen hatten, für 800 preußische Mark an den Herrn Jakob, den Geschäftsträger und Bevollmächtigten des Guttstädter Kollegiatstiftes, verkauft und von ihm vollständige und unverkürzte Bezahlung in guter Münze erhalten hätten. Sie stellten ihm darüber die Quittung aus, verzichteten, wie es landesüblich war, zu seinen Gunsten auf die genannten Dörfer mit ihren Rechten, Pertinenzien und Freiheiten und auf ihren weiteren Besitz, entsagten auch jedem Recht, jeder Forderung, jedem Vorteil, der etwa für sie aus dem früheren Besitz besagter Dörfer abgeleitet werden könnte, und versprachen, den Herrn Jakob oder vielmehr das Kollegiatstift, das er vertrat, vor jeder Beschwerde oder Belästigung wegen der Dörfer Eschenau und Grauden zu bewahren. Sie verbürgten sich zugleich dafür, daß ihr abwesender Bruder alles anerkennen und billigen werde. Ueber die Verhandlung wurde auf Bitten des Stiftsvertreters, des genannten Jakob Melsag, vom Notar Burkhard Wartemberg eine Notariatsurkunde ausgefertigt, deren Original auf Pergament noch heute im Kirchenarchiv zu Guttstadt vorhanden ist.¹⁾

Noch nahezu 20 Jahre hindurch wurde Grauden auch vom Kollegiatstift als Gut mit Hilfe der Eschenauer Schartwerksbauern bewirtschaftet. Dann wurde es ebenfalls mit Bauern besetzt. Am St. Peterstag vor der Fastnacht, am 22. Februar in dem tausendvierhundertundzweiundzwanzigsten Jahre nach Gottes Geburt stellen Martin Wenhnger, Propst, Nikolaus Crossen, Dechant, Gerhard Kochs, Heinrich Bormeland, Arnold Winkeler, Reinhard Reinken, Johannes Mhsner, Hieronymus Eindel, Johannes Juwer und Bartholomäus Grancz, Domherren und Kapitel der Kirchen zu Guttstadt, die Handfeste aus, durch die sie bekannt geben, daß sie „mit wohlbedachtem Mute und zur Nutzbarkeit ihres Kapitels verliehen haben 40 Hufen dem ehrbaren Mann Reyniken von Bugen, sie zu besitzen zu kulmischem Recht in ihrem Dorf zu Grauden. Von denselben 40 Hufen soll der genannte Reynike und seine Erblinge und Nachkommlinge 4 Hufen haben frei zu ewigen Zeiten zu einem Schulzenammecht (Schulzenamt) und soll dazu auch haben in einer sonderlichen (aus besonderer) Gunst 2 Gnadenhufen.“ Von diesen soll er und seine Erben und Nachkommen dem Kapitel alle Jahr auf St. Martinstag

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 382.

zinsen für jede eine gute halbe Mark gewöhnlicher Münze und 2 Hühner. Auch von den 2 Hufen soll er und seine Erben frei sein ohne allen Herrendienst und Schartwerk, sondern er soll davon mit den andern Inwonigen (Eintwohnern) mithelfen „zu steigen und zu wegen, zu wandeln und zu bessern, wenn und wo das wird not tun an dem vorgeannten Dorfe“. Würden aber dieselben 2 Hufen von dem vorgeannten Schulzen oder seinen Erben in welcherhand (irgend einer) Weise kommen in fremde Hände, „so sollen die auch denn dienstpflchtig werden gleich als die andern Hufen zu bäuerlichem Recht“. Weiter die Besitzer der andern 34 Hufen sollen 4 Jahre frei sitzen ohne Zins. Darnach die nächsten andern 4 Jahre sollen sie halben Zins geben, dann darnach sollen sie dem Kapitel alle Jahr gleicherweis auf St. Martinstag auch von jeder Hufe zinsen eine gute halbe Mark der vorgeannten Münze und 2 Hühner. Auch gab das Kapitel dem genannten Schulzen Rehniken von Buxen und seinen Nachkommen „die kleinsten Gerichte“ zu 4 Schillingen und darunter ganz und von den „größten Gerichten“ das dritte Teil. Was aber das Kapitel erläßt, das soll auch der Schulz erlassen. Der Schulz und die Dorfsinsassen sollen dem Stift untertan sein gleich als die andern Schulzen und Eintwohner in des Kapitels andern Dörfern. Besiegelt ist die Urkunde, deren Original gleichfalls noch vorhanden ist, mit dem Siegel des Kollegiatstiftes.¹⁾

Die Kriege des 15. und 16. Jahrhunderts legten vermutlich Eschenau und Gradiken in Schutt und Asche. Die Ortschaften verschwanden vollständig vom Erdboden, und ihre Ackerhufen bestanden wieder mit Wald. Erst als nach dem Kraßauer Frieden von 1525 wieder bessere Zeiten für das Fürstbistum kamen, erwuchs Eschenau aufs neue. Das Guttfstädter Kapitel stattete das Dorf damals mit 38 Ackerhufen aus; wenigstens vermerkt das summarische Verzeichnis beim Dorfe der Guttfstädter Domherren Eschenau 38 Hufen, auf denen 1 Schulz, 1 Krüger und 13 Bauern sitzen, die davon alljährlich 10 Scheffel Hafer, 28 Hühner, 7 Gänse und 91 Gulden bares Geld zinsen. Der Schultheiß hatte zudem die Pflicht, wenn in den benachbarten Seen des Stiftes mit dem großen Garn gefischt wurde, Fuhrwerke zur Abholung von Netzen nach Königsberg, Elbing und Tolkemit zu stellen sowie die gefangenen Fische nach dem Kollegium zu fahren. Dafür besaß er und wohl auch das ganze Dorf Fischereigerechtigkeit in den

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 582.

nächsten Gewässern. — Zu den 38 Dorfhufen kamen noch besonders 2 Pfarrhufen. Die übrigen ($6\frac{1}{3}$) Hufen, die außerdem einstens zu Eschenau gehört hatten, blieben Wald und als solcher im unmittelbaren Besiz des Stiftes, das, wie aus dem Musterzettel von 1587 hervorgeht, von seinem Dorf Eschenau nach wie vor im Kriegsfall einen leichten Reiter zu stellen, hatte.¹⁾ Heute mißt die Gemarkung der Ortschaft, die bis zur Aufhebung des Kollegiatstiftes im Jahre 1810 diesem zu eigen gehörte, 871,67,10 ha oder etwas über 51 Hufen. Das Uebermaß von rund 5 Hufen ist wohl auf die Rechnung der genaueren Vermessung zu setzen.

Die Eschenauer Pfarrkirche wird in dem Verkaufsvertrag vom 15. November 1402 mit keinem Wort erwähnt. Sie dürfte demnach erst nach diesem Jahr erbaut und dotiert worden sein. Mit dem Dorf ging auch die Kirche zu Grunde. Nach ihrem Wiederaufbau im Jahre 1580 — am 25. Oktober 1580 hatte das Guttstädter Kapitel ihr 2 Hufen zugewiesen — wurde sie, deren Mutterkirche ehemals die gleichfalls dem Kollegiatstift zugehörige Kirche von Süßenthal gewesen war, Tochterkirche von Roßberg. Am 6. Juni 1583 weihte sie Bischof Martin Kromer zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der seligsten Jungfrau Maria und des hl. Martin. Nach einem Erweiterungsbau ward sie am 18. Juni 1684 abermals geweiht.²⁾ Das schlichte Gotteshaus ist seitdem im großen und ganzen unverändert geblieben.

Die 40 Hufen des Dorfes Gradtken wurden nach ihrer Verwüstung vom Guttstädter Kapitel nicht wieder angesetzt, sondern verkauft, an wen, wissen wir nicht. Vermutlich an die Landesherrschaft selbst; denn unter dem 1. August 1585 tut Bischof Martin Kromer die 40 Hufen zu einem Reiterdienst und dem üblichen Pflugkorn mit den kleinen und großen Gerichten — nur die Verhängung der Todesstrafe und das Strafengericht behielt sich der Landesherr vor — zu kulmischem Recht aus wahrscheinlich an Herrn Heucke von der Damerau Dombrowski, dem Gradtken

¹⁾ Erml. Zeitschr. VII, 233, 321; VI, 212; IX, 391; X, 109. Wenn einmal die Zahl der Hufen für die dem Kapitel zu Guttstadt gehörigen adeligen Dörfer Cossen und Eschenau zusammen auf 25 Hufen angegeben wird (E. B. VII, 297), so sind ohne Zweifel die bäuerlichen Scharwerkshufen darin nicht mitbegriffen.

²⁾ Ser. rer. Warm. I, 421 f. Voetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler Ostpreußens Heft IV. Das Ermland S. 189. Doch ist auf die geschichtlichen Angaben Voettichers wie sonst, so auch hier wenig Verlaß.

nachweislich im Jahr 1587 gehört.¹⁾ Ums Jahr 1656 ist ein Herr Michalowicz oder Michałowski Besitzer von Grادتken im Kammeramt Guttstadt. Damals liegt noch das ganze Pflugkorn, 10 Scheffel Weizen und 10 Scheffel Roggen, auf dem Gut. Durch Bischof Michael Stephan Radziejowski wird es unter dem 21. März 1682 auf 4 Scheffel Weizen und 4 Scheffel Roggen ermäßigt, die alljährlich an das Heilsberger Schloß abzuführen sind. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gehört Grادتken dem edlen Georg von Kalkstein. 1740 nennt es die Familie von Kautek, 1750 die Familie von Annoni ihr eigen, und 1767 sitzt auf dem Gut als Erbherr der Mehlfacker Burggraf Antonius von Kautenberg. Grادتken zählte damals 143 Einwohner.²⁾ Die Gemarkungsgröße hat sich nicht geändert. Sie beträgt heute 729,55,90 ha oder nahezu 43 Hufen. — Im Jahre 1743 erbaute der damalige Besitzer des Gutes, Andreas Kautek, daselbst ein Privat-Betthaus, in dem von 1743—1782 Messe gelesen wurde.³⁾

Einst hatte Ermlands Bischof Heinrich (II Wogenap 1329—1334) der Familie von Rogedlen (Regerteln) im Land Bertungen (südlich von Allenstein) — den altpreussischen Namen haben die Ortschaften Groß- und Klein Bertung bis auf den heutigen Tag erhalten — 120 Hufen verliehen. Die Rechtsgültigkeit der Verleihung muß nicht ganz zweifelhaft gewesen sein. Jedenfalls wurde der Besitz der Hufen der Familie Rogedel streitig gemacht und zwar, wie es scheint, von Untertanen des deutschen Ordens. Es waren, wie sich bald herausstellte, gehässige Mitbewerber und unbequeme Konkurrenten. Der Streit zog sich eine Reihe von Jahren hin, und die ermländische Kirche hatte der Hufen wegen manch scharfen Angriff und bitteres schweres Ungemach zu erdulden. Die von Rogedlen forderten ungestüm die unbedingte Anerkennung des ihnen von Ermlands Landesherrn verliehenen und verbrieften Besitzes und Schutz gegen alle Ansprüche anderer. Die Gegenpartei antwortete mit feindseligen Drohungen und bösen gefährlichen Verleumdungen. Die Sache konnte während der Zeit, da der bischöfliche Stuhl unbesezt war und dem Fürstbistum der Oberhirt fehlte, während der Jahre 1334—1340, kaum entschieden werden, und auch Bischof Hermann von Prag

¹⁾ Mon. hist. Warm. X, 31, 143; G. Z. X, 77; VI, 213; XIX, 543.

²⁾ G. Z. VII, 237, 288; Mon. hist. Warm. X, 34, 143; G. Z. XIX, 406, 536, 554; X, 77, 98,

³⁾ Ser. rer. Warm. I, 422 Anm. 168.

(1340—1349) scheint sie, weil der Orden dahinter spielte, absichtlich unerledigt gelassen zu haben. Erst sein Nachfolger, Bischof Johann I., wandte der Angelegenheit seine volle Aufmerksamkeit zu und suchte sie so oder so zum Austrag zu bringen. Als eine friedliche Einigung der Parteien, die er zunächst anstrebte, nicht zustande kam, lud er die Streitenden vor das ermländische Landthing. Dieses sprach in feierlicher Sitzung unter sorgfältiger Beachtung der althergebrachten üblichen Formen das von Heinrich (Wogenap) über die Verleihung der 120 Hufen bewilligte und ausgestellte Privileg dem Nikolaus von Rogedlen und seiner Schwägerin Katharina, der Witwe seines verstorbenen Bruders Sander von Rogedlen, sowie ihren wahren Erben zu. Grundsätzlich war damit der Streit entschieden. Aber auf Drängen und auch auf Bitten des Hochmeisters Winrich von Kniprode und anderer Ordensgebietiger gab jetzt der Bischof nach sorgfältiger, mit seinem Kapitel gepflogener Erwägung und mit dessen Rat und Zustimmung um des lieben Friedens und der fernerer Eintracht willen dem Nikolaus und der Katharina von Rogedlen und ihren Kindern tauschweise statt der 120 Hufen im Feld Berthingen 40 Hufen im Feld Schardenythen (Scharnigt bei Guttstadt) und 60 Waldhufen beim Wald Wungerithen, die er selbst hatte abmessen und abhügeln lassen, nach kulmischem Recht zu ewigem Besitz mit allem Nutzen und Nießbrauch, mit den Wiesen und Weiden, mit den Wäldern und Sträuchern, mit dem Ader- und Unland, mit den Gewässern und Wasserläufen. Auch die Anlage von Mühlen an den stehenden und fließenden Gewässern innerhalb der Gutsgrenzen und Fischereigerechtigkeit in diesen Gewässern mit jeder Art von Gezeugen, mit kleinen Netzen und Fischkörben ward ihnen gewährt; ebenso durften sie den Hirsch, das männliche Hirschkalb, den Rehbock und alles andere kleine Wild jagen, wurden mit der hohen und der niederen Gerichtsbarkeit begabt und erhielten das Grundrecht, d. h. volle Freiheit, auf den 100 Hufen ein oder mehrere Dörfer zu deutschem Recht anzusehen, daselbst eine Kirche zu bauen und für diese den Pfarrer vorzuschlagen. Belastet wurden die sämtlichen 100 Hufen mit einem leichten Reiterdienst, der geleistet werden mußte, so oft die Landesverteidigung es erforderte, mit dem Pflugtorn (1 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Roggen vom Pflug, 1 Scheffel Weizen vom Hacken) und der doppelten Gebühr zur Anerkennung der Herrschaft und Freiheit (2 Markpfund Wachs und 2 kölnische oder an Stelle eines kölnischen 6 kulmische Pfennige). Die Entrichtung des Pflugtorns

und der Anerkennungsbühr, beide zu Martini fällig, begann für die 60 Hufen beim Wald Wungerithen erst dann, wenn die Freijahre des daselbst zu gründenden Dorfes oder der Dörfer vorüber waren. Dann erst begann auch die Verpflichtung zum Reiterdienst. Auf den Rat des Hochmeisters Winrich legte der Bischof den Beliehenen, dem Nikolaus und der Katharina von Rogedlen sowie ihren Erben noch auf, vor Gericht nach Landesrecht gegen jedweden für die ermländische Kirche einzutreten, der diese wegen der 100 Hufen im Feld Schardentynen und beim Wald Wungerithen irgendwie belästigen würde, und hierfür alle ihre Güter zum Pfande zu setzen.¹⁾

Am 25. Mai 1354²⁾ hatte Johann I. auf dem bischöflichen Schloß zu Braunsberg die Verschreibung für die Familie Rogedlen ausstellen lassen und verfügt, daß, um ihre Rechtsgültigkeit über allen Zweifel zu stellen, an sie sein und des Kapitels Siegel gehängt werde. Bevor dies geschehen konnte, wurde er am 30. Juli 1355 vom Tode überrascht.³⁾ Sein Nachfolger, Bischof Johann Stryprow, der als Domkustos auf Befehl und im Auftrag des Landesherrn einst selbst die Beliehenen leibhaftig in ihren neuen Besitz eingewiesen hatte, holte bald nach seinem Regierungsantritt unter dem 16. August 1356 das Fehlende nach, bestätigte im Einvernehmen mit dem Kapitel alle Bestimmungen der Urkunde vom 25. Mai 1354 und erneuerte sie in einer Form, die jeden Zweifel an ihrer Gültigkeit und Rechtskraft ausschließen mußte.⁴⁾

Unmittelbar darauf, in einer Urkunde vom 14. Mai 1358, tritt uns das Dorf **Ottendorf** zusammen mit den Ortschaften Tollaß und Derz als Grenze des Gutes (des jetzigen Dorfes) Fleming entgegen. Zum 5. Februar 1369 wird Ottendorf als Grenze von Tollaß, zum 24. Oktober 1376 als Grenze von Derz, zum 29. Januar 1381 als Grenze von Eschenau genannt. Es kann, da seine Gemarkung auch an die von Gradtken, also an den alten Wald Wungerithen stößt, nur auf den 60 Hufen der Rogedlen beim Wald Wungerithen angelegt worden sein, und ist ohne Frage nach Otto, dem Sohn des Nikolaus von Rogedlen und seiner Frau Walpurgis, benannt worden. Die Verschreibung

1) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 199.

2) Ich möchte die Urkunde Cod. dipl. Warm. II, Nr. 199 nicht ins Jahr 1353, sondern ins folgende Jahr setzen. Vgl. oben S. 398, Anm. 2.

3) Ser. rer. Warm. I, 6. 61.

4) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 199, 240.

vom 25. Mai 1353 führt schon im ältesten aus dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts stammenden ermländischen Privilegienbuch die Ueberschrift: Das Privileg jener von Rogettil über Scharbenyte und Ottendorfe, und unter denselben Namen steht sie auch in der sogenannten *Abbreviatura privilegiorum*.¹⁾ — Bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts blieb Ottendorf im Besiz der Familie Rogetteln. Dann verkauften die Geschwister Brigida und Dorothea von Rogedlen das Gut an Simon von Branwissen und Slewski von Bchstri, denen es Bischof Lukas Wazelrode am 11. Februar 1502 zu kulmischem Recht verschrieb. Fortan lasteten 2 Reiterdienste und das übliche Pflugkorn auf der 60 Hufen großen Besizung. 6 von diesen Hufen, „die Stenzel Schleski etliche Jahre lang besaz und durch mannigfaltige Dieberei und andere Mißhandlung mehr denn einmal seinen Hals verturcht (vertirkt), jedoch stets entwunden und zuletzt abermals Dieberei halber mit Weib und Kind sein Gut und gemeldete 6 Hufen verlaufen und müste hat liegen lassen“, verließ Bischof Mauritius Ferber am Sonntag Oculi (28. Februar) des Jahres 1529 dem Philipp Potriten, Hauptmann auf Seeburg. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist die Hälfte von Ottendorf (35 Hufen) zu einem Reiterdienst im Besiz der Saporinski und Woninyzki, während sich in die übrigen 25 Hufen, auf denen der zweite Reiterdienst ruhte, 3 Freie teilen. Zum Jahr 1672 läßt sich der Edelmann Stephan Skwirawski als Erbsaz auf Ottendorf nachweisen; 1702 gehört das Gut den Skwirawski, den Lipski, der (Frau) Domislawzka und anderen. Zu diesen anderen dürfte Kasimir Mofarski gehören, der zum Jahr 1713 Edler aus Ottendorf genannt wird. In demselben Jahr 1702 am 25. Mai privilegierte Bischof Andreas Baluzki in Ottendorf einen Krug, der 1727 im Besiz der Familie von Wadzynski ist, und am 4. Oktober 1728 erneuerte Bischof Szembek das Krugprivileg zu kulmischem Recht. Unter dem 20. Juli 1751 gestattete Bischof Adam Stanislaus Grabowzki dem Kasimir Wasner, dem Anton Wipphch und dem Johann Jablonka in Ottendorf ausnahmsweise die Errichtung einer Fleischbant. Dieselbe Bergünstigung gewährte er unter dem 11. Oktober desselben Jahres dem Johann Bruß und unter dem 3. Dezember 1751 dem Johann

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 265, Nr. 450; III, Nr. 24, 113; II, S. 112, 143; Bisch. Arch. Frbg. C 1 fol. 47; C 2 fol. 33 b.

Grochowski und dem Mathias Wipphch, während Johann Wipphch das gleiche Recht durch Urkunde vom 20. Juli 1763 verbrieft erhielt. Noch in den preußischen Kontributionskatastern des Jahres 1772 wird Ottendorf mit 60 Hufen, in die sich „verschiedene Besitzer“, darunter der polnische Kapitän Cajetan von Jaczynski und die Frau von Badynska, teilen, einmal unter den Freidörfern, sonst aber immer unter den adeligen Dörfern des Kammeramtes Wartenburg aufgeführt.¹⁾ Die Aufhebung der Erbuntertänigkeit der Bauern im Jahre 1808 machte es zum Bauerndorf. Seine Grenzen umschließen heute 1088,95,00 ha oder 64 Hufen.

Stieß Ottendorf nur mit seiner Gemarkung an den alten Wald Wungeritthen, so wurde das von ihm durch die Ortschaft Fleming getrennte **Wonneberg** in dem genannten Wald selbst angelegt. Um seinen vertrauten Diener, seinen Landmesser²⁾, den ehrenwerten Tilo von Rosenow, für die mannigfaltigen und zahlreichen Mühen und Dienste, die er ihm und der ermländischen Kirche lange Jahre hindurch an verschiedenen Orten in anhänglicher Treue und Uneigennützigkeit geleistet hatte, sowie für andere Proben seiner Redlichkeit und Tüchtigkeit einigermaßen zu belohnen, verlieh Bischof Johann I. vermutlich kurz vor seinem Tod auf den Rat und mit Zustimmung des Dompropstes Hartmod, des Dombachanten Hermann, des Domkustos Johannes und des ganzen Kapitels ihm und seinen Erben und Rechtsnachfolgern 40 Hufen des Waldes Wungerithe mit den kleinen und großen Gerichten und allem Nutzen nach kulmischem Recht zu freiem, ewigen Besitz. Die Hufen, die der Bischof hatte vermessen und abhügeln lassen, begannen an den Grenzen der Dörfer Roßberg und Freudenberg und liefen von da nach Süden zu. Auch die Einweisung Tilos in seinen neuen Besitz geschah noch unter Bischof Johann I. Nach 10 Freijahren hatten die Inhaber der Begüterung einen leichten Reiter zur Landesverteidigung sowohl wie zu Kriegszügen gegen jedweden Feind zu stellen, hatten beim Burgenbau, bei der Anlage und der Ausbesserung der Verhaue zu helfen und jährlich zu Martini das übliche Pflugkorn und den bekannten Rekognitionszins an den bischöflichen Tisch abzuführen. Zur Ausfertigung des Lehnsbriefes kam Bischof Johann I. nicht mehr. Der Tod überraschte

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 196 Anm. 1; Mon. hist. Warm. X, 61, 152 f; E. B. VII, 261; XVII, 123, 125; XVIII, 150; XIX, 402, 536; X, 99, 112, 133.

²⁾ Daß Tilo von Rosenow Landmesser war, sagt Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 53 unter Rosenow.

ihn, und nun wandte sich Tilo von Rosenow an seinen Nachfolger Johannes Stryprock, den bisherigen Kustos, mit der demütigen Bitte, die Verleihung seines Vorgängers anzuerkennen und durch Brief und Siegel zu vollenden. Unter dem 1. Oktober 1359 willfahrte Stryprock der Bitte. Ihn bestimmte dazu einmal die stets bewährte und bereite Treue, die Tilo von jeher der ermländischen Kirche erwiesen hatte und auch ferner erweisen würde, dann aber auch der Vorteil, den die Urbarmachung und Besiedlung bisher wüster und nichts eintragender Gegenden dem Fürstbistum bringen mußte. Mit Rat und Zustimmung des Dompropstes Hartmod, des Dechanten Hermann, des Kustos Johannes, des Kantors Tilo und des ganzen Kapitels stellte er am genannten Tage auf dem Schloß zu Heilsberg die Urkunde aus, die die Verleihung seines Vorgängers rechtskräftig machte und über allen Zweifel erhob. Auch sein und des Kapitels Siegel ließ er an das Dokument hängen.¹⁾

Schon zum 14. Mai 1358 wird das Dorf Wunnenberg als (Nord) Grenze der Besitzung des Heinrich Fleming von Wusen, des heutigen Dorfes Fleming, genannt. Da es im Norden und Nordwesten auf die Gemarkungen von Freudenberg und Roßberg stößt, kann es nur das Gut Tilos von Rosenow sein. In der Tat trägt die Bestätigung Stryprocks vom 1. Oktober 1359 in dem ältesten bischöflichen Privilegienbuch die Überschrift: das Privileg Tilo Messers, der auch Rosenow heißt, über Wunnenberg; und die Abbreviatura, die für die Urkunde gleichfalls die Überschrift Wonneberg hat, besagt ausdrücklich, die 40 Hufen seien dem Tilo dort angewiesen worden, wo jetzt das Dorf Wunnenberg liege.²⁾

Wie lange die Rosenows im Besitz von Wunnenberg geblieben sind, ist nicht bekannt. Überhaupt fehlt für die nächsten zweihundert Jahre jede Nachricht über das Gut. Vielleicht haben die Kriege des 15. und 16. Jahrhunderts es zur Wüste gemacht. Erst aus dem Musterzettel des Jahres 1587 erfahren wir, daß Wonneberg im Besitz des Herrn Georg von Schedlin (Gzarlinski) ist, und daß es einen Reiterdienst zu leisten hat. Noch 1620 lassen sich die Gzedlin Gzarlinski und neben ihnen die von Sokolowski dort nachweisen. Im summarischen Verzeichnis von 1656 wird Wonneberg ohne Angabe der Besitzer, der Hufen und der Lasten unter

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 294.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 265, 294 Ann. Vikh. Arch. Frbg. C 2 fol. 66.

den „adeligen und freien Dörfern und Hufen“ aufgeführt. Am 29. April 1671 fielen 33 Hufen des Gutes mit Zustimmung des Bischofs Johann Stephan Wbdzga durch Kauf an das Guttstädter Kollegiatstift und sind bei ihm bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1810 verblieben. Nach der aus dem 17. Jahrhundert stammenden altermländischen Vornitierungstabelle hat Wonneberg 39, nach den preußischen Klassifikationsakten des Jahres 1772 zählt es 37½ Hufen.¹⁾ Heute umfaßt seine Gemarkung 663,56,83 ha oder 39 Hufen.

Johannes von Rudow hatte noch zur Zeit des Bischofs Germann die Neubesiedelung des Dorfes Crokau, das unter seinem ersten Lokator und Schultheiß, dem Preußen Lychotin, nicht vorwärts gekommen war, in die Wege geleitet.²⁾ Ihn dafür und für alle seine sonstigen treuen den ermländischen Bischöfen und ihrem Ländchen geleisteten Dienste zu belohnen, überwiesen und übertragen im Jahre 1350 der Bistumsvertreter Domkustos Johannes und der Bistumsvogt Bruder Luppold von Erlen ihm und seinen wahren Erben und Rechtsnachfolgern 10 Hufen, die an die Gemarkungen der Stadt Seeburg, des Dorfes Crokau und Tannenbergs³⁾ stießen, nach kulmischem Recht zu freiem ewigen Besitz. 16 Jahre hindurch sollten die Besitzer der Hufen von allen Abgaben und Leistungen frei bleiben, dann aber sollten sie verpflichtet sein, gegen jedweden Feind einen leichten Reiter zur Landwehr wie zum Angriff zu stellen, wann und so oft immer der Landesherr rief. Auch beim Bauen, Bessern und Brechen der Burgen hatten sie von da an zu helfen, hatten alljährlich zu Weihnachten das übliche Pflugkorn an den bischöflichen Tisch abzuführen und vom Dienst zu Urkund der Herrschaft den Rekognitionszins, 1 Markpfund Wachs und 6 kulmische Pfennige zu zahlen. Im See Aurin bekamen sie freie Fischerei zu Tisches Bedarf mit kleinen Gezeugen. Am 13. August 1352 genehmigte Bischof Johann I. die Verleihung und bekräftigte die darüber ausgestellte Urkunde durch Anhängung seines Siegels.⁴⁾

¹⁾ G. B. VI, 216; XIX, 571, 573; VII, 279; Mon. hist. Warm. X, 49, 162; G. B. IX, 391; X, 21, 98, 111, 729.

²⁾ G. B. XX, 225.

³⁾ *tangentis granicas Zebure et granicas ville Crocov et granicas Tannenberg.* Auch Tannenberg scheint ein Dorf gewesen zu sein, das dann aber sehr bald wieder untergegangen sein muß. Der Name kommt in den Urkunden nie wieder vor.

⁴⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 184.

Unter dem Namen **Zehnhuben** bei Seeburg — so genannt zum Unterschied von dem Gut Zehnhuben bei Freudenberg — finden wir das Gut im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts in den Händen eines Sander Beme. Da seine Inhaber weder die Gerichtsbarkeit noch die andern adligen Rechte besaßen, wird es trotz der Verpflichtung zum Reiterdienst wohl von Anfang an nur zu den Freigütern gerechnet worden sein. Unter diesen steht Zehnhuben auch im Musterzettel des Jahres 1587, in den Revisionen der Privilegien von 1702 und 1767 und in den preussischen Tabellen aus dem Jahr 1772.¹⁾ Seine Größe ist unverändert geblieben. Noch heute mißt das Gütchen 182,27,50 ha oder 10,7 Hufen.

Als wohl gleichzeitig mit der Stadt Seeburg daselbst ein landesherrliches Schloß entstand, mußte sehr bald in seiner unmittelbaren Nähe auch ein herrschaftliches Vorwerk geschaffen werden, das den Schloßinsassen und dem Bischof, falls dieser einmal in Seeburg Hof hielt, samt seinem Gefolge den nötigen standesgemäßen Lebensunterhalt sicherte. Dieses Vorwerk war das im Nordwesten der Stadt und der Burg von der Stadtgemarkung bis zum Probchen- und Rook-See sich hinziehende **Voigtshof**. Schon der Name deutet den Zweck an, dem es diente. Es stand zur ausschließlichen Verfügung des Schloßes und seines Vogtes, der auf dem Schloß seinen Sitz hatte und dort befehligte. Wann das Gebiet von Voigtshof gerodet und urbar gemacht worden ist, läßt sich nicht genau bestimmen. Spätestens muß es unter Bischof Johann I. geschehen sein, der auch den massiven Ausbau der Burg Seeburg begann.²⁾ Da Voigtshof von Anfang an bis zur Einverleibung des Ermland in Preußen, bis 1772 ununterbrochen als landesherrliches Tafelgut bewirtschaftet und genutzt worden ist, wird es in den Urkunden so gut wie garnicht erwähnt. Nur zum 12. März 1404 erfahren wir, daß Heinrich (Heilsberg von Bogelsang) Bischof von Ermland, mit Genehmigung des Domkantors Johannes von Essen von seinem Allodium bei Seeburg — es kann der Lage nach nur Voigtshof sein — an den Schulzen und die Einwohner von Locom 4½ zwischen dem Allodium, Locom, Mabeleynen und

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 184 Anm. Vgl. G. Z. XVIII, 375. G. Z. VI, 217. Mon. hist. Warm. X, 61, 164; G. Z. X, 98, 111, 133. Das Summarische Verzeichnis von 1656 (G. Z. VII, 279) gibt darüber, ob Zehnhuben adeliges oder Freigut ist, keine Gewißheit, da hier die adeligen und Freidörfer des Kammeramtes Seeburg durcheinander gehen.

²⁾ Scr. rer. Warm. I, 60, 75.

dem See **Cocow** gelegene **Hufen**, wie sie der Ritter **Nikolaus Letener** angewiesen hat, die **Hufe** zu 20 **Mark**, verkauft. 3 von diesen **Hufen** tauschte dann **Bischof Simon Rudnicki** unter dem 3. August 1611 gegen 3 **Hufen** **Wald** bei **Bössau** ein, um sie wieder zum **Vorwerk Fohcow** (**Voigtshof**) zu schlagen. Die Größe dieses **Vorwerks** gibt das summarische Verzeichnis von 1656 auf „ohngefähr 13 **Huben**“ an. Die **Hufenzahl** dürfte etwas niedrig gegriffen sein, selbst wenn der **Müller** der zu **Voigtshof** gehörigen herrschaftlichen **Mühle** noch besonders einige **Hufen** genutzt haben sollte; denn heute mißt die **Domäne Voigtshof** 426,94,00 ha oder rund 25 **Hufen**.¹⁾

Nordwestlich von **Voigtshof** liegt zwischen dem **Spangen-** und **Prohchen-See** das Gut **Lichtenhagen**. Auch seine Anfänge gehen in die Zeit **Johanns I.** zurück. Am 14. März 1355 übertrug genannter **Bischof** nach eingehender Überlegung und Beratung mit seinem **Bogt**, dem **Deutschordensbruder Gerhard**, den **Preußenbrüdern Gerco** und **Dyngon** und ihrem **Stammesgenossen Bohdune** samt ihren wahren **Erben** und **Rechtsnachfolgern** für jene 7 **Hufen**, die sie früher in **Feld Troben** (bei **Guttstadt**) besaßen, dann aber dem **Landesherrn** zur **Einrichtung** des **Tafelgutes** (**Althof**) überlassen hatten, ebensoviele **Hufen** in **Wurteniken**. Wie einst in **Troben** hielten sie auch jetzt in **Wurteniken** ihre **Hufen** als **Lehnshufen** zu **kulmischem Recht**, so daß diese zusammen mit 3 in **Potriten** einen **leichten Reiter** zu stellen, das **Pflug-** und **Hafenkorn** zu liefern und den **Rekognitionszins** zu zahlen hatten. Wie früher in **Troben** standen ihnen auch auf ihren **Hufen** in **Wurteniken** alle **Pertinenzien** und **Grundrechte** der **kulmischen Gutsbesitzer** zu, die **Jagd**, der **Honig**, die **großen** und **kleinen Gerichte**, die **Abgabe** des **Vorderbugs** der von ihren **Hinterfassen** erlegten größeren **Tiere** mit Ausnahme der **Bären**, **Wildschweine** und **Rehe**, die **Palahde**, d. h. das **Anrecht** auf die **Hinterlassenschaft** der **Hinterfassen**, falls diese ohne **Erben** starben. Dazu kam jetzt noch als besondere **Bergünstigung** die **freie Fischerei** mit **kleinen Gezeugen** zu **Fisches** **Bedarf** im **See Spangen**.²⁾

Sieben Jahre später verkauften **Gerco**, **Dyngon** und **Bohdune** ihre 7 **Hufen** in **Wurteniken** mit **landesherrlicher Genehmigung**

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 394; G. B. XIV, 250 f. Cod. dipl. Warm. I, S. 320 Ann. Mon. hist. Warm. X, 53. G. B. VII, 280, 282.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 219; I, Nr. 89.

an den bischöflichen Diener, den gestrengen und ehrentwerten Dietrich von Tzecher. Unter dem 4. Oktober 1362 stellte Bischof Johannes Stryprock die Verschreibung darüber aus. Der Reiterdienst, zu dem die 7 Hufen in Wuzteniken, die 3 Hufen in Walkeim und die 3 Hufen in Potritten bisher gemeinsam verpflichtet gewesen waren, fiel, wie es scheint, für die 7 Hufen in Wuzteniken fortan überhaupt weg; für die 6 Hufen in Walkeim und Potritten blieb er weiter bestehen, war aber nur ein um das andere Jahr, d. h. jedes zweite Jahr zu leisten. Der zu Martini fällige Anerkennungs- zins, den alle 13 Hufen bisher gleichfalls gemeinsam getragen hatten, ward den 6 Hufen in Walkeim und Potritten allein auferlegt. Auch vom Pflugkorn wurden, wenn nicht alles täuscht, die 7 Hufen in Wuzteniken befreit, sodaß fortan überhaupt keine Last und Abgabe auf ihnen ruhte.¹⁾ Die außerordentliche Vergünstigung wird verständlich, wenn wir erfahren, daß Dietrich Tzecher ein Verwandter, ein Neffe des Bischofs Johann Stryprock war.²⁾ Vermutlich ist er auch Kämmerer in Seeburg gewesen. Wenigstens hatten die Seeburger Kämmerer bis zum Jahr 1382 im Feld Wuzteniken 9 Hufen ohne Zins inne, die wohl die 7 Hufen Dietrichs daselbst sein dürften. Eine genauere Vermessung hatte wahrscheinlich eine größere Hufenzahl ergeben, zumal die beiden kleinen Seen Stabhnik und Reythode, die vermutlich früher außer Anschlag geblieben waren, in die 9 Hufen eingerechnet sind.³⁾ Diese 9 zinsfreien die Seen Stabhnik und Reythode mit einschließenden Hufen der Seeburger Kämmerer im Feld Wuzteniken verschrieb Bischof Heinrich unter dem 4. September 1382 seinem Dolmetsch und Kämmerer in Seeburg, dem Christianus Tolke, dem Besitzer des nach ihm benannten Gutes Kirschdorf, für seine mehrjährigen, treuen Dienste und zwar zu kulmischen Recht gegen einen jährlichen zu Martini fälligen Zins von $\frac{1}{2}$ Mark für die Hufe ohne bäuerliches Scharwerk. Ueber die Gärtner, die er etwa auf den Hufen

¹⁾ So wenigstens lege ich den Wortlaut der Urkunde vom 4. Oktober 1362 (Cod. dipl. Warm. II, S. 217) aus und setze mich dadurch in Widerspruch mit der von den Herausgebern des Cod. dipl. Warm. gegebenen Interpretation. Vgl. Cod. dipl. Warm. II, Nr. 332.

²⁾ In einer Urkunde vom 15. August 1364 wird Theodericus de Tzecher nepos et familiaris des Bischofs Johann II., in einer anderen vom 3. Oktober 1366 sein cognatus genannt. Cod. dipl. Warm. II, Nr. 373. 400.

³⁾ Das geht deutlich hervor aus Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol 66, wo es heißt: in quibus IX mansis Stabink et Keytide laci comprehendi debent.

ansiedeln würde, erhält Christianus die kleinen Gerichte bis zu 4 Schillingen; von den großen, die der Vogt richtet, steht ihm ein Drittel der Gefälle zu. Im See Pokatr darf er für seinen Fisch mit kleinen Gezeugen frei fischen.¹⁾

Wurteniken wurde damit ein sogenanntes Zinsgut.²⁾ Die Kriege des 15. und 16. Jahrhunderts machten es zur Einöde. Es lag verlassen da, bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein Johannes Lichtenhain die 9 Hufen in Wurteniken zu Lehen erhielt. Doch erst seinem Sohn Gregor Lichtenhain wurden sie am 15. März 1555 von Bischof Stanislaus Hosius zu kulmischem Recht mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit — nur das Straßengericht behielt sich der Landesherr vor — gegen einen Reiterdienst, gegen den Rekognitionszins und 1 Scheffel Weizen und 1 Scheffel Roggen endgültig verbrieft. Seitdem heißt das Gut Lichtenhagen; doch kommt daneben bis über 1772 hinaus noch der alte Name Wurteniken, abgekürzt Ustnik vor.³⁾ — Um 1587 gehört Wurtenik dem Herrn Heude von der Damerau Dombrowski, und noch bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts hinein ist es bei der Familie der Damerau,⁴⁾ von der es wahrscheinlich durch Heirat an die Troschkes kam. Um 1702 sitzt daselbst die Edelfrau Maria Troschkin aus Potritten. Zwei Jahrzehnte später, 1723, ist das Gut im Besitz des Herrn Johannes Borowski und seiner Gattin Eleonore Spinek. 1753 nennt die Familie von Batkow-Spiniek Lichtenhagen ihr eigen. Einige Jahre darauf und noch zur Zeit, da das Ermland unter preußische Herrschaft kam, befindet sich das Gut, das im Jahr 1772 67 Einwohner zählt, in den Händen des Herrn (Adalbert) von Borowski. In allen amtlichen Registern und Tabellen, auch in den preußischen von 1772 wird die Größe von Lichtenhagen auf 9 Hufen angegeben.⁵⁾ Heute mißt das Gut 225,07,59 ha oder etwas über 13 Hufen.

Zu der gleichen Zeit, da Alexander und Jordan von Wachsen für ihren Anteil am Dorf Grunenberg bei Braunsberg von Bischof

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 145; G. B. XVIII, 382.

²⁾ Vgl. über die Zinsgüter G. B. XII, 715 f.

³⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 217 Anm. Mon. hist. Warm. X, 48. 162, G. B. X, 80.

⁴⁾ Dazwischen freilich scheinen es die Bombes für eine kleine Weile gehabt zu haben. Siehe G. B. XVII, 338 Anm. 3.

⁵⁾ G. B. VI, 216; XVII, 119, 133; XVI, 247 f; XIX, 399, 543, 573; X, 80, 98, 132, 729; Mon. hist. Warm. X, 48.

Johann I. die 40 Hufen Wald erhielten, auf denen unmittelbar darauf das Dorf Eschenau angelegt wurde, ward ihr Bruder Johannes von Bahsen für seinen Anteil in Grunenberg mit 30 Hufen im Wald bei Prassithen und Wangsten entschädigt. Ursprünglich hatten die drei Brüder von allen 70 Hufen zusammen einen leichten Reiter stellen sollen. Als dann aber Alexander und Jordan ihre 40 Hufen ihrem Oheim Albert gegen dessen Güter in Bafien überließen, ward Alexander, der jüngere Sohn des inzwischen verstorbenen Ritters Johann von Bahsen, auch genannt von Bugen, an den die 30 Waldhufen bei Prossitten und Wangst nach Erbrecht mit allen ihnen zustehenden Vergünstigungen gefallen waren, samt seinen Erben und Rechtsnachfolgern verpflichtet, von den 30 Hufen allein einen Reiterdienst zu tun sowie jährlich zu Martini pünktlich das übliche Pflugkorn und die hergebrachte Anerkennungsgelübde an den bischöflichen Tisch abzuführen. Sie besaßen die Hufen mit der hohen und niederen Gerichtsbarkeit, mit den Wiesen, Weiden, Sümpfen, mit den Holzungen, Waldungen und Lichtungen und mit den Gewässern zu vollem Eigentum, Nießbrauch und Nutzen frei nach kulmischem Recht. Da Bischof Johann I., vom Tode überrascht, nicht mehr dazu gekommen war, die Verleihung durch Brief und Siegel unanfechtbar zu machen, tat dies sein Nachfolger Bischof Johann II. unter dem 6. August 1366, indem er zugleich der Familie Bahsen das von ihr schon seinem Vorgänger gegebene Versprechen abforderte, des Gütertausches wegen nie der ermländischen Kirche irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten und, wenn sie ihr etwa von anderer Seite gemacht würden, sie auf eigene Kosten aus dem Wege zu räumen, überhaupt alles zu tun, um die ermländische Kirche im ungestörten friedlichen Besitz der eingetauschten Güter zu erhalten.¹⁾

Die 30 Hufen bei Prossitten und Wangst können ihrer Lage nach nur die Gemarkung des heutigen Dorfes **Fürstenau** sein. Daß sie es wirklich sind, beweisen die Abschrift und der Auszug der Urkunde vom 6. August 1366 in den bischöflich-ermländischen Privilegienbüchern C 1 und C 2, wo die 30 Hufen bei Prossitten und Wangst erläutert werden durch die Zusätze: „Dieses ist das Dorf Fürstenau“ und: „wo heute das Dorf Fürstenau ist.“²⁾ Wie lange Fürstenau, das zum 18. Oktober 1381 zusammen mit Lautern

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 396.

²⁾ hoc est villa Fürstenau — ubi hodie est villa Furstenow. Cod. dipl. Warm. II, S. 408, Anm. 3; Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 31 b.

und Wangst als Grenze jener 9 bisher unkultivierten Hufen genannt wird die Bischof Heinrich Sorbom damals seinem Vasallen Heinrich von Wangste verschreibt¹⁾, bei der Familie Bahsen geblieben ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Es scheint, daß der große Städtekrieg oder doch der sogenannte Pfaffenkrieg Dorf Fürstenau wüst gemacht hat; jedenfalls war es inzwischen in andere Hände gekommen. Um 1480 etwa sitzt dort ein Peter Rehmans; ein Jahrhundert später (1587) teilt die Familie Reimann die Begüterung mit Georg Schlubut; sie leisten von Fürstenau einen Reiterdienst. Dann kam das Gut noch im Lauf des 17. Jahrhunderts an das Domkapitel von Ermland²⁾ und blieb bei ihm bis 1772. Heute ist Fürstenau Dorfgemeinde und mißt 465,04,40 ha oder rund 27 $\frac{1}{2}$ Hufen, d. h. 2 $\frac{1}{2}$ Hufen weniger, als es nach der Verschreibung vom 6. August 1366 und nach den auf dieser Verschreibung fußenden späteren Registern und Tabellen haben sollte.³⁾

Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts war Wagten bei Wormditt als herrschaftliches Vorwerk im unmittelbaren friedlichen und unbestrittenen Besitz des bischöflichen Stuhles gewesen.⁴⁾ Da auf einmal unter der Regierung des Bischofs Johann I. beanspruchten die Brüder Nikolaus und Santirme von Wickerow auf Grund einer besonderen Urkunde des zweiten ermländischen Bischofs Heinrich Fleming, die sie beibrachten, 30 Hufen im Feld Westimis zwischen den Flüssen Passarge und Dreweñz als ihr ihnen rechtlich zustehendes Eigentum. Und so unantastbar scheint die Echtheit des beigebrachten Dokuments gewesen zu sein, daß Johann I. um des lieben Friedens willen dem Spruch des mit der freundschaftlichen Beilegung der Angelegenheit betrauten Schiedsgerichtes sich fügte und den beiden Brüdern auf den Rat und mit der Zustimmung seines Kapitels statt der 30 Hufen in Wagten die doppelte Hufenzahl im Feld Bezow (**Bößjau**) verlieh. Am 22. Jan. 1354 stellte er ihnen darüber die Verschreibung aus. Diese überließ den Brüdern Nikolaus und Santirmen von Wickerow sowie ihren Erben und Nachfolgern zu beiden Seiten des Dorfes Bezow 60 fortlaufend gemessene abgegrenzte und abgehügelte Hufen nach kul-

1) Cod. dipl. Warm. III, Nr. 124.

2) Cod. dipl. Warm. II, S. 407 Anm. 1; E. 3. VI, 216. Nach der Revision der Privilegien von 1702 (Mon. hist. Warm. X, 49) gehört Fürstenau bereits dem ermländischen Kapitel.

3) Mon. hist. Warm. X, 162; E. 3. X, 51, 94, 98, 111.

4) Vgl. E. 3. XX, 70.

mifchem Recht mit ihren Nuzungen und ihrem Zubehör, nämlich den großen und kleinen Gerichten, zu freiem ewigen Befiß. Nur das Salz und die Bergwerke und jegliches Metall und die Biberjagd ward dem bifchöflichen Tifch besonders vorbehalten. Nach 10 Freijahren hatten die Befißer der Hufen der ermländifchen Kirche mit einem guten Roß und einem dazu paffenden betwaffneten Mann gegen jeden Feind der Kirche oder des Landes treu zu dienen, mochte es fich um Angriff oder Landwehr handeln. Auch zum Burgenbau, d. h. zum Bauen neuer, zum Ausbessern oder Brechen alter Befestigungen, waren fie samt ihren Hinterfaffen der Landesherrfchaft ohne jede Widerrede verpflichtet; doch wurde ihnen aus besonderer Gnade das Zugeständnis gemacht, daß ihre Leute (Bauern) über das Schloß und die Stadt Heilsberg hinaus auf Braunsberg zu nicht mit Arbeiten beschwert werden sollten. Nach Ablauf der Freijahre hatten fie auch alljährlich zu Martini das Pflug- und Hafenkorn und zur Anerkennung des Obereigentums der Herrfchaft und zum Zeichen der Freiheit vom Dienst den üblichen Recognitionzins, 1 Markpfund Wachs und 6 kulmifche Pfennige, und zwar — es wird dies als ein Beweis der besonderen Huld des Bifchofs hingestellt — auf das Schloß Heilsberg abzuführen. Im See Geiſtem (es iſt der heutige Leiſtimmer oder Gr. Böffauer See) erhielten fie freie Fiſcherei zu Fiſches Bedarf, aber nicht zum Verkauf. Die Hufen wurden vermessen zu beiden Seiten des Sees Geiſtem und liefen der Wiefe Kuſowiroy entlang, die jedoch auf der rechten Seite gegen Seeburg hin nicht in fie eingeschlossen war. Auch der See ſelbſt ward nicht in die Hufen eingerechnet, ſondern verblieb der ermländifchen Kirche. An die auf Schloß Heilsberg ausgetellte Urkunde wurde, um ihre Rechtskraft außer Zweifel zu ſtellen, das bifchöfliche und kapitulariſche Siegel gehängt.¹⁾

Schon ehe fie ſelbſt Brief und Siegel über ihre neue Befißung in Händen hielten, hatten die Brüder Claus und Santirme von Wikarow am 11. Januar 1354 wahrſcheinlich zu Wormditt, wo wohl der Streit zwischen ihnen und dem Bifchof Johann I. wegen der 30 Hufen in Wagten endgültig geſchlichtet worden war, dem ehrenwerten Mann Heinrich und ſeinen Rechtsnachfolgern eine Mühle in Beſow nach kulmiſchem Recht zu ewigem Befiß übertragen mit allen Rechten und Pflichten der anderen Müller im Gebiet ihres Herrn, des ermländifchen Bifchofs. Nach 2 Freijahren ſollen Heinrich und ſeine Rechtsnachfolger alljährlich zu Mariä Licht-

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 204.

maß für die Mühle 2 Mark 8 Stot gebräuchlicher Münze zinsen. Sie dürfen einen Wasserstau, eine sogenannte „Stohunge“, eine Schleuse, aber von nicht mehr als 9 Fuß Breite anlegen, und erhalten für alle Zukunft $\frac{1}{2}$ (tulmischen) Morgen zu einem Garten. — Daß die Verschreibung der Bössfauer Mühle von den Gebrüdern von Wickerow zu Wormditt ausgestellt ist, erhärtet die Zeugenreihe: Merun von Lungen, Sandom von Lungen, Gunthe von ebendort, Engelbert, zeitiger Bürgermeister von Wormditt, und der dortige Notarius Mathias.¹⁾

Noch gegen Ende des 14. Jahrhunderts sind die Wickerau Besitzer von Bössfau; denn am 7. Juli 1396 verkauft Bischof Heinrich Sorbom an die Brüder Sander, Johannes und Thomas von Wickerow und ihre Erben und Nachfolger 8 Hufen Übermaßland im Dorf Besow für 80 preußische Mark frei von allen Diensten und gegen die jährliche Abgabe von einem zu Martini fälligen Stein Wachs. Doch sind diese 8 Übermaßhufen nicht bei Bössfau geblieben, sondern um 1490 dem Dorf Willemis (Wilmis) zugeschlagen worden.²⁾ Im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts sitzen auf Besow die ermländischen Vasallen Sander Ulfen von Leghn, Andreas Lange, Nikolaus Brandenburger und Eckhard Brandenburger. Da die Handfeste der Bössfauer Mühle vom 11. Januar 1354 durch irgendeinen Unfall verloren gegangen war, erneuerten die Genannten, um den dadurch zwischen den Käufern der Mühle entstandenen Zanf und Streit zu beenden, das Mühlenprivileg unter dem 14. Januar 1421. Die Urkunde ist ausgestellt im Dorf Besow, das man demnach als Wohnsitz der Ausstellenden wird ansprechen müssen.³⁾

Der dreizehnjährige Städtekrieg hat dann Bössfau, zum Teil wenigstens, zur Einöde gemacht. Am Tage Johannis und Pauli, am 26. Juni des Jahres 1477 verschrieb Bischof Nikolaus von Lungen 3 wüste Hufen in Beszow dem bischöflichen Vogt Johannes Roder. 1480 erscheint ein Johannes Ebert als Besitzer von Bössfau. Unmittelbar darauf aber ließ Bischof Nikolaus die Güter **Groß- und Klein-Bessow** mit seinem eigenen und „proppern“ Geld ankaufen und verlieh sie am Tage Viti und Modesti, am 16. Juni 1482 seinem Neffen und Schwesterssohn Hans Elements „in solcher Gestalt und Bescheid, ob es sich würde begeben, daß derselbige

1) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 203.

2) Cod. dipl. Warm. III, Nr. 309 mit Anm. II, S. 205, Anm. 1.

3) Cod. dipl. Warm. III, Nr. 571.

Hans, unser Neffe, ohne Leibeserben bei unseres Lebens Gezeiten verstürbe, sollen vorherurte Güter alle wiederum an uns nicht als einen Bischof, sondern nachdem die von unserm eigenen bereiten und proppern Geld gekauft sein, kommen und gefallen, daß wir damit schaffen, tun und solche Güter in einen geistlichen oder weltlichen Nutzen und Gebrauchung kehren und wenden mögen". Der vorgesehene Fall trat wirklich ein, und nun schenkte Bischof Nikolaus die Güter Groß- und Klein-Bössau, das erstere mit 40, das letztere mit 20 Hufen, unter dem 5. Februar 1486 dem Kollegiatstift in Guttstadt, das aber weiter zu dem darauf lastenden Reiterdienst verpflichtet blieb, während die Bössauer Bauern das Pflugkorn liefern mußten. Auch das Patronatsrecht, die Mühle und der Krug in Gr. Bössau standen dem Kapitel zu. In einer besonderen Urkunde vom 18. April 1486 legte der Bischof dem Guttstädter Kapitel außerdem noch auf, als Entgelt für die Schenkung fortan in alle Zukunft ein Anniversarium zu halten für seine Eltern Hermann und Veronika von Lützen, für seinen Großvater Heinrich, für seinen Neffen Johannes Clementis überhaupt für alle seine verstorbenen Vorfahren und Blutsverwandten, dann weiter für seinen Vorgänger, den Bischof Paul von Legendorf, den Frauenburger Dompropst Markus von Wolfau und die päpstlichen Notare Johannes Tuntzeler und Rudolph Swendener, mit denen er, der Bischof, zu Rom befreundet gewesen war, schließlich für ihn selbst, sowie er aus dem Leben geschieden sei, und für alle Verstorbenen. Am Tage des Anniversariums sollte jeder Guttstädter Kanonikus 2 Mark, jeder Vikar 1 Mark erhalten, 13 Arme sollten gespeist und jeder von ihnen mit 1 Schilling beschenkt werden.¹⁾

Die Teilung des Gutes in Groß- und Klein-Bössau, die uns nachweislich in der Urkunde vom 5. Februar 1486 zum ersten Mal entgegentritt, dürfte wohl bald nach dessen Ansetzung schon durch die Brüder Nikolaus und Santirme von Wickerow vorgenommen worden sein. Die 40 Hufen von Groß Bössau wurden an Scharwerkshauern ausgetan, mit deren Hilfe die Brüder die 20 Hufen von Klein Bössau selbst bewirtschafteten. So erscheint denn in den Quellen seit dem 16. Jahrhundert Klein Bössau als Freigut, auf dem ein Reiterdienst, das Pflugkorn und die Re-

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, S. 205 Anm. Mon. hist. Warm. X, 49; Ser. rer. Warm. I, 366, 256 Anm. 167.

kognitionsgebühr lasten, Groß Bössau als ein zu diesem Freigut gehöriges Bauerndorf, wo 1656 neben dem Schulzen 13 Bauern sitzen, die dem Guttstädter Domkapitel zinsen und scharwerken. Seit 1525 besaßen die Dorfsinsassen das Recht, in dem Teistimmer See zu fischen, soweit er die Ortschaftsfländereien bespüle, und nach der Tiefe hin, soweit das Rohr wachse; und seit 1529 hatte das Kollegiatstift Fischereigerechtigkeit in demselben See für die Zeit, da die Domherren sich in den ihnen dort gehörigen Dörfern der Revision und Verwaltung halber aufhalten würden. — Die Gemarkungsgröße von Gr. Bössau wird im 18. Jahrhundert durchgehends auf 36 — wobei die 4 Pfarrhufen nicht mitgerechnet sind — die von Kl. Bössau auf 20 Hufen angegeben.¹⁾ Heute mißt Dorf Gr. Bössau 713,56,64 ha oder 42 Hufen, Dorf Kl. Bössau 347,63, 40 ha oder rund 20 $\frac{1}{2}$ Hufen.

Die Kirche in Gr. Bössau ist vermutlich so alt, wie das Dorf selbst. Sie wurde mit 4 Ackerhufen ausgestattet, wobei die Besitzer der Ortschaft das Patronatsrecht, d. h. das Recht erhielten, dem Bischof den Pfarrer vorzuschlagen. So wurde denn auch am Sonnabend, am 28. Juli des Jahres 1480 auf Vorschlag des Johann Ebert Herr Nikolaus Molner auf die Pfarre in Beszau investiert.²⁾ Es ist dies die erste Kunde von der Kirche und Pfarrei in Bössau überhaupt. Mit dem Gut fiel auch, wie wir gesehen haben, das Patronatsrecht am 5. Februar 1486 an das Kollegiatstift in Guttstadt und blieb bei ihm bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1810. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts scheint das Bössauer Gotteshaus entweder neugebaut oder doch gründlich ausgebaut worden zu sein, da es im Jahre 1580 von Bischof Martin Kromer zu Ehren des hl. Nikolaus geweiht wurde. Die Fundamente und die Ringmauern, die in der Hauptsache aus Granitfindlingen bestehen — nur die Ecken und die Giebel sind aus Backsteinen aufgemauert — dürften bis ins 14. Jahrhundert zurückgehen.³⁾

Dort, wo die Straße, die Schloß Köffel mit Schloß Heilsberg verband, in den Wald Lindenmedie oder Lachmedie eintrat, in jenen großen, dichten, meilenbreiten, wilden Wald, der die alten Preußengauere Groß- und Klein Warten von einander schied,

¹⁾ G. B. VI, 217; VII, 279, 283, 331 f. X, 111, 729.

²⁾ Ser. rer. Warm. I, 366, Nr. 23.

³⁾ Ser. rer. Warm. I, 435; Bötticher, a. a. O. S. 36.

legten die deutschen Eroberer wohl sofort, nachdem sie dort festen Fuß gefaßt hatten, vermutlich ein sogenanntes Wildhaus an, eines jener festungsartigen Blockhäuser, eine jener kleinen aber starken Burgen, wie sie sich allenthalben am Rand der Wildnis erhoben. Ihre Besatzung, die Wacht- und Wartleute, hatte zu warten der Sicherheit des umliegenden Landes, hatte Späher hineinzusenden in die Wildnis, um beabsichtigte Einfälle und Raubzüge der Feinde, besonders der Litauer, zu erkunden und die Ansiedler rechtzeitig davon zu benachrichtigen und zu warnen, hatte gegebenen Falles selbst den ersten feindlichen Angriff auf- und auszuhalten. Burg **Ryn** nannte sich das ermländische Wildhaus, das die Straße von Köffel nach Heilsberg bei ihrem Eintritt in den Wald Lindenmedie sperrte und sicherte. Es lag wahrscheinlich eine Meile westlich von Köffel am Rynfließ, wie schon sein Name andeutet, halbwegs zwischen den nachmaligen Ortschaften Tornienen und Santoppen.

Frühzeitig war neben dem Kastell eine Mühle entstanden, die die Besatzung mit Mehl u. andern Mühlenerzeugnissen versorgte. Urkundlich nachweisen läßt sich diese Mühle in der Nähe des Schlosses Ryn und das Schloß selbst freilich erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als bereits Johann I. von Meißten auf Erm-lands Bischofsstuhl saß. Am 27. Juni 1351 verschrieb er dem umsichtigen Mann dem Müller Peter und seinen Erben und Rechtsnachfolgern einen Krug bei der Burg Ryn, in welchem sie Speisen und Getränke feil halten durften. Zugleich erhielten sie, um desto leichter den zu Weihnachten fälligen Krugzins zahlen zu können, der jährlich $1\frac{1}{2}$ Mark und 4 Hühner betrug, aber im ersten Jahr nur zur Hälfte entrichtet werden durfte, 5 Morgen Ackerland. Einen zweiten Krug beim Schloß Ryn verließ Johann I. gleichfalls unter dem 27. Juni 1351 mit genau denselben Rechten und Pflichten und einem gleich großen Ackerplan den beiden umsichtigen Männern Mathias Grabow und Jone.¹⁾ Die Mühle selbst — **Rheinmühle** wurde sie wegen ihrer Lage am Rheinfließ und bei der Burg Rhein genannt — war, wie wir aus ihrem damals wohl erneuerten Privileg vom Jahre 1369 ersehen, mit 9 Morgen Ackerland zu Erbrecht ausgetan worden. Ihre Besitzer hatten alljährlich 20 Mark Zins zu zahlen, und zwar an jedem Quatemper 5 Mark. Die Unterhaltung des Mühlendamms lag

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 170.

der Herrschaft, d. h. dem bischöflichen Tisch ob.¹⁾ In demselben Jahr 1369 am 11. März verkaufte der ermländische Bistumsvogt Bruder Johannes von Gzule auf Befehl und im Auftrag des Bischofs Johann Strypock dem Krüger in Rohn, der zugleich dort Müller war, einem Johannes Monachus (Mönch), $\frac{1}{2}$ Hufe wovon $\frac{1}{4}$ Hufe zum Krug, $\frac{1}{4}$ Hufe zur Mühle gehören sollte, und zwar als Weideland. Der Bins, den Monachus dem Herrn Bischof zu zahlen hatte, war der gleiche, wie ihn die Hüfner von Tornien zahlen mußten, d. h. er betrug für die halbe Hufe $\frac{3}{8}$ Mark oder 9 Skot.²⁾

Die beiden Krüge bei der Rheinmühle im Kammeramt Rößfel konnten sich nicht lange halten. Schon unter Bischof Heinrich — es ist wahrscheinlich Heinrich IV. Heilsberg von Bogelsang — standen sie verödet und verlassen da. Im Einvernehmen und mit Willen des Bischofs schlug Petrus Beberczail (Wiberzagel), der damalige Besitzer der Rheinmühle,³⁾ die 10 ehemaligen Krugmorgen und dazu noch $\frac{1}{2}$ Hufe und $5\frac{1}{2}$ (kulmische) Morgen Uebermaß zwischen den Gemarkungen der Dörfer und Güter Santoppen, Ternyn und Swaidoppen (Schwöbhdöfen) zur Mühle, der nun auch die halbe Hufe Weideland, die ihr und einem der Krüge unter dem 11. März 1369 verschrieben worden war, ganz gehörte. Zugerechnet freilich wurde diese halbe Stufe Weideland, die den Namen Pebilcher führte, weiter der Gemarkung der benachbarten Ortschaft Tornyn, von der sie einst der Rheinmüller Johannes Monachus gekauft hatte.

Da die früheren auf die Mühle und die beiden Krüge bezüglichen Verschreibungen zum Teil verloren gegangen waren, gab Bischof Johann III. Abzieier dem zeitigen Rheinmüller Petrus Beberczail unter dem 2. April 1422 ein zusammenfassendes neues Privileg, das den inzwischen eingetretenen Veränderungen Rechnung trug. Beberczail und seine Erben und Nachfolger erhielten alle nunmehr zur Mühle gehörigen Ländereien (zusammen

¹⁾ Das Privileg steht als Regest in Codex C 2 fol. 73 des Bisch. Arch. Frbg. Da die Herausgeber des Cod. dipl. Warm. es übersehen haben, mag es hier im Wortlaut folgen: Royn molendinum. Est expositum cum IX jugeribus agrorum, jure hereditario, de quibus possessores XX marcas, in quolibet quatuortemporum quinque marcas solvent; dampnum aggeris molendini domini emendabit. Actum anno domini Millesimo COCLXIX^o.

²⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 432. Bgl. II, S. 364 Anm. 1.

³⁾ Ein Beberczail ist um 1450 Bürgermeister von Rößfel. G. B. XIX, 193.

1 Hufe und 24 $\frac{1}{2}$ fulmische Morgen) nach fulmischem Recht zu freiem ewigem Besitz mit der Befugnis, in der Mühle selbst Speisen und Getränke feilzuhalten. Der von den scharwerksfreien Mühlenländereien alljährlich zu Mariä Lichtmeß zu zahlende Zins betrug 8 Mark gebräuchlicher Münze; die halbe in Tornienen gelegene Weidehufe hatte jährlich zum gleichen Termin 9 Skot zu zinsen und außerdem das Wartgeld in derselben Weise zu entrichten, wie es die Bewohner des Dorfes Tornienen von ihren Hufen entrichten mußten. Auf das inständige Bitten des Müllers wurden ihm und seinen Erben und Rechtsnachfolgern noch 1 $\frac{1}{2}$ abgemessene und abgehügelte Hufen Wald im bischöflichen Walde Laufemedie für die Mühle nach fulmischem Recht zu ewigem Besitz verliehen, damit sie desto besser sich halten und wegen Holz mangels keinen Schaden nehmen möge. Diese 1 $\frac{1}{2}$ Waldhufen durften niemals getrennt von der Mühle verkauft oder ihr sonstwie entfremdet werden, waren scharwerksfrei und hatten jährlich zu Lichtmeß im ganzen 12 Skot = $\frac{1}{2}$ Mark, d. h. für die Hufe 8 Skot als Zins an den bischöflichen Tisch abzuführen.¹⁾

Die folgenden großen Kriege haben die Rheinmühle wahrscheinlich in Schutt und Asche gelegt. Bischof Andreas Bathory erteilte am 5. September 1595 der Mühle am Fluß Rhein ein neues Privileg, wonach sie mit 2 Rädern mahlen durfte und dafür alljährlich 3 Last reinen Roggen und drei fettgemästete Schweine zu zinsen hatte. Nach dem summarischen Verzeichnis von 1656 „gibt der Reisk(Rhein)müller reines Korn 3 Last = 450 Floren. Die Schweinemast ist ungewiß. Gibt jährlich ungefähr 4 Schweine = 90 Floren“. 1701 erteilt Bischof Baluski dem damaligen Müller Christoph Koch das Recht des Ausschanks im eigenen Hause. 1735 kaufte Johannes Koch, wahrscheinlich der Sohn, vielleicht aber auch der Enkel des Christoph Koch, $\frac{1}{2}$ Hufe und 10 (fulmische) Morgen des Waldes Laufemedien, welchen Kauf Bischof Szembek unter dem 8. August des genannten Jahres bestätigte. In den Handfestenrevisionen der Jahre 1702 und 1767 wird die Reiskmühl unter den Freigütern aufgeführt, und auch die preussischen Klassifikationsakten von 1772 stellen sie unter die Freidörfer. Der zur Mühle gehörige Landbesitz betrug damals $\frac{3}{4}$ Hufen.²⁾

¹⁾ Cod. dipl. Warm. III, Nr. 584. Bisch. Arch. Frbg. C 2 fol. 73.

²⁾ Mon. hist. Warm. X, 74. 171; G. B. VII, 268; X, 99. 110. 138.

Bischof Hermann von Prag hatte, wie wir uns erinnern, noch im ersten Jahr seiner Anwesenheit im Ermland seine Residenz von Schloß Braunsberg, das bisher der Sitz der ermländischen Fürstbischöfe gewesen war, nach Schloß Wormditt verlegt, weil er von hier aus die Befiedelung seines Ländchens besser übersehen und leiten konnte. Aus demselben Grunde nahm sein Nachfolger, Bischof Johann I von Meißen, seinen dauernden Aufenthalt auf der Burg zu Heilsberg, die nun für alle Folgezeit der Wohnsitz der ermländischen Fürstbischöfe blieb. Schon im November 1350 läßt sich Ermlands siebenter Landesfürst dort nachweisen.¹⁾ Johann I war wohl bald nach seiner Rückkehr aus Avignon, unmittelbar nach seiner Besteigung des bischöflichen Stuhles in der Kathedrale zu Frauenburg, dorthin übergesiedelt, und er hat sein Residenzschloß, wie es scheint, fast gar nicht verlassen. Von den 27 freilich meist nur in Abschrift auf uns gekommenen Urkunden, die in seiner Kanzlei ausgefertigt wurden, tragen 23 den Ausstellungsort Schloß Heilsberg; 4 sind von Schloß Braunsberg ausgegangen, wo sich der Bischof im April 1351 sowie im März 1353 und wahrscheinlich auch im Mai 1354 aufgehalten haben muß.²⁾ Wormditt dürfte er auf seiner Durchreise von und nach Braunsberg berührt haben. In Guttstadt ist er vielleicht nie gewesen. Dagegen hat er aller Wahrscheinlichkeit nach Köffel und Seeburg wiederholt, wenn auch immer nur vorübergehend besucht, um sich von dem guten Fortgang der Schloßbauten daselbst persönlich zu überzeugen. Denn die Raub- und Vergeltungszüge der Litauer wurden immer häufiger und hatten gerade unter Johanns I. Regierung auch das Ermland heimgesucht. 1353 waren die Heiden bis in die Gegend von Köffel vorgestürmt, hatten auf die schrecklichste Weise geheert und gemordet und 500 Gefangene fortgeschleppt. Und im Winter 1353 auf 1354 brachen die Großfürsten Olgierd und Rynstute auf dem Heertweg, der über Ortelsburg führte, wiederum ins Bistum, durchzogen den Wald Madehn, überrumpelten (Alt)Wartenburg im Land Gunlaufen, brannten es auf und hausten so unmenschlich, daß niemand ihren Händen entrann.³⁾ Die Verhaue, die allenthalben auf der Grenze zwischen Wildnis und bebautem Lande sich erhoben,

1) Cod. dipl. Warm. II, Nr. 164.

2) S. die betreffenden Urkunden im Cod. dipl. Warm. II S. 162 ff.

3) Cod. dipl. Warm. III, S. 178. Ser. rer. Pruss. II, 520.

und deren Anlage und Unterhaltung gerade die von Johann I verliehenen Handfesten den Kolonisten zur besonderen Pflicht machen, vermochten dem feindlichen Ansturm nur selten lange Stand zu halten. Sie wurden durchbrochen oder umgangen, und dann ergoß sich der Strom der Feinde widerstandslos über die neuen Siedelungen. Hier war gründlich Wandel zu schaffen nur durch den Bau starker Burgen, hinter deren feste Mauern die gewarnte Landbevölkerung sich selbst und ihr Vieh und ihre Habe in Sicherheit bringen, und von wo aus dem Feinde der Anmarsch gehemmt und der Rückzug verlegt werden konnte. So setzte denn Johann I sowohl in Köffel wie in Seeburg an die Stelle des Erb- und Palisadenwerkes, das bisher dort die landesherrliche Burg dargestellt hatte, ein massives, gemauertes Kastell.¹⁾ Freilich kamen die Arbeiten während seiner Regierung nicht über die Grundmauern hinaus; und auch zu dem neuen fürstbischöflichen Haupt- und Residenzschloß in Heilsberg, das als der Sitz der Bischöfe alle anderen ermländischen Schlösser weit in den Schatten stellen sollte, hat er nur die Fundamente legen und bis über den Erdboden führen können. Alles andere mußte er seinen Nachfolgern überlassen.²⁾

Der Bischof scheint seinen frühen Tod geahnt zu haben: Vorausschauend in demütigem Sinn, wie unbeständig das Leben ist und daß alles Seiende offensichtlich zum Nichtsein strebt, macht er, um nicht vom letzten Tag seines Erdenwallens überrascht zu werden, zu Heilsberg am 11. Juli 1355 sein Testament. Aus seinem Privatvermögen, das er sich als Domdechant und Bischof erworben hat, stiftet er zwei ständige Vikarieden an der Frauenburger Domkirche für seine beiden leiblichen Neffen Wilhelm und Johannes, die Söhne des verstorbenen Wilhelm von Stehl. Nach ihrem Tod sollen die Einkünfte des zinsfreien 8 Hufen großen Wortwerks in Roneueld (Rahnenfeld), die der Bischof besagtem Wilhelm, und falls derselbe vor seinem Bruder Johann sterben sollte, diesem verschreibt, zur Errichtung einer dritten Vikarie an der Domkirche verwandt werden. Das Wortschlags- und Patronatsrecht überträgt Johann I seinem in Osiecz (Oschatz in Sachsen) wohnenden Bruder Heinrich Franko und

¹⁾ erant enim antea in locis supradictis fortalitia lignea argilla circumducta. Scr. rer. Warm. I, 60.

²⁾ Vgl. G. B. XIV, 170 f.

seinen Schwestern Gertrudis und Sophia für die Zeit ihres Lebens. Dann hat die eine der Vikariatenstellen, und zwar diejenige, die Johannes von Stel innegehabt hat, der jeweilige ermländische Bischof, die beiden andern das Domkapitel zu besetzen, wie sie auch die den Stellen zustehenden Einkünfte zu verwalten und ihre und ihrer Inhaber Rechte gewissenhaft und lauter wahrzunehmen und zu vertreten haben. Das Siegel des Bischofs, das alle seine Urkunden trugen, und das noch wohl erhalten einmal an seinem im domkapitulärischen Archiv befindlichen Testament vom 11. Juli 1355 und ebenso am Original einer im Ratsarchiv zu Wormbitt ruhenden Originalurkunde vom 9. April 1351 hängt, zeigt in einer gotisch verzierten Nische die Figur eines Bischofs im oberhirtlichen Gewande und in gewöhnlicher Stellung, unter deren Füßen das Familienwappen (ein Adler im Begriff, nach der linken Seite aufzufliegen) zu sehen ist. Die Umschrift in Majuskelbuchstaben lautet: *Sigillum Johannis episcopi ecclesie Warmiensis.*¹⁾

19 Tage nach der Festlegung seines letzten Willens, am Tage der heiligen Märtyrer Abdon und Sennon, am 30. Juli 1355 ist Johann I von Meissen auf seinem Schloß zu Heilsberg aus dem Leben geschieden; in der Kathedrale zu Frauenburg liegt er begraben. Dort wurde noch in späterer Zeit sein Anniversarium am Tage Abdon und Sennon, d. h. am 30. Juli feierlich begangen, wobei die Domherren 4, die Domvikarien 2 Mark Silbers erhielten.²⁾

¹⁾ Cod. dipl. Warm. II, Nr. 224. 167.

²⁾ Scr. rer. Warm. I, 6. 60 f. 215. 231. 241. 249.

Gab es im Ermland eine hussitische Bewegung?

Von Bischof Dr. Aug. Bludau.

Die Heilsberger Chronik und Th. Treter erzählen, daß Franz Kuschmalz von den preußischen Bischöfen als ihr Vertreter nach Konstanz zum Konzil gesandt worden sei. N. Borrman¹⁾ hält dies für geschichtlich unmöglich; sicher ist das der Fall, wenn Franz damals Bischof gewesen sein sollte. Als Bevollmächtigter der preußischen Bischöfe und Mitbevollmächtigter des Ordens reiste Johann Abeczher, Dompropst von Ermland, 1414 nach Konstanz. Aber auch der Dekretalen-Doktor Franz Köffel traf mit einer Ordensgesellschaft am 15. April 1417 in Konstanz ein und trat mit dem inzwischen zum Bischof gewählten Dompropst Johannes am 14. April 1418 die Heimreise an.²⁾ Nicht Thomas Treter,³⁾ der Uebersetzer der Heilsberger Chronik ins Lateinische, macht nach Cochläus die weitere Mitteilung, daß Bischof Franz im Auftrage des Konzils der feierlichen Degradation des Fuß beigewohnt habe, sondern diese Angabe befindet sich nur in der Hdbf. M., d. i. in der Ausgabe, die Matthias von Lubomierz Treter, der die Chronik seines Groß-Oheims Thomas mit Zusätzen bereicherte, 1685 veranstaltet hat.⁴⁾ Aber Cochläus in seiner *Historia Hussitarum* (Mogunt. 1549) lib. II fol. 110 nennt gar nicht den Bischof Franz von Ermland unter den Bischöfen, welche vom Konzil zu der *solemnis degradatio* deputiert wurden, die da stattfand, bevor Fuß am 6. Juli 1415 zum Feuertod übergeben wurde; an letzter Stelle führt er an den Eps. Vanrensis, am Rande aber notiert er Vuarmiensis. B. d. Hardt in *Rerum Concil. Constant. T. IV* (Francofurti et Lips. 1699), 438 erwähnt gleichfalls den Eps. Vauriensis, den auch Harduin VIII, p. 410 nennt; vgl. Mansi XXVII p. 153. Gemeint ist Bischof Johannes Belli von Labaur (Vau-

1) Ermland und die Reformation, Königsberg Br. 1912. 42.

2) Siehe B. Nieborowski, Peter von Wormdith, Breslau 1915, 210, 238.

3) so Borrman a. a. D.

4) Mon. Warm. VIII, 297.

rensis), einer Diözese in Frankreich, die von 1317 bis 1790 bestanden hat; jetzt führt der Erzbischof von Albi auch den Titel Bischof von Castres und Lavaur. Selbstverständlich hebt Thomas Treter nicht „als Verdienst des Bischofs Franz hervor, daß er bei der Degradation des Fuß mitgewirkt habe“, wie W. Brüning annimmt,¹⁾ da dieser ja erst am 13. Februar 1424 zum Bischof gewählt wurde; auch kann gar nicht Johann Abeczher gemeint sein, der am 8. Juni 1415, zum Bischof gewählt, aber erst am 13. April 1416 vom Bischof von Riga und am 1. Dezember 1417 von Martin V. bestätigt wurde.

Bischof Johann III, der ebenso wie sein Nachfolger Franz bereits auf der Hochschule in Prag die Irrlehren Wiclifs und Fuß kennen gelernt hatte, war sicher nach seiner Rückkehr vom Konzil ein sorgfältiger Beobachter aller Regungen und Bewegungen in seinem Bistum und in Preußen, die auf die gefährlichen Irrlehren hindeuten mochten. Die Heilsberger Chronik von Merten Oesterreich²⁾ erzählt uns nun auch, daß unter Johann III. die Wiclifitische Häresie im Lande Eingang gefunden und viele Uebel und „ein frechrohloses Wesen“ im Volke angerichtet hätte. Die ihr anhängen, rühmten sich des echten Evangeliums, kamen nicht in die Kirche, spotteten und verachteten die Sakramente, besonders das hl. Meßopfer und die Geistlichen. An Sonn- und Feiertagen gingen sie in der Frühe statt zur hl. Messe in die Bier- und Methhäuser, sofften sich „voll und dohl“, sangen zur Verspottung Gottes, der Kirche und der Heiligen seltsame keßerische Lieder. Gott aber ließ alsbald schwere Strafen über die Bewohner kommen. Die bösen Geister führten großes Unheil durch schwere Erkrankungen herbei, sodaß die Menschen sich fürchteten, Speisen zu sich zu nehmen, um nicht durch Essen und Trinken der Befessenheit durch die bösen Geister zu unterliegen. Etliche liefen wie tolle Hunde herum und schrien laut: „was wir gesucht, das haben wir gefunden“, etliche sprangen ins Feuer und verbrannten sich, etliche in die tiefsten Flüsse und Brunnen und ersäuften sich, kurz es war ein großes Jammern und Schrecken unter den Leuten. Deswegen nun hätte der Bischof mit den anderen preußischen Bischöfen eine Synode ausgeschrieben, auf welcher beschlossen sei, daß niemand an Sonn- und Feiertagen vor dem Gottesdienste

¹⁾ Mitpr. Monatschr. 1892, 34 N. 2.

²⁾ Mon. Warm. VIII, 289—292.

Speisen und Getränke feilbiete, ausgenommen für Reisende und Kranke,¹⁾ dann, daß an Sonn- und Feiertagen um 8 Uhr die Mönche oder Vikare in den Häusern die Leute und Speisen mit Weihwasser besprengen und etwas geweihtes Salz daselbst zurücklassen sollten. Die dasselbe genossen, mit denen sei es besser geworden und sie seien gegen die Krankheit gesichert gewesen. Daher sei fortan das Weihwasser und Salz in hohen Ehren gehalten worden und jeder Familienvater habe sich seinen Bedarf für die ganze Woche am Sonntag weihen lassen. Den Mönchen und Vikaren, die es herumtrugen, ward von jedem etwas gegeben. Als die Pfarrer vermeinten, solche Akzidentien gehörten ihnen, gingen sie selbst mit dem Sprengkessel herum, aber nicht lange.²⁾ Dann wurde dies Almosen von 1 Pfennig dem Schulmeister zu seinem geringen Unterhalt überwiesen, durch den alsdann das Weihwasser entweder in eigener Person oder durch Schulkinder am Sonntag in die einzelnen Häuser gebracht und gesprengt sei. Diese erschreckliche und doch gerechte göttliche Strafe hätte viele Leute bewogen, die Wicliß'sche Ketzerei zu verlassen und sich zur Einigkeit und zum Gehorsam der heiligen römischen Kirche zu bekehren. —

Aber diese Nachricht beruht fast wörtlich auf Simon Grunau's Chronik, Trakt. XV Cap. VI § 3: „Von wannen diss kompt, und wann das weyhwasser am sonntag in die heusser der burger tregt“ (ed. Perlbach II, 33 f.) Grunau spricht nicht direkt von einer Synode und sagt auch nicht, daß der Bischof von Ermland eine solche veranlaßt habe, sondern nur: „So wurden die bischofe im lanndt zu rathe“ (34). Woher Grunau seine Schilderung genommen hat, wissen wir nicht. Joh. Bosilge berichtet zum Jahre 1412 u. 13 nur von zahlreichen Prozessionen in Preußen (ed. Strehlke 330 u. 32); daß daraus Grunau sich diesen Abschnitt zurechtgemacht habe, wie die Herausgeber vermuten, ist doch unwahrscheinlich. Weihwasser wurde im Mittelalter in Kirche und Volksleben zur Abwendung von Unheil besonders von Krankheiten aller Art, zur Segnung von Speisen und Getränken, Einweihung

¹⁾ Bormann 41 findet darin das Fasten beim Genusse der Eucharistie verschärft! Dann hätten wohl ähnliche Bestimmungen in der Landesordnung von 1408 und dem Landesgesetz von 1418 (s. Jacobson, Gesch. der Quellen des kath. Kirchenrechts den Provinzen Preußen und Posen, Königsberg 1837, 136, 287) denselben Zweck!

²⁾ Von einem Streit zwischen Priestern und Mönchen, weil jene diesen die Einnahme nicht gönnten, wie Bormann meint, ist nicht die Rede.

von Häusern bekanntlich in reicher Fülle gebraucht; seit dem 9. Jahrhundert war sein Gebrauch bei kirchlichen Funktionen und im privaten religiösen Leben häufiger geworden. In Frankreich und England wurde doch Weihwasser auch seit dem 12. Jahrhundert durch Meriker ins Haus gebracht und die dabei verabreichte kleine Gabe sollte zu ihrem Unterhalte dienen.¹⁾ Auch der Glaube an die heilende und den Einfluß böser Geister vertreibende Kraft des geweihten Salzes ist tausendfach bezeugt.²⁾ Es mag schon sein, daß zur Zeit der Pest oder einer Epidemie der fromme Brauch neu auflebte und gefördert wurde oder auch auf eine Synode empfohlen wurde. Aus dem zuverlässigen Bericht des Verfassers der Heilsberger Schloßordnung³⁾ wissen wir, daß Bischof Johann III. wie auch seine drei nächsten Vorgänger in jedem Triennium Synoden abgehalten haben. Daß er eine solche 1415 gehalten hat, wie Bischof Szembek in den Statuten XIX der Heilsberger Synode vom J. 1726 behauptet,⁴⁾ ist offenbar unrichtig. Er bezieht sich wohl hierfür auf die Angaben Joh. Leos,⁵⁾ der wörtlich den Bericht Grunaus über das Weihwasser wiedergibt, aber auch acht Beschlüsse dieser Synode nach dem Jahre 1415 anzuführen vermag. Die ersten beiden über das Verbot, Speise und Getränke an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes zu verkaufen und die Verordnung über das Weihwasser könnten dem Bericht Grunaus entnommen sein. Die anderen Beschlüsse über die strenge Einhaltung der Festtage *sub poena vitae* (*sub poena Capitis minime*), das Verbot von Schmausereien, Unterhaltungen (*discursus*), Spaziergängen während des Gottesdienstes und der Teilnahme am Begräbnisse eines Wiclifiten *sub poena triginta marcaram*, die Verordnung über Festtage und die Strafe für Ablehnung der hl. Delung und jene für Buhldirnen sind apokryph und finden sich in dieser Form nirgends unter den Beschlüssen der Synoden jener Zeit. Leo hat auch keine sichere Kenntnis davon, daß sie auf jener Synode gefaßt seien, denn er fügt zu *statuta* hinzu *sive renovata*. Der Bericht Grunaus läßt an

¹⁾ Siehe Ad. Franz, Die kirchlichen Benediktionen im Mittelalter I, Freiburg i. B. 1909, 86 ff.

²⁾ Franz, a. a. O. 227 f.

³⁾ Mon. III, 387.

⁴⁾ Constitutiones Synodales Warmiens., Brunsbergae 1899, 211. Past. Bl. 1895, 79.

⁵⁾ Historia Prussiae, Brunsbergae 1725, 22 1.

Zustände denken, wie wir sie aus den Synodalstatuten des Bischofs Heinrich III. Sorbom am Ende des 14. Jahrhunderts erschließen könnten,¹⁾ wo davor gewarnt wird, die Canones und die Kirche durch Lästern oder Scherzreden verächtlich zu machen und dergleichen Menschen unter die Häretiker gerechnet werden (c. 19), wie sie in den Waldensern und Anhängern Wiclif's sich uns zeigen. Die Schilderung Grunau's weist sichtlich auf die falschen Lehren Wiclif's hin. Diesem galt die Bibel als alleinige übernatürliche Autorität; er verwarf die kirchliche Ueberlieferung, das lebendige Wirken des hl. Geistes zur Bewahrung der göttlichen Offenbarung, die gesamte Lehrgewalt der Kirche. Die Heils- und Gnadenmittel der Sacramente drückte er zu äußerlichen Zeichen ohne innere Wirkung herab, die Hauptsache beim Gottesdienst war ihm die Predigt; Papsttum und Episkopat verwarf er, verlangte Verzicht der Kirche auf allen irdischen Besitz, wollte vom Mönchtum nichts wissen und lehrte die Vorherbestimmung. Jacobson²⁾ vermutet, daß die Synode unter Bischof Johann Abeczher erst später, vielleicht im J. 1418, gehalten worden sei, und er stützt seine Vermutung darauf, daß damals auch in Bomesanien und auch wohl in Kulm und Samland Synoden versammelt gewesen seien. Wir wissen aber doch nur, daß am 10. Mai 1418 in Marienwerder eine Synode stattfand, deren Konstitutionen wir leider nicht kennen. Daß in jener Zeit Spuren der Hussitischen Irrlehre sich in den preussischen Diözesen gezeigt haben, könnten wir nur aus Simon Grunau's Darstellung Tr. XV c. 8 § 1 (II 41) entnehmen, der uns erzählt, daß 1416 am 1. Januar in Braunsberg ein (ständischer) Landtag vom Hochmeister berufen sei, um die hussitischen Irrlehren zu unterdrücken; die Wiclifitischen Schriften seien verboten worden, wer in der Ketzerei sterbe, solle nicht auf dem geweihten Kirchhof begraben werden, sondern auf dem Preußenkirchhof. — Letztere Nachricht hat Leo³⁾ übernommen und gibt diese Notiz über den conventus (Landtag) wieder, wobei auch die preussischen Bischöfe zugegen gewesen seien. Ein Ständetag jedoch fand wohl am 22. April 1411 in Braunsberg statt, nicht aber 1416; in diesem Jahre wurden Tagfahrten abgehalten zu Danzig, Marienburg, Elbing, auf denen hauptsächlich über Ordnung

1) Constit. p. 4; vgl. Syn. Sambiens. a. 1427 n. 30 p. 266.

2) a. a. O. 107.

3) Hist. 222.

des Münzwesens gehandelt wurde.¹⁾ Ganz ähnlich berichtet Grunau in Trakt XIII Kap. 15 § 2 von der Verwilderung des Volkes, die aus der Lehre des albanischen Ketzers Leander, der unter Hochmeister Konrad Wallenrod sein Wesen getrieben, entsprungen sei; die Bischöfe seien auf einer Synode zusammengekommen und haben die Haltung der kirchlichen Fasttage und Feiertage strenge eingeschränkt; die in der Ketzerei Gestorbenen sollten um die Galgen oder auf dem Preußenkirchhof bestattet werden „wie hunde.“ (ed. I, 677 f.) Hier haben wir wohl auch die Quelle für die bei Leo aufgeführten Synodalbeschlüsse. Ebenso unglaubwürdig ist die Nachricht Grunaus, ein Schüler des Fuß oder des Hieronymus von Prag namens Günther Libemann oder Tilemann sei im Jahre 1413 nach Danzig gekommen und durch seine Verschwägerung mit dem Bürgermeister Gert v. d. Befe zur Pfarrstelle von Marien gelangt; in dieser Stellung hätte er sich bemüht, unter dem Schutze des Bürgermeisters und des Hauptkomturs Rudolph von Gulenstein der hussitischen Lehre in Danzig Eingang zu verschaffen, indessen hätte die Wachsamkeit und der eifrige Widerstand der Dominikanermönche und sein plötzlicher Tod seinem verderblichen Einfluß eine Grenze gesetzt (Tr. XV c. 8 § 3; ed. II, 49). Die Vermutung, die Th. Hirsch²⁾ äußerte und L. Dombrowski³⁾ erneuerte, daß der sagenhafte Danziger Pfarrer Günther Libemann der Pfarrer an der Marienkirche Andreas gewesen sei, der 1437 starb, wird man auch jetzt aufrecht erhalten können, nachdem sich herausgestellt hat, daß dieser Pfarrer Andreas Pfaffendorf gewesen ist, welcher der hussitischen Irrlehren wiederholt verdächtig und vom Dominikaner Peter Wichmann der Ketzerei beschuldigt wurde.

Zum ersten Male begegnen wir der Behauptung, daß hussitische Irrlehren verbreitet werden, im Jahre 1420.⁴⁾ Damals klagten die Bürger von Gilgenburg bei ihrem Komtur ihren Pfarrer dieses Vergehens an. Der Komtur meldete dies dem

1) Siehe M. Löppen, Acten der Ständetage Preußens I, Leipzig 1878, 172.

2) Die Ober-Pfarrkirche von St. Marien in Danzig I, Danzig 1843, 116 A. I.

3) Die Beziehungen des Deutschen Ordens zum Baseler Konzil bis zur Neutralitätserklärung der deutschen Kurfürsten (März 1438), Diss. Breslau 1913, 254 f.

4) Siehe Voigt, Gesch. VII, 374 f.; S. Freitag, Bisthr. des Westpr. Gesch. Ver. S. 42, 126 f.

Hochmeister und erhielt von diesem den Befehl, den Pfarrer zu verhaften. Dies geschah und der Pfarrer wurde an den Bischof von Bomesanien ausgeliefert. Der Bischof jedoch erblickte in dem Verfahren des Komturs und der Gilgenburger Bürger einen Eingriff in seine geistlichen Rechte und sprach über beide den Bann aus, zugleich aber auch über alle, die durch Rat und That bei der Verhaftung mitgewirkt hatten. In der vom Bischof angeordneten Untersuchung erklärte der Pfarrer die Beschuldigung für unwahr und beteuerte eidlich, daß er eine ketzerische Irrlehre weder gehegt noch verkündet habe. Durch die Vorstellung, daß das Verfahren des Komturs und der Bürger durch ihren Eifer für die rechte Lehre zu erklären und zu entschuldigen sei, ließ sich der Bischof zur Zurücknahme des Bannes bestimmen. Durch diese Ereignisse scheint der Hochmeister auf die Gefahr besonders aufmerksam geworden zu sein, welche durch die Hussiten äußerlich und innerlich seiner Herrschaft erwachsen könnte. Schon am 30. Mai 1420 forderte er die Stadt Thorn auf, und wohl auch andere Städte, darüber zu wachen, daß nicht die hussitische Ketzeri vom fremden Lande sich auch in Preußen einschleiche, und wenn dies geschehe, sie sofort zu vertilgen, auch mögen sie sich für alle Fälle kriegstüchtig machen, um sogleich bereit zu sein, wenn er sie zum Kriegsdienst einberufen müsse.¹⁾ Damals hat auch der Bischof Johannes geglaubt, energische antihussitische Maßregeln ergreifen zu müssen.²⁾ Unter dem 29. August 1421 erließ er eine Aufforderung an sämtliche Erzpriester, Pfarrer, Priester in der Diözese zu einem Hochamte in subsidium pro exterminatione perversorum haeticorum (der Hussiten) mit Verkündigung einer 20 tägigen Indulgenz, die P. Johann XXII. allen Teilnehmern bezw. Anwesenden verliehen; Arch. zu Königsberg Schubl. VIII N. 35 u. 36. Ob der Ketzer in Heiligenbeil, der unter Bischof Johannes der Häresie überführt und im Gefängnis festgehalten wurde, wie wir im Jahre 1425 erfahren,³⁾ ein Anhänger von Wiclif oder Hus gewesen ist, wissen wir nicht. Ein Schreiben eines andern Bischofs findet sich in dem Formularium aus der 1. Hälfte des 15. Jahrh's⁴⁾ in dem beklagt wird, daß zum Schaden der Gläubigen scripta abominaliter in se

1) S. Töppen, Acten 346; über andere Aufforderungen zu Hilfeleistung gegen die Hussiten im J. 1421 f. 377—379.

2) S. Erml. Past.-Bl. 23 (1891), 117.

3) C. W. IV Nr. 37, 103, Nr. 39, 106 f.

4) E. B. IX, 373 ff.

continentia des Joh. Fuß verteilt und in verschiedenen Arten gefunden werden. Alle sollten die Schriften dem Offizial unter Strafe der Exkommunikation vorzulegen. Dem Zusammenhang nach zu urteilen ist es der Bischof von Samland, der das Schreiben erlassen hat. Aber selbst solche Anordnungen der Bischöfe beweisen noch nicht, daß Spuren hussitischer Ketzerei sich im Bistum Ermland oder Samland gezeigt haben, denn dergleichen Verordnungen wurden zur Durchführung der Konstanzer Beschlüsse gewöhnlich auf Synoden jener Zeit erlassen, z. B. zu Mainz, Köln, Trier, Siena,¹⁾ ohne daß die hussitischen Irrtümer Eingang in den betreffenden Bistümern gefunden hatten. So soll auch der Nachfolger Johannes III., Bischof Franz Kuschmalz bald nach dem Jahre 1426 eine Synode gehalten haben, um die gegen die Hussiten auf dem Konzil zu Konstanz erlassene Dekrete in seiner Diözese zu verbreiten. Die Quelle dieser Angabe ist wieder Simon Grunau, der aber Tr. IX. c. I § 2 das Jahr 1449 für die Synode ansetzt, auch nicht sagt, daß der Bischof sich in Konstanz befunden habe. Er begründet die Abhaltung der Synode mit den Worten: „dan dy Ketzerey Johannis Huss wolt ym einreyssen“ (ed. I, 341). Für den Abschnitt über das Ermland war Grunaus Quelle hauptsächlich die Chronik des Johannes Plastwich; dieser aber weiß von einer Synode des Bischofs Franz nichts. Die ganze Nachricht der Heilsberger Chronik und bei Treter 297, ebenso bei Leo, Hist. 286 bezieht Jacobson²⁾ auf Johannes III. Vielleicht ist aber an die Provinzialsynode zu Elbing zu denken, welche im Frühjahr 1427 von den preußischen Bischöfen abgehalten worden ist. In den Beschlüssen dieser Synode wird allerdings nirgends der Hussiten Erwähnung getan. Immerhin könnte die Mahnung an den Klerus (Nr. V), daß die alten von den Vätern eingeführten Zeremonien im Kultus beobachtet und alle Neuerungen und Kuriositäten, besonders im Gesange und in den Volksliedern (*cantilena*), die in der Kathedrale nicht vorkämen, verboten seien, mit Rücksicht auf wiclifitische und hussitische Anzeichen gegeben sein. Auch der Synodalprediger (der Bischof von Kulm?)³⁾ setzte aus-

¹⁾ S. Hefele, Conciliengeschichte VII, Freiburg i. B. 1874, 388.

²⁾ a. a. D. 108.

³⁾ In der Bisthr. d. Westpr. Gesch. Ver. S. 59 (1919), 94—111 hat D. Günther diese „Predigt vom preuß. Provinzialkonzil in Elbing 1427“ aus einem Mskr. der Danziger Stadtbibliothek veröffentlicht und die Abhängigkeit der zuletzt

einander, daß eine Reformation Preußens auch dahin führen würde, die Böhmen, d. h. die hussitischen Sektierer, zum wahren Glauben zurückzuführen, während man befürchten müsse, daß wenn der Klerus sein Leben nicht reformiere, die ganze Christenheit mit der hussitischen Irrlehre besleckt werde: *non est dubium, si Prussia reformabitur, quod erit speculum et fundamentum totius Christianitatis et adiutorio dei altissimi precibus gloriose virginis Marie ac omnium sanctorum Bohemi ad veram fidem possint converti. Sed timendum est, (quod) si vita cleri non reformabitur, tota Christianitas errore Bohemorum commaculetur.* Am 25. Januar 1428 hielt Erzbischof Henning in Riga das Provinzialkonzil ab und publizierte die Statuten desselben für die ganze Kirchenprovinz, sodaß sie auch für Preußen verpflichtend wurden. In Nr. 2 wird hier auch flüchtig die hussitische Ketzerei gestreift, wenn gewarnt wird, Niemand möge sich erühnen seine Privatmeinungen den Bestimmungen der heiligen Canones vorzuziehen, *ut hodie a perfida et dampnata secta hussitarum hereticorum execrabiler extitit attemptatum.* Auch Bischof Franz hatte im Brief an den Ordensprocurator (nicht an den Erzbischof von Gnesen, wie Voigt und Freytag angeben)¹⁾ vom 28. Januar 1425 über den unfkirchlichen Geist, der weite Kreise des Volkes ergriffen hätte, geklagt, ebenso über die immer mehr herrschend werdende Ketzerei, die Verachtung des geistlichen Standes, Verspottung der Priesterwürde, Geringschätzung des Ansehens des päpstlichen Stuhles, Nichtachtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit (C. W. IV, 106 Nr. 39). Diese Stimmung des Volkes ließ eine Erschütterung der religiösen Ordnung

von Hirsch herausgegebene „Ermahnung des Carthäusers“ an den Hochmeister Paul v. Ruzdorf von dieser Konzilsrede dargelegt, ebenso die Abhängigkeit der Strafpredigt, die Simon Grunau (Tr. 15 c. 18) dem Bruder Joh. Tavolerius, Kustos im Deutschordenshause zu Frankfurt a. M., in den Mund legt (ed. II, 117). — Der dem hl. Augustinus zugeschriebene Ausspruch: *Quod non tollit Christus, tollit fiscus*, den Günther S. 85 von dem Carthäuser willkürlich dem Kirchenlehrer zuschreiben läßt in der Meinung, daß weder der Hochmeister noch wer sonst an dessen Hof die Schrift lesen mochte, Veranlassung nehmen würde, das Zitat nachzuprüfen, ist eine Rechtsparodie, die im Decret. Gratiani can. 8 c. 16 qu. 7 in der Form: *Hoc tollit fiscus, quod non capit Christus* auf Augustinus zurückgeführt wird, welcher in ennar. zu Ps. 146, 17: *Si non habet rempublicam suam Christus, non habet fiscum suum* (Migne 36, 1911) Veranlassung dazu gegeben hat; s. Citronowski in Arch. f. kath. Kirch.-Recht 31 B (1874), 236 ff.

¹⁾ Voigt VII 479; Freytag 129.

sehr befürchten. Die Rigauer Provinzialsynode von 1428 faßte wohl strenge Beschlüsse, gegen die Ketzer und drang auf eine sittliche Erneuerung des Klerus, aber für die preussischen Diözesen waren die Statuten doch nur von geringer Bedeutung. Wir wissen nicht einmal, ob die Statuten hier auf besonderen Synoden publiziert worden sind. In der verkürzten Ausgabe der Statuten, wie sie in Preußen entstanden ist und auch nur hier Geltung hatte, wird der hussitischen Ketzerei nirgends gedacht. Vom Besuche des Provinzialkonzils hatten die preussischen Bischöfe sich dispensieren lassen, zumal sie im Jahre vorher sich in Elbing zu einer besonderen Provinzialsynode versammelt hatten.¹⁾

Um die ganze Christenheit zum Kreuzzug gegen die Hussiten, Wicliffiten und andere Ketzer aufzurufen, hatte P. Martin V. am 1. März 1420 eine Kreuzzugsbulle erlassen unter den üblichen Bedingungen für Kreuzfahrer. Als ein solcher Kreuzprediger erschien in Preußen mit einer päpstlichen Bulle und einem Empfehlungsschreiben des Kurfürsten von Brandenburg der Dominikanermönch Gerhard Gewandschneider, ein geborener Danziger, ehemals Lesemeister daselbst, damals Prior des Dominikanerklosters in Greifswald. Er trug dem Hochmeister Paul von Ruckdorf, als er in Danzig anfangs April 1427 weilte, das Begehren vor, in Preußen das Kreuz predigen zu dürfen; er zeigte eine vom Bischof von Regensburg transsumierte päpstliche Bulle dabei vor. Der Hochmeister erwiderte, ohne den Rat der Prälaten des Landes könne er ihm keine endgültige Antwort geben. Aus den Reden des Predigerbruders aber war zu verstehen, daß er einen Teil des Geldes, welches zur Beisteuer für den Kreuzzug gegeben werden würde, wieder mit sich ausführen und dem Markgrafen von Brandenburg und dem Herzog Hans überantworten und überbringen wolle. Damit fand er bei den preussischen Machthabern wenig Beifall. Der Hochmeister fragte die Bischöfe um Rat wie man sich verhalten solle.²⁾ Bischof Franz schrieb am 14. April 1427 dem Hochmeister offen und ehrlich seine Meinung über die beabsichtigte Kreuzpredigt. Das Ermland sei allemwegen der heiligen römischen Kirche gehorsam gewesen und hätte diesen Gehorsam jetzt wieder in Werken sichtlich bewiesen „mit etlichen vilen spysen wider die Ketzer,“ und es werde so Gott wolle nach

1) f. West.-Bl. 1898, 77 ff.

2) 7. Apr. 1427, C. W. IV Nr. 179, S. 225 f.

Vermögen noch mehr tun. Ermland hätte also der Bulle des heiligen Vaters jetzt Genüge getan, nur daß die Gnaden derselben nicht seien verkündet worden. Es wäre „versäumlich“, daß Gerhard hier noch die Bulle predige. Verdienstlich sei es hingegen, wenn er dort die Bulle und ihre Gnad predige, wo die gläubigen Herzen nicht entflammt seien und wider die Ketzer auftreten. Der Bischof von Romesanien möge Abschriften der Bulle an die Bischöfe in Preußen und Livland senden und jeder möge etliche fromme geschickte Priester seines Stiftes zu Gerhard schicken, der ihnen seine Vollmacht nach der Bulle mitteilen möge, damit sie im Lande umherziehen und predigen ohne „hocher geschos und beschwerunge armer leute.“¹⁾ Ähnlichen Rat gaben die anderen Bischöfe. Der Hochmeister folgte demselben, indem er die Bischöfe aufforderte,²⁾ je drei Stadtpfarrer nach Marienwerder zu senden, damit sie dort von Gewandtschneider, der bereits am Freitag vor Quasimodogeniti in Elbing in des Hochmeisters, seines Rates und seiner Gebietiger Gegenwart vor zahlreich versammeltem Volke die Gnade des Kreuzablasses verkündigt hatte und demnächst in Danzig das gleiche tun wollte, bevollmächtigt würden. Zugleich sollten auch die Punkte festgestellt werden, auf welche sich die Predigt an das Volk zu beschränken hätte. Für Ermland sollte der Pfarrer von Bartenstein, der von der Altstadt Elbing und noch ein dritter geeigneter Priester in Vorschlag gebracht werden. Ob die Angelegenheit wirklich in diesem Sinne geregelt wurde, wissen wir nicht, doch scheint es nicht unwahrscheinlich zu sein, da am 18. August 1427 durch P. Martin V. die Pfarrer Dr. decret. Andreas Pfaffendorf und Andreas Slomtau von Danzig mit der Kreuzpredigt gegen die Hussiten in den Ländern des Deutschen Ordens beauftragt wurden.³⁾ So war nach des Papstes Willen die Kreuz- und Ablasspredigt den fremden Mönchen entzogen und Männern übertragen, zu denen man das Vertrauen hegte, daß sie die ihnen übertragene Aufgabe mit Besonnenheit und im Sinne ihrer Oberen lösen würden. Mit Recht war zu befürchten, daß die bisweilen zudringlichen Anforderungen der fremden Prediger die Mißgunst und die Eifersucht des Weltklerus wachrufen könnten und die ihnen gewährten Privilegien die ge-

¹⁾ C. W. IV, Nr. 181 S. 227 f.

²⁾ C. W. IV, Nr. 186 S. 232.

³⁾ C. W. IV, Nr. 200 S. 246.

wöhnlichen Ordnungen störten. Das Bestreben der Bischöfe ging dahin, ohne die Dominikaner förmlich auszuschließen, die Bewegung in der Hand zu behalten. Sicher hatte man sich dabei auch durch die Erwägung leiten lassen, daß das damals schon verarmte und durch zahlreiche Kriege geschwächte Land nicht in zu hohem Maße für materielle Opfer herangezogen werden dürfte, zugleich fürchtete man wohl, daß durch allzu heftige Angriffe gegen das Hussitentum und seine Lehre gerade das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreicht werden könnte, indem die schon lange im Volk lebende Mißachtung der Geistlichen zu offenem Abfall von der Kirche führen könnte.¹⁾ Für einen Kriegszug gegen die Hussiten war 1421 in Danzig eine Grund- und Kopfsteuer eingesammelt worden, die 924, 1423 zu einem Zuge nach der Neumark eine Grundsteuer, die 2200 Mark ergab.²⁾ Auch jetzt hatte der Hochmeister befohlen, in allen Kirchen seines Gebietes Spendekästen aufzustellen und den Bischöfen geraten in ihren Stiften, wo sie es von Nutzen hielten, das gleiche zu tun,³⁾ indeß scheint der Ertrag der Besteuer nicht von sonderlicher Bedeutung gewesen zu sein. So war z. B. in der Altstadt und im Löbenicht Königsberg nur ein Betrag von 40 Mark einkommen, im Kasten in Löbenicht fand man nur 3 Mark.⁴⁾

Schon im Spätherbst 1426 war des Hochmeisters Botschafter aus Deutschland mit der Nachricht heimgekehrt, es sei vom römischen Könige und den Kurfürsten ein großer Plan zur Bekämpfung der Hussiten entworfen. Auch der Orden sollte ein Hilfsvolk stellen. Ein gleiches Aufgebot erhielten die Landesbischöfe. Die Zahl der Kriegsteilnehmer war nur eine geringe, da es den Dienstpflichtigen bestimmter Gebiete freigestellt war, statt der Mannschaften eine verhältnismäßige Geldsteuer zu entrichten, womit man im Auslande Söldner werben wollte. Erst im Frühjahr 1427 zog der Vogt von Leipe, Gottfried Rodenberg, mit einer Söldnerschar an die Böhmishe Grenze.⁵⁾ Am 6. Dezember 1427 teilte Heinrich, Kardinalpriester vom Titel des hl. Eusebius, genannt von England, päpstlicher Legat de latere in Deutschland, Ungarn und Böhmen, dem Erzbischof von Riga und

¹⁾ f. Voigt VII, 491; Freitag 129.

²⁾ f. P. Simson, Geschichte der Stadt Danzig I, Danzig 1913, 150.

³⁾ C. W. IV, Nr. 186 S. 223; vgl. Lössen, Act. I, 485, 487 f.

⁴⁾ Voigt VII, 492 N. 3.

⁵⁾ Voigt VII, 490.

seinen Suffraganen mit,¹⁾ daß nach einem jüngst zu Frankfurt a. M. in einer großen Versammlung geistlicher und weltlicher Fürsten angenommenem Antrag alle Geistlichen und Laien ihren Beitrag zur Bekämpfung der Hussiten bis zum nächsten 17. Februar bei Vermeidung von Bann und Interdikt herbeigeschafft haben sollen. Die damit verbundenen Indulgenzen wurden zugleich näher auseinandergesetzt. Die Bereitwilligkeit zur Zahlung der ungewohnten Steuer war aber weder bei dem Pfarrklerus noch bei den Laien sehr groß. In manchen Gegenden war die Sammlung Jahr und Tag, nachdem sie geschlossen sein sollte, noch nicht eröffnet. In gelbarmen Gegenden weigerte man sich überhaupt mit klingender Münze zu zahlen. Große Beiträge kamen ebensowenig zusammen als das große Heer. Noch am 18. März 1429 bat der Erzbischof Henning von Riga eindringlich die preussischen Bischöfe, wie er auch den Hochmeister ersucht hatte, seinem Beispiel zu folgen und die Hussitensteuer zu erlegen; er sei dazu aufgefordert durch den römischen König und die Fürsten, die einen besonderen Boten an ihn geschickt hätten.²⁾ Man war aber keineswegs geneigt, das Land, welches für den Hussitenkrieg schon mehr getan als mancher deutsche Fürst, der neuen von den Fürsten ausgeschriebenen Steuer „des gemeinen Pfennigs“ zu unterwerfen. Der Bischof von Ermland riet zu einer ernstern Vorstellung an die Kurfürsten: wie der Orden, die Prälaten, die Edlen und Städte Preußens verarmt, zum Teil nicht einmal ihr halbes Einkommen mehr hätten, der Orden auch schon vor zwei Jahren auf Verlangen des römischen Königs unter großen Kosten einen ansehnlichen Kriegshaufen gestellt habe, die Prälaten, der Adel und die Städte des Landes sich auch schwerlich zu einer neuen Besteuerung verstehen würden. (Schr. d. Wormditt, 3. Sept. 1428) Der Hochmeister, diesen Rat befolgend, unterließ zwar auch das Gebot der Erhebung der Kriegsteuer, allein es erfolgte bald das nachdrücklichste Ermahnungsschreiben an den Hochmeister, worin er mit allem Ernste zur Aufbringung der Steuer aufgefordert wurde (Schr. der Kurfürsten am Tage Galli 1428). Auch der römische König sandte ihm ein ernstes Schreiben, worin er allen Reichsständen eine Beisteuer und Mitwirkung zur Vertilgung der Ketzer anbefahl. Doch da man selbst in Deutschland bei Erhebung der Steuer noch

1) C. W. IV, Nr. 211 S. 253.

2) H. B. Culm Nr. 549 S. 441 f.

vielen Widerstand und wenig Eifer zeigte, ferner auch der päpstliche Legat des Hochmeisters Entschuldigung für gültig anerkannte und auch der Erzbischof von Riga gegen sie für sein Gebiet protestierte, eilte der Hochmeister nicht, der Mahnung nachzukommen.¹⁾

Von hussitischen Anschauungen, die in Preußen gehegt und verbreitet wurden, hören wir erst wieder im Jahre 1430. Damals war der Dominikanerpater Peter Wichmann, bisher Professor in Leipzig, nach Thorn gekommen und hatte hier den Pfarrer der Altstadt Andreas Pfaffendorf²⁾ beschuldigt, in seinen Predigten die freisinnigen Anschauungen seines Lehrers Hieronymus von Prag vertreten zu haben. Gestützt auf die Tatsache, daß ihm das Amt eines Inquisitors übertragen war, lud er den Pfarrer vor sein Gericht, und als dieser sowie der übrige Pfarrklerus von diesem Gericht nach Rom appellierten, weil jener seine Vollmacht nicht beweisen konnte oder wollte, so bedrohte er sie mit dem Banne und befahl sie dem Teufel und schalt sie Juden, Ketzer und Heiden. Der Eindruck auf das Volk war ein höchst bedenklicher. In der richtigen Voraussetzung, daß die beschuldigten Priester beim Hochmeister und anderen Ordensgebietigern Schutz suchen und finden würden, drohte der Dominikaner schon im voraus, daß er auch diese fragen werde, ob sie den christlichen Glauben hielten und halten wollten. Den Unwillen des Hochmeisters beschwichtigte zunächst noch der Dominikanerprovincial der Ordensprovinz Polen, Nikolaus Pniewy,³⁾ während der Bischof von Culm alsbald für den gekränkten Pfarrer einzutreten versuchte. Aber obgleich ihm der Papst, wie der Ordensprokurator am 25. Sept. 1430 berichtete, ausdrücklich Vollmacht gab, Wichmann vor sein Gericht zu ziehen und abzurteilen, so vermochte er doch gegen ihn und seine Ordensbrüder nichts auszurichten, selbst als er acht von ihnen mit dem Banne belegte.⁴⁾

Sie heßten auch andere Geistlichen und Laien gegen die bischöfliche Gewalt auf, warfen öffentlich den Ordensrittern allerlei Schandtaten vor, schienen überhaupt dem Orden und Bischof allen

1) Voigt VII, 516.

2) s. über Pfaffendorf J. E. Wermke, Geschichte Thorns I, Thorn 1842, 168 f.; Hirsch, Marienkirche I, 115 ff. Voigt VII, 556 ff. Freitag a. a. D. 42 f.; L. Dombrowski a. a. D. 33 ff.

3) U. B. Culm 443.

4) U. B. Culm 445 f.

Gehorsam aufzukündigen und hatten einen großen Teil der Thorer Bürger auf ihre Seite gebracht. Da griff endlich auch auf des Bischofs Rat der Hochmeister ein und ließ die unruhigsten Mönche durch den Komtur von Thorn aus der Stadt entfernen. Zu gleicher Zeit hatte auch P. Martin V. den Bischof von Breslau mit der Untersuchung der Angelegenheit beauftragt.¹⁾ Trotzdem Pfaffendorf mit Hilfe des Ordensprokurators vom Papste 1430 eine Bestätigung seiner Rechtgläubigkeit erlangt hatte, ging der Streit weiter; wurden doch die päpstlichen Erlasse in Thorn, wo alle bürgerliche Ordnung aufgelöst schien und der Gottesdienst ganz eingestellt war, überhaupt nicht mehr beachtet. Gegen Ende des Jahres 1431 ging Pfaffendorf im Auftrage des Hochmeisters an die Kurie, um den obersten Prokurator in der polnischen Streitsache zu unterstützen. Damit begann er die diplomatische Tätigkeit im Dienste des Ordens, die er bald noch selbständiger und umfassender auf dem Baseler Konzil ausüben sollte. Um die Mitte des Jahres 1432 verließ er Rom wieder. Er hatte sich auch gegen die Anklagen Peter Wichmanns hier verteidigen müssen und überließ nun die Fortführung dieser Irrlehrenangelegenheit, die damals für ihn nicht sehr günstig stand, dem römischen Ordensprokurator.²⁾ Wie wenig die Ordensgebietiger aber die Rechtgläubigkeit des verfeierten Pfarrers bezweifelten, geht daraus hervor, daß sie ihn mit der Vertretung des Ordens auf dem Konzil betrauten. In Basel war er seit April 1433 mehrere Jahre hindurch der Führer und zeitweise das einzige tätige Mitglied der Ordensgesandtschaft; er galt in seiner die andern überragenden Stellung schlechthin als der Prokurator des Ordens. Auch auf dem Konzil wurde die Anklage gegen ihn verhandelt.³⁾ Der Kardinal G. Petri, Johannes Cervantes, der am päpstlichen Hofe in der Sache Richter gewesen war und nun auch in Basel als „einziger und ständiger Glaubensrichter“ damit zu tun hatte, hatte ihn — vielleicht noch in Rom — dazu verurteilt, seine Lehren in Thorn zu widerrufen. Pfaffendorf tat das aber nicht, obwohl er anfangs zugesagt haben soll, und so wurde das Verfahren auf Wichmanns Antrag fortgesetzt. Es zog sich sehr lange hin. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1436 wurde

¹⁾ U. B. C. 446.

²⁾ vgl. die „Aufzeichnungen des Thorer Pfarrers Hieronymus Waldau“, veröffentlicht von Günther in *Ztschr. d. Wpr. Gesch.-Ver.* S. 49 (1907), 233.

³⁾ f. Dombrowski a. a. D. 170 f.

der Streit beigelegt und zwar anscheinend durch ein Urteil des Konzils.¹⁾ Das Amt des Glaubensrichters bekleidete damals der Kardinal Ludwig von Arles. Im Dezember 1436 waren die beiden Gegner wirklich versöhnt. Zu Anfang des Jahres 1437 übernahm Pfaffendorf die Pfarrei von St. Marien in Danzig, auf die Andreas Sломмаu Verzicht geleistet hatte. Nur 8 Monate sollte Andreas Pfaffendorf in seinem neuen Amte wirken. Schon am 22. Sept. 1437 muß der Hochmeister seinem Baseler Vertreter den Tod des „Ordens Pfarrer zu Danzig“ melden.²⁾

Auch in Danzig standen die Schwarzmönche mit dem Pfarrer der St. Marienkirche Andreas Sломмаu im Streit.³⁾ Letzterer, der in dem kirchlichen Leben Danzigs eine bemerkenswerte Rolle gespielt hat, wurde von ihnen in ähnlicher Weise verkehrt, wie sein Ordensbruder Pfaffendorf in Thorn. Sollte nicht Neid und Mißgunst ein treibendes Motiv gewesen sein, weil beide von P. Martin V. zu Predigern des Kreuzablasses bestimmt waren? Als Wichmann aus Thorn vertrieben nach Danzig gekommen war, sehen wir auch hier denselben Konflikt ausbrechen. Leider haben wir von diesen Ereignissen eine sehr spärliche Kenntnis aus einem Brief des Pfarrers an den Komtur von Danzig,⁴⁾ dem er anzeigt, daß im Dominikanerkloster bei dem Prior Munkelbeck sich ein Doktor aufhalte, welcher bezeuge, der Hochmeister hege in seinem Lande Ketzer, und daß er allein um seines rechten Glaubens willen aus Thorn vertrieben sei. Weiteres wissen wir nicht; doch scheint es, daß Wichmann der Boden in Preußen bald zu heiß geworden sei und er sich nach Deutschland gewendet habe. Wenn wirklich eine Sympathie für die Lehre des Huf in Preußen vorhanden war, so ist sie sicher recht bald beim Einfall der Hussiten in Preußen erloschen. Wie die gefahrbringende Nähe des Feindes alle Kämpfe im Innern schweigen ließ und alle Kräfte zur Abwehr vereinigte, so war man wohl auch in der Verdammung der Ketzerei einig, als man nach dem Abzug der Böhmen das verwüstete und verödete Land sah und der von ihnen verübten

1) Dlugosz, Histor. Polon. l. XII, Francf. 1711, 685 berichtet geradezu daß er vom Konzil verurteilt worden sei; vgl. die Urkunde der Königsberger Bibliothek in Brunau, Chron. ed. II, 85 N. 1 u. 2.

2) Dombrowski 171, 203.

3) f. Roth, Die Dominikaner und Franziskaner im Deutsch-Ordensland Preußen bis zum Jahre 1466, Diss. Königsberg Br. 1918, 57 ff.

4) Hirsch I, 119 N. 1.

Grausamkeiten gedachte. Ueber den Einfall der Hussiten in die Neumark 1437 s. Voigt VII, 616 ff; Hussiten vor Konik 623 ff., vor Dirschau und Danzig 633 ff.

Auch der Bischof Johannes III. Marienau von Kulm war von dem Inquisitor Peter Wichmann der Ketzerei beschuldigt worden und hatte eine Vorladung nach Basel zu gewärtigen.¹⁾ Die Anklage war dem Hochmeister um so peinlicher, als darin behauptet war, der Bischof habe schon acht Jahre ungestraft in seiner Diözese unter den Augen des Hochmeisters die irrigen Lehren verbreitet. Der Hochmeister schrieb darauf an das Konzil am 13. Febr. 1438 einen oder zwei Briefe, worin er sehr entschieden für den angeklagten Bischof eintrat. Er verwies die Väter auf das Zeugnis des Bischofs von Ermland, der ihnen in Basel Auskunft geben werde, und drückte sein Befremden darüber aus, daß der Bischof von Kulm auf haltlose Gerüchte hin vor den Richterstuhl des Konzils geladen worden sei. Zugleich bat er, das Konzil möge, da der Bischof wegen Altersschwäche nicht selbst nach Basel kommen könne, einen Prokurator für ihn zulassen oder Bischöfe der Nachbardiözese mit der Untersuchung beauftragen. An demselben Tage stellte der Hochmeister dem Bischof Franz ein Beglaubigungsschreiben aus, das ihn bevollmächtigen sollte, die Sache des Kulmer Bischofs in dem Ketzerverfahren zu vertreten. Der weitere Verlauf der Angelegenheit ist uns nicht überliefert. Der Bischof von Kulm beraumte für den 19. März 1438 eine Diözesansynode an und erklärte in dem Einladungsschreiben vom 12. Januar an die Geistlichen des Archipresbyterates Thorn ausdrücklich, daß er das mit Rücksicht auf die „sacrosancte Basiliensis synodi decreta et mandata tue und daß diese auch den Gegenstand der Verhandlungen bestimmen sollten.²⁾ In den Beschlüssen der kurz vor dem 13 jährigen Krieg von Johannes abgehaltenen Synode, die Hartknoch³⁾ im Auszuge mitteilt, wird Nr. 31 ausdrücklich vor den Wiclifiten gewarnt. Uebrigens konnte der Bischof von Ermland nicht mehr viel Zeit gehabt haben, um die Angelegenheiten des Kulmer Bischofs in Basel wahrzunehmen. Er gehörte nämlich zu den drei Gesandten des Baseler Konzils, die am 5. März 1438 nach Frankfurt a. M. zu der Königswahl reisten. Vor dem

1) s. Dombrowski 231 f.

2) s. Jakobson a. a. O. (183), Constit. 291.

3) Preussische Kirchen-Historia, Frankfurt a. M. u. Leipzig, 1686, 210 f.; E. Paß. Bl. 1898, 64.

15. Mai 1438 verließ er die Konzilstadt und kehrte in sein Bistum zurück. Die gegen den Bischof erhobenen Beschuldigungen waren sicher ebenso hinfällig und nichtig wie die gegen Pfaffenborf und Slomtau vorgebrachten. Wenn ernstere, weiterblickende Mitglieder des Klerus auch hier in Preußen die Notwendigkeit einsahen, neue Bahnen einzuschlagen, um den Verfall des kirchlichen Lebens aufzuhalten, Reformvorschläge machten, Schäden des Volkslebens und im Leben des Klerus hervorhoben und geißelten, so fanden ängstliche, engherzige, für das Heil besorgte Seelen leicht darin einen Zusammenhang mit hussitischer Lehre und Denkart, und ihre Verdächtigungen wurden von einer urteilslosen Bevölkerung aufgenommen und weiter verbreitet umsomehr, als die Achtung von dem in Verfall geratenen Orden und dem Klerus selbst vielfach schon geschwunden war. Die Eingabe der Handwerker zu Marienburg an den Hochmeister Konrad von Ehrlichhausen vom Jahre 1443 ist doch sehr bezeichnend für die sittlichen Zustände der damaligen Zeit.¹⁾ Es heißt darin: Priester, Gottesdienst und heilige Tage werden in der Stadt gar nicht mehr gelehrt. Die Priesterschaft wird in diesen Zeiten sehr verfolgt und geschwächt; man schlägt sie tot; man reißt sie von den Soren aus der Kirche weg, die Priester haben kein Gericht, und wenn sie sterben, so nimmt man die Güter aus dem Pfarrhause weg. Weltliche und geistliche Bruderschaften werden nur von wenigen Christen noch gehalten.

Seit 1438 trat das Mißtrauen und der Unfriede mit den äußeren Verhältnissen sowie die Gärung und der Ungehorsam im Inneren klar hervor. Andauernde finanzielle Schwierigkeiten, wachsende Steuerlast, ewige Kriege und Kriegsrüstungen gegen Polen gaben reichen Stoff zur Unzufriedenheit mit dem Orden. Die freiheitsklüsternden preußischen Städte und Äbtligen waren im Februar 1440 zu Elbing zu einer Beratung zusammengetreten, deren Ergebnis die Stiftung des preußischen Bundes war. Im Jahre 1440 entstand im Ermland ein Bauernaufbruch. Die Bauern des domkapitulärischen Amtes Mehlsack, mit Ausnahme von drei Dörfern, verweigerten die Leistung des Scharwerkes und andere Verpflichtungen. Erst nach vielen vergeblichen Verhand-

¹⁾ f. Voigt, Geschichte der Marienburg, Königsberg 1823, 566 f. — In einem Konflikt mit den Einwohnern von Gemlik mußte 1430 der Pfarrer Andreas Schönau von Stülblau durch den Hochmeister den Schutz des Bischofs von Rußien anrufen, da sie ihn und seinen Bruder mit dem Tode bedroht hatten.

lungen, schiefsrichterlichen Entscheidungen, Vermittlungen des Bischofs und Hochmeisters wurde im Jahre 1442, nachdem man namentlich gegen die Räubersführer Strenge angewendet, der Aufbruch beschwichtigt. Die Erhebung war jedoch nicht religiös orientiert und das „Evangelium“ des Hufz war keineswegs wie in den späteren Bauernkriegen jenes Luthers das Schibboleth der Sozialreform; die wirtschaftlichen Beweggründe traten vielmehr scharf und klar hervor. Der Chronist Plastwich berichtet ausdrücklich, die Bauern hätten ausgesagt, sie seien durch die Braunsberger und durch Ratsmitglieder aus Thorn und Kulm und Elbing aufgewiegelt worden (Mon. III, 90). Die Auflehnung der Bauern gegen Pflicht und Herkommen zeigt nur, „wie tief das Gift der revolutionären Ideen des preußischen Bundes bereits gefressen hatte“.¹⁾ Ganz anders ist zu bewerten der Bauernaufstand im Samland 1525, von welchem der aller Neuerung nicht abgeneigte Schreiber der „ältesten Thorer Stadtchronik“, veröffentlicht 1900 von M. Töppen,²⁾ meldet: „In der Zeit seint die pauren in dem Hinterlande zu Preussen wider den adel aufgestanden, derselben erschlagen und vormeinet aus dem evangelio frei zu sein, . . . waren durch eßliche paffen und verlaufene munch vurfuret.“

Bischof Franz hielt am 12. Mai 1449 eine Synode in der Pfarrkirche zu Heilsberg. Grunau a. a. D. führt als Veranlassung der Synode hauptsächlich das Eindringen der Ketzerei des Hufz an; Desterreich, Treter und Leo schreiben ihn nach, wie auch Vormann³⁾ aus der Angabe folgert, daß die Bewegung im Erm-land große Ausdehnung gewonnen habe. Allein mit keinem Worte ist in den 43 Verordnungen der Synode auf die Ketzerei irgendwie Bezug genommen. Das Material zu den Verordnungen lieferte vorzüglich die vorausgegangene Kirchendisitation, für die ein Erlaß vom 18. Januar 1444 noch vorliegt. Selbst die strengen Warnungen vor dem frechen Lästern der Kanones und der Kirche,

¹⁾ V. Röhrich, Ein Bauernaufbruch im Erm-lande (1440—1442), Prgr. Röbel 1894, XIV. Gänzlich falsch ist es, wenn Erwin Engelbrecht, die Agrarverfassung des Erm-landes (München u. Leipzig 1913), 105 f. behauptet, daß die Bauern zu kommunistischen Ideen geneigt hätten, die von den Russen ausgegangen wären und die Furcht vor dem Umsichgreifen solcher Anschauungen die Landesherrschaft zu einem milderen Verfahren gegen die Aufständischen bestimmt hätte. Sein Gewährsmann G. Rubin, Zur Geschichte der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Ostpreußen, 1910, 101 hat ebensowenig die Quellen nachgeprüft.

²⁾ Ztschr. d. Wpr. Gesch. Ver. S. 42, 177.

³⁾ a. a. D. 42.

wie sie die Synodalstatuten Heinrichs III. aus dem letzten Decennium des 14. Jahrh. in Nr. 19 enthalten, suchen wir hier vergebens. Wir werden daraus im Gegentheil folgern können, daß Anzeichen hussitischer Geistes sich nirgends bemerkbar gemacht hatten.

Die Bündler sagten im Februar 1454 dem Hochmeister die Treue auf. Die derselben Vereinigung angegliederten ermländischen Stände, „der Land und Städte vollmächtige Räte des Bistums Ermland“ folgten alsbald diesem Beispiel des Verrates und kündigten gleichfalls ihrem Landesherren dem Bischof den Gehorsam auf.¹⁾ In dem Absagebrief vom 25. Febr. 1454 beschuldigten sie unter anderem den Bischof, ein „ungütiger unbarmherziger Richter“ gewesen zu sein, weil er Leuten, die doch im christlichen Glauben gestorben seien, das kirchliche Begräbniß verweigert und sie gleich „unvernünftigen Thieren“ im Felde haben verscharren lassen. Gleich darauf halten sie ihm vor, daß er sein Schloß Heilsberg mit „frömde leute, die nicht zur kirchen gehören“, habe bemannen wollen. Es handelt sich in beiden Fällen um Hussiten, denn mit den fremden Leuten sind böhmische Söldner gemeint. Der Bischof soll also in einem Falle zu streng, im andern zu nachsichtig gegen den Hussitismus gewesen sein. — Da das kirchliche Begräbniß eine Ehre ist, können es auch diejenigen nicht erhalten, welche sich durch ihr Leben desselben unwürdig gemacht haben, wie Häretiker samt ihren Begünstigern; wenn der Bischof diesen allgemein bekannten kirchlichen Grundsatz verkündigte, schritt er noch nicht energisch dadurch gegen die Häretiker ein. Daß der Bischof zur Bemannung seiner Schlösser gegen die andringenden Feinde böhmische Söldner verwandt hat, wissen wir nicht. Die Bündler wollen nur von zuverlässiger Seite über eine bestehende Absicht unterrichtet sein. Wenn er es wirklich getan hätte, wäre Schloß Heilsberg nicht so bald in die Gewalt der ermländischen Bündner gefallen. Jedenfalls ist dieser Vorwurf pure Heuchelei im Munde von Leuten, die ein paar Wochen nach ihrer Absage an den Bischof das ganze Ermland mit böhmischen hussitischen Soldaten überschwemmt und sie mit offenen Armen in ihre Städte aufnahmen,²⁾ wodurch sie gerade zu verderblichem Schaden an Leib und Gut und von der heiligen römischen Kirche hätten abgezogen werden können.

¹⁾ s. Töppen, Act. IV, 354 ff.

²⁾ s. Röhrich, G. B. XI, 187 ff.

Borrmann¹⁾ glaubt, daß gerade durch diese Söldner die hussitischen Forderungen ins Land gebracht wurden und ihre Lehren sich mehr und mehr ausbreiteten. Es ist wahr, daß in dem schmachvollen 13 jährigen Städtekrieg (1454—61) die Bündler, um die ermländischen Städte gegen die Ordenspittler zu halten, böhmische Söldner in sie warfen. In Braunsberg befehligte seit dem 1. Juli 1455 John Schalski die böhmische Soldateska, „ein Mann, der durch seine Grausamkeiten und Räubereien seinen Namen weit und breit gefürchtet machte.“²⁾ Nach dem Uebertritt des Kapitels zum Orden beeilte er sich Frauenburg in seine Gewalt zu bringen und zugleich an dem Domherrn Rache zu nehmen. Die Höfe wurden ausgeraubt, das Kapitelhaus und die Befestigungen zerstört; die Domkirche machten die hussitischen Söldner zum Pferdestall. Borrmann urteilt unter Hinweis auf Plastwich³⁾ (ut nullus canonicus aut ipsorum familiaris in Brunsberg secure posset ire), der Einfluß der Hussiten sei in Braunsberg so groß gewesen, daß kein Priester seines Lebens auf der Straße sicher war. Aber es ist doch nur gesagt, daß keiner der Domherrn oder ihrer Diener ungefährdet nach Braunsberg gehen konnte. In dem wilden Kriegsgetümmel war im ganzen Lande an Sicherheit auf den Landstraßen gar nicht mehr zu denken. — In Heilsberg, wo der Rat gegen den Willen der Bürger die Böhmen einließ und ihnen das Schloß gab, gebot der böse Heinrich, Wormditt besetzte im April 1454 der Söldnerhäuptling Joh. Kolde mit 600 Mann und ließ nach seiner Sitte durch einen böhmischen Priester in der Pfarrkirche öffentlichen Gottesdienst halten; auch Guttstadt und Seeburg nahmen böhmische Söldner auf. Aber es war für gewöhnlich der Rat, in dessen Händen die Regierung lag, welcher den Söldnern die Tore wider Willen der Bürger öffnete und die Feinde einließ. In manchen Städten entstanden deswegen furchtbare Unruhen der Bürger gegen den Rat, die aber dieser mit Hilfe der Söldner niederschlug. Die Bürger standen den Böhmen innerlich fremd gegenüber und, wenn sie etwa wirklich mit ihren Lehren sympathisirt hatten, wurden sie sehr bald davon geheilt, als sie die Greuel der Verwüstung sahen. Der kurze Siegesrausch wurde bald von langem schweren Jammer abgelöst. Gar traurig sah es aus, vernichtet war jeder Wohlstand, lahmgelegt Gewerbe

¹⁾ a. a. D. 42.

²⁾ Brüning a. a. D. 52.

³⁾ Mon. Warm. III, 108.

und Handel, verfallen Haus und Hof, arbeitscheu die verminderte städtische Bevölkerung. Es ist gänzlich verkehrt, aus der Anwesenheit böhmischer Söldnerscharen im Ermland zu schließen, wie Borrmann es tut, daß durch sie hussitische Denkart und Lehre in der Bevölkerung des Ermlands Verbreitung gefunden hätte und so die geschlossene Einheit schon vor der Reformation durchbrochen gewesen sei. Was Joachim¹⁾ in seinem Aufsatz über den Kulturzustand am Vorabende der Reformation vom Ordensland Preußen sagt, daß hier „von humanistischen und vorreformatorischen Gedanken aktenmäßig greifbare Zeugnisse nicht vorliegen“, gilt erst recht vom Bistum Ermland; waldensische, wiclifitische oder hussitische Lehren sind hier sicher nicht „in stillen Kreisen von Haus zu Haus“ getragen worden.

¹⁾ in *Altpreussischen Forschungen* S. 1, Königsberg 1924, 21.

Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorff.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des jüngeren Humanismus
und der Reformation.

Von Studienrat Franz Buchholz.

Einführung.

„Eustachius scheint offenbar zur Poesie geboren und auf dem Helikon selbst aufgezogen zu sein, so fließen seine Verse wie Wasser. In der Lat, durch ein seltsames Schicksal scheinen die Musen die Quellen des Pegasus verlassen und sich nach Sarmatien begeben zu haben, und ich weiß nicht, ob sie die Zauber des Landes oder vielmehr der Genius der Bewohner angelockt hat. Und so scheinen sie, durch die unerhörte Barbarei aus ihrer Heimat am Parnas verjagt, zu euch in ein zweites Griechenland geflüchtet zu sein. Um aber von den andern jetzt zu schweigen, Urania hat dort sicherlich eine neue Heimat aufgeschlagen und sich neue Jünger erweckt, die uns eine neue Erde, einen neuen Prometheus, neue Gestirne, überhaupt eine ganz andere Welt bringen werden.“¹⁾

So schreibt am 20. Juli 1541 der als Mathematiker, Astro-
nom und Arzt ausgezeichnete und für die kopernikanische Lehre
begeisterte Löwener Professor Gemma Frisius an den erm-
ländischen Bischof Johannes Dantiskus. Und ziehen wir auch den
Ueberschwang rhetorischer Floskeln ab, der jenen auf klassischem

¹⁾ Hipler Franz, Beiträge zur Geschichte der Renaissance und d. Humanis-
mus. Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands (zitiert als G. B.)
IX, S. 563.

Rothurn einhererschreitenden Humanisten, zumal einem fürstlichen Mäzen gegenüber, zugute gehalten werden muß, an dem ehrlichen Staunen und der bewundernden Anerkennung, daß ein so weit-entlegenes junges Kolonialland so glänzende Beweise seiner blühenden Geisteskultur erbringe, ist billig nicht zu zweifeln. Wie auch der Wittenberger Professor Joachim Rhetikus, der gelehrige Schüler und verdiente Apostel des Kopernikus, i. J. 1539 Preußen als das Land Apollos und Minervas rühmt, das in hervorragender Weise Sinn für höhere Bildung zeige und auf jede Art Kunst und Wissenschaft ehre, dessen Würdenträger und Fürsten die humanistische Bildung zu fördern und zu verbreiten eifrig bestrebt seien.¹⁾

Und in der Tat wirkt sich jene geistesrege, an Fortschritten der klassischen Wissenschaften und religiösen Problemen, an Entdeckungen und neuen Erkenntnissen überreiche Epoche des jüngern Humanismus, in der es vielen eine Lust gilt zu leben, auch in der fernen deutschen Nordostmark Preußen in offenkundigster Form aus. Ueberall an den Höfen und in den größeren Städten eine eifervolle Teilnahme an den literarisch-religiösen Zeitfragen, eine opferfreudige Förderung der gelehrten Studien, eine hochherzige Unterstützung aufstrebender Talente; sei es, daß es sich um Schulgründungen oder um auswärtige Universitäts-Stipendiaten oder um die Berufung namhafter Männer von außerhalb handelt.²⁾

Während diese starke Woge des Humanismus im preußischen Herzogtum und in den größeren Städten des polnischen Preußen ihre Schwungkraft vorzugsweise von dem Sturm der Reformation empfängt, ist wohl auch im Bistum Ermland der Hauch des neuen Wittenberger Geistes zu verspüren; aber wie sich hier unter vorübergehenden Schwankungen und partiellen Erschütterungen die

¹⁾ J. Rhetici Encomium Borussiae bei F. Sipler, Spicilegium Copernicanum in Monumenta Historiae Warmienseis (zit. als M. H. W.) III, 215 ff. und bei Ludwig Prome, Nicolaus Copernicus II, 367 ff., in deutscher Uebersetzung ebenda I, 2. Teil S. 448 ff., Berlin 1883.

²⁾ Wisniewski, Entwurf einer preußischen Literaturgeschichte, herausgegeben von R. Philippi, Königsberg 1886 S. 83 ff. Jos. Bender, Geschichte der philol. und theol. Studien in Ermland, S. 8 ff., Braunsberg 1868. Sipler, Bibliotheca Warmienseis oder Literaturgeschichte des Bistums Ermland (M. H. W.) III, S. 153 ff. Paul Tschaert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogt. Preußen, I 229 ff., Leipzig 1890. Freytag, die Preußen auf der Universität Wittenberg, S. 9 ff., Leipzig 1903. P. Simson, Geschichte der Stadt Danzig, II 179 ff., Danzig 1918. Biesemer, Ostpreußens Geistesleben in der Vergangenheit, S. 10 ff., Berlin 1920.

konservativ-kirchliche Entschiedenheit und die katholische Ueberzeugungstreue im Verein mit dem Selbsterhaltungswillen des geistlichen Fürstentums den reformatorischen Ideen gegenüber siegreich behauptet, so wahr auch der ermländische Humanismus trotz freundschaftlicher Beziehungen und liberalem Verkehr mit Dichtern und Literaten lutherischer Obsevanz in erasmischer Zurückhaltung eine prinzipiell-ablehnende Stellung, eine romtreue Tendenz. Koppernikus' Dedikation seines Lebenswerkes an Papst Paul III. charakterisiert diese Gesinnung am augenfälligsten.

Wenn somit der jüngere Humanismus in Ermland religiös konservativ, katholisch orientiert ist, so steht er doch hinter den Auswirkungen der verwandten, aber lutherischen Geistesrichtung im übrigen Preußen durchaus nicht zurück. Im Gegenteil erstrahlt zumal im vierten und fünften Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts das Licht des Humanismus und der Wissenschaft im Ermland in besonderem Glanze. Der Bischof Johannes Dantiskus selbst, vordem als polnischer Diplomat in den schwierigsten Missionen bewährt, als Dichter vom Kaiser Maximilian mit dem Lorbeer gekrönt, steht als gefeierter Humanist im lebhaftesten Briefwechsel mit seinen zahlreichen internationalen gelehrten Freunden, gilt als vornehmer Mäzen seiner hoffnungsvollen Schützlinge¹⁾. Neben ihm ein ausgezeichnetes Kollegium von Domherren, die derselbe Rhetikus als „gelehrte und fromme Männer“ bezeichnet,²⁾ denen der zeitgenössische lutherische Geschichtsschreiber Lukas David nachrühmt, daß „sie allwege gar tapfere und gelarte Leute gewesen in allen konsten“.³⁾ Unter ihnen Nikolaus Koppernikus, der als Scholar in Krakau und auf Italiens Hochschulen in Faustischem Drang in allen Fakultäten studiert, der als Frauenburger Kanonikus über den vielseitigen praktischen Aufgaben seines bedeutsamen Amtes sein unvergängliches astronomisches Lebenswerk erarbeitet.⁴⁾ Sein Freund und Amtsbruder Tiedemann Giese, Dantiskus' Nachfolger auf der Heilsberger Kathedra, einer der ersten, der im Bereich des alten Ordenslandes in vor-

¹⁾ J. Sipler, Des ermländischen Bischofs Joh. Dantiskus und seines Freundes Nikolaus Koppernikus geistliche Gedichte. S. IX ff. Münster 1857. Derselbe Literaturgesch. 103 ff. Browe, I, 1. Teil S. 328 ff.

²⁾ Browe, I, 2. Teil S. 450.

³⁾ Lukas David, Preuß. Chronik VII, 65, Königsberg 1815.

⁴⁾ Sipler, Literaturgesch. S. 111 ff.

nehmer Sachlichkeit gegen Luther auf den Plan tritt, unterhält gelehrte theologische Beziehungen zu den humanistischen Korpphären Erasmus und Melanchthon und sinnt und schreibt in edelster irenischer Absicht über die Quadratur des Kreises, das Problem der kirchlichen Reform und der Wiedervereinigung von Wittenberg und Rom.¹⁾ Ihm gegenüber vertritt der junge Confrater Stanislaus Hosius, gleichfalls klassisch geschult und theologisch durchgebildet, die strenge, entschieden antilutherische Richtung des Katholizismus,²⁾ während sein Amtsgenosse und scharfer Gegner Alexander Sculteti, als Historiker und Geograph bewährt, wegen seiner häretischen Neigungen in heftige Kämpfe verwickelt wird³⁾. Mit dichterischer Fertigkeit suchen die beiden Schwesteröhne des Dantiskus Johann und Kaspar Hannover in die Fußtapfen ihres Oheims und ihrer Amtsvorgänger Johannes Sculteti und Christoph von Suchten zu treten.⁴⁾

Nicht die letzte Stelle in dem Kreis bedeutender, humanistisch gebildeter Frauenburger Domherren gebührt jenem Eustachius von Knobelstorff, den Gemma Frisius eingangs als geborenen Dichter preist. Ein ermländischer Junker, reich begabt und wissenschaftlich, lebensfrisch und wagemutig, strebsam und bescheiden, durchwandert er nach echter Scholarenart eine Reihe deutscher und ausländischer Hochschulen, studiert in Frankfurt, Wittenberg und Leipzig, in Löwen, Paris und Orleans, ist der Adressat eines namhaften Lehrgedichtes seines Bischofs Dantiskus, erntet mit seinen klassisch geschulten Poesien hohen Dichterruhm. Bis er nach fast achthjährigem Studienaufenthalt in der Fremde in seine Heimat zurückkehrt, um sich ihr als gelehrter, welterfahrener Kleriker mit seiner ganzen Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen.

Seine wechselvollen, fruchtbaren, interessanten Lehr- und Wanderjahre will diese Arbeit an der Hand seiner Briefe und Dichtungen darstellen, ein Bild entwerfen, das trotz manches Typischen reizvoll erscheint in seiner individuellen Eigenart, das vom Hintergrunde ihrer reichbewegten Zeit die frischen, lebenswarmen

1) a. a. D. S. 100 ff, Browe, 1, 2. T. S. 171 ff.

2) Hipler, S. 130 ff, Browe, I, 2. T. S. 350 ff.

3) Hipler, S. 147 Browe I, 2. T. S. 348 ff.

4) Hipler, S. 110. Ueber Chr. v. Suchten vergl. Kolbergs Studie in der Kirchengeschichtl. Festgabe Anton de Waal . . dargebracht. Rom-Freiburg 1913. S. 144-71. Vergl. G. B. XIX, 840 f.

Büße einer werdenden, ringenden, geistig-bedeutenden Persönlichkeit abhebt, des ersten im Ermland geborenen Dichters.¹⁾

I. Heimat und Elternhaus.

An der Besiedlung des preußischen Ordenslandes hat Schlesien einen namhaften Anteil. Besonders ins mittlere Ermland ergoß sich seit der erfolgreichen Kolonisationsarbeit des Bischofs Eberhard von Neße (1301—26) ein starker Strom schlesischer Einwanderer, deren „breslauische“ Mundart noch bis auf den heutigen Tag in ihren Nachfahren erkennbar ist.²⁾ Wenn auch im 15. Jahrhundert jener Zustrom mählich versiegte, so führte doch Kampfes-eifer und Abenteuerlust noch manchen Schlesier, nicht zuletzt aus dem Adel, ins nördliche Preußenland. Unter ihnen begegnen wir mehreren Mitgliedern des Hauses Knobelsdorff, das, ursprünglich aus Thüringen stammend, über die Lausitzen sich nach Niederschlesien und ins Glatzer Bergland verpflanzt hatte.³⁾ Schon 1410 verteidigt einer dieser schlesischen Knobelsdorffs die Marienburg, und ebenso stehen 1414 und 1431 andere Mitglieder dieser Linie in den Diensten des deutschen Ordens.⁴⁾ Während des furchtbaren 13 jährigen Krieges mit dem preußischen Bunde und Polen beobachteten wir nicht weniger als ein halbes Duzend schlesischer Knobelsdorffs, die mit Mann und Roß dem schwer bedrängten Hochmeister zu Hilfe geeilt sind. Unter ihnen findet sich Hans von Kno-

1) Kürzere Biographien von Knobelsdorff gaben Janocki, Janociana, I, 147, Varsaviae 1776, Kastner im Schlesischen Kirchenblatt 1858, S. 195 ff, Eichhorn, die Prälaten des erml. Domkapitels. E. Z. III, 540 ff. und Hipler im Erml. Pastoralblatt (zitiert als E. B.) 1883, S. 100 ff, (vgl. den Bericht über die 62. Sitzung des Erml. Gesch. Vereins vom 26. Juni 1872, E. Z. V, 585). Hipler hatte bereits eine Menge Material zu einer ausführlicheren Lebensbeschreibung zusammengetragen, hat aber seinen Plan nicht mehr ausgeführt. Dank dem bereitwilligen Entgegenkommen meines Freundes Subregens Brachvogel-Braunsberg durfte ich diese im Frauenburger domkapitul. Archiv aufbewahrte Materialien-Sammlung für meine Arbeit benutzen.

2) B. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. E. Z. XIV, 134 f. Krollmann, Die Herkunft der dt. Ansiedler in Preußen, Zeitschr. d. westpreuß. Gesch.-Vereins. J. 54 (1912), S. 89 ff.

3) W. v. Knobelsdorff, Geschichte der Familie v. Knobelsdorff, S. XIV ff. Berlin 1870. Das Familienwappen zeigt einen in Weiß und Blau abgetheilten Querbalken in rotem Felde, dazu als Helmschmuck rote geschlossene Flügel mit demselben schräg gelegten Balken a. a. D. S. XX.

4) Derselbe, Das v. K.'sche Geschlecht in Stammtafeln. II. Taf. 3 ff.

belsdorff aus dem Hause Neu-Bielau (Kreis Reichenbach), der seit 1454 mit 7 Pferden den Ritterbrüdern dient und i. J. 1465 im ermländischen Wartenburg stirbt. Für seine Soldforderungen erhalten angeblich seine Söhne Alexander, Siegmund, Kaspar und Georg aus seiner Ehe mit Barbara von Laubenheim die Begüterungen Walkaschten und Pieskeim, im heutigen Kreise Pr. Tschlau gelegen.¹⁾ Der jüngste von ihnen, Georg, soll nun i. J. 1502 an der Jagiellonen-Universität zu Krakau studiert haben und danach „Soldat“ geworden sein.²⁾ Wenn nun auch eine gewisse humanistische Bildung dem späteren Heilsberger Bürgermeister Georg von Knobelsdorff nicht abzuspochen ist,³⁾ so läßt sich doch in der unzureichenden Krakauer Matrikel sein Name nicht sicher nachweisen.⁴⁾

Sicheren Boden gewinnen wir in der Biographie dieses Georg von Knobelsdorff erst, als wir ihm im zweiten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts in der bischöflich-ermländischen Residenzstadt Heilsberg begegnen. Im Jahre 1515 erscheint der „providus Georgius Knobelsdorff“ vor dem ermländischen Bischof Fabian

1) a. a. D. Taf. 3 und III, Taf. 9. Ueber einen N. Laubenheim beschwert sich i. J. 1499 der erml. Bischof Lukas Wazetrode beim Hochmeister. *Scriptores rerum Warmionsum*, (zitiert als Ss. r. W.) II, 57.

2) Knobelsdorff, Stammtafeln III, 9. Die älteren genealogischen Angaben des Familienhistoriographen erscheinen nicht überall gesichert, lassen sich aber mangels der nötigen Quellennachweise nicht nachprüfen. Da Georg v. K. spätestens im Jahre nach dem Tode des Vaters, d. h. 1466, geboren sein mußte, würde er verhältnismäßig spät die Universität bezogen haben.

3) Eustachius v. K. widmete seinem Vater Georg i. J. 1543 von Paris aus ein lateinisches Epigramm. Überdies erforderte das Amt des Heilsberger Bürgermeisters damals nicht unbeträchtliche lateinische Sprachkenntnisse.

4) Die Krakauer Matrikel jener Zeit führt neben dem Heimatsort der Studenten lediglich ihre Rufnamen und die ihrer Väter auf. Nun findet sich im Sommer 1499 ein Georgius Georgii de Helsingk inskribiert (*Album studiosorum univ. Cracov.* II, 49 u. M. Perlbach, *Prussia scholastica*, S. 63 Braunschweig 1894), bei dem man an den Heilsberger Bürgermeister Georg v. K. denken könnte; denn sein Bruder wird in der Stammtafel (III, 9) als „Caspar genannt von Heilsburgl“ bezeichnet, und sein späteres Leben führt ihn nach Heilsberg. Wäre das Krakauer Universitätsstudium unseres Georg sicher festgestellt, so könnte man ihn — vorausgesetzt, daß die Matrikel nicht versehentlich seinen Namen ausgelassen hätte — allein mit diesem Georgius Georgii der Matrikel identifizieren. Danach wäre er also der Sohn eines anderen Georg und ein Enkel jenes Hans; damit ergäbe sich zugleich eine einfachere Erklärung für das sonst auffallend hohe Lebensalter unseres Georg bei seinem Studium und seiner Eheschließung.

von Lofainen als Zeuge.¹⁾ Um jene Zeit mag er auch seine Ehe mit Anna Schonjohann eingegangen sein, die offenbar dem Heilsberger Ratsgeschlechte der Schonjohanns entstammte und wahrscheinlich eine Tochter des Matz Schonjohann war, der 1498 als Bürgermeister von Heilsberg genannt wird.²⁾ Dadurch gelangt er in die engsten Beziehungen zum städtischen Patriziat, und da er nun in Heilsberg seinen Wohnsitz aufschlägt, wird der fähige Ratsverwandte bald zu den höchsten kommunalen Ämtern berufen. Vielleicht steht er schon i. J. 1520 als einer der beiden verfassungsmäßigen Bürgermeister an der Spitze der Stadt,³⁾ urkundlich begegnet er uns in dieser Stellung seit dem Frühjahr 1530.⁴⁾ Neben diesem Amte, das Georg von Knobelsdorff mancherlei Sporteln einbringt, hat er auch Anteil an den Familiengütern in der Gegend von Bartenstein und Pr. Eylau, im Territorium also des Hochmeisters.⁵⁾ Ob er außerdem wie seine Brüder ermländische Güter zu Lehen trägt, ist ungewiß.⁶⁾

¹⁾ B. 1. B. Bischöfl. Archiv Frauenburg f. 25 b: Bischof Fabian beurkundet, daß die Witwe des Otto von Rossen Elisabeth in Begleitung des providus Georgius Knobelsdorff vor ihm erschienen sei, um zu erklären, daß ihr Gatte 2 $\frac{1}{2}$ Hufen im Dorf Elbitten dem Kollegiatstift Guttstadt verkauft habe. Mitteilung meines Freundes Brachvogel.

²⁾ Ss. r. W. II, 119. Ein Michael Schonjohann erscheint 1532 und 1553 als consul von Heilsberg, ebenso ein anderer Matz i. J. 1577. Genealogische Kollektanea des † Erzpr. Dr. Bohlmann-Heilsberg im Besitze des Erml. Gesch. Vereins.

³⁾ Ss. r. W. II, 406. Vielleicht wird er Nachfolger des Bürgermeisters Hans Marggrode, der mit seiner Gattin Anna am 25. Mai 1517 Testament macht und vor 1523 verstorben ist. Koll. Bohlmann. Gegen die Angabe des späteren Chronisten, der gelegentlich der Schilderung der Belagerung Heilsbergs i. J. 1520 von dem Hause des „Bürgermeisters Georg Knobelsdorff“ spricht, könnte geltend gemacht werden, daß Bischof Ferber im November 1525 Georg R. und Ditrich von Hofen nur „unser lieben gethrewen“ nennt (Staatsarchiv Königsberg. Schr. 1 Fach 10 Nr. 152), während er Kn. in Briefen aus den Jahren 1530 und 31 ausdrücklich als „Bürgermeister“ bezeichnet.

⁴⁾ Bisch. Arch. Frbg., A 1 fol. 227 Pfingsten (8. Juni) 1530: Bischof Ferber an den Rat der Stadt Elbing.

⁵⁾ Staatsarch. Pbg. a. a. D.

⁶⁾ Georgs Bruder Siegmund und dessen Schwager Gregor Wolfein verkaufen am Montag nach St. Tiburtius und Valerian 1515 zu Mehlsack dem erml. Domkapitel ihren $\frac{1}{8}$ Anteil an der Mühle zu Bayßen im Ermland. H 1, 18 des Domkap. Arch. Fraubg. Brachvogel. Auch der andere Bruder Caspar gen. von Heilsburgk (Stamm. III, 9) muß wohl zu den erml. Vasallen gezählt werden.

Im Jahre 1519, wahrscheinlich um den 20. September,¹⁾ wurde unserm Georg von Knobelsdorff von seiner Gattin Anna ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Eustachius erhielt. Bereits seine früheste Jugend fiel in eine außerordentlich betregte Zeit, erfüllt von Kriegslärm und Feuerznot, von Teuerung und Pest, von religiösen Kämpfen und humanistischem Bildungseifer. Die politische Spannung, die schon lange zwischen dem deutschen Orden und Polen bestanden hatte, entlud sich 1520 in dem unglücklich zwischen dem Orden eingeteilten, zum polnischen Staatsverband gehörenden Bistum Ermland. Auch vor Heilsbergs festen Mauern brandete der erbitterte Kampf; im August kam die Stadt noch glimpflich mit einem kurzen vergeblichen Ansturm und Bombardement seitens des Hochmeisters davon.²⁾ Schlimmer war die sechs-wöchige Belagerung und Beschießung von Mitte Oktober ab, durch die Hochmeister Albrecht gleichwohl den zähen Widerstand des starken Platzes nicht zu brechen vermochte.³⁾ Bei einem dieser Bombardements fiel eine der großen eisernen Feuerkugeln „durchs Dach und die sollar, fast in die stube“ des Georg Knobelsdorff und „verschampfirette im sein hausz nicht wenig.“⁴⁾

Noch hatte sich die Stadt von den Schäden der Belagerung nicht erholt, als sie ein neues, schwereres Unheil heimsuchte. Durch

1) Für den Geburtstag mag der kirchliche Kalender, der am 20. September das Gedächtnis des hl. Eustachius begehrt, einen Anhalt geben. Noch bis ins vorige Jahrhundert galt im kath. Ermland der Brauch, das neugeborene Kind nach dem Heiligen zu benennen, dessen Fest auf den Geburts- oder den unmittelbar folgenden Taustag fiel. Von dieser Sitte wich man nur ab, wenn in der Familie ein Rufnamen durch Herkommen oder einen ausgezeichneten Träger dieses Namens besonderen Klang hatte. So finden wir unter den Neffen unseres Dichters und in den späteren Generationen der erml. Knobelsdorffs den Vornamen Eustachius mit Vorliebe verwendet, offenbar zum ehrenden Gedächtnis des berühmten Oheims; zum nicht geringen Verdruß des Familienhistoriographen Wilhelm v. R., der 1903 dem Genealogen Gallandi gegenüber „den großen Wirrwar“ beklagt, „der im 17. Jahrhundert über die Personen Namens Eustachius v. R. besteht“. (Gallandis Adels-Kollektanea im Königsb. Staatsarchiv Knobelsdorff.) Unter den Vorfahren unseres Eustachius läßt sich dieser Rufnamen nicht nachweisen; folglich liegt die Vermutung nahe, seinen Geburtstag in die Zeit um den 20. Sept. anzusetzen. Mitbestimmend mag freilich für den Vater auch die Vorliebe für klassisch klingende Namen gewesen sein, da er seine anderen Kinder Emerentia, Sabina, Mauritius, Sebastianus, Achatius benannte.

2) Jos. Kolberg, Ermland im Kriege d. J. 1520. G. 3. XV, 347 ff.

3) a. a. O. S. 363 ff.

4) Heilsberger Chronik, Ss. r. W. II, 406.

Fahrlässigkeit brach am Abend vor Palmarum 1522 eine furchtbare Feuersbrunst aus, die in Kürze die ganze, erst 1497 niedergebrannte Stadt¹⁾ bis auf Kirche, Pfarrhof, Schule und einige andere massive Gebäude in einen Schutthaufen verwandelte.²⁾ Auch die Eltern des Eustachius büßten dabei das ein, was sie durch Erbschaft und ihrer Hände Arbeit an Hab und Gut erworben hatten.³⁾ Und um den Kelch der Leiden zum Überlaufen zu bringen, kamen zu all dem Elend noch Feuerung und Hungersnot, Pest und Viehseuche.⁴⁾

In diese trübe Zeit fiel die Erlebigung und Neubesetzung des ermländischen Bischofsstuhles. Nach dem Tode Fabians von Bosainen⁵⁾ (30. Januar 1523) und den stürmischen Auftritten, die sich danach auf dem Heilsberger Schlosse abspielten,⁶⁾ zog Nikolaus Koppernikus als Bistums-Administrator ein, bis er am 13. Oktober die Verwaltung des Landes dem neuwählten Bischof Mauritius Ferber, seit 1516 ermländischen Domkustos, übergeben konnte.⁷⁾ Der neue Landesherr war ein kluger, zielklarer und energischer Fürst. Im Jahre 1471 einer Danziger Patrizierfamilie entsprossen, hatte er den Humanismus an seiner Quelle in Italien kennengelernt, war in Siena zum Doktor beider Rechte promoviert worden und mehrere Jahre als päpstlicher Kämmerer und Notar im Dienste Leo's X. tätig gewesen, ehe er in seine Heimat zurückkehrte.⁸⁾ Als Bischof von Ermland richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Heilung der schweren Kriegsschäden und auf die Reinerhaltung des katholischen Glaubens. Während sein Vorgänger Fabian den Wittenberger Ideen gegenüber, zuwartend und unschlüssig, eine bestimmte Stellungnahme vermieden hatte,⁹⁾ während Hochmeister Albrecht und die preußischen Ordensbischofe offen zu

1) Memoriale domini Lucae a. a. D. S. 111.

2) a. a. D. S. 415 f. Kolberg, S. 504 ff. Unsere ermländische Heimat (Beilage der Erml. Ztg.) 1922 Nr. 4 (April).

3) Bibl. Czartoryski Krakau M. 1597, f. 1019: Brief des Eustachius v. An. an Bischof Johannes Dantiskus v. Ermland aus Wittenberg, 19. April 1540.

4) Acta sub p[ontificatu] Rmi Domini M[auritii] episc. Warm. Ss. r. W. II, 470.

5) Kolberg, S. 532 ff.

6) a. a. D. S. 541 ff.

7) a. a. D. S. 545. Brome, I, 2 X, S. 157 ff. 167 ff.

8) Eichhorn, Gesch. der ermländ. Bischofswahlen. G. Z. I, 286 ff. Brome, S. 167 Anm.

9) Simon Grunau's preuß. Chronik, Trakt. IX. C § 3, Ss. r. W. II, 197. Kolberg, S. 538 ff.

Luthers Lehre übertraten,¹⁾ bekämpfte sie Ferber von Anfang an als entschiedener Gegner. Durch strenge Verbote und ernste Strafen mußte er die katholische Glaubenseinheit in seinem Ländchen aufrecht zu erhalten.²⁾

Seinem Heilsberger Bürgermeister Knobelsdorff brachte Bischof Mauritius ein besonderes Wohlwollen entgegen, das offenbar auf großer Wertschätzung beruhte. Mehrere Schreiben, in denen er sich seines „erbarn, lieben, getreuen Georg Knobelsdorff“ warm annimmt, legen dafür Zeugnis ab. So verwandte er sich am 10. November 1525 für ihn und Dietrich von Hofen, vielleicht dessen Schwager, beim Hochmeister Albrecht, damit diese die Güter im Eylauschen und Wartensteinschen Gebiet, die ihnen und den Waisen des seligen „Caspar Knobels“ (d. h. Knobelsdorff) im Reiterkrieg konfisziert worden waren, zurückerlangten, ohne die baulichen Ersatzansprüche der neuen Besitzer zu erfüllen.³⁾ Ebenso intervenierte Bischof Mauritius am 13. Februar 1531 für seinen Heilsberger Bürgermeister bei Merten Cannacher, dem obersten Burggrafen der Herzogs Albrecht, um ihm zur Rückerlangung eines Darlehens von 12 Mark zu verhelfen, das ihm der herzogliche Untertan Lorenz Schonwese laut Vertragsbrief schuldete, aber nicht zurückerstatten wollte. Und der Bischof bat Cannacher, vor dem Knobelsdorffs Zivilklage entschieden werden sollte, sich die Sache „umb unsert willen“ befohlen sein zu lassen.⁴⁾ Auch als i. J. 1530 eine Beschwerde über den Heilsberger Bürgermeister bei Bischof Ferber einlief, bewies ihm dieser sein volles Vertrauen. Eine Gesandtschaft der Stadt Elbing war nämlich in Geldangelegenheiten unter Michael Schönau's Führung⁵⁾ nach Kößel gereist und in Heilsberg beim Bürgermeister Knobelsdorff eingekehrt.

¹⁾ Joh. Voigt, Geschichte Preußens. Königsberg 1839. IX, 696 ff, 709 ff. P. Eschadert a. a. D. I, 22 ff, 70 ff, 102 ff. Kolberg, Die Einführung der Reformation im Ordenslande Preußen. S. 11 ff, 19 ff, Mainz 1897.

²⁾ Eichhorn, G. B. I, 295 ff, Hipler, Spic. Cop. S. 321 ff.

³⁾ Kbg. St. Arch. Schr. 1, Fach 10, Nr. 152.

⁴⁾ Kbg. St. Arch. Sch. 1 Fach 10 Nr. 67. Schonwese schuldete den Brüdern Georg und Siegmund Knobelsdorff laut Vertragsbrief 36 Mk., wovon 12 Mk. auf Georg entfielen. Nachdem Schonwese sich mit Siegmund „umb sein teil vertragenn“, forderte er den Schuldschein zurück und weigerte sich, Georgs Forderung zu begleichen.

⁵⁾ Michael Schönau wird i. J. 1540 als städtischer Richter in Elbing erwähnt im Triumphus eloquentiae des Guil. Gnaphous. Danzig 1541.

Im Verlauf der Unterhaltung fielen hier heftige Worte, durch die sich Schönau und zugleich der ganze Elbinger Rat beleidigt fühlten. Daher erhob der Rat der Stadt Elbing nach Rückkehr der Gesandtschaft über Knobelsdorff schriftliche Klage bei Bischof Terber. Dieser stellte durch eine Vernehmung des Angeeschuldigten die Grundlosigkeit der Beschwerde fest und berichtete dies zu Pfingsten (8. Juni) 1530 den Elbingern.¹⁾

Bürgermeister Knobelsdorff muß dieses Vertrauen und Wohlwollen seines bischöflichen Landesherren, an dem vermutlich auch seine Familie teilhatte, durch seine persönlichen Eigenschaften und seine amtliche Betätigung wohlverdient haben. Seine kommunale Wirksamkeit fiel gerade in eine Periode katastrophalen Zusammenbruchs und frischen Aufstiegs. Der Wiederaufbau der durch Krieg und Feuersbrunst nahezu vernichteten Stadt, die Neubelebung von Handel und Wandel heischten eine starke, zielbewußte Führerhand. Wenn wir nun hören, daß nach dem Wiederaufbau der Privathäuser i. J. 1528 das Rathaus und i. J. 1532 die Stadtmauer wiederhergestellt wurden, daß ein langwieriger Streit zwischen dem Seilsberger Rat und der Bürgerschaft über Weide- und Fischereigerechtigkeit, Ziegelei und Hausländereien dem Bischof zur Schlichtung übertragen und durch dessen Schiedsspruch i. J. 1532 völlig beigelegt wurde, daß die Revision der Stadtwilfür und ihre Bestätigung durch den Bischof (1534) ebenfalls in Knobelsdorffs Amtszeit fällt, so gewinnen wir aus all dem den Eindruck einer rührigen, energischen, erfolgreich am Gemeinwohl arbeitenden Persönlichkeit.²⁾

Während so Bürgermeister Knobelsdorff in eifriger Sorge um das seiner Leitung anvertraute Gemeinwesen und in bestem Einvernehmen mit seinem bischöflichen Landesfürsten tätig ist, wächst der junge Eustachius zum Knaben heran. Das liebevolle Verhältnis, das zwischen Eltern und Kindern waltet, kommt in den späteren Briefen des Eustachius und besonders anläßlich des

¹⁾ Bisch. Arch. Frbg. A. 1 f. 227. Brachvogel. Vielleicht spielte in diese Beleidigungsklage die religiöse Erregung hinein, die am Fastnachts-Dienstag 1531 die zur lutherischen Lehre hinneigenden Elbinger zu einer offenen Verhöhnung der kath. Hierarchie und des Bischofs Mauritius führte. Eichhorn G. B. I, 302 f. Prome I, 2. T. S. 236 ff.

²⁾ Heide, Archivum Heilsbergense. Ss. r. W. II, 595 f. Als zweiter Bürgermeister wird seit 1532 Georg Vincke erwähnt. Kollekt. Pohlmann.

Todes seines Vaters deutlich zum Ausdruck.¹⁾ In seinem Wittenberger Schreiben vom Jahre 1540 spricht Eustachius von der Zahl „so vieler“ Geschwister, deren Erbteil er nicht durch übermäßige Inanspruchnahme der elterlichen Unterstützung beeinträchtigen dürfe. Wir kennen indessen mit Sicherheit nur die beiden Schwestern Emerentia und Sabina und die beiden Brüder Sebastian und Mauritius, denen als dritter wohl Achatius zugezählt werden muß.²⁾ Sebastian stirbt im Jahre 1546 in Danzig; zur selben Zeit hält sich der jüngere Mauritius, der vielleicht nach dem Regierungsantritt des Bischofs Mauritius Ferber geboren ist und daher dessen Rufnamen führt, im Hause seines Bruders Eustachius in Frauenburg auf,³⁾ um sich später mit Katharina von der Balz zu verheiraten und den ermländischen Zweig der Knobelsdorffs fortzupflanzen. Ein anderer Bruder mag wohl jener Achatius gewesen sein, von dem der preussische Chronist Falk i. J. 1572 die Heilsberger Chronik des Merten Destreich erhalten hat.⁴⁾ Dieser Destreich nämlich, Stadtschreiber, Schöppenmeister und zuletzt Bürgermeister von Heilsberg, war mit Emerentia, der Tochter des Bürgermeisters Knobelsdorff, verheiratet, also wohl eine Schwäger des Achatius; und diese Annahme erscheint um so mehr berechtigt, als beim Tode des Eustachius i. J. 1571 ausdrücklich Brüder als überlebend erwähnt werden.⁵⁾ Eine andere Schwester, Sabina, ist mit Michael

¹⁾ Brief des Eustachius an Dantiskus, Wittenberg, 19. April 1540. Derselbe an denselben aus Paris, 17. Dezember 1541, Bibl. Gart. 1599 f. 83. Derselbe an denselben, Heilsberg, 5. August 1544, Bibl. Gart. 1599 f. 431. Erschütternd wirkt die Klage, in die Eustachius nach dem Tode des Vaters ausbricht: „Alle Mühsale, Strapazen und Gefahren, die ich bisher ertragen habe, sind mir vor diesem Leid leicht erschienen; dieser Schicksalsschlag allein scheint alle Mühsale und Plimmernisse in sich zu begreifen.“ Groß ist der Jammer der Geschwister, herzbrechend der Schmerz der Mutter, die fast verzweifelt und den Tod ihres Gatten nicht überleben mag. Grabchrift des Eustachius für die Eltern im E. B. XV (1883), S. 100. In dem Schreiben aus Frauenburg, 14. April 1546 (Upsala Oodex Dantisci II, 116) an Dantiskus klingt der tiefe Schmerz der Familie über den Tod des in Danzig verstorbenen Bruders Sebastian wieder.

²⁾ Der Familienhistoriograph kennt in den Stammtafeln III, 9 nur Moritz, Eustachius, Emerentia und Sabina als Kinder des Bürgermeisters, vermutet aber noch eine dritte Tochter, die an einen Rickarbe verheiratet gewesen sein soll. Die Gattin des Rickarbe ist aber eine Schwester des Bürgermeisters.

³⁾ Brief des Eustachius an Dantiskus, Frauenburg, 14. April 1546.

⁴⁾ Ss. r. W. II, 220. Hipler, Litgesch. S. 145.

⁵⁾ Leichenrede des M. Hildebrand auf Eustachius v. K. im E. B. XV (1883) S. 106.

von Bocksen, einem ermländischen Ritter, vermählt,¹⁾ der als Junker am Hofe des Bischofs Kerber in Heilsberg erzogen und nach dessen Tode von seinem Vater Dionys auch der Fürsorge des neuen Bischofs Dantiskus anempfohlen wurde.²⁾

Zum Familienkreis des Heilsberger Bürgermeisters gehörten noch eine Reihe begüterter und angesehenere Verwandter, die teils als Ratsverwandte und Bürger in Heilsberg, teils als ermländische oder preussische Vasallen auf Landgütern im Bistum oder im Herzogtum saßen. Dazu sind die Geschwister des Bürgermeisters zu rechnen, von denen nach dem Familien-Historiographen Siegmund, vermählt mit der reichen Dorothea von Pregel, mehrere Güter im herzoglichen Gebiet besitzt, während Caspar, verheiratet mit einer von Stöfel, schon i. J. 1525 als verstorben erwähnt wird und an seine drei Kinder mehrere Güter bei Br. Holland und Bartenstein vererbt.³⁾ Eine Schwester des Bürgermeisters ist mit Heinrich Rickarbe aus Bartenstein vermählt, der i. J. 1523 Burggraf von Heilsberg ist.⁴⁾ Zu den Geschwistern der Mutter des Eustachius haben wir wohl den Heilsberger Ratsherrn Michael Schonjohann zu rechnen,⁵⁾ und vielleicht gehört auch der Ortspfarrer Johann Langjohann oder Langhanke zu der näheren mütterlichen Verwandtschaft.⁶⁾

1) Die beiden Schwestern werden in der Fundatio stipendii Knobelsdorffiani vom 12. Dezember 1572 ausdrücklich erwähnt. Domkapit. Archiv Frauenburg.

2) Bisch. Archiv Frauenburg D 94, f. 54 Dionysius v. Bocksen „in meiner armen hutten“ an Bischof Dantiskus 1537, 13. Dezember. Ueber Bocksen im Dorfe Baisen, vergl. Codex diplomat. Warm. I, 518.

3) W. v. Knobelsdorff Stammtafel III, 9.

4) Ss. r. W. II, 471. Daß seine Gattin eine Schwester des Georg v. R. ist, in den Koll. Bohlmann. Ein Bürger Theophilus Rickarbe in Heilsberg wird 1589 als verstorben erwähnt. Bischof Dantiskus an Herzog Albrecht. 1539 vor 30. November Kgb. St.-Arch. C. 1. Ein Ratsherr Heinrich Rickarbe wird im Jahre 1554 genannt. Koll. Bohlmann.

5) Michael Sch. als Ratsherr 1532—53 erwähnt, Macz Schonjohann 1577 Heilsberger Ratsherr. Koll. Bohlmann.

6) Pfarrer Johann Langhanke war aus Heilsberg gebürtig, von 1532—60 Seelsorger in seiner Vaterstadt und von 1541—47 zugleich bischöfl. Schaffer. In letzterem Amte oblag ihm die Verwaltung des bischöfl. Vermögens in Einnahmen und Ausgaben. Wenn nun Eustachius i. J. 1543 für die 20 Joachimici dankt, die ihm Bischof Dantiskus wieder durch seinen Dufel habe überweisen lassen (Upsala Cod. Dant. II, 31), so liegt die Vermutung nahe, daß damit der Schaffer Langhanke gemeint ist, zumal der Name Langjohann oder Langhanke (Lango-hannicius) dem Namen der Mutter des Eustachius Schonjohann (Schonohanniana) verwandt ist und beide aus Heilsberg stammen. Ss. r. W. I, 251.

In Heilsberg legt der heranwachsende Eustachius das Fundament seiner Bildung. Sein Vater übergab, so rühmt sein Leichenredner, den wohlgesitteten, talentvollen und strebsamen Knaben den Lehrern der Stadt, bei denen er in kurzer Zeit solche Fortschritte machte, daß er auch seine älteren Kameraden in weitem Abstände hinter sich ließ und schon frühzeitig zum Univerſitätsstudium für reif befunden wurde.¹⁾ Nun gab es in der Stadt eine Pfarrschule, die die Elementarfächer und auch etwas Latein für den kirchlichen Gebrauch lehrte;²⁾ daneben wurde zweifellos auf der bischöflichen Burg noch eine besondere Schule für jene ermländiſchen Junker unterhalten, die von dem Lehnsadel zur höflichen Erziehung und Ausbildung nach der Biſchofsreſidenz entboten werden durften.³⁾ Welche von beiden Schulen Eustachius beſucht hat, ob er von der einfacheren zu der höheren aufgeſtiegen iſt oder mehr Privatunterricht genossen hat, das iſt ungewiß. Sicher iſt, daß es strebsamen Schülern in der ermländiſchen Reſidenzſtadt nicht an Lehrern und Gönnern fehlen konnte, war hier doch an gebildeten Merikern und reichen Pfründnern kein Mangel.

Zwei Heilsberger Merikern ſcheint unſer Eustachius ſchon in ſeinen Schülerjahren beſonders nahe getreten zu ſein, dem biſchöflichen Schöffer Paul Snopel und dem Pfarrer Johann Langhantke. Erſterer wird bereits 1514 als Kämmerer, 1523 als Schöffer des Biſchofs Fabian erwähnt und verwaltete dieſes wichtige Amt auch während der Herrſchaft des Biſchofs Ferber. Daneben beſaß er ſeit Oſtern 1524 ein Kanonikat und ſeit 1529 die Dompropſtei am Kollegiatſtift zu Guttſtadt.⁴⁾

Der vielbeſchäftigte Snopel kann ſchwerlich zu den Lehrern des jungen Eustachius gezählt werden; aber er war ein warmer Freund hoffnungsvoller Schüler. Daher beſingt ihn denn auch der

¹⁾ G. P. a. a. D. S. 105.

²⁾ Bei den Stadibränden der Jahre 1497 und 1522 wird u. a. die maſſive Schule verſchont. Ss. r. W. II, 415, 595.

³⁾ Dieſe Schule ſtand vielleicht in engem Zusammenhang mit jener, die auf dem Heilsberger Schloß für preußiſche Knaben unterhalten wurde, die ſich dem Prieſterberuf widmen wollten. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war der Germaniſierungsprozeß jedoch im Ermland ſo weit fortgeſchritten, daß dieſe Preußeniſche Schule eingehen konnte. Ss. r. W. I, 337. Hipler, Literaturgeſch. S. 62. G. B. XVIII, 826.

⁴⁾ Presbyterologia Warmiensis. Als Manuſkript des Erml. Geſch.-Vereins gedruckt. Ss. r. W. I, 258.

Danziger Felix Fidler,¹⁾ der i. J. 1540 zu den begabtesten Alumnus des Elbinger Schulrektors Wilhelm Gnaphheus gehört, in einem ansprechenden Distichon als seinen Mäzen.²⁾

Während Fidlers Gedicht zutraulich, aber zugleich ehrerbietig den Guttstädter Gönner begrüßt, erscheint das lateinische Distichon, das Gustachius i. J. 1543 aus Paris an Snopet richtet, wie der schwärmerische Gruß eines intimen Freundes: „Du willst wissen,“ heißt es darin, „wie mir der Himmel unter fremdem Gestirn, wie mir Frankreich gefällt? Paul, du süßester Schatz im borussischen Lande, du ehrwürdige Hälfte meiner Seele! Nicht beklage ich das Loos, das mir Lachesis spinnt; denn lieb ist mir der Aufenthalt in der gastlichen Stadt. Mein Herz ist frisch, und mein Geist kennt keine Ermüdung, da mich wundersam die Stadt fesselt. Alles hätte mir das Schicksal gegeben, wenn es mir dich geschenkt hätte, und nichts ist mir leid, als daß ich dich entbehren muß.“³⁾

Machen wir auch bei dieser überschwenglichen Humanisten-Ergießung die nötigen Abstriche, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß Gustachius dem alten Heilsberger Schöpfer sehr nahe gestanden sein muß; wahrscheinlich erfreute sich der vielversprechende Bürgermeistersohn seit seinen Kinderjahren der besonderen Gunst

1) A. Neusch, Wilhelm Gnaphheus, der erste Rector des Elbinger Gymnasiums II, 35. Progr. d. Gynn. Elbing 1877. S. Freitag, S. 41. Simson, a. a. D. II, 179.

2) Angstvoll habe seine bäuerische Muse vor der Tür seines Wohltäters gestanden, aber nicht gewagt, in ihrem armseligen Aufzug die glänzende Schwelle zu betreten. Schluchzend sei sie schließlich zu ihm zurückgekehrt und habe ihm Vorwürfe gemacht, wie er sie in so schübigem Gewande zu einem Helden habe schicken können, den man nur in purpurner Toga besuchen dürfe? Fidler habe die Muse nun tröstend gestreichelt und mit freundlichen Worten beruhigt: Unnötig sei ihr Bittern und Zagen gewesen. Wenn sie gewußt hätte, wie mild, gut und hilfreich der Guttstädter Propst sei, wie freudig er den guten Muses seine Hände öffne, dann würde sie ihn auch im schlichten Kleide gern und dankbar begrüßt haben. Froh eilt nun die Muse zu Snopets Haus zurück, um ihm einen Båan der Dankbarkeit anzustimmen und ihn zu bitten, auch in Zukunft ein huldvoller Patron seines gehorsamen Klienten zu sein. Guil. Gnaphheus, Prima Aelingensis scholae foetura. Danzig 1541, B. Neusch, S. 25 f.

3) Eustathius a Knobelsdorf, Lutetiae Parisiorum Descriptio. Paris 1543 p. 56. Wir finden in den ersten gedruckten Veröffentlichungen des Gustachius seinen Familiennamen mit einem f am Ende (Knobelsdorf) geschrieben. Daneben läßt sich in einer späteren Edition, auf seinem Grabstein und an vielen anderen Stellen ebenso die Schreibweise Knobelsdorff feststellen. G. P. XV, 104 f. Wir folgen der letzteren heute bei der Familie allgemein üblichen Schreibart.

und Förderung seines väterlichen Freundes Snopet, besonders als Student.

Vielleicht ist der Pfarrer Johann Langhanké zu den Lehrern unseres Eustachius zu rechnen. In seiner amtlichen Stellung mochte er sich eher dem Unterrichte widmen, zumal Eustachius sein Neffe gewesen zu sein scheint.¹⁾ Jedenfalls spricht dessen Pariser Epigramm an ihn, das in der Bitte um Beurteilung seiner großen Elegie über die Stadt Paris ausklingt, für diese Vermutung: „Jüngst musterte ich die zarten Kinder meiner keuschen Muse. Während ich Motten und Schaben von den Büchlein fernzuhalten suchte, wagte sich eins aus dem Dunkel, wütend über die gerechte Kerkerhaft, ergrimmt über die bevorstehende Arbeit der Feile. Verstoßen stürzte es sich vor in die köstlichen sonnigen Lüfte und streift schon über die ganze Erde. Wenn es sich unterstehen sollte, nach Sarmatien vorzudringen und feß vor deine Augen zu treten, so greif den Flüchling auf und schicke ihn gezüchtigt zurück, damit er wisse, er sei nirgends sicher.“²⁾

Im Gegensatz zu dieser ruhigen, anziehenden poetischen Epistel atmet Knobelsdorffs Epigramm an den Frauenburger Domherrn Magister Achatius von der Trend wieder den ganzen Uberschwang einer intimen Freundschaft, wie er sich nur aus einem langen vertrauten Verkehr erklären läßt. Dabei ist Achatius erheblich älter als Eustachius³⁾ und schon seit 1523 in seiner angesehenen Stellung nachweisbar.⁴⁾ Er scheint dem Bischof Ferber nahe gestanden zu sein, da ihm nach dessen Tode aus seiner Hinterlassenschaft ein kostbarer schwarzer Rock zugesprochen wird;⁵⁾ wahrscheinlich hat er sich längere Zeit am bischöflichen Hofe aufgehalten und dabei den talentvollen Bürgermeistersohn kennen und lieben gelernt. Im Jahre 1536 führt ihn der Auftrag seiner Amtsbrüder auf das Allensteiner Schloß, wo er als Administrator des

1) Siehe S. 73 Anmerkung.

2) Knobelsdorff, S. 58.

3) Sein Name taucht am 19. November 1516 zuerst auf, an welchem Tage Johann Flaxbinder Dantiskus, juris utriusque doctor, postea laureatus, eques-auratus, Nuntius des poln. Königs und Sekretär beim Kaiser in Augsburg dem Achatius einen Brief an Bischof Fabian ins Ermland mitgibt. Bibl. Czart. 1594, f. 323.

4) Polberg, a. a. D. S. 531. Danach sind die Angaben bei Eichhorn, die Prälaten . . . E. B. III, 360 zu berichtigen.

5) Hipler, die ältesten Schatzverzeichnisse der erml. Kirchen. E. B. VIII, 596.

Kapitels tätig ist, bis er 1545 zum Domdechanten erwählt wird.¹⁾ Wenn nun auch die reiche Unterstützung von 15 Talern, die Achatius im Namen des Domkapitels im Januar 1542 an den jungen Eustachius in Paris hatte abgehen lassen,²⁾ wesentlich zu dessen Sehnsuchtslied beigetragen haben mag, so muß doch ein auf langem, herzlichem Umgang beruhendes Freundschaftsband die beiden trotz ihres Altersunterschiedes umschlungen haben; vielleicht nahm sich der geistliche Magister in Heilsberg als Lehrer des begabten Knaben an. Eustachius preist ihn jedenfalls i. J. 1542 in überschwänglicher Sprache als „süßer denn indischer Zucker, süßer als aller Honig, wie ihn die Biene auf dem Berge Hyble findet, lieblicher als ambrosischer Nektar. Grenzenlos ist meine Sehnsucht nach dir. Wann wird mir der Tag erscheinen, von dem du schreibst, der mich im fatten Bierspanner froh in deine lieben Arme führt? Gilt schneller als sonst, Rosse des Phöbus, bringt mir den heißbegehrten Tag; den Tag, an dem ich mich Crösus und Crassus oder größeren noch als diesen, Königen gleich, fühlen werde.“³⁾

Während Eustachius in seiner Vaterstadt in die Elemente der wissenschaftlichen Bildung eingeführt wird, bietet ihm die von den deutschen Kulturzentren fern entlegene, aber gleichwohl geistig rege und lebhafteste Bistumshauptstadt Heilsberg Gelegenheit, Einblick in die religiösen, wissenschaftlichen und politischen Zeitfragen zu erlangen und zugleich die führenden Männer seiner Heimat kennen zu lernen, zu denen er bald in enge Beziehungen tritt.

¹⁾ Eichhorn, S. 360.

²⁾ Kapitel Frauenbrg an Pf. Dantiskus 1542, 26. Jan. B. Gart. 1599, f. 97. Eustachius v. R. an denselben, Paris 25. Mai 1542. Upsala Cod. Dant. II, 24 f.

³⁾ Knobelsdorf S. 57. Zu Knobelsdorffs Heilsberger Jugendfreunden scheint Johann Hanow gehört zu haben, ein 1524 geborener Schwesterjohn des Bischofs Dantiskus, der ihn wohl vorübergehend am Heilsberger Hofe erziehen ließ, um ihm später eher ein erml. Kanonikat verschaffen zu können. Jedenfalls unterstützt Hanow, der am 12. Febr. 1546 Domherr geworden war, am 14. April bei seinem bischöflichen Oheim Knobelsdorffs Bewerbung um ein Kanonikat, weil er „ihm seit der gemeinsam verlebten Knabenzeit in vollster geistiger Uebereinstimmung und herzlichster Freundschaft verbunden sei“. Bibl. Gart. 1599 f. 695. Da die beiden Brüder Hanow i. J. 1537 auf die Kulmer Schule gegeben wurden, ehe sie 1541 nach Krakau gingen (Hipler Vitergesch. S. 154), Knobelsdorf aber bis 1536 in seiner Vaterstadt Heilsberg blieb, um dann andere Hochschulen aufzusuchen, muß die erwähnte Jugendfreundschaft nach Heilsberg auf die Zeit vor 1536 zurückverlegt werden.

Die Nechtung Herzog Albrechts durch Kaiser und Reich und die Möglichkeit eines Krieges von Deutschland her,¹⁾ die ständigen Gefahren seitens der Türken²⁾ mußten in jenen Jahren auch im Ermland angelegentlich die Gemüter beschäftigen. Der Geist des Humanismus fand in dem Bischof Ferber und in dem höhern Klerus, der zum Teil in Italien studiert hatte, eifrige Pflege und Förderung.³⁾ Verband sich diese Gesinnung beim Landesfürsten mit einer energischen Bekämpfung des Luthertums, so vertrat der Domkustos Liedemann Giese, ein Neffe des Bischofs, Leipziger Magister, bei grundsätzlicher Ablehnung der Wittenberger Lehre eine mehr irenische Richtung, der auch der Domherr Nikolaus Koppernikus nicht fernstand.⁴⁾ Beide Männer konnte Eustachius wiederholt in Heilsberg sehen, den gelehrten Astronomen, der als Arzt mehrfach zu dem viel kränkenden Bischof gerufen wurde,⁵⁾ von dessen geheimnisvoller Himmelsbeobachtung und tiefgründiger Forscherarbeit er mit ehrfürchtigem Staunen vernehmen mochte, und den humanistisch und theologisch durchgebildeten Giese, der nach Herausgabe seines vornehmen antilutherischen *Antilogicon* in edler Vermittelungsstendenz an die Abfassung eines umfangreichen Werkes „*De regno Christi*“ ging, das er i. J. 1536 sogar Erasmus von Rotterdam und Melancthon zur Durchsicht übersandte, das aber bei beiden kirchlichen Parteien Anstoß erregte.⁶⁾ Der talentvolle Eustachius lernte wohl schon damals den Bischofsnepoten Giese kennen; denn i. J. 1543 bezeugt er ihm aus Paris, daß kein Dicht seine Büge auslöschen könne, daß er nie seiner vergessen werde, und weiht ihn zum Dank für die Förderung seiner Studien und um sich seine Hilfe für die Zukunft zu sichern, sein dichterisches Hauptwerk, die Beschreibung der Stadt Paris.⁷⁾

Im März 1533 weilte der Mann in Heilsbergs Mauern, der wie kein anderer später sein Mäzenatentum an dem Scholaren Knobelsdorff erwies: der Bischof von Kulm Johann Dantiskus, der sich damals vom ermländischen Bischof zum Priester

1) Tschackert, I. 181 ff. G. Lengnich, Geschichte der Preuß. Lande Königl. Poln. Antheils. Danzig 1722 I 120 ff., 155.

2) Lengnich, S. 61, 123 ff.

3) Sipler, Vitgesch. S. 152.

4) Prowe, I, 2 L. 170 ff.

5) Sipler, Spic. Cop. S. 279 ff. Prowe, S. 294 ff.

6) Sipler, Vitgesch. S. 100 ff. Prowe, S. 179 ff.

7) Knobelsdorff, p. 3 ff.

weihen ließ.¹⁾ Der junge Eustachius sah in jenen Festtagen seinen nachmaligen väterlichen Gönner zum erstenmal. Ein selten bewegtes Leben lag bereits hinter dem neuen Kirchenfürsten.²⁾ 1485 als Sohn eines Brauers in Danzig geboren, hatte der junge Johann Flaxbinder in Krakau studiert und war als 17 jähriger Jüngling gegen Tataren und den Statthalter der Moldau und Walachei ins Feld gezogen; dann weilte er wissensdurstig und abenteuerlustig in Griechenland und Italien, dem heiligen Lande und Arabien, und war danach durch den gelehrten polnischen Reichskanzler Tomicki dem König Sigismund als Geheimschreiber empfohlen worden. Als solcher hatte er besonders die preußischen Landesfachen zu bearbeiten und den König auf den preußischen Landtagen zu vertreten, bis er seit 1515 von seinem Herrscher 17 Jahre lang mit den wichtigsten Auslands-Gesandtschaften in Deutschland, Spanien, Italien, Frankreich und den Niederlanden betraut wurde. Als erfolgreicher Botschafter am kaiserlichen Hofe stand er bei Maximilian wie Karl in hohem Ansehen und verhandelte auch in deren eigenem Auftrage. Auf den Reichstagen zu Augsburg und Nürnberg hatte er die schwierige Aufgabe gelöst, die Säkularisation des Ordenslandes und die Notwendigkeit des Krakauer Friedens zu verteidigen. Neben dieser diplomatischen Tätigkeit, die ihn auf seinen fortgesetzten Reisen mit vielen der berühmtesten Männer seiner Zeit, auch in Wittenberg mit den Reformatoren bekannt machte, von denen er zu Melanchthon gelegentliche freundschaftliche Beziehungen pflog, betätigte er sich als gewandter humanistischer Dichter, war sogar von Kaiser Max mit dem Poeten-Lorbeer gekrönt worden und unterhielt mit einem ausgedehnten Kreise bedeutender Gelehrten und Dichter literarischen Umgang. Mit fortschreitenden Jahren des ruhelosen, aufreibenden Hof- und Diplomatenlebens satt, gelangte er 1530 durch die Gunst König Sigismunds auf den Kulmer Bischofsstuhl, von wo aus er sich die Nachfolge Ferbers in dem reicheren und bedeutenderen Bistum Ermland, um die sich auch Giese bemühte, zu sichern mußte.³⁾

¹⁾ Eichhorn, G. B. I, 312.

²⁾ Hipler, Dantiskus . . . Geistl. Gedichte. S. IX ff. Vita J. Dantisci ab ipso paulo ante obitum perscripta nebst Uebersetzung von Prof. Schlichter im G. B. XVII (1885), 125 ff. Eichhorn S. 309 f. Prowe, I, 2, S. 328 ff.

³⁾ Eine umfangreiche quellenmäßige Biographie der interessanten Persönlichkeit des Dantiscens hatte der Braunschberger Univ.-Prof. Dr. Joseph Kolberg

So bot das vielgeschäftige, buntbewegte Leben am Heilsberger Hofe, der ständige Verkehr mit den anderen Teilen der Heimat und mit dem Auslande dem empfänglichsten Sinn und Verstand des jungen Eustachius die mannigfaltigsten Eindrücke und Anregungen, die seine wissenschaftliche Vorbildung aufs wertvollste ergänzten.

II. In Frankfurt an der Ober.

Wenn sich i. J. 1536 die Eltern und Lehrer des im 17. Lebensjahre stehenden Eustachius, den man nunmehr zur Univerſität ſchicken zu müſſen glaubte, für Frankfurt entſchieden, ſo ſprachen dafür mancherlei gewichtige Gründe. Einmal lag die kurmärkiſche Hoſchule für den Heilsberger Scholaren am nächſten und war verhältnismäßig am leichtesten zu erreichen, ein Vorzug, mit dem ſich die Wohlfeilheit des Lebensunterhaltes in der betriebsamen Handelsſtadt aufs glücklichſte verband.¹⁾ Zum andern entſprach die religiöſe Haltung der Diadrina, die unter der ſtrengkatholiſchen Regierung ihres kurfürſtlichen Gründers Joachim I. († 11. Juli 1535) und unter der Aufficht ihres ebenfalls reformationſeindlichen Kanzlers, des Lebuſer Biſchofs Georg von Blumenthal wenigſtens nach außen hin der alten Glaubensdiſziplin treu geblieben war,²⁾ den kirchlichen Auffaſſungen und Forderungen, wie ſie im Ermland, zumal am Hofe des biſchöflichen Landesherrn Mauritius Ferber, vertreten wurden. Ausſchlaggebend dürfte für die Wahl von Frankfurt jedoch die Perſon des dortigen Univerſitätslehrers Jodocus Willich geweſen ſein, vielleicht des einzigen, ſicher aber des bedeutendſten Ermländers, der damals als Ma-

beinahe abgeſchloſſen, als der Tod ſeiner unermüdblichen Forſcherarbeit ein Ziel ſetzte. (S. Fleiſchers Nekrolog auf ihn in der E. J. XX, 611 ff.) Der Erml. Geſchichtsverein wird das Werk, wenn auch als Torſo, zur Veröffentlichung bringen. Hier und dort habe ich ſein Material für dieſe Arbeit benutzen dürfen. — Prof. Kolbergs freundlicher Vermittlung verdanke ich auch die Abſchrift mehrerer in der Czartorſkiſchen Bibliothek zu Krakau befindlichen Knobelsdorff-Briefe.

¹⁾ W. Jobſt, kurze Beſchreibung der alten Wbl. Stadt Frankfurt a. d. Ober Frankfurt 1561. S. D 2. G. Bauch, die Anfänge der Univerſ. Frankf. Berlin 1900 S. 21. Derſelbe, Aus dem erſten Jahrzehnt der Univ. Frankf. Breslau 1906 S. 8.

²⁾ Derſelbe, Anfänge S. 78, 134 ff.

gister an einer deutschen Hochschule wirkte.¹⁾ Mit stolzer Unabhängigkeit nannte sich Willich gern nach seiner Vaterstadt Nößel, wo er i. J. 1501 geboren war und den Grund zu seiner Bildung gelegt hatte, ehe er an der Oberuniversität seine Gelehrtenlaufbahn begann. Mit herzlicher Dankbarkeit blieb er sein Lebtag seiner Heimat verbunden, wovon noch sein den Nößelern i. J. 1551 gewidmeter christlicher Katechismus mit seinem Medaillonporträt und dem schönen die Heimatliebe verherrlichenden Vorwort ein beredtes Zeugnis ablegt.²⁾ Praktisch erwies er aber auch dadurch seine Dankbarkeit, daß er sich an der Diadrina seiner Landsleute, besonders i. J. 1530 seines Stiefbruders Gregor Wagner, der bereits in seiner Vaterstadt das Schuhmacherhandwerk angefangen hatte, annahm und ihn so sehr förderte, daß er später selbst ein namhaftes Mitglied des Frankfurter Professorenkollegiums wurde.³⁾ Von diesem als Gelehrten und Lehrer ausgezeichneten Manne durfte Bürgermeister Knobelsdorff mithin sichere Führung für die humanistischen Studien seines Sohnes erwarten.

Mit Beginn des Sommer-Semesters 1536, das statutengemäß mit der Rektorewahl am Tage des hl. Georg (23. April) begann, wird Eustachius Knobelsdorff Heilsbergensis an der Diadrina unter dem Rektorat des alten Dr. jur. utr. Laurentius Schreck immatrikuliert. Im Gegensatz zu fast allen übrigen Anzöglingen muß er den Höchstsatz der Einschreibgebühr, nämlich 16 Groschen, entrichten; offenbar schätzt man ihn für besonders wohlhabend ein.⁴⁾ Unmittelbar hinter Knobelsdorffs Namen finden wir den gleichaltrigen Simon Pfaff aus Guttstadt verzeichnet, der die übliche Lage von 10 Groschen bezahlt. Fraglos haben wir in ihm den Kameraden zu erblicken, in dessen Gesellschaft Eustachius die beschwerliche Reise zurückgelegt hat. Auch liegt die Vermutung nahe, daß beide, Söhne aus Nachbarstädten, in Heilsberg denselben Unterricht genossen oder doch zum Abschluß gebracht haben.⁵⁾ Von

1) Matth. Hosti Willichius senior sive narratio de vita, studiis, scriptis ac morte Jod. Willichii Reselliani; ed. Val. Pistorio. Francoforti 1607. R. Schwarze, Allg. Dt. Biogr. 43, 278 ff.

2) Jod. Willichi Reselliani Totius catecheseos christianae expositio. Francof. 1551. A 2 ff.

3) Host, F 2, Volte, Allg. dt. Biogr. 40, 501 f.

4) E. Friedländer, Matrifel der Universität Frankfurt. Leipzig 1887. I, 73.

5) Pfaff, 1519 geboren, erscheint von 1546—65 als Pfarrer von Auenstein. Presb. Warm. G. B. VII, 99.

anderen Preußen begegnen wir unter den Neumatrikulierten dem Elbinger Günther von Dambitz, der als Baccalaureus von einer anderen Hochschule kommen muß, und dem Königsberger Bartholomäus Wagner, einem Vetter jenes Gregor Wagner, der ein Stiefbruder des Professors Willich war.¹⁾

Die Frankfurter Universität befand sich damals gerade in einer ungeklärten, von mancherlei Zweideutigkeiten und Gegensätzen erfüllten Uebergangszeit.²⁾ Seitdem i. J. 1518 die sächsische Nachbaruniversität durch Luthers und Melancthons Ruf mit magnetischer Kraft die jungen Scholaren nicht nur aus Deutschland an sich zog, war die Frequenz der kath. Frankfurter Hochschule mehr und mehr zurückgegangen.³⁾ Auch die Einrichtung einer besonderen griechischen und hebräischen Professur und eine umfassendere Pflege der Klassiker, womit eine Zurückdrängung der thomistischen oder skolastischen Scholastik Hand in Hand ging, Reformen, wie sie dem Wittenberger humanistischen Programm augenscheinlich entgegenkamen, vermochten die rückläufige Bewegung nicht aufzuhalten. Dabei waren hauptsächlich der Kurfürst und der Kanzler die Stützen und Verteidiger des kath. Lehrsystems, während viele Professoren und Scholaren innerlich den Reformatoren anhängen und ihren Anschauungen unter sich freien Ausdruck verliehen.⁴⁾ Mit dem Tode des strengkatholischen Joachim I. verlor nun i. J. 1535 die kath. Kirche in der Mark ihren Beschützer, und sein Sohn und Nachfolger Joachim II., immer noch auf eine kirchliche Einigung hoffend, rang zwischen seiner entschiedenen Neigung zur lutherischen Lehre und seinem Wort, mit dem er dem sterbenden Vater Treue zum Katholizismus versichert hatte. Zur Hebung seiner Landesuniversität erschien ihm ihre Reformation unumgänglich, und so beratschlagte er über diese Frage im Mai 1537 mit dem Praeceptor Germaniae Melancthon, der ihm im nächsten Frühjahr seinen Schwiegersohn Georg Sabinus,

¹⁾ In der Matricel a. a. D. als Prutenus aufgeführt; daß er aus Königsberg stammt, ergibt sich aus dem Dekanatsbuch der philos. Fakultät bei Bauch, das älteste Dekan.=Buch der philos. Fakult. Frey. Breslau 1901. II, 26.

²⁾ Derselbe, Anfänge S. 134 ff.

³⁾ Friedländer, S. 62 ff.

⁴⁾ Noch am 1. Jan. 1539 glaubte der Kanzler Bischof Georg von Lebus durch einen scharfen Erlaß gegen „die phrasen und andere lection in theologia und prebigen“ des Mag. Jodocus (Willich) und Caspar Marsilius einschreiten zu können. Bauch, Anfänge S. 135 f.

den nachmaligen ersten Rektor der Königsberger Albertus-Universität, als humanistischen Lehrer entsandte. Aber erst nachdem Joachim am 1. November 1539 in Spandau öffentlich zum protestantischen Bekenntnis übergetreten war, wurde auch in Frankfurt der Rahmen der bisherigen kirchlichen Ordnung gesprengt und i. J. 1540 eine durchgreifende Neugestaltung der Wiadrina nach dem Wittenberger Vorbilde durchgeführt.¹⁾

Für den jungen Scholaren jener Zeit ergab sich mit seiner ersten Immatrikulation ohne weiteres der Eintritt in die artistische (philosophische) Fakultät, in der er sein Hochschulstudium begann, um seine humanistische, allgemeinwissenschaftliche Bildung zu ergänzen und abzuschließen und auf ihr das theologische, juristische oder medizinische Fachstudium aufzubauen. Genau vorgeschriebene Lehrpläne regelten das Studium und bereiteten auf das Schlußziel, die Grade des Baccalaureus und Magister, vor. Einmal dienten diesem Zwecke die öffentlichen und privaten Vorlesungen, zum andern sollten die Uebungen, Wiederholungen und Disputationen in lebendiger Zwiesprache zwischen Lehrer und Schüler zur geistigen Durchdringung des Vorlesungsstoffes und zur Beherrschung der dialektischen Methode führen.²⁾

Schon der erste Rektor der Wiadrina, Konrad Wimpina, hatte in einem Erlaß an die Studenten und ihre Eltern bestimmt, daß jeder Scholar sich einen eigenen Lehrer auswählen solle, der sein Studium und Betragen überwachen solle und für ihn der Universität verantwortlich sei. Die Eltern sollten demgemäß ihre Söhne eifrigen Lehrern zuweisen oder bei der Universität brieflich um Zuweisung geeigneter Lehrer nachsuchen.³⁾ Auch nach der Hochschulreform d. J. 1540 finden wir dieselbe Forderung des Privatlehrers, der seinen Schützling beaufsichtigen, zu Eifer und Bucht anhalten und fleißig in Grammatik und artibus discendi unterrichten solle.⁴⁾ Bei den landsmannschaftlichen Beziehungen Anobelsdorffs zu dem Magister Sodocus Willich erscheint die Vermutung sehr naheliegend, daß dieser der Privatlehrer des jungen Eustachius wurde; dieses enge Lehrverhältnis mag wohl noch in

1) Bauch, a. a. D. S. 134 ff.

2) G. Kaufmann, Die Geschichte der deutschen Universitäten. Stuttgart 1896 II, 214 ff., 365 ff. Bauch, Anfänge S. 41 ff., 142 ff. Derselbe, Aus dem ersten Jahrzehnt der Univ. Frankfurt. Breslau 1906. S. VI ff., 36 ff.

3) a. a. D. S. 46, XVI.

4) Derselbe, Anfänge S. 147.

dem freundschaftlichen Verkehr, der auch nach Knobelstorffs Fortgang von Frankfurt zwischen beiden bestehen blieb, nachwirken.¹⁾

Johocus Willich stand damals im 36. Lebensjahr, in der Fülle seiner Kraft, als anregender Lehrer und vielseitiger Gelehrter, als geschickter Arzt und bewährter Diplomat in gleicher Weise geschätzt.²⁾ Im Jahre 1535 hatte er als erfolgreicher Orator die Gesandtschaft des Bischofs Georg von Zebus begleitet, die für den eben verwitweten Joachim II. in Krakau um die Hand der polnischen Königstochter Hedwig warb. Als Arzt wiederholt an die benachbarten Fürstenthümer nach Berlin, Halle, Liegnitz berufen, hatte er namentlich i. J. 1533 durch die glückliche Heilung seines in Wittenberg schwer erkrankten und von den Ärzten schon aufgegebenen Freundes und Schülers Peter Crullius viel von sich reden gemacht und bei dieser Gelegenheit die Reformatoren kennen gelernt, zu deren Lehre er sich von Anfang an hingezogen fühlte; namentlich mit Melancthon verband ihn seither ein auf gegenseitiger Hochschätzung beruhendes Freundschaftsverhältnis. Seit Herbst 1524 ordentliches Mitglied des Professorenkollegiums, lehrte er gegen ein Jahresgehalt von 37 Gulden das Griechische, um bei der Universitätsreform von 1540 diesen Lehrauftrag mit der Medizin zu vertauschen.³⁾ Daneben hat er aber in privaten Vorlesungen und Uebungen das ganze weite Gebiet der humanistischen Wissenschaften beachtet und als Schriftsteller wie als Lehrer eine überaus fruchtbare Tätigkeit entfaltet.⁴⁾

¹⁾ Vgl. das scherzhafte Epigramm Knobelstorffs an seinen ehemaligen Lehrer Willich in der *Latetia* S. 59.

²⁾ Host, G 4, D 4.

³⁾ Bauch, *Anfänge* S. 129 f.

⁴⁾ Eben waren 1535 in Strazburg seine Scholien zu Vergils *Bucolica* erschienen, und aus den Michaelisferien 1536 stammt die Vorrede, mit der er seine Uebersetzung der *Physiognomica* des sog. Aristoteles dem Führer der vorjährigen polnischen Gesandtschaft, dem Universitätskanzler Bischof Georg von Zebus, widmete. Im J. 1539 kommt in Basel sein Kommentar zu Vergils *Georgica* und in Strazburg der zur *Ars poetica* des Horaz heraus, und am letzteren Orte erscheint 1540 seine *Dialektik*. Katalog der Staats- u. Universitätsbibliothek Berlin (M.). Aber noch eine erstaunliche Anzahl anderer Schriften der verschiedenartigsten Gebiete, von grammatischen, rhetorischen und mathematischen Lehrbüchern, von Uebersetzungen und Kommentaren griechischer und römischer Klassiker, selbst von naturwissenschaftlichen und medizinischen Werken, entstammen, meist aus Vorlesungen erwachsen, seiner emsigen Feder. Dazu kommen nach dem offenen Uebertritt des Kurfürsten zur Reformation seine zahlreichen religiösen und theologischen Schriften,

Als Professor hatte Willich einen starken Zulauf. Sein Schüler und Amtsgenosse Host rühmt an ihm seine umfassende Gelehrsamkeit und sein pädagogisches Geschick. Sein Eifer und sein anziehender Vortrag, sein freundliches und wohlwollendes Wesen trugen ihm die Schätzung und Verehrung seiner Zuhörer ein. Daher erfreute er sich denn auch der besten Unterrichtserfolge, und viele gelehrte Männer verdankten ihm Wissen und Stellung.¹⁾

In Willichs vielseitigem Wissen und anregender Lehrtätigkeit bot sich für den jungen Knobelsdorff die günstigste Gelegenheit zur Bereicherung seiner Kenntnisse und zur Erweiterung seines Bildungshorizontes. Vielleicht empfängt er von dem verehrten Professor, der damals gerade seine Edition der Horazischen *Ars poetica* vorbereitet, die ersten Anregungen und Anleitungen zu dichterischem Schaffen. Jedenfalls bleibt er seinem „honigsüßen Jodocus“ (mellite Jodoce) in herzlichster Dankbarkeit verbunden²⁾

Neben Willichs Vorlesungen mag Eustachius namentlich jene Magister gehört haben, von denen er in seiner Baccalaureats-Prüfung examinirt wurde.³⁾ Es waren dies der Magister artium und baccalaureus iuris utriusque Caspar Scultetus aus Liegnitz, der 1540 und 41 Cicero und Rhetorik nach Melanchthon las, der schon 1512 immatrikulierte Magister Simon Willich aus Königsberg i. Pr., der 1540 lateinische Grammatik nach Melanchthon lehrte, der Magister Joachim Cyrenberg aus Danzig, der 1540/41 griechische

Bibelübersetzungen und Kommentare, in denen er mit Entschiedenheit und Wärme die lutherische Lehre vertritt.

¹⁾ In seinen öffentlichen Vorlesungen lehrte er griechische Grammatik nach den damals üblichen Handbüchern und behandelte von griechischen Autoren Homer, Demosthenes, Isokrates, Aristophanes, Theophrast, Hesiod und die mathematisch-astronomischen Werke von Aratus, Dionys und Proklus. Hauptsächlich wohl in privatem Unterricht lehrte er lateinische Grammatik, interpretierte von römischen Dichtern Vergil, Ovid, Terenz, von Rednern Cicero und von Historikern Justinus, Curtius, Sueton, Tacitus, Livius, Florus und Seneca. In der Dialektik folgte er den Compendien von Joh. Caesarius, Agricola und Melanchthon. Wie in der Arithmetik, Geographie und Kosmographie, so unterrichtete er seine Schüler auch in der Astronomie und führte sie in die Kenntnis des Erd- und Himmelsglobus und in den Gebrauch astronomischer Instrumente ein. Als Liebhaber des Gesanges und der Musik lehrte er seine Hörer auch die Grundlagen dieser Kunst. Genauen Aufschluß über Willichs Leben gibt die liebevolle Biographie seines Schülers und Kollegen Matth. Host, die ich schon mehrmals zitierte; ein kurzer Lebensabriß in der *Alg. dt. Biogr.* 43, S. 278 ff. von Schwarze.

²⁾ Knobelsdorff, p. 59.

³⁾ Bauch, *Deleanatsbuch* S. 81 f.

Syntax und Grammatik und Hesiod behandelte, Willichs Freund und Biograph Magister Matthäus Host aus Wilmersdorf, der in denselben Jahren Hesiod und Ciceros Officien interpretierte, und Magister Jakob Sociscus aus Biegnitz, der Unterricht in Mathematik und Astronomie erteilte.¹⁾

Nach dem artistischen Lehrplan von 1512 waren drei Semester die kürzeste Frist, nach der sich der junge Scholar zur Ablegung der Baccalaureats-Prüfung, bei der vornehmlich in den Fächern des sogenannten Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) examiniert wurde, melden durfte.²⁾ Im Verhältnis zu den Immatrikulationen war die Zahl der Prüfungen zu den akademischen Graden in jener Zeit eine sehr geringe. Ob die Examensscheu oder die mit den Promotionen verbundenen nicht unbeträchtlichen Unkosten an dieser Erscheinung die Hauptschuld trugen, ist schwer zu sagen³⁾. Manche schätzten das Baccalaureats-Examen als ein kindisches Spiel ein, denen gegenüber Melanchthon diese Prüfung für sehr nützlich hielt⁴⁾.

Knobelsdorff muß sich durch fleißiges Streben und befriedigende Kenntnisse hervorgetan haben; denn schon am 26. September 1537, eben nach drei Studiensemestern, besteht der 18 jährige Eustathius, wie jetzt unter dem Einfluß des griechischen Humanismus sein Name verbessert erscheint, vor der obengenannten fünf-gliedrigen Kommission (Scultetus als Dekan und Vorsitzender, Simon Willich, Ehrenberg, Host und Sociscus als Beisitzer) seine Baccalaureats-Prüfung.⁵⁾ Um so ehrenvoller für ihn, als seine Mitekaminanden eine beträchtlich längere Studienzzeit hinter sich haben. Georg Belitz von Werben ist bereits 1531, die beiden Stargarder Jakob Fabricius und Johann Fromholz 1532 immatrikuliert worden, und auch der Rößeler Landsmann Basilius

1) Bauch, Anfänge, S. 131 f., S. 152 f.

2) Bauch, Jahrzehnt, S. 40 ff. Seit der Reform d. J. 1540 begnügte man sich mit einem Jahr. Anfänge, S. 147.

3) Kaufmann, a. a. D. S. 307 ff. F. Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts. Leipzig 1885, S. 18. Bauch, Jahrzehnt S. 47.

4) Melanchthon äußerte, daß die Alten dieser Prüfung mit Recht den Namen nach dem Lorbeer gegeben hätten; die Kenntnis der Grammatik sei eine so wichtige Sache, daß sie den Lorbeer des Triumphators wohl verdiene. Corpus Reformatorum, ed. Bretschneider (Halis) (zitiert C. R.), X., p. 85. R. Hartfelder, Phil. Melanchthon als Präceptor Germaniae. Berlin 1889, S. 90, 455 ff.

5) Bauch, Defanatsbuch S. 81 f.

Wartsch, der im Sommer 1542 zum Magister promoviert wird, ist schon seit Sommer 1534 Student an der Biadrina.¹⁾ Ebenso unterzieht sich der mit Knobelsdorff zugleich immatrikulierte Bartholomäus Wagner erst im Sommer 1541 der Baccalaureats-Prüfung; abgesehen davon, daß weitaus die meisten seiner Kommilitonen keinen Grad erreicht zu haben scheinen.

Mit der Promotion zum Baccalaureus hatten die damaligen Artisten ihren ersten wissenschaftlichen Erfolg und einen gewissen Studienabschluß erreicht, der vielen von ihnen den Weg zu einem bürgerlichen Amt, wie z. B. an Schulen und in Stadtverwaltungen, eröffnete. In der Fakultät war der Baccalaureus fortan berechtigt, selbst gewisse Vorlesungen und Uebungen für Anfänger zu halten und als Gehilfe der Magister an den Kursen tätig zu sein. Andererseits war er verpflichtet, seine Ausbildung durch weiteren Besuch der Vorlesungen und Uebungen der Professoren fortzusetzen und zugleich zu ihrer Unterstützung an den Disputationen teilzunehmen.²⁾

Noch ein Semester verweilt der Baccalaureus Knobelsdorff an der Biadrina, als Hörer zugleich und Lehrer. Griechische und rhetorische Studien, Natur- und Moralphilosophie, Astronomie und Mathematik, die Fächer des alten Quadrivium, gehörten nunmehr zu seinen besonderen Disziplinen.³⁾ Indessen scheint über fleißigem Streben auch Frohsinn und Laune nicht zu kurz gekommen zu sein. Sein Lehrer Willich fühlte sich nicht bloß in angespannter Arbeit unter seinen Büchern und Zuhörern wohl, sondern er war auch ein Freund heiterer Geselligkeit. Er beteiligte sich gerne an kollegialen Zusammenkünften und Mählern, bei denen er durch seine geistvolle Unterhaltung und seinen Humor und Witz den Mittelpunkt des Kreises bildete. Dabei liebte er es, die Stimmung durch Musik zu erhöhen, indem er mehrstimmige Lieder anregte und Pfeifer und andere Spielleute zuzog.⁴⁾ Auch an diesen frohen Veranstaltungen mag Knobelsdorff teilgenommen haben, und in

¹⁾ Ebenso wie der Name unseres Eustachius in den klassischer klingenden Eustathius (= der Beständige, von Bischof Dantiskus später mit Constans übersetzt) umgewandelt erscheint, so hat auch Blasius Wartsch seinen Taufnamen in den vornehmen Basilius (= der Königliche) verbessert.

²⁾ Kaufmann, S. 307 ff.

³⁾ Bauch, Anfänge S. 147. Reh, die Fakultätsstatuten der Univ. Frankfurt. Breslau 1900, S. 24.

⁴⁾ Host, D. F. 3.

unmittelbarer Erinnerung an solche überschäumenden Stunden der Geselligkeit scheint das Epigramm entsprungen zu sein, das er von Paris aus i. J. 1543 an seinen Frankfurter Lehrer richtete:¹⁾ In fecker Dialektik nimmt er die plötzliche Heirat des hochgelehrten Valiscus, dem anscheinend die sthigischen Göttinnen die Sinne benommen haben, zum Anlaß, in Form eines Dilemmas den Beweis zu führen, daß alle Ehemänner selig seien; denn zweifellos genieße der Gatte in der harmonischen Gemeinschaft mit einer rechtschaffenen, klugen, passenden Frau das süßeste Glück auf Erden; habe er aber als Lebensgefährtin ein untreues, schamloses Weib und merke davon nichts, so gehöre er zu den unschuldigen Kindern; wisse er aber darum und trage seufzend die Sünde der Gattin, so sei er wahrhaft ein ständiger Martyrer. Martyrern jedoch und unschuldigen Kindern stehe der Himmel offen.²⁾

Unterhält Knobelsdorff mit seinem gelehrten Professor enge landsmannschaftliche Beziehungen, so wird er auch mit seinen übrigen preußischen Landsleuten in engerem Verkehr gestanden haben. Bis 1526 bildeten die preußischen Studenten neben den Märkern, Schlesiern und Franken an der Viadrina eine besondere Nation. Gerade in den Anfangsjahren der Unibersität war die gens Pruthenorum, zu der auch die Polen, Bivländer und Standinavier gerechnet wurden, stark vertreten. Mit dem Sinken der allgemeinen Frequenz geht auch die Zahl der preußischen Scholaren bedeutend zurück, und i. J. 1527 werden die Nationen in der Matrikel nicht mehr besonders aufgeführt.³⁾ Mit Knobelsdorff gleichzeitig studierten in Frankfurt folgende Preußen: Blasius Barcz,⁴⁾ die mit ihm immatrikulierten Günther von Dambitz, Simon Pfaff, Bartholomäus Wagner und Biskaw aus Kulm,⁵⁾ der im Herbst 1536 neben mehreren Bivländern immatrikulierte Georg Schachtmann aus Danzig.⁶⁾ Im Frühjahr 1537 kommt Georg Vincke aus Heilsberg hinzu, sicher der Sohn des dortigen zweiten Bürgermeisters,

1) Vielleicht ist in diesem Epigramm sogar eine Anspielung auf Willich selbst zu erblicken, der i. J. 1540 am gleichen Tage zum Dr. der Medizin promoviert wurde und Regina Jobst, eine Tochter des Frankfurter Bürgermeisters heiratete, früher aber über die verheirateten Gelehrten gespottet haben mag? A. a. D. G. 2.

2) Knobelsdorff, p. 59 s.

3) Friedländer, S. VIII f.

4) a. a. D. S. 71.

5) S. 73.

6) S. 74.

ein Landsmann also unseres Eustachius;¹⁾ außer ihm treffen die drei Marienburger Blasius Ritthe, Andreas Siebert und Philipp Sage,²⁾ sowie der Magister Stephan Rimere von Neuteich aus Preußen ein.³⁾ Auch dem Licentiaten jur. utr. Caspar Marsilius aus Riegnitz, der im Sommer-Semester 1537 die Rectorwürde an der Biadrina bekleidete und bald danach als lutherischer Pfarrer nach Rottbus ging,⁴⁾ muß Knobelsdorff näher getreten sein, denn im Winter 1539/40, als die Pest die Scholaren von Wittenberg verscheucht, hält sich Eustachius vorübergehend bei Marsilius auf und berichtet Melanchthon in Leipzig von Pfarrer und Gemeinde viel Rühmliches.⁵⁾

III. In Wittenberg und Leipzig.

Zwei Jahre hatte Knobelsdorff bereits an der Frankfurter Hochschule mit Eifer und Gewinn seinem artistischen Studium obgelegen, als er sich entschloß, nach Wittenberg überzusiedeln. Der bedeutende Ruf der benachbarten kursächsischen Universität, die unter dem Dioskurenpaar Luther und Melanchthon den lebendigen Mittelpunkt der neuen religiösen und humanistischen Strömung in Deutschland bildete, lockte auch ihn mit magischer Gewalt an, und es bedurfte wohl kaum des besonderen Rates seines Lehrers Willich, der stets voller Verehrung von dem ihm befreundeten Praeceptor

¹⁾ S. 75, vgl. oben S. 71 Anm.

²⁾ Für Sage verwenden sich in einem längern lat. Schreiben Rector, die Magister und Doktoren der Frankfurter Akademie unterm 1. März 1543 bei Bischof Dantiskus von Ermland. Sie stellen darin dem Marienburger Scholaren, der auch dem Bischof nicht unbekannt sei, das beste Zeugnis aus. Er berechnete bei seinem Eifer und Talent zu den schönsten Hoffnungen, sei aber in Folge seiner Armut genötigt worden, eine gewöhnliche Famulusstelle an der Akademie anzunehmen. Auf seine Bitten erfolge diese Fürsprache. Vielleicht könnte der Bischof, der so oft bedürftige Scholaren hochherzig unterstütze, diesem trefflichen Jüngling, einem bewundernswürdigen Liebhaber der christlich-katholischen Religion und der hl. Wissenschaften, eine kirchliche Prämie verleihen, damit er von den Einkünften noch 2–3 Jahre zur Vollendung seiner Studien in Frankfurt verweilen könne. Dafür würde sich Sage seinem Wohltäter später dankbar und nützlich erweisen, wofür sich die Briefsteller verbürgen. Upsal. Ood. Dant. II, 55. Sage leistet am 3. Nov. 1544 als ermländ. Dombitar seinen Eid am selben Tage, an dem Knobelsdorff als Kapitelssekretär vereidigt wird. Acta Capit. Frauenburg f. 17. f.

³⁾ Friedländer S. 75.

⁴⁾ Bauch, Anfänge S. 70.

⁵⁾ C. R. III, 968 Melanchthon an Marsilius. Leipzig 19. Febr. 1540.

Germaniae redete,¹⁾ um seine Absicht in die That umzusetzen. Die Bedenken, die infolge der streng antilutherischen Haltung seines bischöflichen Landesherrn und des polnischen Königs seinem Besuche der Deukorea entgegenstanden,²⁾ schienen durch den Tod des Bischofs Ferber, der am 1. Juli 1537 seinem langen Siechtum erlegen war,³⁾ herabgemindert zu sein; denn mit seinem Nachfolger Johannes Dantiskus kam eine Persönlichkeit auf den Heilsberger Bischofsstuhl, von der Eustachius eine mildere, nachsichtige Beurteilung seines kühnen Unterfangens erwarten zu dürfen glaubte. Mochte ihm doch nicht unbekannt sein, daß seit Sommer 1535 ein Nefte des Dantiskus, Johann Lemann aus Danzig, in Wittenberg studierte,⁴⁾ wie er denn auch gehört hatte, daß der Bischof trotz seines kräftigen Einschreitens gegen die religiösen Neuerer in seiner Diözese Kulm im Verkehr mit lutherischen Humanisten unverkennbare Toleranz übte; so hatte Dantiskus i. J. 1523 nicht einen Besuch der Wittenberger Reformatoren gescheut und trotz

1) J. O. Boemann, (Notitia Universitatis Francof. ad Viad. 1606 H 3) berichtet: d. Joh. Knobloch . . . ist aus rath d. Willichii gen Wittenberg gezogen.

2) E. Zivier, Neuere Geschichte Polens. Gotha 1915. I, 310 f. 462 ff. Hipler, Spic. Cop. 321 ff.

3) Eichhorn, E. Z. I, 322 f.

4) Foerstemann, Album academiae Vitebergensis Lipiae 1841 I. 117. Der 1520 in Danzig als Sohn einer Schwester des Joh. Dantiskus geborene Johann Lemann (Lehemannus) hatte im Frühjahr 1535 die Wittenberger Universität bezogen (Frestag, S. 34) und dort besonders den Privatunterricht des mit seinem Oheim befreundeten, irenisch gesinnten Professor Veit Amerbach genossen, der ihm am 7. Oktober 1535 das günstigste Zeugnis über Fleiß, Fähigkeiten und Betragen ausstellt. Hipler, E. Z. IX, 548. Eichhorn u. Hipler setzen das Schreiben Amerbachs ohne Jahreszahl ins Jahr 1538, übersehen aber, daß der Brief an den Antistos Colmensis gerichtet ist. Dantiskus wurde aber schon am 2. Sept. 1537 zum erml. Bischof postuliert; deshalb kann das Schreiben nicht ins Jahr 1538 gehören, und damit entfallen Eichhorns Folgerungen. Vielmehr ist der Brief wohl ins Jahr 1535 zu setzen: Lemann hat ein Semester bei Amerbach Privatunterricht genossen; er hat sich offenbar gleich nach seiner Immatrikulation an den seinem Onkel befreundeten Professor gewandt, sich als Nefen des Dantiskus vorgestellt und ihn zu seinem Privatlehrer erwähnt; nach Ablauf des Semesters bittet er ihn um ein Zeugnis für seinen Oheim. Amerbach stellt es aus, soweit er von der kurzen Zeit (in hoc tam brevi tempore) den Scholaren zu beurteilen vermag. — Auch Melancthon war Lemann als Schüler nähergetreten, und dieser hatte öfters aufs ehrendste von seinem bischöflichen Oheim gesprochen. Hipler, E. Z. IX, 546 f. — Am 7. August 1538 hält sich Lemann in Danzig auf, wohin ihn seine Eltern heimberufen haben, um sich über seine bisherigen Studienfolge und seine weiteren Pläne zu unterrichten. Er befragt nun seinen inzwischen nach dem Er m-

seiner grundsätzlich antilutherischen Einstellung¹⁾ für den gelehrten Melanchthon seither freundliche Gefühle der Hochschätzung bewahrt.²⁾

So über die äußere Tragweite seines Schrittes beruhigt, machte sich Knobelsdorff im Frühjahr 1538 auf den Weg zur Elbuniversität. Am 1. Mai 1538 war Melanchthon zum zweitenmal zum Rektor der Leukorea erwählt worden, und Eustachius ist einer der 251 Studenten, die von ihm während des Sommer-Semesters immatrikuliert und auf die Universitätsgesetze verpflichtet wurden.³⁾ Unter ihnen finden wir 6 Danziger Patriziersöhne: Heinrich von Suchten, Peter Behm, Andreas Furwerk, Jakob und Eckard von Kempen und Matthias Zimmermann,⁴⁾ von denen Eckard von Kempen, nachdem er i. J. 1546 die Löwener Hochschule besucht, seit 1550 als ermländischer Domherr und Domdechant in die engsten amtlichen Beziehungen zu Knobelsdorff trat; freilich waren diese wenig erfreulicher Art⁵⁾. Außer diesen Preußen hielten sich während Knobelsdorffs Zugehörigkeit zur Leukorea noch eine Reihe anderer Landsleute hier auf, von denen nur einige erwähnt seien.

land transferierten Onkel um Rat; er möchte gern seine artistischen Studien in Wittenberg fortsetzen, während seine Eltern wünschen, daß er sich nunmehr einer bestimmten Fakultät zuwende. Ueber seine Stellung zum Luthertum gibt er dem bischöflichen Oheim folgende beruhigende Erklärung ab: „Ich hasse und fliehe die Häresie von Herzen und werde der frommen Kirche folgen, so lange ich lebe, in der Ueberzeugung, daß der als Heide und öffentlicher Sünder zu betrachten sei, der ihr nicht folgt.“ Was Dantiskus darauf geantwortet hat und ob sein Neffe nach Wittenberg zurückgekehrt ist, ist uns nicht bekannt. — Semann wurde 1545 bei Dantiskus Sekretär, wirkte unter den Bischöfen Giese und Hofius als Kanzler und Defonom. Spätestens seit 1555 Domherr, wurde er 1571 nach Knobelsdorffs Tode Domkustos in Frauenburg, wo er am 15. August 1582 starb. Eichhorn, *E. Z.* III, 544 f.

¹⁾ Vergl. seine briefliche Neußerung an König Sigismund von Polen dat. Madrid 18. Dez. 1524: „Gott gebe, daß diese lutherische Pest, welche alle Stände ergreift, wieder vertrieben werden (slidi fann“. *Acta Tomiciana* VII, p. 138.

²⁾ Sipler, *Dantisk. Gedichte*, S. XXXVI f., derselbe, *Nik. Kopernikus und Mart. Luther*, *E. Z.* IV, 527 ff., 531 f., *Prome*, I, 2. T., S. 161 ff., 333 ff.

³⁾ Foerstemann, S. 134, *Der Eid der akademischen Bürger* ebda. S. 373.

⁴⁾ Ueber die Lebensschicksale dieser Studenten gibt H. Freitag in seiner Schrift „Die Preußen auf der Universität Wittenberg“ (Leipzig 1903) S. 36 f. weiteren Aufschluß.

⁵⁾ Eichhorn, *E. Z.* III, 361 f. *Acta capit.* S. 66 ff: In der Sitzung des Domkapitels vom 25. Mai 1564 greift der Dechant Eckard v. Kempen den Domkustos Gust. v. Knobelsdorff an, weil er über die Einnahmen seines Allods nicht Buch geführt und es überhaupt heruntergewirtschaftet habe; daher dürfe er zur Bewerbung um ein besseres eben vakant gewordenes Allod nicht zugelassen werden.

So studierten seit Herbst 1536 die preußischen Adligen Christoph von Kunheim, Georg Benediger und Georg von Trohseß (Truchseß) in Wittenberg, die Herzog Albrecht als Pensionäre an Melancthon empfahl und die von diesem in sein Haus aufgenommen wurden.¹⁾ Der gleichen Fürsprache erfreute sich auch der im selben Semester eingeschriebene Christoph von Zcemen (Zehmen), der Sohn des Marienburger Voivoden Achatius, der schon seit dem Herbst 1535 in Leipzig studierte und als Reise- und Studiengenosse Eustachius in Löwen und Paris besonders nahegetreten zu sein scheint.²⁾ Ebenso knüpfte Knobelsdorf wohl schon an der Leukorea freundschaftliche Beziehungen zu dem im Herbst 1538 immatrikulierten Johann Lubodzich (Lubodziecki) an, der aus preußischem Rittergeschlecht stammte und später i. J. 1547 als ermländischer Domherr sein Amtsbruder wurde, bis er 1551 zum Bischof von Kulm erhoben wurde.³⁾ Lukas Schlachtmann aus Danzig, der im Frühjahr 1539 eintraf, war schon seit Herbst 1536 in Frankfurt Kommilitone des Eustachius gewesen.⁴⁾ Aus dem

¹⁾ Tschadert, a. a. O. II, 350, Nr. 1066. Freitag, S. 35. Albrecht schreibt an Luther (d. 28. Juni 1534) von sich, er sei zwar „selbst nicht gelehrt, habe aber gelehrte Leute doch allewege gern bei sich gewußt und wissen wollen.“ Tschadert II, 303, Nr. 927. Melancthon äußert sich am 26. Juli 1550 über die preußischen Studenten in einem Briefe an Herzog Albrecht in folgender anerkennenden Weise: diligo Prussicam nationem propter multa excellentia ingenia et ornata eruditione insigni, quae ut spero etiam posteris conservabunt honestas artes vitae utiles. C. R. VII, p. 636.

²⁾ Freitag, S. 36. Fischer, Achatius v. Zehmen, Btschr. d. westpr. Gesch.-Vereins XXXVI, 6 f. Tschadert, Nr. 1018. Knobelsdorff schreibt am 2. März 1542 aus Paris an Bischof Dantiskus, Herr Christoph von Zcemen, sein vertrauter Reisesumpan, solle nicht ohne Brief von ihm von hier nach der Heimat abreisen. Bibl. Czartor. Ms. 1599, f. 117.

³⁾ Freitag, S. 37. Bischof Stanislaus Hosius, der die Nomination des Joh. Lubodziecki zum Bischof von Kulm betrieben hatte, um die Preußen wegen seiner Translation nach Ermland zu beruhigen, sah sich später wiederholt genötigt, seinem lässigen Kulmer Amtsbruder, dessen Bestätigung in Rom wegen der Anschuldigung häretischer Neigungen zunächst auf Widerstand gestoßen war, zu energischem Vorgehen gegen die religiösen Neuerungen in seiner Diözese anzueifern. Eichhorn, Der erml. Bisch. u. Kard. Stanisł. Hosius. Mainz 1854, I, 183 ff., Stanisłai Hosii epistolae ed. Hipler-Zakrzewski. Cracoviae II (1886), p. 152, 1082 f. Hosius vertraut viel auf den Einfluß, den sein Domkustos Knobelsdorff auf den Kulmer Bischof, — vielleicht seit ihrer Wittenberger Studienzeit her — auszuüben vermag. Brief des Hos. an Kn. aus Heilsberg vom 11. Sept. 1554, a. a. O. nr. 1272 Anm.

⁴⁾ Freitag, S. 38.

Ermland stammte Johannes Haußtill aus Allenstein, der schon seit Herbst 1530 in Leipzig studiert hatte.¹⁾

So finden wir in jenen Jahren eine stattliche Reihe preussischer Studenten in Wittenberg,²⁾ nicht allein aus dem Herzogtum, sondern auch aus dem königlichen und bischöflichen Anteil, obwohl hier der polnische König und der ermländische Bischof wiederholt reformationsfeindliche Maßnahmen getroffen hatten.³⁾ Ein förmliches Verbot des Besuchs der lutherischen Hochschulen war freilich noch nicht ergangen.

Für sein Wittenberger Studium steckte sich Knobelsdorff das Ziel, seine humanistische Bildung zu erweitern und zugleich die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft zu erlernen. Melanchthons väterliche Sorge und reges Interesse für seine Studenten, die ihn ebenso zur schriftlichen Ausarbeitung besonderer Studienordnungen wie zur Beratung unschlüssiger Hörer drängte, mag auch Knobelsdorffs Studienplan maßgebend beeinflusst haben; denn dieser scheint sich im wesentlichen mit den Vorschlägen Melanchthons v. J. 1540 für einen jungen Juristen zu decken.⁴⁾ Der Nutzen, die Verwendbarkeit fürs Leben erscheint dem gefeierten Lehrer als Endzweck der Studien. In erster Linie soll sein Schützling durch Besuch von Predigt und theologischer Vorlesung einen kurzen Inbegriff der christlichen Religionslehre zu gewinnen suchen. Aus den nicht minder wichtigen litterae humaniores möge er Kollegen über Cicero de officiis, über Rhetorik und Dialektik, Ethik und Politik hören und das Studium der Mathematik und der Institutionen Justinians pflegen. Wenn nun Melanchthon selbst von unserm Eustachius zu berichten scheint, daß er sich mit dem Studium der griechischen und lateinischen Klassiker, mit Geschichte und Ethik beschäftigt,⁵⁾ und wenn wir von Eustachius im April 1540 erfahren, er habe zwei Jahre lang die vier Bücher der Institutionen studiert,⁶⁾ so sehen wir, wie eng sich Melanchthons Rat und Knobelsdorffs Studienplan miteinander berühren.

Fragen wir nach den Lehrern des Eustachius, so wird auch wohl Luthers Name nicht fehlen dürfen. Zwar war Knobelsdorff

¹⁾ a. a. D. S. 36, vgl. über Hauenschild Kolberg G. B. XIX, 820.

²⁾ In den Jahren 1530—1540 einschl. sind nicht weniger als 54 Preußen in Wittenberg immatrikuliert. a. a. D. S. 33 ff.

³⁾ S. oben S. 90.

⁴⁾ Hartfelder, S. 468 f.

⁵⁾ C. B. III, 905 ff.

⁶⁾ Knobelsdorff an Dantiskus, Wittenberg 19. April 1540. a. a. D.

nicht zum theologischen Studium nach Wittenberg gekommen, aber schwerlich wird er der Versuchung widerstanden haben, den vielumstrittenen Reformator selbst zu hören. Gehörte er doch in jenen Jahren innerlich wohl fast rückhaltlos zur neuen Lehre, und überdies bezeugt sein Zeichenredner Magister Hildebrand ausdrücklich seinen häufigen Umgang mit den „Häresiarchen“.¹) Luther, von schwerer Krankheit eben genesen, als unbestrittener Führer der Reformation in die vielseitigsten politischen Geschäfte und kirchlichen Fragen verstrickt, ließ sich gleichwohl die Pflichten seines akademischen Lehramtes treulich angelegen sein. Seit 1535 ständiger Dekan der theologischen Fakultät, las er über das 1. Buch Moses sein umfassendstes und reichhaltigstes Kolleg.²) Nachdem er in der ersten Hitze des Kampfes gegen die Scholastik das akademische Disputationswesen über Bord geworfen hatte, nahm er es wieder auf und beteiligte sich als Dekan selbst an den Disputationen. Daneben bestieg er öfter in den Kirchen die Kanzel, um über Evangelien und Psalmen, gegen Wucher und Saufen, gegen römische Kirche und Papsttum zu predigen.

Inwieweit Knobelsdorff auch immer zu Luthers Füßen gesessen haben mag, sein humanistischer Bildungsdrang trieb ihn in erster Linie zu Melanchthon, der damals im Anfang der vierziger stand und in seinen berühmten Kolleg 4—500 Zuhörer um sich zu sammeln wußte. Aus den erhaltenen Quellen wissen wir zwar nur, daß der Praeceptor Germaniae im Herbst 1538 Demosthenes *περὶ προσηλας*, im Herbst 1539 den Römerbrief und 1540 Euripides *Ipfigenie in Aulis* interpretierte; aber seine eifrige Dozententätigkeit umfaßte offenbar auch andere Stoffe, wie insbesondere die Ethik, die er in jener Periode öfter als wichtiges Vortragsthema behandelt hat.³) Daneben wußte er seine begabteren Schüler auch zu eigenen poetischen Versuchen anzuregen; beim Dichten lasse sich erst die Bedeutung der Nachahmung erkennen, werde durch Verwendung bildhafter Vergleiche und der rechten Ausdrücke der Geist geschärft⁴.) An der Hand der besten griechischen Schriftsteller studiert Eustachius bei ihm Geschichte und Moral-

¹) G. B. XV (1888), 105.

²) W. Friedensburg, Geschichte der Universität Wittenberg. Halle 1917. S. 191 ff.

³) Hartfelder, S. 98 561. Friedensburg, S. 215 f.

⁴) Melanchthons praefatio zu dem Werke des Straßburgers *Jak. Mithylus De re metrica*, datiert v. 11. August 1539. C. R. III, 756 ff.

philosophie, und Melanchthon stellt ihm das günstigste Zeugnis aus; er brenne vor Verneifer, zeichne sich durch ungewöhnliche Klugheit und Glaubenstreue (*fides eximia*) aus und mache in seinen Disziplinen befriedigende Fortschritte. Auch seine Gewandtheit im lateinischen Ausdruck rühmt er, wie er sich denn auch bei der Beschäftigung mit den lateinischen und griechischen Klassikern über die trübe Zeit hinwegzuhelfen suche. In allem, Eustachius berechtige zu den schönsten Hoffnungen.¹⁾

Vielleicht setzte Knobelsdorff seine Lateinstudien auch bei dem alten Poesieprofessor Balthasar Bach oder eher noch bei seinem späteren Nachfolger, dem jungen feingebildeten Magister Johann Marcellus fort, der in seinen Vorlesungen Ovids Dichtungen behandelte und selbst die Sprache der lateinischen Poeten wohl zu handhaben wußte.²⁾ Wenn nun Eustachius seine ersten größeren dichterischen Versuche in Wittenberg anstellt, an Ovids Vorbild geschult, wenn er überhaupt später als Ovidianer besonders gerühmt wird, so liegt die Vermutung nahe, daß Marcellus bei diesen poetischen Arbeiten Hülfe gestanden ist, sie gefördert und überprüft hat.

Vielleicht hörte Knobelsdorff auch die Vorlesungen des Physik-Professors Veit Amerbach,³⁾ der in freundschaftlichen Beziehungen zu seinem Landesbischof Dantiskus stand und kurz vorher als

1) C. R. III, 905 ff. Die beiden engverwandten Briefkonzepte Melanchthons Nr. 1908 und 1909 sprechen von einem Eustachius, ohne dessen Familiennamen zu erwähnen. Schon der Herausgeber des Corp. Ref. Bretschneider hat dem Namen die Anmerkung hinzugefügt: videtur esse Eust. a Knobelsdorf Regiomontanus (!) Daß Eust. v. Kn. Melanchthon nahestand, beweist dessen Brief vom 19. Febr. 1540 aus Leipzig (a. a. O. Nr. 1933), worin Eustachius mit vollem Namen erwähnt wird. Auch auf das Zeugnis des Leichenredners Hildebrand sei verwiesen. Der Eustachius der Empfehlungsbriefe ist aber ebenfalls ein vertrauter Schüler Melanchthons, da er öfter mit ihm über die trüben Zeiten klagt, ihm seine Zukunftspläne enthüllt und ihn um seine Fürbitte angeht. Weiter rühmt Melanchthon an seinem Schüler den Eifer für die Wissenschaften, eine ungewöhnliche Klugheit und eine besondere Gewandtheit im latein. Ausdruck; der ehrbare Jüngling verspreche für die Zukunft nur Günstiges. Alle diese Angaben passen trefflich auf den jung. Knobelsdorff. Namentlich die weitere Bemerkung, daß Eust. sich gegebenenfalls dem von den Türken bedrohten Vaterlande bewaffnet zur Verfügung stellen wolle, deckt sich völlig mit Knobelsdorffs Gesinnung, aus der heraus er i. J. 1539 in seiner Elegie vom Türkenkrieg ausdrücklich erklärt, er wolle nicht nur in Schriften, sondern auch mit den Waffen gegen den Feind der Christenheit eintreten. Eine gewisse Schwierigkeit bereitet das Datum des Briefkonzepts Nr. 1908: Cal. Jan. ohne Jahr. Am 1. Januar 1540 kann das

Privatlehrer sich des Bischofsnepoten Lemann angenommen hatte.¹⁾ Ein ernstringender, konfessionell irenisch gerichteter Gelehrter, der Bischof Dantiskus beschwor, er möge zur Ueberbrückung der kirchlichen Zerklüftung seine ganze Autorität und Würde, alle seine Kräfte und geistigen Fähigkeiten dafür einsetzen, daß die vielen Mißbräuche, die sich zweifellos durch die Nachlässigkeit und Unerfahrenheit ihrer Führer in die Kirchen eingeschlichen hätten, behoben und dadurch künftiges Blutvergießen und Kriege vermieden würden.²⁾ Seine religiöse Haltung namentlich in der grundlegenden Rechtfertigungslehre schied ihn allmählich immer mehr von den Reformatoren, bis er später zur katholischen Auffassung zurückkehrte und als Eßs Nachfolger in Ingolstadt starb.³⁾

Auch das Studium der Mathematik empfiehlt Melanchthon jenem jungen Juristen. Sollte nicht Knobelsdorff an der Leukorea seine Kenntnisse in dieser Wissenschaft ebenfalls erweitert haben? Dieses Fach wurde hier durch zwei ausgezeichnete Professoren vertreten, den Thüringer Erasmus Reinhold,⁴⁾ der die höhere Mathematik lehrte, und den 1514 im vorarlbergischen Feldkirch geborenen Georg Joachim von Sauchen, der die niedere Mathematik, d. h. die Arithmetik behandeln sollte, tatsächlich aber vorzugsweise die Astronomie mit wissenschaftlichem Ernst,

Schreiben deshalb nicht verfaßt sein, weil damals Knobelsdorff auf der Flucht vor der Pest von Wittenberg abwesend war und überdies bereits als Schützling des Dantiskus keiner dringlichen Fürsprache des Lehrers mehr bedurfte. Am 1. Januar 1539 wird der Brief ebenso wenig geschrieben sein, weil Melanchthon an diesem Tage zu Verhandlungen in Leipzig weilte. (C. R. III, p. XIV.) Das Schreiben dürfte in die letzten Tage des Jahres 1538 zu setzen sein, so daß also die von den Kalenden abzuziehenden Tage durch ein Versehen in Wegfall gekommen wären. In jene Zeit paßt die Schilderung der trüben politischen Lage, die durch den Verlust der Moldau an die Türken für Ungarn und auch für Polen und Deutschland bedrohlich geworden war und den Gedanken des gemeinsamen Verteidigungskampfes wieder nahezückte. Vgl. Melanchthons Brief vom 1. November 1538. C. R. III, p. 602.

¹⁾ Friedensburg, S. 222 f. Marcellus, 1510 in dem fränkischen Königsberg geboren, Schüler des bekannten Gobanus Hessus in Erfurt, wurde am 1. Januar 1537 von dem Dekan Melanchthon als Magister in das Gremium der philosophischen Fakultät aufgenommen.

²⁾ a. a. D. S. 225 f.

³⁾ Sipler, G. B. IX, 547 f. S. oben S. 90 Anm.

⁴⁾ a. a. D. S. 549.

⁵⁾ Friedensburg, S. 226.

⁶⁾ a. a. D. S. 232 ff.

fern von den astrologischen Träumereien seiner Zeit, vortrug.¹⁾ Georg Joachim Rheticus — unter diesem Namen ist er in der Gelehrtenwelt unsterblich geworden — begab sich im Frühjahr 1539, wie er beabsichtigte, auf einige Wochen, tatsächlich auf mehr als zwei Jahre, nach Preußen, um Kopernikus und seine revolutionäre Lehre kennen zu lernen und sofort sein begeistertster Apostel zu werden. Das Gerücht von den wunderbaren Hypothesen des Frauenburger Domherrn hatte ihn zu seiner Reise bestimmt. Nun war damals Knobelsdorff vermutlich der einzige in Wittenberg, der Kopernikus persönlich kannte, der auch über diesen greisen Forscher und seine kühnen astronomischen Ideen am besten Bescheid wissen mochte. Liegt die Annahme nicht nahe, daß die beiden fast gleichaltrigen Humanisten — etwa durch das astronomische Kolleg — miteinander bekannt geworden sind, und daß Knobelsdorff durch seine Erzählungen die Wißbegierde des für die Sternkunde leidenschaftlich interessierten Rheticus aufs höchste steigerte? Und überdies konnte er dem zur Reise entschlossenen jungen Gelehrten manchen wertvollen Wink und erwünschten Aufschluß für seinen ermländischen Aufenthalt erteilen. Die Bedeutung aber der Frauenburger Reise des Rheticus gipfelte nach seinen eigenen späteren Worten darin, daß ohne sie das epochemachende Werk des großen Astronomen überhaupt nicht das Licht der Öffentlichkeit erblickt hätte.²⁾

Zur Einführung in das römische Recht ließ sich unser Knobelsdorff von einem Privatlehrer die vier Bücher der Institutionen erklären und hatte für diesen Kursus, den er zwei Jahre fortsetzte, 8 Joachimstaler zu bezahlen; ob er dabei der Schüler des Nürn-

¹⁾ a. a. D. S. 228 ff. Prome, I, 2. T. S. 387 ff. Im August 1538 schreibt Melanchthon ein Vorwort zu dem Büchlein des Rheticus *Computus Ecclesiasticus*, worin er die studierenden Jünglinge für die Astronomie zu begeistern sucht. O. R. III, 573 ff. Birkenmajer, Mikołaj Kopernik. Krakowie 1900 p. 583.

²⁾ Prome, a. a. D. S. 388 Anmerk. Rheticus legte nach seiner Rückkehr aus Preußen seine Professur in Wittenberg i. J. 1542 nieder, um nach Leipzig überzusiedeln. Friedensburg, S. 229. Offenbar bewog ihn dazu die entschiedene Gegnerschaft Luthers und Melanchthons gegen die von ihm verfochtene kopernikanische Lehre, die Luther spöttisch *a limine* ablehnte (Luthers Tischreden, Halle 1743 ed. Waldh. S. 2260) und auch von Melanchthon als schädliches, eitles Gedankenpiel verworfen wurde. (O. R. XIII, p. 216 f.) Im Herbst 1541 hatte Melanchthon sogar das Einschreiten der weltlichen Macht gegen diese so „absurde Frechheit der Geister“ herbeigewünscht. O. R. IV, 679. Prome, a. a. D. S. 231 ff.

bergerz Konrad Mauser war, dessen Lehrauftrag im besonderen diesen Teil des römischen Rechtes umfaßte,¹⁾ wissen wir nicht.

Vot schon das Universitätsstudium für den empfänglichen Geist des Eustachius eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen, so mußte ihn überdies das reichbewegte Leben und Treiben in der Lutherstadt mit seinen vielseitigen religiösen und politischen Auswirkungen und Leidenschaften aufs unmittelbarste in Anspruch nehmen. Von hier gingen nicht nur ständig begeisterte Apostel der Reformation aus, hier wurden die brennenden kirchlichen Lehr- und Organisationsfragen entschieden, hier liefen auch die Fäden der protestantischen Politik zusammen, welche die Reformatoren häufig zu diplomatischen Reisen zu Fürstenversammlungen und Reichstagen nötigte. Eben wurde hier i. J. 1539 der Uebertritt der neuen regierenden Fürsten im Herzogtum Sachsen und in der Kurmark Brandenburg zum Luthertum als frischer Erfolg gebucht. Daneben gab es freilich auch mannigfache Lehrstreitigkeiten und persönliche Gegensätze im eigenen Lager, die Bürgerschaft und Studenten in hohem Grade erregten. Bald nach Knobelsdorffs Immatrikulation hatte der begabte Student Lemnius in Spott-epigrammen die Häupter der neuen religiösen Bewegung angegriffen und sich ihrem Born durch heimliche Flucht entzogen.²⁾ Im Dezember desselben Jahres wirbelte die scharfe Anklageschrift Luthers gegen Kardinal Albrecht von Magdeburg viel Staub auf, deretwegen sich der unwillige sächsische Kurfürst sogar zum Einschreiten gegen den Autor veranlaßt fühlte.³⁾ Der leidenschaftliche antinomistische Lehrstreit mit dem Wittenberger Prediger Agricola trieb Luther wiederholt auf die Kanzel und in den Disputationsaal; ebenso sah er sich zur Abwehr der Sabbatarier-Sekte in Wort und Schrift gezwungen.⁴⁾ Auch kirchenrechtliche Gegensätze zu dem konservativer gerichteten Kanonisten Schurf verstimzten damals den alternden Reformator,⁵⁾ wie auch zwischen ihm und Melancthon eine gewisse, in ihren verschieden gearteten Temperamenten begründete Spannung mehr und mehr zum Ausdruck kam.⁶⁾ Ebenso erfahren wir von Reibungen zwischen dem Physiker Amerbach

1) Friedensburg, S. 205 f.

2) Kößlin, S. 430 f. S. Grisar, Luther. Freiburg i. B. 1912 III, 764 ff.

3) Kößlin, S. 431 f.

4) a. a. D. S. 464 ff., 440 ff. Grisar III, 11 ff.

5) Kößlin, S. 476 ff. Grisar, III, 828 f.

6) Kößlin, S. 461 ff. Grisar, III, 215 ff.

und Melanchthon,¹⁾ und pessimistische Anwandlungen des Lebensüberdrußes und der Hoffnungslosigkeit überkamen des öftern die scheinbar von den erfreulichsten Erfolgen beglückten Reformatoren.²⁾

Eustachius' Interesse war zweifellos vorwiegend humanistisch, wissenschaftlich-literarisch orientiert; aber die religiöse Hochspannung in der Lutherstadt mußte sich auf seinen aufnahmefähigen Geist verpflanzen. Sein Leichenredner rühmt an ihm das wunderbare Gnadengeschenk Gottes, daß er in Wittenberg und Leipzig, wo so viele Tausende von Seelen das Gift der Häresie eingesogen hätten, selbst trotz des häufigen Umganges mit den Häresiarchen seinem katholischen Glauben unerschütterlich treu geblieben sei, ja sogar nach Vermögen seiner Jugend sich als eifrigen Verfechter des alten Glaubens erwiesen habe.³⁾ Diese Darstellung widerspricht jedoch den Tatsachen; denn abgesehen von der Erwägung, daß Knobelsdorff als grundsätzlicher Gegner der Reformation schwerlich solange an der Leukorea verweilt hätte, bis er durch ein polnisch-ermländisches Gesetz unfreiwillig abberufen wurde, so liegen auch mehrere direkte Beweise vor, daß er in seinen Studienjahren ein Freund und Anhänger der lutherischen Lehre war. So hören wir, daß Eustachius den ihm befreundeten lutherischen Pfarrer Marsilius in Rottbus besucht und dessen Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Wirken Melanchthon gegenüber so sehr rühmt, daß dieser eine herzliche Zuneigung zu jenem Pfarrer faßt.⁴⁾ So geben namentlich Knobelsdorffs Pariser Briefe an seinen niederländischen Freund Cassander, auf die wir später noch zu sprechen kommen, ein deutliches Zeugnis für seine innere religiöse Haltung. Indessen die Zweideutigkeit und Unentschiedenheit jener Uebergangszeit, die vielfach noch nicht die Kluft zwischen Wittenberg und Rom in ihrer unüberbrückbaren Tiefe überschaute, die dogmatisch Wesentliches nicht erkannte, die den konfessionellen Riß durch ein Konzil zu heilen vermeinte, die unentschlossen nach Gelegenheit bald nach Rom, bald nach Wittenberg hinneigte, spiegelt sich auch in Knobelsdorffs Charakter ab. Er wagt es, selbst Melanchthon in entschieden kaiserlichem, katholischem Sinne zu opponieren, als dieser für das Recht der Selbstverteidigung der protestantischen Fürsten

¹⁾ Friedensburg, S. 226.

²⁾ Köllin, S. 475 f. Grisar III, 187 ff. E. Schmidt, Phil. Melanchthon. Elberfeld 1861. S. 339 f. Mel. Testament v. J. 1540 C. R. III, p. 825 ff.

³⁾ E. B. XV, 105 f.

⁴⁾ C. R. III, p. 968. Nr. 1933.

gegen den Kaiser eintritt;¹⁾ er versichert seinem Bischof Dantiskus, mit Schrift und Waffen für den makellosen Glauben einstehen zu wollen,²⁾ er will nach Löwen, das nicht von dem Wirbel verschiedener Sekten heimgesucht sei;³⁾ aber andererseits scheut er sich nicht, seinen vertrauten Freund Cassander zum Kampf gegen die päpstliche Kirche, die er ganz in Luthers Sinne das alte Babel nennt, zu beglückwünschen.⁴⁾ Erst in seiner späteren Frauenburger amtlichen Stellung ist er zu jener geschlossenen katholischen Persönlichkeit herangereift, die selbst dogmatische Streitfragen gegenüber häretischen Auffassungen vom katholischen Standpunkte aus wirksam verteidigt.⁵⁾

Während Eustachius sich seinen Studien widmet, tritt er zu seinem neuen ermländischen Landesherren in ein näheres Verhältnis. Dantiskus hatte im Juli 1538 die Translations-Bulle von Rom erhalten und gleich darauf die Huldigungsreise durch sein Bistum unternommen.⁶⁾ Bald nachdem Eustachius von seinen Angehörigen davon erfuhr, fühlte auch er sich gedrungen, dem neuen Gebieter seine Huldigung darzubringen. Dabei leitete ihn natürlich die Absicht, die Gunst des Bischofs und damit die finanzielle Unterstützung seiner Studien zu gewinnen. Dem gekrönten Dichter und echten Humanisten konnte nichts willkommener sein als eine poetische Gabe. So begrüßt denn der junge Musensohn seinen neuen Landesfürsten in schwungvollen Distichen, in denen er seine hohen Verdienste und Vorzüge feiert und ihn zu seiner Beförderung beglückwünscht, um ihm schließlich seine Eltern und seine Studien gelegentlichst zu empfehlen.⁷⁾

1) C. R. III, p. 968.

2) Eust. a Knobelstorff, De bello Turcico elegia. Vitebergae 1539 p. 4. Solche Ausdrücke wie makelloser Glauben, höchste Glaubensstreue u. a. waren natürlich an sich vieldeutig und konnten von jeder kirchlichen Partei in Anspruch genommen werden. Wenn Kn. aber seinem katholischen Bischof gegenüber für den makellosen Glauben einzutreten verspricht, mußte dieser doch darunter das alte katholische Bekenntnis verstehen.

3) Knobelstorff an Dantiskus, Wittenberg 19. April 1540.

4) Sylloges epistolarum a viris illustribus scriptorum tomi quinque. ed. Petrus Burmann. Leidae 1727 p. 300, ep. 68.

5) Hipler, C. B. XV, 102 f.

6) Eichhorn, C. B. I, 337.

7) Dieses Gedicht ist nicht erhalten; wir kennen seinen Inhalt lediglich aus dem Carmen paraeneticum des Dantiskus, seiner poetischen Antwort. (Hipler, Dantiskus Gedichte S. 2 f., 6 f., 74 f.) Hipler meint im C. B. XV, 101, daß das Carmen paraeneticum die poetische Entgegnung auf Knobelstorffs Türken-

Wenn Eustachius mit seinem Glückwunsch-Gedicht recht bald einen klingenden Dank seines Bischofs zu ernten gehofft hatte, so sah er sich anscheinend fürs erste in dieser Erwartung getäuscht. Dantiskus mochte, so sehr er sich über die poetische Epistel freute, in seinem neuen Amt von sovielen Geschäften in Anspruch genommen und zu so mancherlei beträchtlichen Ausgaben genötigt sein, daß er zunächst noch nicht zur Erfüllung jener Bitte kam. Unterdessen geriet aber der junge Knobelsdorff in Wittenberg in um so drückendere Geldsorgen, als die Unterstützung der Eltern und heimischer Gönner allmählich immer mehr zu versiegen begann. In seiner Not wandte er sich an seinen Lehrer Melanchthon; er möge durch seine vielvermögende Fürsprache für ihn werben. Gern willfahrte der hilfsbereite Professor dem Wunsche seines vielversprechenden Schülers und verfaßte zwei einander sehr ähnliche warme Empfehlungsschreiben für ihn, deren Entwürfe noch vorliegen.¹⁾ Aber die Adressaten jener Briefe sind uns nicht überliefert. Der Editor Bretschneider bezeichnet als Empfänger vornehme Polen, ohne näheres über sie sagen zu können. Man darf dem noch hinzufügen, daß das eine Schreiben an einen weltlichen, das andere an einen geistlichen Würdenträger gerichtet zu sein scheint, und daß der letztere Knobelsdorff bereits persönlich gekannt haben muß.²⁾

Der Brief an den weltlichen Machthaber gebraucht die Anrede: *magnifice et illustr. domine*, wie sie Melanchthon ähnlich in seinen Schreiben an Universitätsrektoren verwendet.³⁾ Es heißt darin: „Wenn auch unsere hochherzigen Männer (*viros magnanimos*) zur Zeit von Schmerz über das Unglück des benachbarten Pannoniens⁴⁾ und von Sorge wegen der Verteidigung des Vaterlandes erfüllt sind, so möchte ich doch nicht glauben, daß sie darüber die bürgerlichen Künste ganz vergäßen. Denn wenn wir

elegie gewesen sei; indessen nimmt das erwähnte Gedicht des Bischofs nur auf ein Gratulationsgedicht Bezug. Im folgenden wird gezeigt werden, wie die Türkenelegie wieder durch das *Carmen paraeneticum* angeregt ist.

1) C. R. III, 905 ff.

2) Während das eine Schreiben von der bedrohlichen politischen Lage und der Verteidigung des Vaterlandes ausgeht, betont das andere die aus der christlichen Theologie geschöpfte Zuversicht, daß die Kirche nicht untergehen werde.

3) a. a. D. p. 1066 f., 1072 f.

4) Vgl. hierzu Melanchthons Brief vom 1. Nov. 1538: *Haec scribens accepi literas ex Pannonia a Matthia missas. Continent querelam de Getica amissa.* a. a. D. p. 602.

hauptsächlich deshalb Kriege führen müssen, daß die wahre Bildung und Wissenschaft, Zucht und Religion erhalten bleiben, so dürfen wir auch nicht unsererseits aus Schmerz oder Furcht diese göttlichen Dinge vernachlässigen. Da mich nun Eustachius bat, dir seine Studien zu empfehlen, so glaubte ich trotz meines Kummers über die Trübsal der Zeit, du würdest eine solche Seelengröße besitzen, daß du trotz des Schreckens vor den Feinden die gelehrten Studien nicht vernachlässigt sehen wolltest. Eustachius ist aber so mutig, daß er auf das Signal der Führer gern dem Vaterland bewaffnet zu Hilfe eilen würde; und oft beklagt er mit mir das Unglück der Gegenwart. Noch hat es nämlich unserm Staate nicht an Streitern gefehlt, aber an Führern. Da aber einstweilen nichts geschieht, was kann er Besseres tun, als sich durch Lektüre der griechischen und lateinischen Schriftsteller für alle Fälle vorzubereiten und sich weiterzubilden, um später einmal um so nützlicher wirken zu können? Er handelt also, wie du zugeben wirst, durchaus vernünftig, aber er braucht Gönner und Unterstützung. Deshalb glaubt er zu dir seine Zuflucht nehmen zu müssen, von dem er weiß, daß du ernst über die Talente urteilst und mit besonderem Eifer und Wohlwollen die hoffnungsvollen Talente förderst. Ich bemerke zudem, daß Eustachius mit ungewöhnlicher Klugheit und Glaubenstreue begabt ist. Und besonders im Lateinischen ist er gewandt. Jetzt aber beschäftigt er sich mit den besten griechischen Autoren zum Studium der Geschichte und Moralphilosophie. Deshalb bitte ich dich wiederholt: nimm dich seiner an und hilf ihm. Denn ich hoffe, daß er dir (*tnae Magnificentiae*) und dem Vaterlande nicht nur im bürgerlichen Kleide, sondern auch in Waffen nützlich sein wird. Lebe wohl!¹⁾

Ganz ähnlich lautet der zweite Empfehlungsbrief an den geistlichen Würdenträger. Ausgehend von derselben Türkennot hofft Melanchthon gleichwohl, daß „die gelehrten Männer, und zumal die, welche aus der Himmelwissenschaft gelernt haben, daß die Kirche nicht untergehen werde, ihre Sorge um den Schutz der bürgerlichen Künste nicht aufgeben werden.“ Deshalb verwendet er sich ungefähr in denselben Ausdrücken wie in dem vorigen Schreiben für Eustachius, dem es für sein weiteres Studium an Mitteln fehlt. „Daher wollte er dir wegen des Wohlwollens, das du ihm erwiesen hast, empfohlen werden; und da dieses auf deinem

¹⁾ a. a. D. S. 906 f.

persönlichen Urtheil begründet ist, glaubte ich, daß ich um so leichter deine Hilfe erbitten könnte. Denn du wirst zugeben, daß einem begabten, durch Klugheit und Glaubenstreue ausgezeichneten Menschen ein solcher Liebesdienst gebührt. Unterstütze also diesen braven Menschen, der vor Verneifer brennt; denn er wird dem Vaterlande sowohl in der Loga wie in Waffen nützlich sein. Du siehst, wie der benachbarte Feind Sarmatien und Deutschland keine Muße gönnt; aber wie schlimme Kriege uns auch bevorstehen, wir werden schließlich doch nicht vergeblich kämpfen. Nicht werden nämlich die Türken die fünfte Monarchie aufrichten. Lebe wohl und glücklich! ¹⁾

Es war um die Wende des Jahres 1538, als Melanchthon diese Wittbriefe für seinen Schüler Knobelshorff nach Preußen oder Polen geschickt haben mag. Sie werden nicht wirkungslos bei ihren Empfängern verhallt sein, galt doch das Wort des Praeceptor Germaniae selbst bei seinen religiösen Gegnern als besonders beachtenswert.

Inzwischen hatte der ermländische Bischof Dantiskus nicht nur den Entschluß gefaßt, den talentvollen Sohn seines Bürgermeisters in freigebigem Mäzenatentum zu unterstützen, — das erschien ihm als fürstliche Ehrenpflicht und lohnende Ausfaat, — er wollte ihn noch durch eine besondere Auszeichnung erfreuen. Lange hatte seine Reier geschwiegen; nun entschloß er sich, in den kargen Mußestunden des Winters dem jungen Studenten, den er durch dessen poetische Guldigung sogleich lieb gewonnen hatte, in derselben Form zu antworten und ihm auf grund seiner reichen Lebenserfahrung Verhaltensmaßregeln für die Gefahren der Universitätszeit, zumal in dem häretischen Wittenberg, zu erteilen. Zugleich beabsichtigte er offenbar mit seinem Lehrgedicht auf breitere humanistische Kreise zu wirken. Seinem hohen kirchlichen Amte glaubte er es schuldig zu sein, mit dem schonungslosen Freimut

¹⁾ a. a. O. p. 905 f. Gegen meine ursprüngliche Vermutung, daß etwa Bischof Giese von Kulm, der Eustachius von Heilsberg her kannte und ihm wohl schon seine Gunst bewiesen hatte, der Adressat dieses Schreibens sei, spricht der Umstand, daß Melanchthon nicht Gieses Werk *De regno Christi* erwähnt, das ihm erst kurz vorher von dem Autor zur Prüfung übersandt worden war. (Splex, *E. Sitzgesch.* S. 103 ff.) Von den Mäzenaten des Eustachius, die auch zu Melanchthon in Beziehungen standen, sind mir nur die Bischöfe Dantiskus und Giese bekannt. Da sie aber aus mehreren Gründen nicht die Empfänger dieser Briefe sein können, — namentlich wegen der Anredeform — vermag ich andere Adressaten nicht zu eruieren.

eines Augustinus die Verirrungen jener ehrgeizigen, leichtfertigen Diplomatenzeit zu beurteilen und dadurch manches Uergernis zu beseitigen.¹⁾ Auch seine Ansicht über die Lehre und das Werk der Reformatoren glaubte er falschen Ausstreuungen gegenüber in aller Entschiedenheit und Schärfe zum Ausdruck bringen zu sollen, zumal damals vom Kaiser ernsthaft der Plan erwogen wurde, ihn für die Kardinalswürde vorzuschlagen.²⁾

Dantiskus widmet sein paränetisches Gedicht dem edlen Jüngling Konstanz Alliopagus; so übersetzt er den griechischen Rufnamen Eustachius oder vielmehr Eustathius und den deutschen Familiennamen Knobelsdorff ins Lateinische.³⁾ Da dieser also durch eine besondere, 1192 Verse zählende Dichtung seines bischöflichen Landesherren ausgezeichnet wird, ist eine gedrängte Inhaltsangabe des *Carmen paraeneticum* unerlässlich.

Nachdem der Bischof eingangs den frommen Leser um wohlwollende Beurteilung seiner Schrift gebeten hat, dankt er Knobelsdorff für den freundlichen Musengruß, den er ihm jüngst entboten. Aber wie ein Veteran beim Anblick der Schwerter und Waffen der verfloffenen Kriegszeit gedenkt, der bejahrte Schiffer beim Brausen

¹⁾ Hipler, des . . Dantiskus geistl. Gedichte, S. XXXVI ff., 293 f. Derselbe, S. Bitergesch. S. 106. Die Originalausgabe JOANNIS DANTIS-/OI EPISCOPI VARMIE. CAR/MEN PARAENETICVM, JVVE-/NIBVS HVIVS TEMPORIS/NON INV TILE, AD INGE/NVVM ADOLESCEN-/TEM CONSTAN-/TEM ALLIOPAGVM in Cracoviae apud Hieronymum Vietorem Jdibus/Augusti Anno MDXXXIX erschienen. 84 S. 80.

²⁾ Schreiben des Erzbischofs von Lund an Dantiskus. Wien 1539, 6. Febr. Upsal. H 155 n. 1. (Prof. Kolberg.) Eichhorn, S. 3. I, 338. Vgl. dazu die Worte der Beredsamkeit im Triumphus eloquentiae des Guil. Gnapheus. Danzig 1541.

Boq. F 2: Quin dicam vobis, quando haec secreta tacere
 Non possum vestri studio, quos nuper honores
 Huic (sc. Dantisco) tanto haeroi Phoebus destinet ordo
 Conciliumque patrum. Nisi enim cortina sefellit
 Me Phoebi aut male collegi folia ipsa Sybillae,
 Cardineum sane videas hunc fere galerum
 Atque in purpureo non infima habere senatu,
 Ut pr mas tenet in patriae consessibus idem.
 Plaudite quapropter laeti omnes, spargite flores
 Pontifici vestro eives ut honoribus aucto.

Da die Widmungsepistel des Gnapheus an Dantiskus vom 1. Oktober 1540 datiert ist, mußte damals die Aussicht auf die Beförderung des erml. Bischofs zur Kardinalswürde noch bestanden haben. Woran und warum jener Plan scheiterte, ist ungewiß.

³⁾ allium = der Knoblauch und pagus = das Dorf.

der Stürme des Meeres, der ergraute Weidmann angefißt der im Walde ausgespannten Netze seiner früheren Jagden, so wurden bei der Lektüre deiner Verse, würdig des Phöbus, die längst vergessenen Weisen wieder wach in meiner Brust. Stimmen sie auch nicht zu deinem begeisterten Jünglingsfang, der du auf Helikons Höhen die glückliche Freiheit genießt, ohne Joch und Bürde, — heiser ist eben des Alters Gesang, schwere Geschäfte und Sorgen drücken mich nieder, und ganz entwöhnt bin ich der Übung, die mir in der Jugend ein leichtes Spiel war.

Nach dieser *Captatio benevolentiae* lehnt Dantiskus die Lobeserhebung seines jungen Verehrers bescheiden ab: Dein Glückwunsch zu meiner Würde entsprang wahrlich nur deiner Liebe; denn ohne Wert und Verdienst erhob mich großer Sünder Gottes reiche Gnade. In freimütiger Offenheit legt er nun die bunten Schicksale seines bewegten Lebens zum warnenden Beispiel dar. Wie er leider schon in jungen Jahren aus der gelehrten Schule an den prunkenden Hof, den Pestherd der Menschen und die Kloake der Uebel, gezogen worden sei. Der Drang nach weiteren Studien habe ihn dann über die Alpen getrieben, Abenteuerlust ins heilige Land bis über den Jordan hinaus. Aber nachdem ich so die Welt gesehen und ihre Eitelkeit erkannt hatte, beschloß ich, in bescheidener Einsamkeit und im Umgang mit den Mufen in der friedlichen Heimat mein weiteres Leben zu verbringen. Aber mein Los führte mich wieder an die Höfe. Reich an Arbeit und Sorgen war dort mein Dienst; dreimal ward ich nach Spanien und Italien gesandt, dreimal sah ich Gallien, dazu Britannien, die Niederlande und die Rhein- und Donauböcker. Jung kämpfte ich gegen Dazier, Geten und Borsythenen. So durch Berg und Thal, Fluß und Meer ruhelos umhergeworfen, habe ich mir das Lob, das du meiner Wissenschaft und Kunst erteilst, nicht verdienen können. Denn ich habe nicht planmäßig studieren können; es fehlte mir am rechten Unterricht und Lehrer. Was ich weiß, danke ich eigener Arbeit. Hätte ich mich nicht der Ruhmsucht, sondern den edlen Künsten gewidmet, würde jetzt Apollo gnädiger zu meinem Saitenspiel lächeln. In dessen stammen meine Verse auch nicht vom Helikon, sie wollen dir aus reicher Erfahrung manche Lehre erteilen; wie jemand, der durch häufige Krankheiten geprüft ist, anderen Kranken den heilsamsten Rat zu geben vermag.

Treffliche Lebensregeln und weise Mahnungen hören wir nunmehr aus dem Munde des väterlich besorgten Bischofs, und scharf

saufen dazwischen seine Geißelhiebe gegen die Lehren und die Ethik der Glaubensneuerer nieder:

Du, der du jetzt in der Blüte der Jugend prangst, dem vorzeitig Pallas Athene den Geist gereift, bedenke die Kostbarkeit der untwiederbringlichen Zeit. Sei sitzsam und fromm, verlege dich auf die rechten Studien, die dich nicht von der wahren Religion abziehen. Liebe Gott, beleidige ihn nicht und beichte reumütig, wenn du gefehlt. Vertrau nicht dem Glauben allein, wie ein großer Teil der rasenden Menge wähnt; sie führen nur den Glauben und Christi Wort im Munde, bringen aber keine Frucht. Ueber der Freipredigt für den Bauch, wie ihn ruchloser Mönche Gezucht lehrt, werden viele lau, verachten die Schriften der Väter und empfehlen die galligen Bücher der Neuerer. Diese teuflischen Verführer rühmen ihre Schriften als heilige, inspirierte und stellen die Kirche mit ihrer Heiligenschar als in törichtem Irrtum befangen hin, den erst jetzt der hl. Geist durch sie behebe. Aber aus ihrem Leben spricht ein anderer Geist, nicht der himmlische, sondern der höllische, der von Lastern strotzt, der Sekten, Streit, Mord und Lügen bringt. In ihren zahllosen Büchern ziehen sie wie mit Fußangeln leichtgläubiges Volk hinüber. Diebst du selber sie, so laß unter dem Honig nicht das Gift deine schneeige Einfalt ergreifen. Wohl können wir ohne Glauben nicht Gnade und Seligkeit erlangen; aber um diese zu erreichen, mußt du rastlos beten und dich im Leben ihrer würdig machen. Nur der lebendig geübte, nicht der tote Glaube macht selig. Uebe deshalb die Werke der Barmherzigkeit, liebe den Nächsten, verzeih dem Beleidiger, hüte deine Zunge, mach wieder gut, wo du geschadet, vergilt nicht Böses mit Bösem; sind wir ja alle Brüder, gemeinsam erlöst. Hass und verachte niemanden, folge nicht Angebern, sei nicht mißgünstig oder neidisch, zornig oder übelnehmerisch. Meide den Verkehr mit bösen Gesellen; denn Pech besudelt leicht die schimmernde Wolle. Halte im Unglück aus, sei nicht stolz im Glück. Laß dich nicht von Ueppigkeit und sinnlicher Lust auf Irrwege verleiten. Höre den Weisen, vertraue nicht jedem. Allen sei hilfreich und hold, besonders den Dürftigen. Das aber sei die Summe, Gott zu fürchten und über alles zu lieben. Wenn du so handelst und zugleich an Christus glaubst, bist du des ewigen Lebens gewiß.

Da eng der Weg und schmal die Pforte zur Himmelsburg, so zwinge durch Fasten und Kasteien deinen Leib, dem Geiste zu dienen. Laß dich nicht vom Fürsten dieser Welt umgarnen, um

dessen Banner sich das wehrlose Volk in Trunkenheit und Lasterhaftigkeit schart. Seine kriegserfahrenen Führer haben überall Sekten gestiftet, kennen keine Verehrung mehr für Sitte, Treue und Tugend, vergessen Recht, Verträge, heilige Gesetze und Gelübde und schänden gottgeweihte Jungfrauen, mit dem Deckmantel der Ehe alles verhüllend. Gott hat wohl die Ehe gestiftet, aber auch ohne sie werden glücklich, die freiwillig um Himmelslohn wie die Apostel den jungfräulichen Stand erkoren. Jene verkündeten in aller Welt den lautereren Glauben, nicht wie die Neuerer, die ihn mit tausend Giften verfälschten. Daher der Waffenlärm, Mord der Bauern, Verheerung der Felder, soviel Wittwen und Waisen. Nicht die Habgierigen und Gottlosen, die Hochmütigen und Lüster- nen, nein die Dürftigen, Einfältigen hat der Herr auserlesen, die alles um feinetwillen verlassen.

Dieser scharfen Beurteilung der Reformatoren läßt Dantiskus bittere Vorwürfe gegen jene abtrünnigen Mönche folgen, die sich mit Dirnen vermählten, und, da sie nicht ihr Brot zu verdienen gelernt hätten, gegen Altäre und kostbares Gerät eiferten, um sich davon selbst zu bereichern. Um ihrer drückenden Armut zu steuern, schreiben und predigen jene die wütesten Verwünschungen und Schmähungen gegen Papst und Kirche und hoffen so beim Volke Lohn und Lob zu gewinnen.

In dieser trostlosen Zeit müssen wir zu Gott flehen, daß er die irrende Herde zu ihrem Stall zurückführe und von den reißenden Wölfen errette. Oft schon wurde Petri Schiffelein von wütenden Wogen umbrandet; aber es bleibt heil und wird heil bleiben. Schon 400 Sekten sollen seit Christi Geburt entstanden und wieder vergangen sein; auch die jetzige wird untergehen; unsere Kirche werden aber die Pforten des rasenden Acheron nicht übertwältigen. In dieser Hoffnung kümmer dich nicht um die Lehren jener verirrten Schar. Bleibe dem Guten treu, meide das Böse, widme dich in dem trugvollen Wirbel des Lebens in Mäßigkeit und Keuschheit dem Herrn. Wenn dich jugendliche Leidenschaft packt, nimm die Zuflucht zu Gebet und heiliger Lesung, ringe mannhaft gegen das Fleisch, die Welt und den Fürsten der Finsternis; so wird sich dir als Sieger das Himmelstor öffnen. Also folge meinen väterlichen Mahnungen, die dich den Weg zu den Sternen lehren wollen. Dabei kannst du ebenso den heiligen Schriften wie den schönen Künsten dich weihen, zu denen es dir nicht an Führern und Büchern fehlt. Und da es dir nicht an natürlichen poetischen Gaben fehlt, da

du auch wohl noch nicht vier Lustren (= 20 Jahre) überschritten hast, rate ich dir, die blumigen Auen der Musen zu wandeln, von denen dich Apoll zu seinen Hügeln emporführen wird.

In breiter, allegorischer Schilderung warnt nun der Dichter vor dem lockenden Wege zum Verderben; er selbst kennt ihn, seitdem er ihn arglos als Jüngling wählte. Blumen Duft und heitere Musik, Scherz und Tanz, Lachen und Frohsinn, Bacchus und Venus taten mir's an; bald hatte ich viele Freunde gewonnen und fühlte mich in ihrem ausgelassenen Kreise wohl. Prunkvoll reizte der Palast der Wollust, den der Bischof nun in Anlehnung an Ovids Schilderung der Residenz des Schlafes beschreibt; aber bald wandelt sich das gleichnerische Bild, Uebelkeit und das ganze Gefolge von Schwäche und Krankheit ergreift die Diener der Lust und peinigt sie aufs ärgste. In greller Realistik entwirft der Dichter ein düstres Gemälde der furchtbaren Verheerungen, die die Unsitlichkeit insbesondere durch die gallische Krankheit und mit ihr die Trunksucht unter der Menschheit anrichtet. Schon sieht der Dichter in seiner Vision seine Genossen eine Beute des Todes werden, schon naht auch ihm der Tag des Gerichts und versetzt ihn in ärgste Furcht und Schrecken. Schluchzend fleht er nun den Allerhöchsten um Gnade und Verzeihung und erleichtert reuevoll im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn seine Seele. Da erscheint ihm ein himmlischer Jüngling, der ihn von dem breiten Wege des Verderbens auf den schmalen Dornenpfad des Heiles weist. Unter ermunternden Zusprüchen führt dieser den Wegemüden, durch Krankheit und Alter Geschwächten, durch den Garten der Tugenden, in dem Dantiskus stärkende Heilmittel sammelt, bis an den Fuß des Berges der Vollkommenheit, den zu erklimmen der Bischof seither ernstlich bemüht ist. Gott hat ihm bei diesem Streben herrliche Gaben verliehen, und er bedauert, in seiner Jugend von der rechten Bahn abgewichen zu sein. Daher mahnt er den jungen Knobelsdorff, durch seine Erfahrungen belehrt, die lockende Burg zur Linken zu fliehen und nicht erst durch eigenen Schaden klug zu werden. Bedenke, was scheußliche Wollust ihren Sklaven beschert. Wähle den rechten, wenn auch steilen Weg der Tugend, vor den die Götter den Schweiß stellten. Pflege das edle Schöne, dulde und entbehre gern. Schade niemandem, nütze allen nach Kräften, sei freundlich und munter, aber nicht leichtfertig. Sei auch nicht stolz, daß du adligen Stammes bist, sondern demüthig und fromm; Tugend allein adelt, und erst durch die Tugend be-

währt sich der Adel; edle Abstammung allein achte nie als Bier. Tugend wird dir Ruhm und Ehre verleihen und dich nicht nur den Deinen lieb und wert machen, sondern auch den Fremden. So werde auch ich dich mit meiner Gunst umfassen, obwohl ich dich mit Bewußtsein noch nie von Angesicht zu Angesicht sah; denn du bist einer unserer Familie, in meinem Gebiete mir gleichsam als Hausgenosse geboren. Aber schon deshalb, weil ich dich edelgebildeten Geistes erkannt habe, möchte ich dir gern helfen. Wofern dich inzwischen Armut drückt, ertrage sie wie der Papagei, der hungernd sprechen lernt. Leppigkeit ist aller Laster Anfang, Unmäßigkeit macht dich träge und untauglich für die Wissenschaft. Und doch ist gerade dein Alter für die schönen Künste am meisten geeignet. Bald vergehen die Jahre der Kraft und Frische, und dahinschwinden Gedächtnis und Geistesstärke. Nutze also emsig die Zeit, die nie wiederkehrt, die köstlichste aller Gaben; übe die Kräfte des Geistes in steter fleißiger Arbeit, wozu ja schon dein Name dich mahnen muß. Fliehe die gefährliche Mäße und blinde Begierde; halte dir Gesellen fern, die immer nach Vergnügen ausschauen; ihr schmeichelndes Gift führt zum Tode. Suche vielmehr gelehrte, tugendhafte Männer auf, damit sich dein Leben nach ihrem Beispiel bilde. Hier könnte ich dir viele Exempel aus Dichtererzählungen und der Geschichte anführen, aber nicht aus gelehrter Ruhmsucht, sondern einzig um dir zu nützen, schreib ich diese sicheren Regeln. Folgst du ihnen, so wirst du ein Hasser des Unrechts, ein Freund des Ehrbaren sein. Sie werden dich zu Gott führen und auch die Bürde des Kreuzes, das dir zuteil wird, dich leicht ertragen lassen. Durch Dulden kommst du zum Sieg oder, wie Horaz sagt, durch Ertragen von Hitze und Frost. Wievielen die Armut zum Nutzen gewesen ist, so vielen wurde der Reichtum zum Verderben. Halte also die Mitte, und damit du dazu imstande bist, sei dein Unterhalt meine Sorge. Wenn du die Musen pflegst und in die Rollen der heiligen Schriften dich vertieft, wirst du vorwärtskommen und nicht allein meinen Erwartungen entsprechen, sondern auch himmlische Gnade finden. Vertraue auf den gütigen Herrn, der die erhält, die auf ihn bauen, und folge seinen Geboten. Tu, was du kannst; den guten Willen nimmt er oft für die Tat. Auf's Herz schaut er, nicht auf den äußeren Schein, und fromme Einfalt liebt er über alles. Bilde dir nichts auf deine Vorzüge ein, und trachte nicht zu sehr nach den eitlen Wissenschaften dieser Welt. Vielmehr genüge dir lebendiger Glauben, der

sich in frommer Beobachtung der heiligen Gebote auswirkt. Diesen befestige in dir durch gutes Tun, und er wird dich mit dem Schmuß aller Tugend krönen. Er wird dir auch Sinne und Verstand schärfen, daß du im Studium zu einem gelehrten Manne erwachsest, der bald mir nützlich zu werden vermag und dir selbst und den Deinen wie der Heimat Anerkennung und Ehre verschafft.

Daß du am Ende deines Gedichtes mir die teuren Eltern empfehlst, daran tußt du recht und billig; denn wer die achtet und liebt, dem wird langes Leben und Glück zuteil. Nichts könnte sie mehr erfreuen, als wenn du tugendhaft wandelst, in den Studien Fortschritte machst und von Irrlehren ganz rein bei dem wahren Glauben beharrst, um dereinst den himmlischen Chören beigeßelt zu werden. Und da sie dir oft alles Gute erstehen, entspreich sorgsam ihren Wünschen. Ich werde ihnen, da sie es verdienen, meine Gunst erweisen, und ihretwegen auch dir; bald wird es dir die Lat bekunden. Indessen laß dich nicht von der Pest der Kezerei ergreifen. Suche die herrlichen Künste allein in dem verseuchten Ort, nuße die Gegengifte aus den heiligen Schriften und meide, wie die Biene die todbringenden Kräuter flieht, die gefährlichen Autoren. Aus den Dornen, die ringsum deine Sinne verletzen, wähle vorsichtig duftige Rosen aus. Vorsicht und Klugheit also übe dort in deiner gefährdeten Umgebung, damit du unverletzt heimkehren kannst; so wirst du mir dann ein willkommener Gast sein. — Während ich gern noch mit dir spräche, verläßt mich atemlos meine alte Muse, die dein Sang erst jüngst aus der poetischen Grotte lockte, um schwerlich noch einmal zu erscheinen. Lebe wohl! —

In den Mußestunden des Winters 1538/39 hatte Dantiskus sein umfangliches Lehrgedicht abgefaßt; Ovid war dabei in der Form, dem Ausdruck und dem elegischen Versmaß, Vorbild gewesen; eine ernste christliche Lebensweisheit, geläutert durch eine reiche Erfahrung, durchwoben mit einer scharfen Verurteilung der Wittenberger Lehre, hatte den poetischen Ausführungen Inhalt und Bedeutung gegeben. Fehlt auch hier und dort die Feile der dichterischen Abrundung, so beweist doch der anmutige, leichte Fluß der Verse, daß der ehemals vom Kaiser mit dem Lorbeer gekrönte Poet seine Kunst noch nicht verlernt hat.¹⁾ Der Mängel seines Carmen war sich der alternde Humanist wohl bewußt; das sprach er in seinem Werke nicht lediglich aus konniventer Bescheidenheit aus;

¹⁾ Hipler, Dantisk. Gedichte, S. XLIV f., derselbe, Erml. Literaturgesch. S. 106.

das bewies er auch dadurch, daß er dem durch seine dramatischen Dichtungen ausgezeichneten Elbinger Schullektor Wilhelm Gnaphheus sein Manuskript zur Durchsicht und Verbesserung übersandte.¹⁾ Zugleich versuchte er offenbar, durch seine reformationsfeindlichen Mahnungen Gnaphheus, der den neuen Lehren zugetan war, vor seiner kirchlichen Haltung zu warnen und zum alten Glauben zurückzugewinnen. In seiner Antwort vom 10. März 1539 übergibt dieser geflissentlich die religiöse Bedeutung des Gedichtes; um dem ausdrücklichen Wunsche des Bischofs zu genügen, bemängelte er einige unrichtige Silbenmessungen und allzu gesuchte Archaismen, pries aber im ganzen in durchsichtiger Schmeichelei die Poesie des Dantiskus mit überschwenglichen Lobeserhebungen, denn sie verhalte sich zu seiner eigenen wie der Cothurn zum Soccus, wie die Waffen des Diomedes zu denen des Glaucos.²⁾ Und in seinem *Triumphus eloquentiae* v. J. 1541 kommt Gnaphheus auf die ausgezeichnete Schöpfung der bischöflichen Muse zurück und erklärt, sie trage durchaus nicht Spuren des Alters, wie der Autor vorgebe, sondern allgemein bezeichne man sie als Sang eines Schwanes.³⁾

Gegen Ausgang des Winters 1538/39 muß das fertiggestellte Gedicht an seinen Adressaten nach Wittenberg abgeschickt worden sein. Andere handschriftliche Exemplare nahmen die Neffen des Bischofs, Caspar und Johann Hanow, nach Krakau mit.⁴⁾ Sie hatten von ihrem Oheim den Auftrag, das Poem dem königlichen Sekretär, Dr. jur. Stanislaus Hosius zur Drucklegung zu überreichen.⁵⁾ Hosius, der seit 1537 ein ermländisches Kanonikat besaß

1) Derselbe, *E. B.* IX, 551 ff. Neusch, a. a. D. S. 11.

2) Hipler, *E. B.* IX, 552, Neusch, S. 11.

3) Gnaphheus, *Triumphus eloquentiae*. B III, bei Hipler, *Dantiskus Gedichte* S. 292.

4) Hipler, *E. B.* IX, 553 Anm.

5) Hipler-Batrzewski, *Stanislaus Hosii epistulae* I, p. 71. Hosius schreibt am 10. Mai 1539 von Boleschowice (Bezirk Krakau) an Dantiskus, daß er das Dichtwerk zur größeren Hälfte gelesen habe und nach seiner Rückkehr nach Krakau es in den Druck geben wolle, „ita ut mihi sororis filius R. Dnis. V. mandata dedit.“ Nach einer Briefnotiz des Dantiskus (d. Heilsberg, 18. Juli 1539) hat sein Neffe Caspar das Büchlein nach Krakau mitgenommen (*E. B.* IX, 553 f.) Hosius berichtet jedoch am 20. Juni aus Krakau dem Bischof Dantiskus, daß dessen Neffe Johann sich bei ihm aufhält. (Hipler-Batrzewski I, p. 76.) Wahrscheinlich haben die beiden Hanows gemeinsam die Reise nach Krakau zurückgelegt. Während aber Johann hier zu Studien verblieben zu sein scheint (*E. B.* IX, 561, Brief

und in engen Beziehungen zu Dantiskus stand, gab das Manuscript, das im ganzen seinen Beifall fand, in die Offizin des Krakauer Hieronymus Vietor und widmete sich trotz starker dienstlicher Inanspruchnahme der Edition mit besonderem Eifer, verpflichtete er sich doch dadurch den bischöflichen Autor, dessen Unterstützung ihm in seinem Kampf um die eben im Mai 1539 erlangte, aber von seinem alten Gegner Alexander Sculteti bestrittene Domkantor-Pründe besonders erwünscht war.¹⁾ Daher übernahm er die Korrektur des Druckwerkes, von dem er am 20. Juni die beiden ersten, leider nicht ganz fehlerlosen Bogen an den Autor senden konnte;²⁾ ferner veranlaßte er den jungen Krakauer Poeten und Stadtnotar Dr. Stanislaus Nchler (Glandinus) zur Abfassung einiger Epigramme, die dem Poem zur Empfehlung auf den Weg gegeben werden sollten,³⁾ und bereitete selbst ein das Lob des Carmen kündendes Wortwort vor. In dieser Vorrede preist Hosius,

des Mich. Glowa an Dantiskus d. Krakau 26. April 1541), reiste Caspar weiter nach Rom, wo er Aufträge seines bischöflichen Oheims besorgen und studieren sollte. (Hipler-Zakrzewski, I, p. 461.) In Venedig sollte er dem flüchtigen Erzbischof Johannes Magnus von Upsala, mit dem Dantiskus befreundet war, ein handschriftliches Exemplar des Carmen paraenetium überreichen; wie der Erzbischof aber am 13. Juli Dantiskus mitteilte, hatte Hanow das Gedichtwerk (illas Lucubrationes, quas Rev. Dom. V. per me legi voluisset,) unterwegs verloren. Der Erzbischof gibt seinem großen Bedauern über diesen Verlust Ausdruck und fügt das Kompliment hinzu: Scio enim nichil a tam preclaro ingenio nisi jocundam et prestantissimum prodire posse. Js. Collijn, Joh. och Olaus Magnus. . . bref till Joh. Dant. Kyrkohistorisk Arsskrift XI (1910), 141, Uppsala.

¹⁾ N. Eichhorn, Stanisł. Hosius I, 40 ff. Derselbe, die Prälaten d. erml. Domkapitels. E. B. III, 598 f. Hipler-Zakrzewski, a. a. D. S. XLVII.

²⁾ Hipler-Zakrzewski S. 75 f. In Beantwortung dieses Briefes gibt Dantiskus seinem Geschäftsträger in Krakau Georg Hegel folgende Weisung: (Heilsberg, 18. Juli.) In das Büchlein, das H. Ungar (= Vietor) „aus Befehl des Herrn Doctors Hosii“ gedruckt, seien 10 Quaternen, d. i. 10 ganze Bogen Papier gekommen. „Domit er (Vietor) zu seiner Arbeit und Anlage Mhecht und Noczk zweme, wollen wir II c (200) Exemplaria von im nemen, ein iczliches zu III Groschen, wie wir sonst von Leipzig und anders her IV Quaternen von den Buchfurern pflegen zu kowffen. Hierumb hit wir, wolt solche 200 Exemplaria von im nemen und im dovor 20 flor. zu 30 gr. zalen, die uns anstehen. So komen in der Uebermaß 3 flor. und 10 grosch. Die schenken wir ihm vor ein Pergamen Exemplar, das er dazu gedruckt hat . . . Solche Exemplaria wolt mit der ersten gen Thorn bestellen.“ Hipler, E. B. IX, 553 f.

³⁾ Hipler-Zakrzewski, p. 76. v. Miastkowski, Jugend- u. Studienjahre des . . . Stanisł. Hosius. E. B. XIX, 386 f. Die Epigramme bei Hipler, Dant. . . Geisll. Gedichte S. 290 f.

um an Dantiskus eine große Bescheidenheit zu rühmen und die Kritik abzuschwächen, zu der Fiktion, der Bischof habe im Gefühl der Unzulänglichkeit seiner Verse von ihrer Veröffentlichung nichts wissen wollen; indessen er, Hosius, habe es für unwürdig und unerträglich, ja für verbrecherisch gehalten, wenn ein so nützliches Büchlein, das namentlich der studierenden Jugend so viele heilsame Lebensregeln biete, zurückgehalten werden sollte; daher habe er die Edition auf sich genommen, selbst auf die Gefahr hin, den Verfasser dadurch zu erzürnen.¹⁾

Hoffte Hosius so dem ermländischen Bischof gefällig zu sein, so mußte er sich durch dieselbe Edition zugleich bei seinem einflußreichen Gönner, dem Biskanzler Samuel Maciejowski, empfehlend in Erinnerung zu bringen. Er beschloß, ihm das Carmen in der Vorrede zu widmen. Vorsichtig wartete er jedoch mit dem Druck des ersten Blattes, bis die unmittelbar bevorstehende Besetzung mehrerer polnischer Bischofsstühle erledigt war; falls der Biskanzler — wie zu erwarten war — zum Bischof befördert wurde, konnte er die Dedikation des Büchleins mit einer Gratulation verbinden.²⁾ Als Anfang August die Entscheidung gefallen war, schrieb er am 13. des Monats das Wortwort nieder, indem er dem zum Bischof von Chelm ernannten Biskanzler seine devotesten Glückwünsche darbrachte und ihm als Guldigungsgabe die Dichtung des Bischofs Dantiskus zueignete.³⁾

Bevor das in Krakau gedruckte, Mitte August 1539 fertiggestellte Carmen paraeneticum einem größeren Leserkreis zugänglich wurde, hatte es sein eigentlicher Adressat, Eustachius von Knobelsdorff, empfangen und gelesen. Mit verschiedenen Empfindungen mochte er es begrüßen: einmal mußte ihn mit Stolz und Freude erfüllen, daß sein Landesfürst im Ornage seiner Geschäfte ihn so sehr auszeichnete, ihm ein eigenes kunstvolles Werk widmete und ihm seine Zuneigung und väterliche Sorge in so freundlichen Worten bewies; aber andererseits mochte ihn die entschieden antilutherische Tendenz der Mahnungen peinlich berühren; denn sie entsprachen nach Form und Inhalt durchaus nicht seiner persönlichen Ansicht und brachten ihn überdies zu seiner nächsten Umgebung, insbesondere auch zu seinem verehrten Meister Melancthon, in eine schiefe Lage, zumal wenn er sich diese Urteile zu eigen

¹⁾ Hipler, a. a. D. S. 288 ff. Hipler=Zatrzewski, S. 78 f.

²⁾ a. a. D. p. 76.

³⁾ Hipler, Dant. Gedichte, S. 288 ff. Hipler=Zatrzewski, S. 78 f.

gemacht oder nach diesen Weisungen gehandelt hätte. Immerhin gebot ihm die kluge Ueberlegung, die wertvolle Verbindung mit seinem bischöflichen Landesherren weiterzupflegen und auszubauen, und dazu erschien ihm der poetische Weg am geratensten. Er entschloß sich, Dantiskus ein neues Gedicht zu widmen und diesmal gedruckt einer breiteren Oeffentlichkeit zu übergeben. Zum Inhalt wählte er wohlweislich einen Stoff, der den religiösen Streitfragen vorsichtig aus dem Wege ging, der ihn bei dem konservativ-gläubigen Bischof und seiner Heimat ebenso Anklang finden ließ wie in der Gefolgschaft der Reformatoren. Als solcher bot sich ihm die durch die Türkenkriege bedingte Noth der Zeit. Eben waren Ende April und Anfang Mai 1539 in Wittenberg Nachrichten eingelaufen, daß der Polenkönig Sigismund sich an die deutschen Fürsten gewandt habe, um ihre Hilfe gegen den erneut drohenden Feind der Christenheit zu erflehen.¹⁾ Hier fand sich ein aktuelles Thema, für das Katholiken und Protestanten, Deutsche und Polen zu erwärmen waren, das vor allem auch in dem jugendlichen Herzen unseres Eustachius kampfbegeisterten Widerhall fand. So formte er denn im Lenz des Jahres 1539 seine Elegie über den Türkenkrieg,²⁾ die er seinem Landesfürsten Dantiskus mit folgender Widmungsepistel dedizierte:

Vies, edler Fürst, freundlich diesen Gruß in einer Mußestunde, verachte nicht die Gaben meiner mageren Thaleia, erfreuen ja oft schlichte Spenden die höchsten Götter. Vielleicht hätte ich dieses Gestammel nicht in dein Schloß schicken dürfen, da ich weiß, daß es an einen solchen Mann nicht heranreiche. Aber deine Beilen nahmen mir alle Furcht und zeigten mir deine Gefinnung und deine Ansicht über meine Studien. Wie sollte ich nicht einen

¹⁾ O. R. III, p. 699. Melancthon an J. Jonas (Saalfeld, 23. April): *Scriptis Rex Poloniae gravissime ad Marchionem. Adhortatur, ut cum caeteris Germaniae principibus agat, ut auxilia, si sit opus, comparentur.* Derselbe an Matth. Auctus, Phys: Wratiasl. (Annaberg, 5. Mai): *Terrores Turcici an excitaturi sint Germanicos Principes, nescio. Nunc aguntur Conventus, ac deliberatur de auxiliis mittendis in Poloniam et Ungariam. Nam Rex Poloniae gravissime scripsit ad multos Principes ostenditque, quantum periculum universae Europae impendat.* a. a. O. p. 703. Durch diese Angaben wird die Abfassungszeit der Knobelsdorffschen Türken-Elegie auf den Frühling 1539 zweifellos festgestellt.

²⁾ DE BELLO / TVRCICO ELEGIA EVSTATHJJ A KNOBELSDORF./ VITEBERGAE. MDXXXIX. Excusum per Josephum Clag. (18 pp. 4.)

so bedeutenden Mann wiederlieben, der mich mit so väterlicher Liebe hegt und schützt? Damit ich dir diese Gesinnung jedoch durch ein Zeichen bekunde, haben wir dir dieses Gedicht zur Beurteilung zugesandt. Nicht etwa, damit dadurch dein Ruhm wachse — solcher Dinge unterfährt sich nicht unsere Minerva; an Geist überragt du weisester aller Priester alle Priester, die jemals unsere Heimat trug; an ihm erkennt dich nicht allein die Nachbarschaft, sondern dein Name hat einen hohen Klang auf der ganzen Erde. Wer diesen daher nach Verdienst rühmen wollte, der versuchte den Strömen Wassertropfen, den Wäldern Laub, den bunten Wiesen Blumen, den Bäumen Blätter hinzuzufügen. Ich will dir nur einen Beweis meines wissenschaftlichen Strebens geben, während du durch eigene Gaben berühmt bist. Nimm also unsere Erstlingsfrucht, die dir ein williger, aber steiniger Acker bietet, der, wenn er länger mit der harten Pflugschar bearbeitet ist, vielleicht einmal glänzendere Früchte tragen wird.

Begierig fragst du vielleicht nach dem Stoff meiner Dichtung. Ich ermahne unsere Heerführer zur gerechten Wehr der Waffen. Ich ermahne sie, mutig und tapfer dem Feinde entgegenzueilen und den frommen Krieg gegen die grimmigen Geten zu beginnen. So werden sie ihre Länder erretten, ihre Völker und den makellosen Glauben,¹⁾ für den ich nicht nur in Schriften, sondern auch mit den Waffen eintreten will; und unsere Muse wird nicht die Drohungen des Mars fürchten.

Nach dieser einführenden Widmungsepistel macht sich unser Dichter an seine Elegie, die er dem König Sigismund I. von Polen in den Mund legt. Wie dieser in dringlichen Schreiben die deutschen Fürsten zur Hilfe aufgefordert hatte,²⁾ so läßt auch Knobelstorff in seinem Poem den Polenkönig folgende schwungvollen Mahnungen an die deutschen Fürsten richten:

„Heil dir, kriegerisches Deutschland, wenn du meine Mahnungen beherzigt. Wie die pelasgischen Fürsten die Beredsamkeit des greisen Nestor verehrten, so mühtet auch ihr mir zuhören, die

¹⁾ Daß der Ausdruck „makelloser Glaube“ sine laeae fides doppelsinnig ist, entsprach offenbar der Absicht des Dichters, der es mit keiner der beiden Parteien verderben wollte.

²⁾ Vgl. auch Eschadert, a. a. O. II, Nr. 1181 und 82, Briefe Herzog Albrechts von Preußen an mehrere deutsche Fürsten über die Türkengefahr; dem letzten Schreiben ist eine Copie eines lat. Schreibens des Königs Sigismund d. Cracoviae die VIII mensis Martii a. d. 1539 hinzugefügt.

ihr die tapferen Gefilde Deutschlands regiert. Verschmäht nicht den Rath eines alten erfahrenen Feldherrn. Schon acht Lustren hat der rastlose Phöbus mit seinen Rossen durchgemessen, seitdem ich durch steten Krieg heimgesucht werde. Wenn auch fortwährend die barbarischen Geschosse des kriegslustigen Feindes auf mich prallen, so merkt er doch, daß ich nicht verstümmelte Hände habe. Oft trifft ihn auf ängstlicher Flucht mein Pfeil, oft stürze ich vorwärts ins wildeste Gemüth, wenn der Feind sich zur Wehr setzt. Wenn du mir willig dein Ohr leihst, so wundere dich nicht, wenn meine Worte hart und rauh klingen; unter barbarischen Nachbarn verlernt man leicht die lateinische Sprache, und ewige Kriegsnot ist ein Hinderniß glatter Reden. Aber ich will nicht mit einschmeichelnden Worten für meine Sache wirken; mir genügt, wenn du meinen Gedanken folgen kannst.

Darüber nun wundere und bekümmere ich mich, Deutschland: Warum liegst du jetzt so müßig da, während du früher so oft die wütenden Feinde entschlossen zurückgeworfen hast? Während dir in Trägheit Tapferkeit und Ruhm schwinden, wartest du wohl törricht, bis der Ansturm der feindlichen Scharen deine eigenen Fluren verwüste? Nichtiger verjagt man aber den Bären vor der Stalltür, als dann, wenn er schon die Schafe zerfleischt hat. Von überallher erkundet der Türke den Zugang in deine Grenzgebiete und prüft auf flinkem Roß Stadt und Dorf in deinem Land, genau so wie der Strauchdieb nachts das verschlossene Haus, der grimme Wolf den armseligen Schafstall umschleicht, wie der Jäger die Höhle umspäht, in der mit gewaltigem Hauer der Eber haust. Du indessen besuchst derweilen frohe Feste und bangst nicht vor den Gefahren, die über deinem Haupte schweben. Aber hüte dich, daß deine Sorglosigkeit deinen Landen nicht trügerisch, dein Zaudern nicht gefährlich wird. Vielleicht glaubst du, daß der Feind durch deine Krieger niedergeworfen und gefangen werden könnte; aber leider irrst du zu sehr, wenn du euren langen Lanzen vertraust; von dem Heer eines Volkes wird jener nicht fallen. Wenn du mir nicht glauben willst, so lasse dich von Beispielen überzeugen: Griechenland liegt durch den krummen Säbel überwunden am Boden, während es sich von seiner Tapferkeit den Sieg versprach. Sieh auf Pannonien! Sein Anblick wird dir Tränen entlocken; zerschmettert liegt es darnieder; so oft schlug es mit vereinten Kräften den Feind, jetzt ereilte es sein trauriges Los, weil es allein war. Nichts nützten da hervorragende Führer; wie Hunyadi

sind sie mit ihrem Lande zugrunde gegangen.¹⁾ Auch unser Polen ist Zeuge, daß der wilde Gete durch einen Gegner allein nicht bezwungen wird. Einstmals hatten die bösen Parzen uns mit den Mahmet'ssöhnen rauhe Kämpfe beschert. Schon standen die Reihen bereit zu Tod und Gemetzel. Gewehrfeuer beginnt die Schlacht, und die Kugeln fallen wie ein entsetzlicher Hagel auf die Dächer. Nun geht's an die krummen Säbel; und vorwärts stürmen die Unsrigen für Vaterland und Religion. Im dichtesten Waffenge-tümmel fällst du da, ach, Wladislaus, Ruhm meines Stammes, Führer und Vater unseres Landes, fällst unter den Streichen der friedlosen Geten.²⁾ Daraus bin ich belehrt, mich nicht allein jenem mächtigen Feinde entgegenzustellen. Unter vereinten Bannern jedoch können wir ihn verjagen, vereinte Kraft macht stark.

Angenommen, du, Deutschland, könntest allein mit den Geten fertig werden, da du soviele ausgezeichnete Heerführer hast. In-dessen Frömmigkeit und Religion verlangen, daß du auch die Nach-barreiche verteidigen hilfst. Besonders unser Land darfst du unter keinen Umständen im Stiche lassen, da es dich wie eine Mauer und ein sicherer Turm schützt. Gerade jetzt heischt das verlassene Polen voller Angst und Bangen deinen Beistand. Erhöre daher meine gerechten Bitten: ich fordere den Lohn, den du unseren hohen Ver-diensten schuldest, und die gute Sache müßte alle braven Männer begeistern. Wenn du nach der Ursache unseres Jammers, nach dem Grund unseres Hilfesuches fragst, so höre:

Der Türke hat Dazien unter sein grausames Joch gebeugt und plant von hier mit gewaltigem Heere den verwüstenden Vor-marsch in unsere Länder. Mir trachtet er nach dem Leben. Wenn du das, tapferes Deutschland, ruhigen Auges ansehen kannst, dann müßte ich sagen, daß du von einer reizenden Tigerin geboren wärest und keine menschliche Empfindung mehr hegest, daß du nicht aus brüderlichem Geblüte entstammtest, sondern mit Unrecht deinen Namen trügest.³⁾ Glaube nicht, daß der Gegenstand meiner Klage von der geschwähigen Fama übertrieben sei; in der That ver-hält sich alles so, wie ich es sage: Schon lange nährt Dazien ge-übte Truppen; wird es die Ausgehobenen umsonst zusammenhalten? Nutzlos wird der Gete wahrlich nicht sein Geld ausgeben, sondern

¹⁾ Johann Hunyadi starb am 4. August 1456 am Lagerthypus.

²⁾ Wladislaus III., König von Polen und Ungarn, fällt in der Schlacht bei Barna am 4. Dezember 1444.

³⁾ germanus = leiblicher Bruder.

mit Krieg droht er und Mord, wenn wir seinen Scharen den Zutritt zu unseren Fluren verwehren. Nicht begnügt er sich damit, die Seinigen gegen mich aufzureizen, auch andere scythische Völker hat er in meinem Rücken aufgehetzt, besonders die wilden Tartaren, die oft die sarmatische Faust bezwang. Gemeinsam versuchen sie gegen mich loszubrechen, und daher erklärt sich mein Jammer, meine Bitte um eure Waffenhilfe, teutonische Führer und Väter. Das täte ich schwerlich, wenn nicht die äußerste Noth drängte; eilt also, solange der Türke mein Land noch nicht durch Feuer verheert hat, solange noch Frömmigkeit, Sitte, Recht und die wahre Religion in Blüte stehen. Ihre Entweihung und Vernichtung betreibt ja jene mohammedanische Schar mit allen Mitteln. Helft also, solange ich noch nicht von dem Barbarenschwert bezwungen bin, verdankt ihr doch eure Sicherheit unsern Verdiensten. Ich schütze euch schon viele Jahre vor den Scythien, die eure Gebiete zu verwüsten trachteten. In jenen Kämpfen trug ich mancherlei Wunden heim; wie oft gingen unsere Burgen dabei nicht in Flammen auf! Den Väterglauben gilt's mit bewaffneter Hand zu behaupten, eine hehre Aufgabe, Deutschland, würdig deiner Kraft und Stärke. Wolltest du zagen, untätig den Kampf scheuen, würdest du deiner Ahnen unwerth sein. Als einstens der mohammedanische Schrecken zur Burg von Jerusalem drang und der König dieser Stadt euren Kaiser um Hilfe bat, wies dieser den Freund nicht zurück, sondern brachte mit seiner Flotte dem Bedrängten Hilfe und verjagte die Gethen mit glücklicher Hand. Das that dein Friedrich Barbarossa, obwohl er nicht einmal in dem heimischen Erdteil bleiben konnte. Und du willst mir mit harter Stirn meine Bitten abschlagen, der ich in nachbarlicher Freundschaft mit dir verbunden bin? Du führst keinen Krieg mehr; vielleicht wird dir diese Muße im eigenen Lande Bürgerkriege entflammen. Nicht Meere gilt es jetzt auf schwanken Kielen zu durchfurchen, nein, nicht fern von deinen Grenzen ist mein Land, das dich wie eine feste Mauer schützt. Wenn du mich nicht retten willst, so rette wenigstens dich selbst; auch dein Heil steht auf dem Spiel. Wenn der Feind erst bei uns Waffen und Schwerter mit dem Blute der Aermsten besudelt, blühende Orte in Asche gelegt hat, wenn er unsere Gefangenen mit Mord und Kerker bestraft und unschuldige Jungfrauen geschändet hat, wenn er unsere heiligen Satzungen geschmäht und den höchsten Herrn gelästert hat, dann wird er auch dich ebenso heimsuchen und die deutschen Lande zu erobern trachten.

Eine neue Stadt ist kürzlich in Preußen gegründet, wie Apoll in diesem Lande keine gleiche sah: das vornehme Danzig, das das baltische Meer umflutet, die ruhelose Weichsel mit ihren Wogen umspült; eine berühmte Seestadt mit riesigem Hafen, reich an unermeßlichen Waren, Schiffen und Geld. Nach ihr giert der waffenmächtige Türke, sie hält er für einen würdigen Kampfspreis. Nicht weil sie an Schätzen und rotem Golde schwer ist, — obwohl auch dieser Grund in die Waagschale fällt, — nein hauptsächlich weil er sich einen günstigen Hafen sichern will, deshalb trachtet der Barbar nach diesem Plaz. Wenn er ihn nach meiner Niederlage erobert hat, wer wird dann noch vor seiner Herrschsucht sicher sein? Gestützt auf diesen ausgezeichneten Punkt, kann er sorglos in die Nachbarländer vordringen. Wenn er aber den Seekrieg vorzieht, kann er keinen passenderen Hafen finden. Von hier stehen ihm die reichen Städte Belgiens offen und von da der Weg ins Reich der Gallier. Auch dich wird er nicht schonen, deutsches Land, sobald er mich bezwungen hat. Von dir verspricht er sich größere Beute, reichere Schätze. Warum erwartest du Schonung von dem Türken, der König von ganz Europa zu sein begehrt? Dich, das Hauptbollwerk des Abendlandes, will er stürzen. Wenn du also auf dein Heil bedacht bist, bringe mir beizeiten Hilfe. Fort darum mit deinem Zaudern, eile mit deinen Völkern endlich herbei zur Vereinigung mit den sarmatischen Polen, du wirst die strymonischen Scharen fliehen sehen. Zeige, was die Bayern, Schwaben und die Thüringer können, laß mich deine Fußtruppen schauen, berühmtes Hessen. Sachsen, Helvetier, Franken mögen deinem Lager folgen und die übrigen, deren Namen in der Welt einen guten Klang haben.

Mit diesen Stämmen will ich meine Scharen vereinigen zu gemeinsamem Kampf für die Heimat. Fürchtet nicht die Laune der Siegesgöttin. Wenn auch der Ausgang bei den Göttern steht, durch unsere gute Sache sind wir stark, und Gott segnet die gerechten Waffen. Dazu habe ich tapfere, kampferprobte Mannen und Völker. Hurtig ist trotz seines langen Rockes der Pole, der oft in kleiner Schar die großen Massen der Walachen und Moskowiter niedertwarf. Ferner stehen uns die Kohorten der Bittauer und der Ruthenen zu Gebote. Nicht zuletzt wird uns das starke Preußen seine Kräfte zu Hilfe schicken, Preußen mächtig an Schätzen, Städten und Geld. Fürst Albrecht, glänzend in seiner goldenen Wehr, wird selbst die preußische Schar ordnen und, da

ja kein anderer befähigter ist, vielleicht unsere Heere gegen die Geten führen.¹⁾ Und die Siegesgöttin wird den Siegeslorbeer um die teutonischen Schläfen winden.

Drum auf gegen den Feind, verjagen wir gemeinsam das verhaßte Geschlecht. Laß dich durch meine grauen Haare rühren, die schon oft berühmte Männer zu bewegen vermochten. Wie einst die Römer ihren treuen greisen Bundesgenossen Piero gegen die Angriffe der Punier schützten, so müßt auch ihr mir mit euren Kohorten beistehen, bei denen die Herrschaft über Deutschland ruht. Aber noch eine andere Sorge quält mein Herz: Wenn mir die Parzen die Schicksalsfäden durchschneiden, dann schüzt meinen Sohn, den süßen Trost meines Alters. Ihn, der auch euch blutsverwandt ist und der nach mir das polnische Szepter führen soll, empfehle ich euch.²⁾ Unter euren stammverwandten Fürstengeschlechtern von Oesterreich, Bayern, der Mark und von Pommern gibt es sicher treffliche Führer. Wenn ihr nun meinen Sohn nach meinem Tode im Stiche lassen wolltet, dann müßt ihr fürwahr ein steinernes Herz in eurer Brust haben. Weh mir, wenn ich deiner gedenke, Skanderbeg, dann feuchtet sich mein Auge, und ich beklage den Wechsel alles Irdischen und die Undankbarkeit der Menschen. So oft schlug jener glänzende Held die wilden Geten, verschlechte in blutigem Strauß den waffenglänzenden Mohammed und brachte durch seine Waffenerfolge den harten Murad ins Grab. Ein Held, wie jener Achill, von dessen Stamm er entsproßte. Unererschrocken verteidigte er das heimatliche Epirus, unermülich schüzte er den Glauben. Als er im Sterben lag, vertraute er seinen Sohn den Venetianern an, damit dieser in glücklicher Sicherheit vor den rohen Geten lebte. Aber schlecht habt ihr, Beschützer, für den wehrlosen Knaben gesorgt; verjagt ist er aus seinem Reiche, das der ruchlose Tyrann geraubt hat.³⁾ Wenn ich daran denke, bebt mir das

¹⁾ Eine Empfehlung an Herzog Albrecht von Preußen!

²⁾ Sigismund I. war der Sohn Kasimirs IV. und Elisabeths von Böhmen, der Tochter des deutschen Kaisers Albrecht II. von Habsburg. Seine Tochter Hedwig aus erster Ehe war seit 1535 mit dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg verheiratet. Sein Sohn aus zweiter Ehe, der nachmalige König Sigismund II. August, war seit 1538 mit Elisabeth, der Tochter Ferdinands I. von Oesterreich, verlobt. Zivier, S. 425. Ottol. Lorenz, Genealog. Handbuch der europ. Staatengeschichte. 2. Auflage. Berlin 1895. Taf. 9 und 28.

³⁾ Skanderbeg, der Held der Albanesen erlag am 17. Januar 1467 einem Fieber angefaßt einer neuen Türken Schlacht. J. B. v. Weiß, Weltgeschichte, 3. Aufl. VII, 103.

Herz, und meine grauen Haare sträuben sich; denn nirgend mehr wohnt Treu und Glauben, und selten folgt dem Verdienst der schulbige Dank. Du aber, berühmtes Deutschland, laß dich nicht von dieser Pest anstecken. Du kennst das Beispiel der Treue, das Iolaus gab. Als Eurystheus einst Hyllos, den Sohn des Herakles, verfolgte, ließ Iolaus den Sohn seines alten Freundes nicht im Stich, sondern trug mit ihm Elend und Verbannung und half ihm treulich im Kampfe, um sein verpfändetes Wort einzulösen und die Kinder des toten Freundes zu erretten. Dies ziemte solchen Helden, diesem Vorbilde eifert nach, deutsche Fürsten. Das verlangen Frömmigkeit, Billigkeit und Recht, und Gott wird es euch lohnen."

Das 18 Druckseiten in Kleinquart und 380 Verse umfassende Poem, im elegischen Versmaß gehalten, an klassischen Vorlagen, besonders an Ovid, geschult, bietet ein vielverheißendes Specimen der dichterischen Befähigung des jungen Knobelsdorff. Sprachliche Gewandtheit und anschauliche Ausdruckskraft verbinden sich mit guter Beherrschung des Stoffes und warmer, begeisterter Hingabe an die Sache. Vielfach ergeht sich jedoch die Darstellung in breiten, geschwägigen und nüchternen Wiederholungen, die man freilich ebenso wie den ganzen wehleidigen Plageton mit der Art der larmohanten Hilfsesuche des greisen polnischen Königs entschuldigen könnte. In dem Gemälde der Türkengefahr trägt der kaum zwanzigjährige Autor phantastisch übertreibend grau in grau auf. Von einer Bedrohung Danzigs oder gar Belgiens und Frankreichs durch die Türken konnte doch im Ernste nicht die Rede sein, und die Befürchtungen Sigismunds erwiesen sich recht bald als grundlos; im Gegenteil zerstreute sogar eine Annäherung zwischen Polen und dem Sultan vorübergehend die Wetterwolken am politischen Horizont. Im übrigen trägt die Dichtung naturgemäß das Gepräge ihrer humanistischen Zeit, der klassische Götterhimmel wird geplündert und die Helden der antiken Sage und Geschichte als Kronzeugen herangezogen.

Wieweit der schwungvolle poetische Weckruf des jungen Scholaren in der Gelehrtenrepublik oder gar bei den apostrophierten deutschen Fürsten Beachtung fand, vermögen wir nicht zu sagen. Wahrscheinlich gewann aber die Dichtung dem hoffnungsvollen Poeten manchen Gönner und Freund in beiden konfessionellen Lagern, in Deutschland sowohl wie in Polen. — Und der Elbinger Schulrektor Wilhelm Gnaphheus durfte sich wohl zum Dolmetsch

dieser Anerkennung machen, wenn er in seinem Triumphus eloquentiae i. J. 1541 den jungen Knobelsdorff unter den Leuchten der preußischen Lande besonders hervorhebt, weil seine Verse den Beifall auch der Gelehrten verdienen.¹⁾ Und einer seiner Schüler, Michael Hecht aus Marienburg, begrüßt unsern Eustachius, als er bei seiner Heimreise i. J. 1540 das Elbinger Gymnasium besucht, mit einem schwärmerischen Carmen, das sich in überschwenglichen Lobeßerhebungen nicht genug tun kann.²⁾ Besonders erfreut mochte Bischof Dantiskus über das ihm gewidmete Erstlingsdruckwerk seines jungen Schüglings sein, verdiente doch die patriotische Idee und die gewandte Form der Türkenelegie seine volle Anerkennung, und sicher wurde er in seinem Entschluß bestärkt, dem vielversprechenden Jüngling seine finanzielle Unterstützung angeheißen zu lassen.

Hatte schon im Herbst 1538 ein Pestschrecken, im Frühjahr 1539 eine große Teuerung in Wittenberg Beunruhigung hervorgerufen und manchen Studenten zur Abreise veranlaßt,³⁾ so kam es im Herbst 1539 zu einer panikartigen Flucht.⁴⁾ Erneut trat Ausgangs Oktober mit besonderer Heftigkeit die Pest auf, und rasch zerstreuten sich die Studenten voller Furcht von der gefährdeten Universitätsstadt, unter ihnen auch Knobelsdorff. Wie er im April 1540 seinem Gönner Dantiskus berichtet, ist er den ganzen Winter vor der Pest geflohen und hat dabei verschiedene Orte durchwandert; wir können seinen Aufenthalt damals nur in Leipzig und Kottbus nachweisen.⁵⁾

Nach dem nahen Leipzig begab sich Knobelsdorff, um an dieser Hochschule seine unterbrochenen Studien fortzusetzen. Wir finden seinen Namen zwar nicht in der Matrikel verzeichnet; indessen nahm die Leipziger Universität wohl die flüchtigen Wittenberger Studenten als Gäste auf und befreite sie für die kurze Zeit ihres Verweilens von den Aufnahmezeremonien und -Gebühren.

1) Gnaphei Triumphus, p. F. II.

2) Desselben Prima Aelbing. scholae foetura Pb. 23.

3) de Wette, Luthers Briefe, Sendschreiben usw. V, S. 174 ff. Kößlin, a. a. D. S. 446 f.

4) C. B. III, p. 801 ff. Melanchthon an Vitus Theoborus am 26. Oktober: Diffugiunt scholastici. Gestern ist die Gattin des Dr. Sebalduß Münster begraben, heute er selbst. Contagio multi perierunt. S. 825. (12. Nov.) Die Frequenz der Hochschule ist mäßig. Melanchthon beginnt in pessimistischer Ver Stimmung sein Testament.

5) Bibl. Czartoryski Krakau 1597 f. 1019.

Solange Herzog Georg von Sachsen lebte, ein persönlicher Gegner Luthers und der Reformation, hatte die Leipziger Hochschule zu den Hochburgen des deutschen Katholizismus gehört; aber nach seinem Tode (17. April 1539) suchte sein Bruder und Erbe Heinrich sofort die neue Lehre wie im Lande so auch an der Universität zur alleinigen Geltung zu bringen. In dieses Jahr der religiösen Ummwälzung fällt Knobelsdorffs kurzer Leipziger Aufenthalt. Da eine starke katholische Partei im Lehrkörper der Hochschule vorhanden war, stieß die Religionsänderung auf nicht unerhebliche Schwierigkeiten, denen Melanchthon durch Zwangsmaßnahmen gegen die alten Professoren, Verbot der Lehrkanzel, Absetzung oder Pensionierung zu begegnen riet.¹⁾ Als Rektor wirkte im Winter-Semester 1539/40 der Melanchthon befreundete Theologe Kaspar Vorner aus Großenhain, der mit besonderem Eifer die Reformation betrieb.²⁾ Unter den Magistern der Universität befand sich vielleicht noch Knobelsdorffs Landsmann Lukas David aus Allenstein, der um jene Zeit als Kanzler in die Dienste des Kulmer Bischofs Liedemann Giese trat und später als Hofrat Herzog Albrechts von Preußen seine umfangreiche Chronik Preußens schrieb.³⁾ Sicher hielt sich noch an der Leipziger Hochschule Simon

¹⁾ Köstlin, S. 422 ff. Hartfelder, S. 519 ff.

²⁾ Fr. Barncle, Caspar Vorner und die Reformation der Univ. Leipzig; in Kleine Schriften II. (1898), 81 ff.

³⁾ G. Freytag, Die Beziehungen der Univ. Leipzig zu Preußen; in der Ztsch. d. Westpreuß. Gesch. Ver. 44 (1902), S. 88. Das Ermland entsandte von den Dörfern des preußischen Ordenslandes die meisten Studenten nach Leipzig, bis z. J. 1539 nicht weniger als 412. (Freytag, S. 38) Auch unter den Leipziger Dozenten sind nicht wenige, die aus dem Ermland stammten oder später in den Genuß ermländischer Prämien traten. (a. a. O. S. 45 ff.) Die Professoren Thomas Werner aus Braunsberg und Johannes Knokeisen aus Allenstein machten sich durch Stiftung von Universitätsstipendien für ihre Landsleute um ihre Heimat besonders verdient. (Silienthal in den Preuß. Prov.-Blätt. XXVII (1842), 512 ff, 524 ff. G. P. XVII (1885), 52 ff, XVIII (1886), 129 f. Freytag, S. 28, 30, 56 ff, 64 f. G. Vont, Beiträge zur Gesch. Allensteins. Festschrift 1903. S. 73 ff.) Für die Allensteiner Stipendiaten war wohl das Juramentum scholaris ad Lipsense studium praesentandi bestimmt, das in den Frauenburger Acta capitali zum Jahre 1526 aufgezeichnet ist und die religiöse Haltung des erml. Domkapitels charakterisiert:

Ich N. swere zu Gott dem Allmechtigen das ich auff icht dise stunde des Martinij Lutheri oder sunst irkenner anderen secten oder kegereien, wie vmer die mogen namen haben oder deren Anhang vnd nachfolgern glaube, lere, religion, profession, schryfften, noch buchern nicht zugethan, holtt oder anhengig bin, oder die vor recht vnd gutt achte, oder hernachmals zu ewigen zeitten ye sein oder

Gerth aus Braunsberg auf, der im Herbst 1534 immatrikuliert und im Herbst 1537 zum Baccalaureus befördert worden war, um im Herbst 1540 zum Magister zu promovieren.¹⁾ Wahrscheinlich traf Knobelsdorff auch noch seinen Landsmann Samsen von Borein an, der im Frühjahr 1535 inskribiert worden war und im Genuß des Werner-Knolleisenschen Stipendiums stand.²⁾ Der 1536 immatrikulierte Bonaventura Knor aus Thorn, seit 1538 Baccalaureus, erfreute sich wie Eustachius der finanziellen Unterstützung des Bischofs Dantiskus³⁾

Knobelsdorff konnte wohl erst gegen Schluß des Winters in Leipzig sesshaft werden; trat doch auch hier die Pest gegen Ende des Jahres mit heftiger Stärke auf und hinderte z. B. die Besprechungen über die Universitätsreform.⁴⁾ Eustachius sah sich daher zur Flucht in gesunde Orte genötigt. Bei diesem unstillen Umherziehen kam er nach Rottbus, wo sein Frankfurter Rektor Caspar Marsilius als lutherischer Pfarrer wirkte. Bei ihm nahm er vorübergehend Aufenthalt und genoß die Gastfreundschaft dieses von ihm verehrten Mannes, von dessen Gelehrsamkeit und Frömmigkeit und kirchlicher Betätigung er die günstigsten Eindrücke gewann.⁵⁾ Mitte Februar 1540 weilt er in Leipzig, um die hier begonnenen Studien zu Ende zu führen, obwohl auch in Wittenberg die Seuche schon erloschen war. Am 19. Februar be-

achten wyl, Sunder wyl mher darvor mich alweg, auch in allen stellen vnd ortern hutten, die neyden vnd meiden, vnd allein im alten rechten Catholischen algemeynen glauben, lere, religion, bekentniß, vnderweisung, gebrauch, vnd einfarzungen, welche die heylige algemeyne Romische kirche, der Apostolische bepfliche stull daselbst, vnd ein wirdiges Capitell zur Frauenburgk mehne Erbherrn bekennen, leren vnd brauchen, auch von wyl hundert Jaren her stets einhellig bekant, gelartt vnd gehalten haben, mein leben lang bleyben vorharren vnd die selbige Catholische religion allein vor recht vnd warhafftig bekennen vnd halten wil, So werlich mir Gott helfff, vnd all seine lybe heyligen.

¹⁾ Frentag, S. 148.

²⁾ Eichhorn, Prälaten. C. 3. III, 548 ff. Samsen v. B. studierte seit 1546 in Rom, wurde 1559 erml. Domherr, 1571 Generaloffizial, 1584 Domkustos; letztere beiden Aemter hatte vor ihm Knobelsdorff bekleidet. Am 13. Juni 1586 starb der verdiente Prälat.

³⁾ Frentag, S. 149. Dankebrief des Knor an Dantisk. d. Lipsiae ex collegio beatae virginis 4. Mai 1539 im Bisch. Arch. Frbg. D. 6 f. 39.

⁴⁾ C. R. III p. 840. Melanchthon an Joach. Camerarius, d. 27. Nov. 1539; Lipsiae tota hyeme sic satis grassata est pestilentia et adhuc grassatur.

⁵⁾ C. R. III, p. 968. Melanchthon an Caspar Marsilius d. Leipzig 19. Februar 1540.

rührte Melanchthon auf seiner Reise nach Schmalkalden, wo wieder Besprechungen der lutherischen Partei mit kaiserlichen Gesandten über einen religiösen Ausgleich stattfanden, die Pleißeſtadt¹⁾ und Knobelsdorff verſäumte nicht, ſeinen verehrten Lehrer aufzuſuchen. Dabei gab er ihm von dem Kottbuſer Pfarrer und ſeinem amtlichen Wirken die rühmlichſten Schilderungen, die Melanchthon mit großer Freude aufnahm. Sogleich begann dieſer den ihm bis dahin unbekanntem Marſilius zu ſchätzen und zu lieben und richtete ein längeres Schreiben an ihn, in dem er um ſeine Freundschaft warb.²⁾ Bei dieſem Beſuch Knobelsdorffs kam das Geſpräch auch auf die damals aktuelle, oft erörterte Frage, ob es den lutheriſchen Fürſten erlaubt ſei, ſich und ihre Kirchen gegen den Kaiſer zu verteidigen, wenn dieſer ſie ihres Glaubens wegen angreifen wollte. Wenn Cuſtadius über dieſes Thema eingehend mit Melanchthon diſkutierte, muß er natürlich eine andere, gegenſätzliche Anſicht wie ſein Lehrer vertreten haben. Da dieſer aber das Recht der Selbſtverteidigung der proteſtantiſchen Reichsſtände dem Kaiſer gegenüber mit aller Entſchiedenheit verfocht, muß Knobelsdorff wohl den kaiſerlich-katholiſchen Standpunkt eingenommen haben, d. h. für den unbedingten Gehorſam und die Treue auch der lutheriſchen Fürſten gegenüber dem Kaiſer und für die Verwerfung alles bewaffneten Widerſtandes als ungeſetzlicher Empörung eingetreten ſein. Melanchthon begründete ſeine Theſe mit folgenden Argumenten: Ebenſo wie die unter der türkiſchen Thrannei ſtehenden Völker ſich mit Waffen ſchützen dürfen, wenn ſie der Türke mit Waffengewalt zur Abſchaffung ihrer chriſtlichen Religion zwingen wollte, ebenſo dürfen ſich auch die lutheriſchen Fürſten gegen den Kaiſer zum Schutz ihres Glaubens wehren. Es handelt ſich hierbei um das Naturrecht der Nothwehr, das auch durch das Evangelium nicht beſeitigt wird. Ebenſo wie man ſich bei offenbarem Unrecht, etwa bei Straßenraub, verteidigen darf, ebenſo dürfen die lutheriſchen Reichsſtände auch den gewaltſamen Verſuch des Kaiſers, „den alten Götzendienſt“ wiederherzuſtellen und die reformatoriſchen Errungenſchaften zu beſeitigen, als offenes Unrecht mit bewaffneter Hand abzuwehren. Ueberdies gehorchen die Fürſten als Vaſallen und werden frei, wenn ſie von ihrem Lehnherrn tyranniſiert werden. Das Verbot des Evangeliums „Ihr ſollt euch nicht rächen“ bezieht ſich auf den Privat-

¹⁾ C. R. III, p. 952, 968.

²⁾ a. a. O. p. 968 f.

mann, läßt aber den Fürsten, denen das Gesetz die Befehlsgewalt übergeben hat, den Gebrauch der Waffen zur Verteidigung frei. Wie also Konstantin mit Recht die Kirche gegen Licinius verteidigte, wie die christlichen Völker sich gegen die Tyrannei des Türken wehren, ebenso rechtmäßig würden die lutherischen Fürsten handeln, wenn sie ihre Kirche gegen kaiserliche Gewalt schützten.

Offenbar wollte Melanchthon mit der ausführlichen Wiedergabe seiner Argumentation auf Kaspar Marsilius selbst einwirken, der Knobelsdorffs Ansichten geteilt haben mag. Hatte doch auch Luther 11 Tage vorher mit ähnlichen Gründen auf den Rottbuscher Prediger Johann Lübeck zu wirken gesucht.¹⁾

Neben dieser ernststen Diskussion ging auch ein Austausch persönlicher Erlebnisse und Neuigkeiten zwischen Melanchthon und Knobelsdorff einher. Mit besonderem Interesse muß letzterer die Nachricht vernommen haben, daß sein vertrauter Studienfreund Christoph Syngel aus Mansfeld soeben die Leucorea verlassen und Quedlinburg aufgesucht habe, um sich dort um eine Stelle im städtischen Schuldienst zu bewerben. Wir besitzen noch das Empfehlungsschreiben Melanchthons vom 11. Februar 1540, worin er sich bei dem Rat von Quedlinburg für den zwar jungen, aber im Lateinischen sehr wohl gelehrten, züchtigen und ehrbaren Scholaren verwendet.²⁾ Knobelsdorff bedauert Syngels frühzeitigen Abschied von der alma mater, zu der ihn leidige Geldsorgen zwingen, aufs lebhafteste; hat ihm doch der schon so früh in die Fron des Amtes und ins graue Philisterium Scheidende als gleichgesinnter, dichterisch empfindender und frohgemuter Kommilitone besonders nahe gestanden. Daher weicht er dem scheidenden Freund ein Abschiedscaermen, das dieser im Jahre 1546 am Schlusse seines Büchleins lateinischer Epigramme veröffentlicht:³⁾ „So eilst du also fort aus unserm Lande, in die Fremde, Freund, fort von

¹⁾ De Wette, V, 159 ff.

²⁾ Christoph Schnegel in der *Matrikel* genannt, ist im Winter 1536 in Wittenberg inskribiert. Foerstemann, S. 162. C.R. III, p. 953 teilt das Empfehlungsschreiben Melanchthons an den Quedlinburger Senat mit.

³⁾ *Christophori Syngelii Mansfeldensis epigrammatum liber unus. Imp. Erphordiae per Melchiorum Saxonem. 1545.* Syngel widmet das Büchlein dem Bürgermeister und Rat von Helmstädt, wo er auf Anlaß von Bugenhagen früher Schulrektor u. Prediger gewesen war. Er geht von da nach Sangershausen als Prediger. Am Schlusse der 40 Seiten starken Edition das *Protrepticon ad Christophorum Syngelium a Witeberga discedentem, auctore Eustathio a Knobelsdorf, equite et poeta Prussiaco.* Wir lassen hier das Gedicht im lat.

den lieblichen Auen Wittenbergs, wo es dem Mufenchor so wohl gefällt, und nicht vermögen dich die lieben Genossen, nicht die purpurwangige Lemnia zurückzuhalten.¹⁾ Graufames Loß, weshalb erfüllst du mit stygischer Finsternis die Erde, immer den Bösen hold, den Braven mißgünstig? Den Untwürdigen spendest du mit vollem Horn deine Gaben, läßt aber die Frommen in unsagbarer Not leben. Was überhäufft du die mit Schätzen, denen das nutzbringende Studium ein Ufel ist? Diese hätten lieben im niederen Häuschen alt werden sollen, gebückt hinter dem Pfluge einher-

Original ungefürt folgen, um an ihm den charakteristischen, von Ovid stark beeinflussten Stil des Eustachius zu zeigen.

1. Ergone sic nostris procul hinc discedis ab oris,
O mihi Thaeæo iuncte sodalicio?
Leucorique soli dulcissima prata relinquis,
Prata, quibus Clarius gaudet adesse chorus?
5. Nec festinantem chari remorantur amici
Nec te purpureis Lemnia nota genis.
Sors mala, quid Stygia replet caligine terram,
Semper amica malis, invidiosa probis.
Suggeris indignis pleno tua munera cornu,
10. Innumeraque pios vivere clade sinis.
Quid cumulas opibus studium quibus utile sordet?
Hos decuit parva consensisse casa,
Incurvos vel aratra sequi, vel scindere terram,
Quid nisi quod curat pessima turba gulam?
15. At qui continuis studiis Heliconæ frequentant,
Debuerant censu splendidiore frui.
Omnia diversa sub conditione vagantur,
Jugeniis minime dignus habetur honos.
Haec sors Syngelium nostris divellit ab ulnis,
20. Cogit et Albiacæ deservisse scholam.
Pieridasque suas et amoenæ Phocidos antra
Linquere cum doctis, res odiosa, viris.
Syngelius nostros non ultimos inter amicos,
Caucaseis cuius labra rigantur aquis.
25. Hinc procul externas abiturum meditatur in oras,
Amplius in nostra nec remanebit humo.
Quæ dilecte tibi nunc digna propemptica scribam
Tristior hibernis horridiorque locis?
Dum mea secreto tunduntur pectora morsu,
30. Quæ te de nobis tam procul ire dolent,
Insuper est currus qui te vehat inde paratus
Fraenæque iam saturis iniiciuntur equis.
Dii faciant, fausto solvas ut sidere classem
Atque viam vento prosperiore secas;

gehend oder mit dem Spaten grabend; weiß aber nicht gerade die übelste Gesellschaft so wohl für den Gaumen zu sorgen? Und doch hätten jene reichere Einkünfte verdient, die zu fortgesetztem Studium den Helikon besuchen. Alles ist verkehrt, den Talenten wird am wenigsten die gebührende Ehre erwiesen. So reißt das Schicksal Syngel aus unsern Armen und zwingt ihn, die Elbschule zu verlassen, die Musen und leider auch die Grotten des lieblichen Rhocis mit den gelehrten Männern.²⁾ Syngel, nicht der letzte unserer

35. Salvus ad optatas ut delabaris arenas,
Quas volvit vitreis Buda decorus aquis.
Dii tibi sint comites, quibus est custodia fontis,
Bellerophontaei qui pede factus equi.
Tuque, beatorum spes et fiducia vatam,
40. Syngelii serva, Phoebe canore, caput.
Ne male crescenti noceant contagia vati,
Eximilis extet charus ubique viris.
Sic tua Phlaegreis cantabit proelia campis
Centimanosque tua succubuisse manu.
45. Efficias illi faciles Cytheraea puellas,
Intrat in ignotam dum peregrinus humum.
At Dea quae fluxo te circumvolvis in orbe,
Instabilem tandem verte benigna rotam.
Invida versutae demas velamina fronti,
Non oculo post hunc insidiante vide.
50. Haec exopto tibi cupidis carissime vobis,
Dii faciant votis ut tueare meis.
Interea studiis aegrum solabor amorem,
Dum tu de nobis, care sodalis, abes.

Zu Vers 2 vgl. Ovid's Tristia I, 3: o mihi Thesea pectora juncta fide!

Zu V. 6 Ob. Amores I, 4: Purpureas tenero pollice tange genas.

Zu V. 21 Ob. Trist. III, 7: Aut inter libros Pieridasque suas.

Zu V. 40 Ob. Ars amandi III v. 142: Talis es assumpta, Phoebe canore, lyra.

Zu V. 45 Ob. Metamorph. X, 150 s.: — cecini plectro graviore Gigantas,
Sparsaque Phlegraeis victricia fulmina campis

und Amor II, 1: Ausus eram, memini, caelestia dicere bella
Centimanumque Gygen . . .

Zu V. 45 Der Beinamen Cytheraea kommt bei Ovid öfter vor.

Zu V. 47 s Ob. Trist. V, 8: Nec metuis dubio Fortunae stantis in orbe
Numen et exosae verba superba deae?

Kenner des Ovid würden leicht noch zahlreichere und bezeichnendere Entlehnungen feststellen können.

¹⁾ Deckname wohl für eine Schenkerin.

²⁾ Rhocis war die Landschaft, in der Delphi mit seinem berühmten Orakel lag. Ob Kn. bei diesem Vergleich mehr an die Reformatoren oder an die Professoren von Wittenberg und Kursachsen denkt, bleibe dahingestellt.

Freunde, dessen Lippen sich mit kaukasischen Wassern feuchten,¹⁾ plant den Aufbruch in fernentlegene Gegenden und will nicht mehr länger in unserem Lande bleiben. Was soll ich nun, Geliebter, Würdiges zum Geleite schreiben, trauernd und schauernd in meinem Winterquartier? Während mein Herz noch betäubt ist von dem Schmerz über deinen Fortgang, steht der Wagen vor der Tür, der dich abholt, und schon werden den fatten Rossen die Bäume angelegt. Mögen die Götter geben, daß du unter glücklichem Stern die Anker lichteest und den Weg mit günstigem Winde zurücklegst, damit du heil zu dem erwünschten Strande gelangst, den der anmutige Buda²⁾ mit seinem kristallklaren Wasser bespült. Die Götter, die den Quell des Pegasus behüten, seien deine Begleiter, und vor allem du, Hoffnung und Zuversicht aller Poeten, sangeskundiger Phöbus, schütze unsern Syngel! Möge nicht schlechter Umgang die Schwingen des jungen Dichters lähmen, möge er vielmehr überall ein Liebling der trefflichsten Männer sein. So wird er deine Siege, Jupiter, auf den phlegäischen Gefilden über die hunderthändigen Giganten besingen. Du, Göttin von Rhythera, mache ihm die Herzen der Mädchen geneigt, wenn er als Fremdling in ein unbekanntes Land kommt. Und du, Glücksgöttin, die du auf schwanker Kugel thronst, wende endlich huldvoll das unstete Rad; nimm von der erfahrenen Stirn die Schleier des Neides und blicke ihn mit freundlichem Auge an. So lautet mein heißester Wunsch, treuester Freund, und die Götter mögen ihm Erfüllung geben. Inzwischen will ich meinen Schmerz über deinen Weggang im Studium zu trösten suchen, treuer Genosse.“

Nach Schluß des Leipziger Winter-Semesters³⁾ kehrte Knobelsdorff nach Wittenberg zurück und empfing hier eine willkommene Sendung seines bischöflichen Mäzen. Unverhältnismäßig lange

¹⁾ Bei dieser geschraubten Metapher scheint Kn. an den zukünftigen Aufenthalt seines Freundes in der Stadt am Harz zu denken; der Kaukasus galt den antiken Dichtern als das fernste Gebirge. Dabei handelt es sich in Wirklichkeit nur um eine Entfernung von etwa 100 km.

²⁾ Die Bode, die an Quedlinburg vorbeifließt.

³⁾ Von Knobelsdorffs Leipziger Studium spricht ausdrücklich auch sein Zeichenredner Hildebrand (S. B. XV, 105); allerdings verlegt er es fälschlich in die Zeit zwischen dem Frankfurter und dem Wittenberger Studienaufenthalt. Hipler, dem (a. a. O. S. 101) die Hauptursache von Kn.'s Uebersiedelung nach Leipzig, die Pest in Wittenberg, entgangen ist, bringt Melanchthons Briefe im C. R. III, p. 905 und 968 m. C. in einen falschen Zusammenhang; siehe darüber oben S. 95 Anmerkung.

war diese Post unterwegs gewesen, weil sie dem unstet umherziehenden, vor der Seuche fliehenden Adressaten nur mit Mühe zugestellt werden konnte. Zunächst enthielt sie einen huldvollen Brief, in dem Dantiskus seinen Schützling aufforderte, in die Heimat zurückzukehren, wenn von der Pest noch irgend eine Gefahr drohe. Auch Gedichte hatte der Bischof beigelegt, in denen er derselben Aufforderung poetischen Ausdruck verlieh. Am wertvollsten mußte Eustachius aber das großmütige Geschenk von 10 Joachimstalern sein, um so mehr, als seine Barschaft durch die Reisen völlig erschöpft war, sodaß ihm kaum ein Dreier übrig geblieben war. 8 Joachimstaler mußte er seinem Privatlehrer geben, der ihm während der beiden Wittenberger Jahre die vier Bücher der Institutionen erklärt hatte; die zwei andern verwandte er für den Lebensunterhalt.

Bald nach Empfang dieser Post richtet er am 19. April ein Antwortschreiben an Bischof Dantiskus, das naturgemäß an devoten Schmeicheleien nicht arm ist. Er bedauert darin, den Brief nicht rechtzeitig empfangen zu haben; er wäre sonst gern der Einladung in die Heimat gefolgt, um dort Eltern, Brüder, Verwandte und Bekannte wiederzusehen, besonders aber seinen hohen Gönner selbst. Schon lange habe er eine Gelegenheit herbeigesehnt, um den ihm vom Aussehen Bekannten, jetzt aber durch Korrespondenz und Unterstützung so eng Verbundenen umarmen und küssen zu können, um seinen beglückenden Umgang zu genießen und Zeuge seiner mustergültigen Regierungstätigkeit zu sein. Beim Lesen des bischöflichen Briefes habe er sich nicht wenig geärgert, daß er so feige gewesen und nicht sogleich die preußische Heimat aufgesucht habe, wo er nicht nur die angenehmste Unterhaltung mit seinen hochbetagten Eltern genossen, sondern auch einen Mentor gefunden hätte, durch dessen Erfahrung und Klugheit die Unwissenheit seiner Jugend hätte belehrt werden können. Aber das Geschehene läßt sich nicht ungeschehen machen. Jetzt hat er seine Studien wieder aufgenommen, denen er Tag und Nacht obliegt. Die Pest ist erloschen, und er sieht keinen triftigen Grund fortzugehen. Für das Geld möchte er dem Bischof gern den schuldigen Dank wissen, aber Wort und Tat reichen dazu nicht aus. Und nun schließt sich an den Ausdruck seines Dankes neue Bitte um Unterstützung und Rat und die Entwicklung seiner eigenen Studienabsichten.

Lange habe er über die Fortsetzung seiner Studien nachgedacht; viele Gründe sprächen dafür, eine andere Hochschule aufzusuchen,

aber andererseits schiene ihm auch wieder kein Ort geeigneter als Wittenberg. Nach Italien lockt ihn der berühmte Bembo,¹⁾ Sannazaro,²⁾ Vida,³⁾ nach Frankreich Budé⁴⁾ und andere hochberühmte Männer, „aber den Weg dorthin verschließt mir jene blinde Göttin, die auf der Kugel thront. In der Heimat mich zu verfrachten, hielt ich nicht für rätlich, da ich noch so jung bin und noch nichts Gründliches in der Rechtswissenschaft gelernt habe. Wenn ich daher schon jetzt die ehrsamten Studien aufgeben müßte, würde ich zweifellos nicht nur nichts Abgeschlossenes zum Nutzen des Staates mitbringen, sondern auch das der Vergessenheit anheimgeben, was ich jetzt nicht ohne Lob begonnen habe. Schließlich fiel mir Löwen ein, die gefeierte Hochschule in Niederdeutschland, die mir öfter von tüchtigen Männern empfohlen worden war; sie soll nicht nur von den Störungen, wie sie die verschiedenen Sekten mit sich bringen, verschont sein, sondern auch durch die Humanität ihrer Bürger ausgezeichnet sein. Daher halte ich es für ratsam, dort ein oder zwei Jahre, falls möglich, zuzubringen. Zu dir, Hoheit, fliehe ich daher wie zu einem heiligen Anker. Deinem Urtheil und deiner Entscheidung unterwerfe ich meine einfältige, kindliche Meinung. Dein väterliches Wohlwollen wolle prüfen, was meinem Alter am nützlichsten ist, und mich dazu hilfreich unterstützen. Zu wem denn anders sollte ich sonst meine Zuflucht nehmen? Meine Eltern sind schon hinfällig und so unbemittelt, daß ich von ihnen eine größere Beihilfe weder erwarten kann noch darf. Was sie anfangs theils durch Erbschaft theils durch eigenen Fleiß zusammengebracht hatten, das hat ihnen das grausame Feuer, das die ganze Stadt verwüstete, geraubt. Dazu kommt die Zahl so vieler Kinder, denen ich ein offenes Unrecht antäte, wenn ich duldete, daß alles für mich aufgewendet und ihr gesetzliches Erbe dadurch verbraucht würde. Die Freunde, wenn ich welche habe, scheuen die Ausgaben; manche glauben wohl gar, daß das Geld verloren sei, das zum Studium der schönen Künste verwendet werde. Und manche sind der Ansicht der Kyklopen, die Wissenschaften hätten für den Staat keinen Wert.

1) Der berühmte Humanist Pietro Bembo, Bibliothekar in Venedig, seit 1539 Kardinal, † 1547.

2) Jacopo Sannazaro, lateinischer Dichter in Neapel. † 1530.

3) Marco Girolamo Vida, neulat. Dichter, Bischof von Ostia, † 1586.

4) Guillaume Budé, der größte Hellenist seiner Zeit, starb 1540 in Paris.

Aber da deine Hoheit nicht nur den Nutzen der Studien kennt, sondern auch in öffentlicher Dichtung bezeugt hat, daß sie ein Wohl meiner Studien sein wolle, so bitte ich dich, mich nicht zu vernachlässigen, sondern gütigst zur Vollendung dessen beizutragen, was durch die großen Aufwendungen der Meinigen begonnen wurde. Durch den kleinen wissenschaftlichen Fortschritt, den ich bisher erreicht habe, würde ich bei dem großen Mangel an Gelehrten sicherlich schon erreichen, daß ich mich ganz anständig ernähren könnte; aber da ich mir ein anderes Ziel gesteckt habe, nämlich die Förderung, Ehre und den Nutzen der Heimat meinem persönlichen Vorteil vorziehe, würdest du die Aufwendung für meine Studien nicht sowohl mir persönlich, als vielmehr der Vaterstadt und deiner ganzen Provinz angebeihen lassen“.

Mit dem Einverständnis des Bischofs möchte Knobelstorff zur nächsten Fastenzeit oder früher mit seinem ganzen Gerät in die Heimat zurückkehren und von da zu Schiff nach den Niederlanden aufbrechen. Indem er seinen hohen Gönner nochmals bittet, ihn nicht zu vergessen, damit er bei der herrschenden Teuerung unter den unhumanen Menschen an Hunger nicht zugrunde gehe, schließt er mit den besten Wünschen für die Gesundheit und das Wohlergehen seines Landesherrn.

Fast in denselben Tagen, in denen Knobelstorff diesen Brief an Dantiskus schrieb, hatte dieser von seinem Hofe Schmollainen sein zweites Mandat „wider die Lutherei“ publiziert. Er gab damit den Befehl König Sigismunds vom 25. März weiter, den dieser mit Zustimmung des Krakauer Reichstages gegen den Besuch der lutherischen Hochschulen erlassen hatte. Danach sollte ein Hinausfenden der Kinder nach Wittenberg, Leipzig, Goldberg oder anderen der Ketzerei verdächtigen Orten mit Todesstrafe, Proskription und Gütereinziehung bestraft werden. Allen, die sich auf den genannten Schulen befinden, wird ein Zeitraum von 6 Monaten zum Verlassen derselben gewährt.¹⁾ Auf die Rückfrage des Bischofs Dantiskus, wie dies Edikt auszulegen sei, erwiderte der König, daß genau nach seinem Wortlaut zu verfahren sei. Demgemäß befahl Dantiskus durch sein Mandat vom 15. April 1540, daß bei den angedrohten Strafen jedermann seinen Sohn oder Blutsverwandten binnen 8 Monaten „aus vergiftigten Stellen der ketzerischen Lutherei, dorinnen der mocht sein,“ zurückrufen

¹⁾ Bivier, 464 f.

solle. Weitere strenge Verbote richteten sich gegen keizerliche Schriften.¹⁾

Dieses Edikt setzte natürlich Knobelsdorffs Studienaufenthalt in Wittenberg ein unvermutet rasches Ende. Und da Eustachius ohnehin die Absicht gehabt hatte, vor einer Fortsetzung der Studien an einem anderen Orte der Einladung seiner Eltern und des Bischofs Dantiskus in die Heimat zu folgen, die er bereits vor vier Jahren verlassen hatte, so begab er sich noch im Frühjahr auf die Heimreise. Wahrscheinlich berührt er unterwegs die Stadt Elbing, jedenfalls stattet er dem dort unter der Leitung des Humanisten Wilhelm Gnaphheus stehenden Gymnasium einen Besuch ab und wird hier, da sein Dichterruhm in der Heimat sich schnell verbreitet haben mochte, von dem Schüler Michael Hecht aus Marienburg mit folgendem bombastischen Stehgreif-Gedicht begrüßt:

„Heil dir, eifriger Priester der Musen, heil dir, hoher Ruhm der preußischen Erdel! Auf deine Ankunft freut sich der Musen Chor, bei deiner Rückkehr jubelt dein Vaterland. Wie das Rom des Mars stolz ist auf Vergil und das gelehrte Griechenland auf die Gefänge des Kolophoniers (Homer), so freut sich unser Land über dich und ist glücklich, einen solchen Dichter geboren zu haben. Vielleicht verherrlichst du auch einmal, gelehrter Dichter, die Heimat mit den schönen Weisen deiner Zither. Welchen Reichtum der Sprache atmen deine süßen Schriften, wie hell ist dein Geist, glücklicher hat ihn noch nie unser Land getragen. Glückauf also, gelehrter Dichter, fahre fort, deine Heimat mit deinem Glanze unter günstigen Auspizien zu erleuchten.“²⁾

So suchten die Elbinger Lateinschüler im Einverständnis mit ihrem Lehrer den durch seine Türkenlegie und das *Carmen paraeneticum* des Bischofs Dantiskus bekannten jungen Poeten zu feiern. Und sie mochten den so früh Berühmten um so mehr anstaunen und mit Fragen bestürmen, als er von Wittenberg kam,

¹⁾ Hipler, Spic. Cop. S. 332 f. Bereits am 21. März 1539 hatte Bischof Dantiskus von Heilsberg aus ein Mandat „wider die Kezerey“ erlassen, worin er den Anhängern der Wittenberger Lehre gebot, binnen Monatsfrist das Bistum zu verlassen; zugleich befahl er die Auslieferung und Vernichtung lutherischer Schriften u. bedrohte das Wesen derselben mit schweren Strafen. Ebda. S. 329 ff.

²⁾ Gratulatio Michaelis Hechti Mariaeburg. in adventum generosi adolescentis Eustachii a Knoblesdorff. in collegium Elbingense ex extemporali carmine in Gnaphheus, Faetura. Pb. 23. Abgedruckt im C. B. XV, 101 Anm.

dem Brennpunkt des deutschen Humanismus und der Reformation, als er mit den führenden Männern der Leucorea hatte verkehren dürfen. Und vieles Interessante hatte der Heilsberger Bürgermeistersohn von seiner vierjährigen Scholareizeit zu erzählen.

In seine Vaterstadt heimgekehrt, genoß Eustachius einige Monate die Liebe und Pflege seiner Eltern und Aundervandten, die mit Stolz auf den hoffnungsvollen Jüngling blicken durften. Aber nicht minder umgab ihn Bischof Dantiskus mit seiner väterlichen Sorge und Huld, freute sich, daß Ovids Geist in seinen Schüßling übergegangen sei,¹⁾ schloß ihn, den er nun erst persönlich kennen lernte, vollends in sein Herz und beschloß, sich fürderhin seiner ganz anzunehmen. Andererseits dankte ihm Knobelsdorff für sein gnädiges Wohlwollen, war er ihm doch für die finanzielle Unterstützung nicht minder wie für die poetische Auszeichnung tiefverpflichtet, und zudem beruhte die Zukunft seines Studiums vorwiegend auf der Gnade seines bischöflichen Landesherrn, vor allem mochte er seinen Dank in ausführlichen Berichten über seine Studien und Erlebnisse, Erfahrungen und Beobachtungen auf Deutschlands hohen Schulen abstatton, und Dantiskus, der an dem Geistesleben seiner Zeit den lebhaftesten Anteil nahm, war sein aufmerksamer Zuhörer.

Indessen der Wissensdurst unseres Eustachius war noch nicht gestillt, sein Bagantentrieb noch nicht erloschen. Eben erst 21 Jahre alt, fühlte er sich noch zu jung, um sich schon im Dienste der Heimat Fesseln anlegen zu lassen. Was er dem Bischof schon von Wittenberg geschrieben hatte, daß er noch nicht den rechten Studienabschluß erreicht habe und sich daher der Heimat noch nicht im erwünschten Maße nützlich machen könne, das wiederholte er sicher mündlich, und Dantiskus, dessen Humanistenherz sich solchen Gründen nicht versagen konnte, willfahrte gern den Bitten seines Schüßlings, indem er ihm in vornehmer Liberalität die finanzielle Unterstützung seiner weiteren Universitätsstudien in Aussicht stellte.

(Schluß folgt).

¹⁾ Duplicius Schepper an Dantiskus (dat. Vinche i. Hennegau, 12. April 1541): pro merito scripsoris animam Nasonis in illius pectus migrasse. Cod. Dant. Upsal. II, S. 37.

Erbpacht von Sankau 1780.

Aus den in Sankau befindlichen „Acta die Erbpachtung des
Vorwercks Sanckau betreffend von anno 1779 ab“ mitgeteilt von
† Professor Dr. Fleischer.

Dittrich sagt in seinem Aufsatz „Die Ausführung des Breve Dominus ac Redemptor vom 21. Juli 1773 in Westpreußen und Ermland“ (E. B. XII, 144 und 164): „Friedrich der Große war noch 1776 entschlossen, die Jesuiten, trotzdem sie als Sozietät nicht mehr existierten, »bei ihren Gütern schützen und handhaben zu lassen.« Sein Minister Hohm war sich nur nicht klar darüber, ob die Güter von der Kammer in ordentliche Administration genommen und die Jesuiten selbst an der Bewirtschaftung derselben keinen Anteil haben sollten. . . . Der König wollte den Güterbesitz des Ordens als Voraussetzung der Erhaltung der Schule unangetastet lassen, und nach langem Schwanken, ob er die Verwaltung den Jesuiten selbst überlassen oder aber in seine Hand nehmen sollte, entschloß er sich für das letztere, weil er dadurch den Exjesuiten Lasten und Arbeiten abzunehmen und zugleich höhere Erträge erzielen zu können hoffte. So in Schlessien, so auch in West- und Ostpreußen.“

Das trifft jedoch für Sankau nicht zu. Da hat man nicht lange geschwankt. Die Publikation des päpstlichen Breves hatte der König immer hinzuziehen gewußt. Erst am 22. Juni 1780 erfolgte sie durch den ermländischen Generalvikar von Behmen im Refektorium des Jesuitenhauses zu Braunsberg. Aber Sankau war den Jesuiten längst genommen. Der Amtmann von Braunsberg, Johann Hart, (der auch das früher bischöfliche Vorwerk Kleinau besaß) erklärt am 9. September 1778, daß Sankau ihm bereits seit fünf Jahren verpachtet sei, und erhebt Einspruch dagegen, daß jetzt ein Visitationstermin angesetzt werde behufs Erbpachtung. Nach vielen Verhandlungen schloß am 30. Mai 1780 die Königliche Ostpreußische Kriegs- und Domänenkammer mit

dem genannten Hart einen Erbpachtcontract ab, der unter dem 10. Juli 1780 die Bestätigung des Königs fand. Er lautet:

Seine Königliche Majestät von Preußen
Unser allergnädigster Herr!

confirmiren, ratificiren und bestätigen den hierbey gehefteten, von der Ostpreußischen p. Cammer mit dem Amtmann Hart zu Braunsberg, wegen des ihm in Erbpacht überlassenen zum Ermländischen Domainen-Amte Braunsberg gehörigen und aus Ein und Drehzig Huben Acht Morgen Zwölf Ruthen Magdeburgisch oder Drehzehn Huben 24 Morgen 122 Ruthen Culmischen Maaßes bestehenden Vorwercks Sanckau, geschlossenen Erbpacht-Contract hiermit und kraft dieses in allen Punkten und Clausuln, befehlen auch dero Ostpreußischen p. Cammer zugleich in Gnaden, über die Erfüllung solchen Contracts zu halten und den Acquirenten imgleichen deßen Erben und künftige rechtmäßige Besitzer dieses Vorwercks so lange sie Praestanda praestiren, dabey gebührend zu schützen.

Signatum Berlin, den 10ten July 1780.

Friderich.

(L. S.)

Confirmation

des mit dem Amtmann Hart zu Braunsberg,
wegen des ihm in Erb-Pacht überlassenen
Vorwercks Sanckau
geschlossenen Erb-Pacht-Contracts.

Nachdem Se. Königliche Majestät per Rescripta vom 10ten May und 20ten Decbr a. p. allergnädigst zu approbiren geruhet, daß das zum Ermländischen Amte Braunsberg gehörige Vorwerck Sanckau dem Amt Mann Hart seinen offernten und eingegangenen Conditionen gemäß in Erb-Pacht überlassen werden soll; so ist nachstehender Erb-Pacht-Contract darüber bis auf Königl. allerhöchste Confirmation verabredet und geschlossen worden.

1.

Wird von der Königlichen Ost-Preußischen Krieger und Domainen-Cammer dem Amt Mann Hart das im Ermländischen Domainen Amt Braunsberg belegene und dazu gehörige in Ein und Drehzig Huben 8 Morgen 12 Ruthen Magdeburgisch oder Drehzehn Huben 24 Morgen 122 Ruthen Culmisch bestehende Vorwerck Sanckau incl. den innerhalb den Grenzen dieses Vorwercks

befindlichen Fünf und Achtzig Morgen Neun und Siebenzig □ Ruthen Wald und Gesträuche und dem Gratial-Guth Althof mit allem auf dem Wortwerck befindlichen in der Beilage specificirten Inventarien-Stücken wie auch das von den Jesuiten vormahls zu ihrer Ergöghlichkeit erbaute massive Wohn Haus und Capelle, da selbige sich aller Ansprüche daran begeben haben, von Trinitatis 1780 ab dergestalt in Erb-Pacht überlassen, daß er seine Erben und nachfolgende rechtmäßige Besizern damit nach Erb-Pachts-Recht und Gewohnheit schalten und walten und daselbe nach ihrem Gutfinden jedoch Wirthschaftlich nutzen, auch solches nach vorhero eingeholtem Consens der Ost-Preußischen Kriegeß und Domainen Cammer andertweit veräußern oder sonst darüber disponiren können.

2.

Submittiret sich Erb-Pächter, für dieses ihm in Erb-Pacht überlassene Wortwerck Sanckau nebst denen dazu gehörigen und §. 1. mit mehreren beschriebenen Att und Pertinentzien ein Einkaufs-Geld von Fünf Hundert und Zwanzig Reichsthaler sogleich nach eingegangener Königlichem Allerhöchsten Confirmation in guter Cassenmäßiger Münze an die Königlische Ost-Preußische Domainen-Casse zu bezahlen, nicht weniger

3.

alljährlich einen fixirten Canonem von Drey Hundert Vier und Bierzig Reichsthaler 23 gr 10 Pf. von Trinitatis 1780 ab in Quarthal Ratis und zwar ein Viertel in Golde, den Friedricdor zu 5 rth. gerechnet, und das übrige in guter Cassenmäßiger Silber Münze, an das Amt Braunsberg oder wo es sonst befohlen wird prompt und ohnerinnert sub poena paratissimae Executionis zu entrichten, auch

4.

Für sich seine Leuthe und Gärtner das gewöhnliche Mühlen-Geld für jede Person von 12 bis 60 Jahr imgleichen von dem Malze und Futter-Schrott das gewöhnliche Meß und Mahl-Geld nach dem Anschlage alle Jahr an das Amt Braunsberg abzutragen.

5.

Kann Erb-Pächter weder das zur ersten Instandsetzung derer Wortwercks-Gebäude erforderliche freye Bau Holz aus Königlischer Forst, da ihm der in den Wortwercks-Grenzen belegene Wald mit überlassen wird verlangen, noch in der Folge zur Unterhaltung oder neuen Auf-Bauung der Gebäude irgend einiges Holz fordern,

sondern er muß solches jetzt und künftig aus nur gedachtem Walde hernehmen, oder sich sonst ex propriis anschaffen, auch die gesamten Gebäude gleich jetzt aus eigenen Mitteln in völlig guten Stand setzen, wozu demselben weder Frey-Jahre noch Hülfss-Fuhren accordiret werden.

6.

Ist Erb-Pächter schuldig und verbunden die Kirchen und Schul-Praestanda abzutragen, imgleichen auch die Steege Wege und Brücken innerhalb den Wortwerck-Grenzen nicht weniger die Feld und Wiesen-Graben für beständig aus seinen eigenen Mitteln ohne irgend eine Behülfe in guten Standt zu setzen und zu unterhalten. Dagegen wird die auf der Landt-Strasse belegene Brücke über den Baude-Fluß so nach wie vor auf Königliche Kosten unterhalten.

7.

Machet Erb-Pächter sich verbindlich, zur Verpflegung der Cavallerie das auf dieses von ihm in Erb-Pacht genommene Wortwerck repartirt werdende Fourage-Quantum desgleichen auch wenn auf Er Königliche Majestaet allerhöchsten Befehl Getreide an die Königliche Magaziene verlanget wird, solches gegen Bezahlung und zwar nach dem Preiß so andern Einfaßen accordiret werden wird jedesmahl ohnweigerlich zu liefern, nicht weniger die Krieges und Maerch-Fuhren zu leisten.

8.

A die traditionis cessiret alles bisherige zum Wortwerck Sanckau praesirte Schaartwerck und sonstige Dienste von denen Amts Unterthanen und muß Erb-Pächter keine weitem Dienstleistungen verlangen. Wie er nun solches aufs genaueste zu halten verspricht, so begiebt er sich auch alles freyen Brenn-Holzes aus Königlichen Wäldern, und macht sich anheischig, sich solches aus eigenen Mitteln jederzeit anzuschaffen, dagegen ist derselbe

9.

Von allen Beyträgen es sey an baarem Gelde und Fuhren oder Diensten zu irgend einem Vestungs-Bau gänzlich frey. Nur wenn eine gewisse Anzahl Arbeitther aus der ganzen Prowinz dazu gestellet werden muß, so können die auf dem in Erb-Pacht genommenen Wortwerck Sanckau wohnende Inst- oder Mieths-Leuthe, Eigenkätthner Vobleuthe Häußlinge und wie sie sonst heißen mögen, sich nicht entziehen mit andern Leutthen ihres gleichen sich zu der Arbeitth wenn es von der Krieges und Domainen Cammer be-

sohlen wird, und sie die Reihe trifft, gleichfalls zu stellen, und die ihnen gesetzte Zeit über daselbst gegen Bezahlung zu bleiben wobei jedoch darauf gesehen werden wird, daß weder ein Orth für den andern noch eine Person für die andere praegraviret werde.

10.

Wird dem Erb-Pächter die Erlaubniß gegeben, für sich und seine auf dem Vorwerd befindlichen Leuthe geringes Hauß Bier zu fabriciren, jedoch muß davon weder etwas verkaufet noch ein Schank-Werd daraus gemacht werden, wogegen das benöthigte Bier und Brandtwein, auch zu Ausrichtungen aus dem Amte Braunsberg genommen werden muß.

11.

Wird dem Erb-Pächter das Vorwerd zu Cöllmischen Rechten verliehen, auch ihm die Jurisdiction über seine Leuthe mit Zuziehung eines besonders dazu verehdeten Justitiarii gestattet, jedoch muß er hierfür außer dem jährlichen Erb-Zinß, nach seiner Submission, jährlich Zwey Reichsthaler zur Justitz-Aemter Sportul Casse, loco Indemnisationis bezahlen.

12.

Begiebet sich Erb-Pächter sowohl für sich als seine Erben und nachfolgende rechtmäßige Besizern, bey allen vorfallenden Schaden-Ständen, wegen Miß-Wachß Hagel-Schaden Vieh-Schaden pp oder bey andern Landes Calamitaeten als Krieg Feuer vom Himmel Brandt-Stieftung durch böse Leuthe pp aller Vergütung und Remission aus Königlich Casse, unterwirft sich jedoch Er Könighen Majestaet höchsten Gnade ob allerhöchst dieselben bei allgemeinen Landes-Plagen und Unglücks-Fällen ihm einige bonification zufließen zu lassen allergnädigst geruhen wollen, verpflichtet sich daneben, mit seinen sämtlichen Vorwerds-Gebäuden der Domainen Feuer Societaet bezutreten.

13.

Der Kopf- und Horn-Schoß von denen auf dem Vorwerde befindlichen Leutthen kommet dem Erb-Pächter zu, indem er dafür unter dem jährlichen Canone der Könighen Casse bereits den Ertrag berichtiget.

14.

Da Erb-Pächter als Beamter des Amts Braunsberg bereits eine Caution von 1000 rthaler für beyde Amts-Vorwerder gestellet hat, so wird er zwar dispensiret Ratione des Vorwerds Sanckau gleich jezo eine besondere Caution zu stellen, so wie er aber für

die Sicherheit dieser Erb-Pacht und der zu unterhaltenden Gebäude und des Inventarii mit seinem ganzen Vermögen, so muß er auch noch für Ablauf der currenten Pacht-Jahre, oder wenn er das Amt quittiret vorhero die erforderliche Caution von Ein Hundert Reichsthaler behbringen.

15.

Ist dieser Erb-Pacht Contract unter Begebung aller Einwendungen Exceptionen und Ausflüchten, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, insbepondere der Exceptionen anders verabrebeter als verscriebener Sache des Betruges listiger Ueberredung Hervortheilung Verletzung über und unter der Hälfte in dreh gleich lautende Exemplarien abgefakt, auch sowohl von der Ost Preußischen Krieger- und Domainen Cammer als auch vom Erb-Pächter eigenhändig unterschrieben worden, und wird fortmehr Er Königlichen Majestaet zur allerhöchsten Confirmation und Bestätigung unterleget werden. Alles getreulich sonder Argelist und Gefährde.

So geschehen Königsberg den 30ten May 1780.

(L. S.)

Königliche Ostpreußische Krieger und Domainen Cammer.

Domhardt Wegner v Borck Butberg Leo v Stach Meyer
Paulsen Machenau Fraissinet
Johann Hart

Daß vorstehender Name Johann Hardt die eigenhändige Unterschrift des Domainen Beamten, Königl. Domainen Amtes Braunsberg sey, solches wird hiermit gerichtlich attestiret.

Königl. Preuß. Justiz Amt Braunsberg den 23ten May 1780.
(Zwei Namen unleserlich).

Professor Dr. Fleischer.*)

Von Studienrat Franz Buchholz.

Wie in den beiden letzten Heften dieser Zeitschrift muß auch in dem vorliegenden die Totenklage erhoben werden. Fern seiner Heimat verschied am 16. Februar 1924 in Charlottenburg der Studienrat a. D. Professor Dr. theol. Franz Fleischer, der 30 Jahre lang dem Vorstande des Ermländischen Geschichtsvereins angehört hat. Nun muß ihm, der als berufener Nekrologist wiederholt an dieser Stelle warme Worte der Würdigung für andere fand, selbst das literarische Grabmal errichtet werden.

Franz Fleischer erblickte am 8. Juni 1858 in Elbing das Licht der Welt. Sein Vater Franz betrieb in seinem Hause auf dem innern Mühlendamm eine Conditorei, seine Mutter Therese, geb. Hohmann stammte aus Bludau. Erst mit 7 Jahren wurde der schwächliche Knabe — der einzige Sohn neben 4 jüngern Schwestern — einer Privatschule anvertraut. Schon im 11. Lebensjahre verlor er seinen Vater, gleichwohl wußte die Mutter dem talentvollen Sohne den Besuch des Elbinger Gymnasiums zu ermöglichen. Ueber seine Studienzeit in Elbing und später in Braunsberg hat Fleischer in seinen Erinnerungen an seinen Jugendfreund Prof. Dr. Kolberg¹⁾ charakteristische Mitteilungen gemacht. Fleischer, der sogar für begabter gehalten wurde als sein um eine Klasse höherer Freund Kolberg, gewann durch regen Fleiß und gesittetes Betragen die Anerkennung seiner Lehrer, die ihn auch als guten Deklamator schätzten. Bei der Reifeprüfung zu Ostern 1878 wurde er nicht nur vom Mündlichen befreit, sondern auch mit der Abschiedsrede beauftragt, die einer der Abiturienten bei der öffentlichen Schlußfeier zu halten pflegte. Der angehende Theologe hatte hierzu das Thema gewählt: Ueber das

*) Vgl. Unsere erml. Heimat Nr. 2 (28. Febr.) 1924.

¹⁾ Erml. Btsch. XX, 603 ff.

Verhalten der römischen Kaiser des 1. Jahrhunderts gegen fremde Gottesdienste.¹⁾

Von seinem frommen Elternhause her war Fleischer schon früh mit inniger Liebe zur hl. Kirche erfüllt worden, und die leidenschaftlichen Angriffe und Gehässigkeiten, die in jenen Kulturkampfjahren der deutsche Liberalismus gegen den sogenannten Ultramontanismus richtete, vermochten den heranwachsenden Jüngling keineswegs in seiner kirchlichen Treue zu erschüttern; vielmehr weckten sie in ihm wie in so vielen anderen kath. Herzen um so stärkere positive Kräfte. Da war es kein Wunder, wenn sich der von hohen Idealen getragene Abiturient in Braunsberg dem Studium der Theologie widmete.

Wie schon das Thema seiner ersten öffentlichen Rede bewies, brachte Fleischer der Geschichtswissenschaft eine besondere Neigung entgegen. Das zeigte er auch am Lyceum Hosianum, wo er sich alsbald an die Lösung der Preisaufgabe der philosophischen Fakultät machte, die eine Biographie und Würdigung des ermländischen Bischofs Heinrich III. verlangte. Vender rühmte in der Kritik die Sorgfalt in der Sammlung des einschlägigen Materials und dessen geschichtliche Verarbeitung, ebenso die klare und schlichte Form der — damals noch lateinischen — Darstellung.²⁾ Neben Fleischer war Joseph Kolberg mit einer kirchengeschichtlichen Arbeit Preisträger der Scheil-Busse-Stiftung. So traten die beiden strebsamen Elbinger Freunde an der ermländischen Alma mater gleichzeitig in die wissenschaftliche Arena.

Am meisten fühlte sich Fleischer in Braunsberg von Dittrichs kirchen- und kunstgeschichtlichen Vorlesungen angeregt, und von der Verehrung, die er diesem seinem Lehrer und späteren Gönner entgegenbrachte, legt der pietätvolle Nekrolog in dieser Zeitschrift (XIX, 409 ff.) herabes Zeugnis ab. Als Mitglied der „Warmia“ gehörte Fleischer dem Verbands der kath. Studentenvereine an und begeisterte sich in diesen Kreisen an dem neuen hohen Zug, der damals durch einen großen Teil der katholischen Studenten Deutschlands ging. Das Seminarjahr 1881/2 verlebte er, da das Braunsberger Priesterseminar infolge des Kulturkampfes seit 1876 geschlossen war, in Eichstätt, wo er am 23. Juli 1882 zum Priester geweiht wurde. Gern und dankbar erinnerte er sich noch in

¹⁾ Jahresbericht des Gymnas. Elbing 1878, S. XII.

²⁾ Index lectionum in Lyc. Hosiano per hiemem 1880 instit. Brunsbergae 1880. p. 15.

seinen späteren Jahren der eindrucksvollen Zeit im bairischen Exil.¹⁾

Das erste Dezennium seiner priesterlichen Berufsarbeit war Fleischer als Kaplan in der Seelsorge tätig. Häufige Versetzungen in die verschiedensten Gegenden der Diözese gaben ihm Gelegenheit, Land und Leute gründlich kennen zu lernen. So wirkte er in Rimwitten, Sturmhübel, Heiligelinde, — am letzten Orte sollte er polnisch lernen, konnte sich aber nicht dazu entschließen, — Prekollen, Tannsee, Langwalde, Glosstein und zuletzt in den Städten Allenstein und Wormbitt. In ernster Pflichttreue und frommem Eifer suchte er den mannigfaltigen Aufgaben seines priesterlichen Amtes gerecht zu werden; freilich hemmte ihn dabei öfter sein cholertisches Temperament, an dem er Zeit seines Lebens schwer zu tragen hatte. Im März 1892 wurde er als Dombikar nach Frauenburg berufen. Hier eröffnete sich ihm ein ganz anderes Feld der Betätigung. Neben dem Chordienst am hohen Dom und den später ihm übertragenen Geschäften des Kapitelssekretärs, die er in vorbildlicher Reinlichkeit verwaltete, blieb noch genug Zeit zu freier wissenschaftlicher Arbeit. Von Fleischer erwarteten nun die ermländischen Historiker, er werde bei seinem lebhaften geschichtlichen Interesse in Wölky's Fußstapfen treten und die reichen Schätze der beiden Archive und der großen Dombibliothek ausmünzen helfen.

Vom Domherrn Dr. Sipler aufs fruchtbarste angeregt und gefördert, begann der neue Dombikar seine verdienstreiche historische Entfaltung. Da kopierte er in den Archiven Briefe und Akten, die Sipler als Rüstzeug zu seinen Arbeiten brauchte, da führte er als Dombibliothekar den von seinem Amtsvorgänger Dr. Wölky angefertigten Katalog der Dombücherei fein säuberlich weiter. Aber mehr noch als solche bescheidene Kleinarbeit reizte ihn eigene Forschung. Während seiner Braunsberger Studienzeit hatte er sich mit der bedeutenden Persönlichkeit des ermländischen Bischofs Heinrich III. wohl vertraut gemacht; nun griff er mit gereiftem Urteil diesen Stoff auf und überarbeitete ihn zu einer biographischen Darstellung für Siplers „Erml. Pastoralblatt“.²⁾ Diese seine erste Veröffentlichung stellte dem Verfasser das beste Zeugnis aus; mit kritischem Blick wurde das Bild des Bischofs durch Heran-

¹⁾ Vgl. seinen Nachruf auf Franz Liedtke. E. B. XVI, 316 f.

²⁾ E. B. XII (1893), 80 ff, 91 ff.

ziehung urkundlichen Materials von jahrhundertealten Fehlern und Entstellungen gereinigt und auf gesicherter Grundlage neu gezeichnet.

Mit dieser schönen Studie hatte Fleischer seinen besonderen historischen Befähigungsnachweis erbracht. Deshalb erwähnte der Vorstand des Ermländischen Geschichtsvereins den vielversprechenden, mit neuen historischen Plänen beschäftigten Domvikar am 28. März 1894 zu seinem Mitgliede. Zugleich wurden diesem jüngsten Mitarbeiter Aufgaben übertragen, die nicht gerade zu den verlockendsten gehörten, aber ebenso peinliche Gewissenhaftigkeit wie unverdrossene Hingabe voraussetzen. Fleischer übernahm nämlich die Fortsetzung des von Korioth begonnenen Namenregisters dieser Zeitschrift und die Geschäfte des Vereinsbibliothekars, womit eine völlige Neuaufnahme und Katalogisierung der ungeordneten Vereinsbücherei gegeben war.¹⁾ Bereits im Verlaufe weniger Monate hatte der fleißige Bibliothekar den gegen 2000 Nummern umfassenden Bücher- und Zeitschriftenbestand des Vereins in den vom Domkapitel überwiesenen Räumen des Dom-Torgebäudes aufgestellt und in einem sauberen Sachregister sorgfältig katalogisiert. Noch verdienstlicher sind seine drei Registerbände zu dieser Zeitschrift,²⁾ bei deren mühsamer Zusammenstellung seine begabte Schwester Antonie mehr und mehr seine Mitarbeiterin wurde. Durch diese fast drei Jahrzehnte hindurch fortgeführte entsagungsvolle Kärnerarbeit wurde der reiche Inhalt der 15 Bände erst erschlossen und der weiteren wissenschaftlichen Auswertung leicht zugänglich gemacht.

Neben diesen wertvollen Hilfsarbeiten gingen neue selbständige Studien und Untersuchungen einher. Wohl auf Hiplers Anregung ist die umfangliche Abhandlung über das altermländische Missale zurückzuführen. Unter mannigfaltigen historisch-liturgischen Gesichtspunkten werden die Missalien der Bischöfe Wägelrode und Promer miteinander verglichen und Ausblicke auf das von Bischof Rudnicki eingeführte römische Missale und dessen weitere Ausgestaltung getan.³⁾ Das Ganze bildet einen dankenswerten Beitrag zur Geschichte der ermländischen Liturgie. — Die günstige Aufnahme, die Fleischers Publikation über Bischof Heinrich III. gefunden hatte, ermunterte

¹⁾ E. B. XI, 153 f., 159 f.

²⁾ Die Bände VI—XI, XII—XVI und XVII—XX abschließend.

³⁾ E. B. XXVI (1894), Nr. 6—12.

ihn, dessen Nachfolger Heinrich Heilsberg von Vogelsang zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung zu machen. Das erschien ihm um so wichtiger, als diesem Bischof, der zur Zeit der Tannenberger Katastrophe den Hirtenstab Ermlands führte, von den neueren preußischen Historikern Verrätereit der schlimmsten Art vorgeworfen zu werden pflegte. Solchen Anklagen will Fleischer leidenschaftslos auf den Grund gehen. Unter sorgfältiger Heranziehung aller ihm erreichbaren Quellen entwirft er ein durch viele neue Einzelzüge bereichertes Lebensbild des vielgeschmähten Bischofs. Besondere Aufmerksamkeit wendet er dabei der Behandlung der kritischen Ereignisse d. J. 1410 zu und kommt in überzeugender Beweisführung zu dem Ergebnis, daß Bischof Heinrich IV. nach dem jähen Zusammenbruch des Ordensstaates im Interesse seines Landes und seiner Untertanen nicht anders handeln konnte, wie er getan, daß die Anschuldigungen des Hochverrats einer gründlichen Prüfung nicht standhalten.¹⁾

Fleischer reichte diese 1897 in der Erml. Zeitschrift erschienene Arbeit der theologischen Fakultät zu Freiburg i. Br. ein, die nicht zögerte, sie als Doktor-Dissertation anzunehmen. Zur letzten Vorbereitung auf das Rigorosum ließ er sich für das Sommer-Semester 1899 nach der Perle des Breisgaus beurlauben, wo er sich ganz besonders an dem ebenso geistvollen wie anregenden Kolleg des bekannten Kirchenhistorikers F. K. Kraus begeisterte. Noch in seiner letzten Krankheit gedachte er seiner in treuer Verehrung. Am 21. Juli 1899 mit dem theologischen Doktorhut geschmückt, kehrte Fleischer nach Frauenburg zurück, zu weiteren geschichtlichen Arbeiten bereit. Als Fortsetzung der Biographie Bischof Heinrichs IV. beabsichtigte er eine Darstellung der Regierung Bischof Sohanns III. Abzieier zu geben, wozu er im Königsberger Staatsarchiv das einschlägige Urkundenmaterial sammelte und kopierte. Leider ist diese begonnene Arbeit über fragmentarische Anfänge hinaus nicht fortgeschritten. Ebenso ist eine Studie über Ermlands Anteil an den ersten preußischen Ständetagen nicht zur Veröffentlichung ausgereift.²⁾

¹⁾ E. Z. XII, 1—134. In anderem Zusammenhange kam Fl. später auf diese kritischen Fragen zurück in seiner Kritik der Abhandlung von Cuny über die beiden Preußenfahrten Herzog Heinrichs des Reichen v. Bayern und Barth. Voreschau. E. Z. XXI, 262 ff.

²⁾ E. Z. XII, 208.

Um im vatikanischen Archiv eine Nachlese für den Codex diplomaticus Warmiensis zu halten, begab sich Fleischer im November 1902 nach dem heiligen Rom, wo er ein dreiviertel Jahr verweilen durfte. Voller Empfänglichkeit für den unsagbaren Zauber dieses Landes verbrachte er hier wohl die schönste Zeit seines Lebens. Im Campo santo, dem Schwalbennest am Petersdom, wurde er noch Zeuge der spannenden, eindrucksvollen Vorgänge, die mit dem welthistorischen Ableben Papst Leo's XIII. und der Wahl seines Nachfolgers Pius X. verknüpft waren. Der Soldo, den er beim Abschied in die magische Fontana Trevi warf, zog ihn noch einmal i. J. 1905 zu kurzem Aufenthalt in die Siebenhügelstadt. Wie er selbst von seinem Freunde Dr. Liedtke schreibt, lag „die Erinnerung an Italien wie ein goldiger Schimmer“ auch über seinem eigenen späteren Leben. Besonders während des langen ostpreußischen Winters, unter dem er mit den zunehmenden Jahren immer stärker litt, sehnte er sich nach dem Sonnenlande voller Wunder, und seine Schwester Lony konnte ihm das Lied der Mignon nicht oft genug am Klavier vorsingen. Eine wissenschaftliche Frucht dieser Romreisen war seine Publikation über die Serviziengahlungen der vier preußischen Bistümer bis 1424,¹⁾ Auszüge aus den päpstlichen Rechnungsbüchern, denen er eine kurze, klare Einleitung vorausschickt, die der Königsberger Historiker Prof. Dr. Werminghoff seinen Seminarkandidaten als mustergiltig in ihrer Art empfahl.

Nach Professor Dittrichs Beförderung zum ermländischen Dompropst wurde Fleischers Name i. J. 1904 von der Braunsberger theologischen Fakultät auf die Vorschlagsliste für die erledigte Professur der Kirchengeschichte gesetzt; der Minister berief jedoch in Professor Koch einen auswärtigen Gelehrten. Gleichwohl sollte Fleischer seinen letzten Lebensabschnitt im Lehrberuf verbringen. Er ging im September 1907, nachdem er noch auf Anregung des Elbinger Photographen Behr einen schönen Führer durch den Dom zu Frauenburg in Angriff genommen hatte,²⁾ als Lehrer an die höhere Knabenschule nach Heilsberg, die i. J. 1912 zur

¹⁾ E. Z. XV, 721—59.

²⁾ Erschienen 1908 im Verlag v. W. Behr, Elbing, 38 Seiten und 21 Bildtafeln. Die 2. verbesserte Auflage (32 S., 16 Abbild.) erschien 1922 im Selbstverlag des Verfassers. Für die Leipziger „Illustrierte Zeitung“ verfaßte Fl. im Jahre 1910 einen Aufsatz über „den Dom zu Frauenburg“, dem Photographien von Behr beigegeben waren.

Kgl. Realschule erhoben wurde. Er unterzog sich noch in seinen vorgerückten Jahren mit gutem Erfolg der Prüfung für das höhere Lehrfach, wurde Oberlehrer und i. J. 1916 als Professor charakterisiert. Pflichttreu in seinem Amt verlangte er auch von seinen Schülern ernste Arbeit; allerdings beeinträchtigte auch hier sein cholertisches Naturell seine pädagogische Wirksamkeit.

In seiner neuen Heilsberger Umgebung vergaß Fleischer seine historischen Neigungen und Arbeiten nicht. Die anmutige alte Bischofsstadt mit ihren reichen geschichtlichen Erinnerungen, vor allem das stolze, monumentale Schloß boten dem Freunde der Vergangenheit mancherlei fruchtbare Anregung. Schon bald nach seinem Anzuge in Heilsberg hatte ihm der dortige Magistrat den ehrenvollen Auftrag erteilt, für das 600 jährige Stadtjubiläum im August 1908 eine kurze Festschrift zu verfassen. Fleischer löste diese Aufgabe aufs trefflichste. In großen Zügen umreißt er ein Bild der Geschichte der Stadt, das sich durch Klarheit, Anschaulichkeit und zuverlässige Treue auszeichnet.¹⁾ Einen Vortrag im Ermländischen Geschichtsverein ausgestaltend,²⁾ gibt er unter der Ueberschrift Alltagsleben auf Schloß Heilsberg im Mittelalter eine wohlgelungene Uebersetzung der originellen *Ordinancia castri Heylsbergk* und erschließt so diese wertvolle Geschichtsquelle einem weiteren Publikum.³⁾ Im Heilsberger Pfarrarchiv katalogisiert er die Kirchenbücher und sonstigen Bestände.⁴⁾ Dem jungen Heilsberger Künstler Rösenberger schreibt er das Vorwort zu seiner hübschen Bildersammlung: Heilsberg, ein Bischofsitz im deutschen Osten und sieht den historischen Teil des Führers durch Heilsberg von Gust. Wolf durch.⁵⁾ Zur Pflege des Heimatgedankens in Heilsberg beginnt er im Bischofschloß mit einer Sammlung alter kirchlicher Geräte, Bilder, Waffen und dergleichen, die er sich als eine Filiale des Ermländischen Museums denkt; infolge seiner Versetzung nach Braunsberg ist freilich dieses Schloßmuseum in den Anfängen steckengeblieben.

So voll tätiger Liebe zu seiner ermländischen Heimat und deren Vergangenheit, stolz auf seine Mitgliedschaft zum Vorstand

¹⁾ Festschrift zum 600 jähr. Bestehen von Heilsberg. 20 S. Buchdruckerei der „Warmia“.

²⁾ 190. (öffentliche) Sitzung am 9. Okt. 1905 in Heilsberg. E. Z. XV, 785.

³⁾ E. Z. XVIII, 802-29.

⁴⁾ a. a. D. 862.

⁵⁾ vgl. Fl.'s Anzeige dieses Führers in der E. Z. XX, 803 ff.

des Ermländischen Geschichtsvereins fühlte Fleischer sich verpflichtet, gegenüber herben Angriffen aus dem eigenen Lager¹⁾ die Arbeit des Historischen Vereins während des auf das goldene Jubiläum folgenden Dezenniums 1906—15 energisch zu verteidigen. Als bereiteter Anwalt tritt er nach allgemeinen grundsätzlichen Vorbemerkungen über den Charakter der Ermländischen Zeitschrift in eine eingehende Würdigung der einzelnen während der letzten 10 Jahre in ihr erschienenen Abhandlungen und der sonst geleisteten Vereinsarbeit ein, um zu dem Ergebnis zu gelangen, das Programm des Vorstandes brauche nicht geändert oder erweitert zu werden; „es ist groß und weit genug, es umfaßt schon die ganze weite, liebe Heimat und alles, was sie umschließt. Freudig wird weiter gearbeitet werden im Geiste der Selbstlosigkeit und der Hingabe an das schöne Ziel . . . Unsere gemeinsame Lösung ist: Alt-Ermland voran!“²⁾

Solcher Gesinnung sind auch Fleischers letzte Veröffentlichungen entsprungen: Die schöne Biographie unseres Heimdichters Julius Pohl, in der der Verfasser die unerquickliche Streitfrage über die Gründung der Ermländischen Zeitung in wohlthuender Sachlichkeit der Klärung entgegenzuführen weiß,³⁾ die auf Silienthals Pfarrchronik fußende Darstellung des Gnojauer Kirchenraubes,⁴⁾ die vorstehende aktenmäßige Mitteilung der Erbverpachtung von Sanktau,⁵⁾ einige Beiträge für „Unsere Ermländische Heimat“,⁶⁾ eine Anzahl von Rezensionen für diese Zeitschrift.⁷⁾ Von letzteren seien die Besprechungen der Jahresberichte der Provinzialkonservatoren von Ost- und Westpreußen hervorgehoben, die Fleischer als Vertrauensmann des Konservators nach Prof. Kolbergs Tode lieferte. Eine sehr eingehende und wertvolle Kritik hatte er Galles Edition der Pädagogik von Konrad Witschin gewidmet.⁸⁾

1) Ermländische Zeitung 1916, Nr. 26 und 35 Beilagen.

2) Rückblick auf 10 Jahre des Historischen Vereins 1906—15. *E. B.* XIX, 784—816.

3) *E. B.* XX, 618—42.

4) *E. B.* XXI, 236—48.

5) *E. B.* XXII, 135—140.

6) Die Bauten Heinrichs III. Sorbom 1921 Nr. 1. Von wo sind die Ermländer her? 1922 Nr. 2.

7) *E.* das Namenregister zu *Ab.* XX, 206 und das Inhaltsverzeichnis zu *Ab.* XXI.

8) *E. B.* XVI, 333—43.

An den Vereinsfikungen hat Professor Fleischer stets gern teilgenommen und rege mitgearbeitet; wie oft berichtet die Vereinschronik von ihm, daß er über einen Stoff aus der heimischen Vergangenheit referiert oder irgend eine ermländische Antiquität vorgezeigt habe! Dabei verfocht er wohl auch gelegentlich seine Ansicht mit leidenschaftlicher Entschiedenheit, so z. B. als es sich um den Vorschlag handelte, das in Braunsberg der Wohnungsnot zum Opfer gefallene Ermländische Museum ins Heilsberger Schloß zu verpflanzen; er sah nur gewichtige Gründe dagegen.

Im Januar 1919 war Fleischer ans Braunsberger Gymnasium versetzt worden, wo er bis zum Mai 1922 gewirkt hat. Dann nahm er seinen Abschied aus dem Staatsdienst, um noch den Lebensabend in der wohlverdienten Ruhe und Muße zu genießen. Was er an Pohl tragisch gefunden hatte, „daß dieser begeisterte Heimatdichter es vorzog, die letzten Jahre seines Lebens in der Ferne zu verbringen, und sich seine Grabstätte weit weg von der Heimat erkor“,¹⁾ das tat der warme Freund der ermländischen Geschichte selber. In einem gewissen Gefühl der Verstimmlung strebte er von seiner Heimat fort, folgte er bereitwillig der Aufforderung der Alexianerbrüder in Weißensee bei Berlin, die er gelegentlich einer Reise kennen gelernt hatte, und ging zu ihnen als Hausgeistlicher. Hier in dem Borort, der die Vorzüge eines Landaufenthaltes mit denen der nahen Großstadt mit ihren vielen geistigen Anregungen verbindet, fühlte sich Fleischer bei den Klosterbrüdern, wie seine Schwester Therese schreibt, „sehr glücklich.“ Als ein Zeichen seines Wohlbefindens müssen wohl seine weiten Spaziergänge gewertet werden, zu denen er sich in den Braunsberger Jahren nicht mehr entschließen konnte; er machte selbst den weiten Weg von Weißensee bis Charlottenburg zu Fuß, wohin seine beiden unverheirateten Schwestern, die ihm treulich den Haushalt geführt hatten, nach seiner Pensionierung zu einer verwitweten Schwester übergestevelt waren.

Die Krankheit und der plöbliche Tod seiner Schwester Tony im Oktober 1923 traf ihn aufs schwerste; es ging mit ihm eine wesentliche Veränderung vor, er wurde müde und schwach und kränkelte öfter. Eine Woche vor Weihnachten nahmen ihn seine Schwestern zu sich nach Charlottenburg, damit er sich in ihrer Pflege besser erholen und mit ihnen die Feiertage erleben könnte. Anfangs

1) G. B. XX, 687.

schien er im lieben Familienkreise neu aufzuleben, er ließ sich vorlesen und am Klavier vorspielen und war guter Dinge. Dazu bemühte sich sein Neffe, ein Arzt, um seine Wiederherstellung. Anfang Februar 1924 trat jedoch ein Rückschlag ein, der Appetit verlor sich ganz, die Schwäche wurde bedenklich. Dem Geistlichen, der ihn am 14. Februar mit den hl. Sterbesakramenten versah, versicherte er auf seine Frage: „Mir geht es sehr gut.“ Seine letzte bewußte Tat war, daß er das Sterbekreuz küßte, das er bis zu seinem Tode in seiner Hand behielt. Am 16. abends 5 Uhr schlummerte er sanft hinüber.

Seine Beerdigung erfolgte in Weixensee. Die Brüder hatten die Hauskapelle, in der seine Leiche aufgebahrt wurde, mit Palmen und lebenden Blumen liebevoll geschmückt. Der Pfarrer von Weixensee begrub ihn unter Assistenz von zwei Kaplänen auf dem Hedwigskirchhof inmitten verstorbener Mexianerbrüder.

In diesem Sommer hatte Fleischer noch einmal seine ermländische Heimat besuchen wollen, an der er doch, auch wenn er ihrer überdrüssig zu sein schien, mit allen Fasern seines Herzens hing. Der Herr über Leben und Tod hat es anders gefügt, er rief ihn in seine himmlische Heimat. Nun ruht sein sterblicher Leib in ferner kurmärkischer Erde, sein Andenken aber wird in der ermländischen Geschichtswissenschaft und Heimatkunde in Dankbarkeit fortleben.

R. i. p.

Kleine Beiträge.

Von Subregens Brachvogel.

1. Zur Geschichte der Bischöfe.

Aus Otto Günther, Die Handschriften der Kirchenbibliothek von St. Marien in Danzig, Danzig 1921, entnehmen wir:

In Band F 279 der in der Danziger Stadtbibliothek aufbewahrten Handschriften ist die Innenseite des Vorderdeckels mit einer Pergamenturkunde des ermländischen Bischofs **Hermann von Drag** (1337—49) besetzt. Der Bischof gibt bekannt, daß er am 16. Mai 1344 ein Schreiben des Bischofs Gancelinus von Albano erhalten habe und auf Grund desselben einer (mit Namen nicht bezeichneten) Persönlichkeit Dispens erteile. Dat. in castro nostro Wurmedit anno supratacto XVI. kal. Junii.

In Band F 230 Bl. 96 b: Der aus einer Urkunde von 1400 bekannte Augustinerprovinzial Andreas Twemoth von Thüringen und Sachsen übersandte, einem ermländischen Bischof **Heinrich** (Sorbom?). (Heinrich Sorbom 1373—1401) eine anscheinend noch jetzt in Stockholm erhaltene (E. Z. XIX, S. 499 Nr. 3) Schrift Petrarca's: Francisci Petrarcae De vita solitaria libri II.

Der Band Q 27 enthält, wohl von einem samländischen Kleriker geschrieben, die casus reservati specialiter ab episcopo Warmiensi: a sententia excommunicationis, homicidii cujuslibet etc.

Ueber die Beteiligung des Bischofs **Franz Kubschmalz** (1424 bis 1457) am Basler Konzil erfahren wir Näheres aus Ludwig Dombrowski, Die Beziehungen des Deutschen Ordens zum Baseler Konzil bis zur Neutralitätserklärung der deutschen Kurfürsten (März 1438). Dissertation. Bromberg 1913. Nach Eichhorn in E. Z. I, S. 126 trat der Bischof aus eigenem Antriebe in der Begleitung des Domherrn Augustin Thiergart am 20. Mai 1437 die Reise dorthin an und traf nach einjähriger Wirksamkeit, über die Eichhorn nichts zu berichten weiß, am 18. Juni 1438

wieder bei der ermländischen Kathedrale ein. Tatsächlich waren Bischof Franz und sein Begleiter Abgesandte der im Februar 1437 vom Erzbischof der rigischen Kirchenprovinz nach Riga einberufenen Provinzialsynode, auf welcher dem Wunsche des Basler Konzils nach Entsendung von Vertretern zu den bevorstehenden Unionsverhandlungen entsprochen wurde. Vor der Abreise hat Bischof Franz sich dem Hochmeister zur Uebernahme von Aufträgen angeboten, und der Hochmeister machte davon Gebrauch; es handelte sich dabei auch um Streitigkeiten der rigischen Kirche. Am 5. März 1438 begab sich Bischof Franz nebst zwei andern Abgesandten des Basler Konzils zur Königswahl nach Frankfurt, woher er erst nach vier Wochen nach Basel zurückkehrte. April oder Anfang Mai trat er die Heimreise nach Frauenburg an. (S. 209 ff. S. 232.)

In den „Aufzeichnungen des Thorner Pfarrers Hieronymus Waldau“ veröffentlicht von D. Günther in *Ztschr. d. Wpr. Gesch. Ver.* 5. 59 (1907), S. 221 – 251, finden sich vereinzelt Nachrichten, welche die Lücken der Ermländischen Geschichtsforschung in dankenswerter Weise ausfüllen.*) — Hieronymus Waldau, nicht Johannes W., wie Eichhorn *E. Z.* I, 170 ihn nennt, war Pfarrer von Neuteich und seit 1466 Pfarrer von St. Johann in Thorn. Bereits in einer Urkunde von 1468 (*U. B. Culm* Nr. 646) erscheint er als Domherr von Ermland und Kulm und als Offizial des Kulmer Bischofs; gestorben ist er nach 1495, denn 1497 ist als Pfarrer von St. Johann schon ein Johannes Smolle nachweisbar. Die Aufzeichnungen finden sich in einem der Danziger Stadtbibliothek gehörigen Exemplar der „*Familiares epistole ad diversos*“ des Aeneas Silvius, gedruckt von Anton Koburger in Nürnberg im Jahre 1481.

Die für die Ermländische Geschichte nutzbaren Notizen sind folgende:

Nr. 26 S. 237 *De bello lige:*

Presul Francisce, quis sit populus modo disce:
Patria grassatur, graviter ibi rixa paratur.

Die Verse enthalten eine Mahnung an den Ermländischen Bischof Franz Rukhschalz wohl auf sein Volk zu achten. Ritterschaft und Städte traten gegen ihn auf, weil er im Gegen-

*) Die Beiträge aus Waldau's Aufzeichnungen lieferte Bischof Dr. Augustinus Studau.

saß zu seinen Untertanen dem Bunde feind blieb, selbst sein eigenes Domkapitel verließ ihn und ging zum Bunde über. Es folgt noch der Vers: Item de eodem versus:

Ordo decrescit, sed iam Polonia crescit.

Nr. 36 S. 240 wird berichtet, daß **Paul von Legendorf** (1458—67) am Tage des hl. Apostels Matthäus (21. Sept.) 1466 in der St. Johanniskirche zu Thorn vom Erzbischof von Gnesen Johannes Gruszensky (d. i. Gruschnski) unter Assistenz des Bischofs von Breslau Jakob Bzensky (d. i. Sienenski) und des Bischofs von Posen Andreas (d. i. Opalinski) die Bischofsweihe in Gegenwart des Königs von Polen Kasimir empfangen habe. Der König habe ihm ein großes Gastmahl gegeben und dazu die Prälaten und Großen des Reiches eingeladen. Eichhorn (C. B. I, 149) konnte über die Konsekration Pauls nichts ermitteln. Walbau bemerkt dann noch, daß Paul bald nach seiner Konsekration an Gift gestorben sei († 23. Juni 1467), vgl. Nr. 55 S. 248: qui in Brawnsberg clausit diem extremum anno domini 1466 per toxicum necatus. Auch er kennt also das Gerücht von einer Vergiftung.

Nr. 55 S. 248 meldet er von Bischof **Lukas Wahrenrode** (1489—1512), daß er in Rom konsekriert sei und von König Kasimir Mißheiligkeiten zu erdulden hatte, da dieser den Bischof Friedrich von Krakau auf dem ermländischen Bischofsstuhl zu sehen gewünscht hatte. Als der König gestorben (1492), sei Lukas zur Wahl des neuen Königs nach Petrikau gerufen worden. Gewählt wurde Albert, der Sohn Kasimirs. Lukas reiste nach Krakau zur Königskrönung und kehrte dann nach Heilsberg zurück. In Polen war er 14 Wochen gewesen „cum LXXX equis et familia“. Am Wigiltage vor Allerheiligen 1495 kam der neue König zur Huldigung nach Thorn. An Stelle des erkrankten Kulmer Bischofs Stephan empfing ihn der ermländische Bischof mit aller Feierlichkeit an der Weichselbrücke. In feierlicher Prozession wurde der König nach der Johanniskirche geleitet. Anwesend war auch Sigismund, der Bruder des Königs. An Allerheiligen hielt Lukas das Pontifikalamt. Am Feste Praesentatio Mariae (d. i. 21. Nov.) leisteten Bischof, Stadt, Adel den Huldigungseid; vgl. Nr. 53 S. 246. Erst am Sonntag vor Christi Himmelfahrt, am 31. Mai 1495, kehrte der Bischof in seine Diözese zurück.

Nr. 56 S. 249 erzählt Walbau, daß Lukas am 4. Mai 1494 die Jungfrau Katharina Beckyn aus Thorn, seine Schwester

(suam germanam sororem), zur Aebtissin der Benediktinerinnen in Kulm geweiht und die Professablegung und Einkleidung an Schwestern vorgenommen habe. Der Feierlichkeit wohnten auch bei die ermländischen Domherren Enoch von Kobelau, Christian Tapiau und Waldau. Durch diese Notiz erhält die Nachricht der Danziger Genealogie, daß die Mutter des Bischofs Lukas war „Catharina Fr. Hans Beckauen nachgelassene Wittwe mit 3 Kindern“, die Sipler (Bibl. Warm. I 298 f.) zurückweist, eine neue Stütze. Auch im Thorner Erbvergleich vom 11. Mai 1464 (Bibl. Warm. 297) werden zugesichert der „Kethe peckowynne der begebenen jungfrawen zcum Colmen zcu irem leben VIII mr geringen geldes“.

Ludwig Kaemmerer, Nordniederländische Buchkunst und ostdeutsche Tafelmalerei im XV. Jahrhundert. (Jahrbuch der Preussischen Staatsbibliothek 1919. Heft 1.) Berlin 1919. Der Verfasser untersucht die Herkunft einer 2,75 × 2 m messenden Tafelmalerei mit zwanzig kleinfigurigen Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn in der Thorner St. Jakobikirche und stellt dabei die Vermutung auf, daß der am untern Bildrand dargestellte geistliche Stifter Lukas Wagenrode, der spätere Bischof von Ermland, sei. Die angeblichen Jugendverirrungen Wagenrode's müssen dem Verfasser den Rahmen für eine zwar pikante, aber höchst phantasievolle Gedankenverbindung abgeben, welche die kunstgeschichtliche Forschungsmethode leicht in Mißkredit bringen kann. Die Figur des Stifters trägt weder geistliche Kleidung, noch hat die Vermutung, wie K. selbst auf Grund eines mit mir geflogenen Briefwechsels zugeben muß, in der Ikongraphie Wagenrodes eine Stütze.

Wir schreiben heute mit Georg Bender (Heimat und Volkstum der Familie Koppernigk [Coppernicus]. Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte. 27. Band. Breslau 1920.) nicht mehr Wagenrode, sondern Wagenrode. Als Name eines Thorner Patriziergeschlechts, das wie die von Soest, von Loë, von der Linde, von Allen, die Basan, Hitzfeld usw. rheinisch-westfälischer Herkunft war, muß er in der Schreibweise Wagenrode wiedergegeben werden. Der Vater des ermländischen Bischofs war Lukas Wagenrode, die Mutter Katharina, die in erster Ehe mit dem Kaufmann und Gerichtschöffen Heinrich Beckau (vergleiche oben Waldau's Aufzeichnungen,) verheiratet gewesen war; die Familie Beckau, deren Namensort Beckau, hochdeutsch Bechau, bei Magde-

burg liegt, war bald nach dem Jahre 1400 nach Thorn gekommen (S. 29. Anm. 1).

Aus polnischen, den deutschen Geschichtsforschern bisher unbekannt gebliebenen Werken, einer Krakauer Sammlung von Abschriften aus römischen Archiven und einem im Staatsarchiv in Stockholm erhaltenen ermländischen Archivband bringt Birkenmeier in Ludwik Antoni Birkenmajer, *Stromata Copernicana, Studja, poszukiwania i materiały biograficzne z jedną ryzyną w tekście, w Krakowie 1924*, Seite 278—284, neue Nachrichten zum Lebensgang des Bischofs Lukas Wagenrode. Dieser erhielt als *decretorum doctor* am 2. Mai 1477 unter Vermittelung des ermländischen Domherrn Michael Pawerfinth vom apostolischen Stuhle die Provision auf ein Kanonikat in Leslau (Wloclawek); die Provisionsurkunde ist hier aus den Römischen Mappen, Mappe 39, der Krakauer Akademie der Wissenschaften abgedruckt. Zum ersten Mal erschien Lukas auf dem Generalkapitel in Leslau am 17. August 1478 laut *Acta Capit. Wladislaw. in den Monum. med. aevi hist. T. XIII Cracoviae 1894 p. 260 Nr. 1238*. Den Akt der Aufnahme in dies Kapitel hat Birkenmeier in seinem Werk *Mikołaj Kopernik Cz. I Krakau 1900*, Seite 420 berichtet. Ueber einen mehrjährigen Lebensabschnitt des Bischofs, die Jahre 1478—1490, erhalten wir Aufschluß aus den Abhandlungen Johann Korzytkowski's über die Bischöfe und das Metropolitankapitel von Gnesen aus den Jahren 1883, 87 und 88. Lukas hatte außer dem Kanonikat von Leslau, das er bis an sein Lebensende behielt, bis 1491 auch ein Kanonikat in Gnesen inne und leistete dem Primas Erzbischof Zbigniew Oleśnicki dem Jüngeren von Gnesen als Rechtsbeirat und Begleiter bei den Visitationsreisen wichtige Dienste. Er bekleidete ferner das Amt eines Erzdiakons von Kalisz, im Jahre 1485 war er Erzdiakon in Erzem, vor dem Jahre 1489 Kanonikus-Scholastikus des Kollegiatstiftes in Łęczyca. Am 14. April 1487, dem Karfreitag, empfing er von dem Primas in der Hauskapelle in Skierniewice die Priesterweihe. In einem Protokoll des geistlichen Gerichts in Leslau betreffs der hussitischen Bewegung vom 10. Juni 1480, das in den *Monumenta historica dioeceseos Wladislawiensis Vol. IV. Wladislaviae 1884* zum ersten Mal veröffentlicht ist, tritt Lukas als juristischer Berater auf. Ueber die Diözesanverwaltung während der Abwesenheit des Bischofs Lukas durch dessen Generalvikar, den ermländischen Domherrn Balthasar Stadtsich, in den Jahren

1503—1508 berichtet uns der ermländische Folioband des Stockholmer Reichsarchivs Acta Balthasaris Stockfisch administratoris Episcopatus Warmiensis in absentia Lucae Episcopi. Eine Zusammenstellung der Reisen des Bischofs aus den Jahren 1504 bis 1512, die Birkenmeier in den Stromata verschiedenen, teilweise den ermländischen Historikern unbekanntem Veröffentlichungen entnimmt, gibt folgendes Bild. Am 29. September 1504 ist der Bischof auf dem Landtag in Thorn, im Mai 1505 auf dem Reichstag in Radom, am 25. Jan. 1507 bei der Krönung des Königs Sigismund in Krakau, am 8. März 1508 in Krakau, am 8. Mai 1508 auf dem Reichstag in Marienburg, am 13. April 1509 auf dem Reichstag in Petrikau, am 28. Oktober 1509 als Konsekrator des Kulmer Bischofs Johann Konopacki in Löbau, am 26. Februar 1510 auf dem Landtag in Petrikau, am 12. April 1510 im Ermland, im Juni und Juli bei einer Zusammenkunft in Posen, am 12. Dezember 1511 bei Verhandlungen mit dem Deutschen Orden in Thorn, im Februar 1512 bei der Hochzeit des Königs Sigismund mit Barbara Zapolha in Krakau, am 27. Febr. beim Landtag in Petrikau; am 29. März ist er auf der Heimreise von Petrikau verstorben.

Bruno Lucks, Die Königliche Kapelle in Danzig, (Die Denkmalspflege. 22. Jg. Nr. 5. Berlin, 28. April 1920.) berichtet von der Erbauung des noch heute vorhandenen, an die Kapelle sich anschließenden Pfarrhauses durch den damaligen Pfarrer von St. Marien in den Jahren 1517—1518 **Mauritius Ferber**, den nachmaligen Bischof von Ermland (1523—37) (Vgl. G. J. I, S. 287. Anm. 5).

Zur Geschichte des Kardinals **Hofius** (1551—1559) liefern zahlreiche, in kurzen Notizen nicht erschöpfbare Beiträge außer Pastor's Papstgeschichte: Editionum Collegii Historici Academiae Litterarum Cracoviensis Nr. 74. Monumenta Poloniae Vaticana Tomus IV. Continet J. A. Cagliari Nuntii Apost. in Polonia Epistolas et Acta 1578—1581. Cracoviae 1915. Edidit Dr. Ludovicus Boratyński.

Ferner: Nuntiaturreports aus Deutschland 1560—1572 nebst ergänzenden Actenstücken. Erster Band. Die Nuntien Hofius und Delfino 1560—1561. Im Auftr. der Histor. Kommission der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften bearb. von S. Steinherz. Wien 1897.

Zur Geschichte **Kromers** (1579—1589) sei ebenfalls auf die genannten Nuntiaturreports Cagliari's verwiesen.

Einen ganz intimen Einblick in die feindselige Gesinnung des bedeutenden Staatsmannes und obersten ostpreußischen Verwaltungsbeamten Theodor von Schoen gegen katholische kirchliche Interessen und deren ausdauernden und erfolgreichen Förderer Bischof Joseph von Hohenzollern gewähren uns die Briefe Schön's an Staegemann in Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III., von Kühl, (Publicationen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen), 3. Band Leipzig 1902. Der 1824 zum Oberpräsidenten von ganz Preußen ernannte Theodor von Schön wußte, daß der Bischof ihm Mangel an Christentum und Vernachlässigung des Schulwesens zur Last lege, und erging sich dafür in Schmähungen gemeinster Art gegen die Person des Bischofs und das ermländische Schulwesen (Seite 455). Für diese Ehrenkränkung des Bischofs hat sich nirgendwo ein Anhalt ergeben, und das Urteil über das ermländische Schulwesen kann schon nach der lehrreichen, noch mancher Erweiterung fähigen Veröffentlichung von Dittrich, Das ermländische Schulwesen zu Ausgang des 18. Jahrhunderts, in dieser Zeitschrift, als gehässige Uebertreibung angesehen werden. Auf's höchste stieg Schön's Groll im Kampfe um die Ansprüche der Katholiken auf die Pfarrwohnung im Marienburger Schloß zur Wahrnehmung des Gottesdienstes in der dortigen Kapelle, als bei Neubesetzung der Pfarrstelle dem Pfarrer die Schloßwohnung entzogen wurde. Der Brief Schön's an Staegemann vom 24. 5. 1826 (Seite 251 ff.) wettet gegen Bischof und Klerus, gegen Staatsrat Schmedding, den katholischen Dezernten im Kultusministerium, und den Minister Altenstein, nicht allein wegen der Schloßwohnung, sondern wegen des aufblühenden kirchlichen Lebens im Ermland überhaupt. Das Ministerium ist ihm „eine Deputation der Propaganda“, und „In Braunsberg ist nur eine Meinung, daß das von Schmedding etablierte Lyceum eine Kammer der Propaganda sei.“ Schmedding hebe die Verfügungen auf. „Geht die Sache so fort, so muß die offenbare Widersetzlichkeit des Bischofs und seiner Jünger gegen Landräte und Patrone und das Hinwegsetzen über die Landesgesetze Mord und Totschlag erzeugen. Sechs Ermländer sind wegen eines Aufstandes schon zum Tode verurteilt. Nur Ernst, so ist alles in Ordnung . . . Der Kronprinz sagte mir in Marienburg: Schaffen Sie mir den Pfaffen heraus . . .“ Der Gymnasialdirektor Schmülling in Braunsberg erscheint ihm als „der am meisten vollendete Jesuite.“ Der alte Oestreich, bei

dem Schön immer einzuführen pflegte, sei sehr schwach geworden . . . „mit dem ersten ernstlichen Schritt oder Wort wird wieder Ordnung sein. In Braunsberg fand ich wahren Kleinmut über das Urteil, daß der Pfarrer zu zwei Monate Gefängnis verurteilt sei. Nur Ernst, so ist alles gut.“ (3. 7. 1826. Seite 259.) — „Herr Schmedding treibt seinen Jesuitismus immer weiter. So bekam ich unlängst noch ein Schreiben auf Antrag von Hohenzollern, alle gesetzlichen und herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln gegen Proselytenmacherei aufzuheben. Diese Sache werde ich an den König bringen müssen. Das ist wohl die Blüte des Jesuitismus.“

2. Zur Geschichte des Domkapitels von Ermland.

Ueber den Dompropst **Arnold von Datteln** als Vertreter der vier preussischen Bischöfe auf dem Konzil von Basel und seine Tätigkeit als Gesandter im Dienste seines Bischofs und des Hochmeisters bringt die oben genannte Schrift Ludw. Dombrowski's ergänzende Nachrichten zu Eichhorn, Die Prälaten des ermländischen Domkapitels, in *E. Z.* III, S. 315. Eichhorn konnte nur die Abwesenheit Datteln's vom Kapitel in den Jahren 1433—1436 feststellen. Datteln ist tatsächlich nach Basel gereist und am 5. April dort eingetroffen, zu Begleitern hatte er die Gesandten des Hochmeisters. Mit diesen zusammen hat er über seine engere Aufgabe hinaus für den gesamten Orden eifrig gewirkt. Schon früher hatte sich Datteln als Gesandter des Bischofs und des Hochmeisters bei der römischen Kurie bewährt, in den Jahren 1425—1426 war er sogar als stellvertretender Ordensprokurator tätig gewesen. Seine Tätigkeit für den Orden in Basel im Jahre 1436 wird erwähnt. In dem Prozeß gegen den Pfarrer Andreas Wichmann in Thorn wird ein Brief Datteln's genannt. (Seite 34, 205, 170.)

Aus Otto Günther's genanntem Werk über die Handschriften der Kirchenbibliothek von St. Marien in Danzig:

Als Vorlagblätter der Handschrift F 83 dient eine fast ganz erhaltene Pergamenturkunde des Arnold von Ergesten, Dombachanten († zwischen 1402 und 04, *E. Z.* III, 350 f.), in der Streitsache des Dombikars Johannes Rodocop (bekannt aus einer Urkunde von 1405, *C. W.* III, S. 402) gegen Henricus Wetterheim „gerenti se pro clerico Warm. diocesis.“ Die Datierung fehlt, doch ist Bezug genommen auf eine Bulle Bonifacius (IX. (1389 bis 1404).

F 225 der Danziger Marienbibliothek ist eine Sammelhandschrift juristischen Inhalts, dem Hauptinhalte nach kurz verzeichnet von Steffenhagen, Zeitschrift für Rechtsgeschichte 10, 302 unter Nr. 16. Eine größere Anzahl der Stücke ist in der Mitte des 15. Jahrhunderts von Nicolaus Belan alias Brasiatoris, Dombischof in Frauenburg, geschrieben. Er wird gelegentlich erwähnt in Scr. Rer. Warm. I, 164 und 177. Andere aus den Jahren 1466/67 von ihm stammende Niederschriften sind nach Schweden verschleppt, jetzt in einer Handschrift in Upsala vorhanden (E. Z. XIX, 503 Nr. 14). Aus legerer ergibt sich sein Stammort: Kulm. Aus F 225 geht hervor, daß er in dem Streit zwischen Caspar Buls und Barthol. Liebenwald um ein ermländisches Kanonikat (SRW I, 300 ff. E. Z. III, 587 ff.) um 1448 Procurator des ersteren war. Auch in anderen Rechtsfällen zeigt ihn F 225 als Procurator. Es ist also F 225 eine Art juristischen Handbuchs Belan's und wohl gleichzeitig mit den ebenfalls aus seinem Besitz stammenden Manuskripten F 106 (Aug., De civitate Dei) und F 144 (eine Art medizinischen Handbuchs, z. T. ebenfalls von Belan geschrieben) an die Marienbibliothek gelangt; in letzteren beiden nennt er sich Dombischof und Domprediger.

Blatt 1b ff. enthält einen von Nicolaus Goerer von Thorn, „notarius civitatis Warmie“ (genannt von Perlbach, Zentralblatt für Bibliothekswesen XI, 159 Nr. 43) geschriebenen „Aegidii Fuscararii Ordo judicarius“. Blatt 136—164b ein Ordo judicarius mit Formularen, die sich meist auf die ermländische Kirche beziehen, Blatt 163b wird Bartholom. Boruschow genannt.

135b: Notariell verlautbarte Appellation des ermländischen Domkapitels an den Heiligen Stuhl und das Konzil von Konstanz gegen den Dombischof Nicolaus Halwerstadt (SRW I, 229) als Procurator für Bertoldus Nyken, der auf Grund einer ihm von dem (nunmehr abgesetzten) Papst Johann XXIII. erteilten Provision Ansprüche auf ein ermländisches Kanonikat erhebt und auf eine durch den Tod des Joh. von Effen († 1416 oder 17, E. Z. III, 583 ff. und SRW I, 227 Nr. 63) erledigte praebenda major, in die das Kapitel vielmehr den bisher mit einer praeb. media ausgestatteten Domherrn Joh. Lem befördern will, ohne Datum.

Blatt 164b. Notariatsinstrument des Notars Andreas Sameland de Melsaß, ermländischer Klerikus (SRW I, 446), über die am 10. Januar 1448 erfolgte Uebertragung des durch den

Tod des ermländischen Domherrn Magister Johannes Calle (SRW I, 245) erledigten Kanonikats und einer praebenda major an den in seiner Abwesenheit durch seinen Prokurator N. Belan vertretenen Caspar Buls de Brunsberg, ermländischen Klerikus.

Blatt 165. Notariatsinstrument des Notars Andreas Lumpe von Danzig, Klerikus der Diözese Leslau (SRW I, 446. Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens 24, 289, in der vorigen Urkunde Blatt 164 b als abwesender ermländischer Domherr genannt): Caspar Buls, Vikar im Kollegiatstift Guttstadt, ernennt den Belan, Domprediger, zu seinem Prokurator bei Uebertragung des ermländischen Kanonikats, 9. Januar 1448.

Blatt 165. Appellation in einer Erbschaftssache eines N. Scho gegen die ermländischen Domherren Arnoldus Suger, Arnoldus Benrade, Peregrinus Gegenberg und Augustinus Thygart, ohne Datum.

Blatt 166—167 b. Synchronus Boraw, Domkustos in Breslau, teilt dem ermländischen Domkapitel mit von einem inserierten Schreiben des Johannes S. Angeli, Kardinaldiakons, dat. Wyenne 14. November 1477, durch das dem erml. Kleriker Barth. Liebenwald die Provision auf ein ermländisches Kanonikat und praeb. major verliehen wird, und ersucht als Exekutor dieses Schreibens nach dessen Inhalt zu verfahren. Dat. Wyenne 18. November 1447.

Blatt 268—275 b Schriftstücke betreffend den Ablauf des Basler Konzils und seine Durchführung in den preussischen Landen, darunter ernennt das Konzil den Decretor. doctor, Deutschordensbruder und samländischen Domherrn Jobocus zum principalis executor und commissarius für den ausgeschriebenen Ablauf in den Städten und Diözesen von Kulm, Ermland, Pomesanien, Samland und Leslau und erteilt nähere Instruktionen. Dat. Basilee VI Non Mai 1436.

Blatt 284 b (von Belan geschrieben) Nicolaus V. erteilt dem ermländischen Domherrn Joh. Wargel die Provision auf ein ermländisches Kanonikat und eine praebenda major (Ende auf Blatt 299). Dat. Rome 1447 18. kal. Julii.

Blatt 288 Nicolaus V. erteilt dem ermländischen Domherrn Franciscus Fawstel (in S. R. W. I 271 ist er Domherr in Guttstadt) die Provision auf eine praeb. major, ohne Datum.

Blatt 289—91 und 296 vier Entwürfe des N. Belan in seiner Eigenschaft als Prokurator für Joh. Schebefe jun. und Joh. Schebefe sen. aus Danzig in einer Streitsache derselben

gegen den Pfarrer von Danzig Andr. Ruperti. Zum ersten und letzten dieser Stücke sind notarielle Originalausfertigungen auf Pergament, datiert 9. September 1441, als Innumerschläge der aus Belans Besitz stammenden Handschrift F 106 erhalten.

Blatt 299. Entwurf zu einem Notariatsinstrument für eine Appellation Belan's als Prokurator des Caspar Buls in seinem Präbendenstreit mit Barth. Liebenwald, am 18. April 1448.

Blatt 299 b. Entwurf zu einem Notariatsinstrument für eine Appellation des ermländischen Domkapitels an den Heiligen Stuhl gegen die durch den Breslauer Domkustos Henricus Boraw als Exekutor geltend gemachten Ansprüche (vgl. oben Blatt 166) des Barth. Liebenwald, 19. April 1448.

Als Innumerschlag der obengenannten Handschrift Belan's F 106 dienen zwei pergamentene Notariatsinstrumente, enthaltend Appellationen des Nikolaus Belan als Prokurator in einer Danziger Streitsache, aufgenommen in Frauenburg in der Wohnung des Dombikars Stephan Hofmann (SRW I, 240) und datiert vom 9. September 1441. Zeugen sind dieser Hofmann und der Dombikar Jordan Keyntke (SRW I, 243, 245). Die Konzepte Belan's hierzu stehen in F 225.

Aus den genannten Aufzeichnungen Waldaus:

Nr. 39 S. 241 hat er die Notiz nach (1469), daß der Dombikar Kanonikus Bartholomäus Liebenwald bei ihm im Pfarrhause gestorben und in der Johannisikirche beerdigt worden sei. Ueber seinen Tod war bis jetzt nichts weiter bekannt.

Ein Rede Thomas Werner's, Domkustos in Frauenburg und Professors der Theologie in Leipzig (vgl. Pastoralblatt f. d. Diöz. Ermland Jahrg. XVII. 1885, S. 52 und Jos. Negwer, Wimpina. Breslau 1909, S. 23) ist veröffentlicht in: Georg Buchwald und Theo Herrle, Redeakte bei Erwerbung der akademischen Grade an der Universität Leipzig im 15. Jahrhundert. (Aus Handschriften der Leipziger Universitätsbibliothek. Des 36. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der sächsischen Akademie der Wissenschaften V.) Leipzig 1921. Es ist eine Recommendatio, gehalten von Werner für den neuen Rektor Johann Kleine (W. S. 1474). Sie hat als Thema Matth. 22, 14 „Multi sunt vocati“ aus dem Sonntagsevangelium (21. n. Pfingst) und richtet dann unter Bezugnahme auf Prov. 28, 1. Fugit impius nemine prosequente, sed justus quasi leo confidens absque terrore erit“ an den neuen Rektor die dreifache Mahnung, „quod

debet more leonis interdum fortiter rugire per increpacionem, interdum dulciter dormire per piam dissimulationem, interdum acriter ferire per dignam punitionem.“ (S. 77 ff.)

Ignaz Stanislaus von Matthy, 1800–1824 Dompropst in Frauenburg, 1824–32 Bischof von Kulm und Pfarrer in Thiergart (E. Z. III, S. 340–43), dieser von der Gunst der preußischen Regierung getragene Kirchenfürst des Zeitalters der Aufklärung, betrieb in den Jahren 1825–28 seine Kandidatur für den erzbischöflichen Stuhl von Gnesen und Posen; schließlich wurde er auf Andringen Altensteins zu Gunsten des polnischen Kandidaten Wolicki fallen gelassen. (Manfred Laubert, Der Kulmer Bischof Ignaz Stanislaus von Matthy als Kandidat für den erzbischöflichen Stuhl von Gnesen und Posen. Zeitschr. des Westpr. Geschichts., Heft 61. Danzig 1921. S. 193–200). Von Theodor von Schön im Gegensatz zu Joseph von Hohenzollern mit hohem Lobe bedacht, wurde Matthy gelegentlich auch von ihm wegen seiner Schuldenlast verspottet. (Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. 3. Band 1902).

3. Zur Geschichte der ermländischen Archive und Bibliotheken.

Bischof Krasicki (1766–95) hat die im Jahre 1733 vorhandenen und damals neu geordneten Stücke in feste Pappbände ohne irgendwelche planmäßige Ordnung einbinden lassen, nachweislich mindestens 151 Bände. (E. Z. V, S. 319, 320). Die Verluste des Archivs unter Krasicki's Regierung waren recht bedeutend, sodaß im Jahre 1803, beim Tode des Bischofs Karl von Hohenzollern, nur noch 127 Bände vorhanden waren (a. a. O. S. 321, 322). Ein Verzeichnis der Archivalien seit 1733–1803 war bisher unbekannt. Aus einer jetzt von mir aufgefundenen Bestandaufnahme nach dem Abgange Krasicki's aus der Diözese i. J. 1795 läßt sich ersehen, daß unter Karl von Hohenzollern höchstens ein Band verloren gegangen ist. Das Verzeichnis der vom bischöflichen Archivar Michael Rominski übergebenen Stücke, das vom Schloßpropst Peter Elsner (seit 1790 Hofkaplan, seit 7. 3. 1792 Inhaber des Benefiziums St. Georg) am 20. Juli 1795 in Heilsberg bescheinigt und im August desselben Jahres ergänzt ist, umfaßt 126 Nummern. Die meisten Stücke lassen sich unter den heutigen Beständen des Bischöflichen Archivs in Frauenburg wiedererkennen. Drei

1795 genannte Bücher tragen heute die Bezeichnungen A 63, A 70, A 73 der Abteilung A Kurialakten. Die 1795 genannten Publicanda von 1770—1794 in 18 Bänden und Rescripta in 23 Bänden waren bis zum Jahre 1920 in einem zum Archiv nicht gehörenden Raume des bischöflichen Verwaltungsgebäudes in Frauenburg teils in deckellosen Einbänden, teils in losen Blättern aufbewahrt; bei der Ueberführung des Archivs in den großen Torbau des Domhofes wurden sie von mir flüchtig in Buchform gebracht und in 18 Bänden Publicanda unter Nr. A 95 bis A 111 und 8 Bänden Rescripta, die offenbar nur einen Rest der ursprünglich vorhandenen ausmachen, unter Nr. A 112—118 in die Abteilung A Kurialakten eingestellt. Von den 9 Bänden Literae Judiciæ Advocatialis d. J. 1795 ist erst ein Band von 1788 als solcher festgestellt worden. Die 7 damaligen Bände Acta Administrationis et Consistorii Generalis 1767—1772 sind in den 6 Bänden A 61 (1767), A 62 (1768), A 65 (1769), A 66 (1770), A 67 (1771), A 68 (1772) erhalten. Die Nummern 6—10 von 1795 sind heute in A 69, 54, 29 a, 56, 64, die Nummern 12 und 13 in A 18 und 17 vorhanden.

Der ziemlich große Bestand der Monumenta Sambiensia des Domkapitularischen Archivs hat eine Untersuchung nach neuer diplomatischer Methode erfahren bei Erich Weise, Das Urkundenwesen der Bischöfe von Samland (Altpreuß. Monatschrift Bd. 59, Heft 1—4. Königsberg 1922). Die Untersuchung hat zu wichtigen Verbesserungen des von Wölky und Mendthal herausgegebenen Urkundenbuch des Bistums Samland geführt.

In der Reihe der Akten zur wirtschaftlichen Verwaltung der Kammerämter des Domkapitels ist die Abteilung Visitationen durch die ältesten nachweisbaren Stücke ihrer Art bereichert worden. Als Entgelt für die von mir gefertigten Auszüge aus den Acta Capitularia des Domkapitularischen Archivs für die Kriegshistorische Abteilung des Schwedischen Generalstabs zu Stockholm hat dieser photostatische Abzüge (weiße Schriftzüge auf schwarzem Grunde) von folgenden Stücken gesandt: 1) Visitatio Allensteinensis vom 8. Juni 1570. 3 Bogen. 2) Ebenso vom Jahre 1575. 3 Bogen. 3) Ebenso vom 17. Mai 1582. 3 Bogen. 4) Ebenso vom 5. Juni 1589. 3 Bogen. 5) Ebenso vom Jahre 1620. 5 Bogen, 1 Seite. Sipler hat sie in den Analecta Warmiensia, Band V, Seite 460 dieser Zeitschrift unter den im Reichsarchiv in Stockholm aufbewahrten Archivalien angeführt.

Die Lübecker Bilderbibel des Priesterseminars, ein Band 26,5×38,5 cm groß, 11 cm dick, in 12 mm starken eichenen Deckbrettern, die mit braunem, durch eingepresste Muster verziertem Leder überzogen sind, mit der Bezeichnung VI A b 2836, ist in den ermländischen Bibliotheken die einzige ihrer Art. Der Buchtitel lautet: „De Bible mit vlitigher achttinghe: recht / na deme latine in dudesc̄ auerḡhesettet / Mit vorluchtinghe vnde glose: des hoch- / ghelerden Postillatoers Nicolai de Iyra / Vnde anderer velen hillighen doctoren“. Der Schluß: „ . . . vnde selichliken / vullēbracht. vormiddelst Steffen arndes. in der keyserlikē stad lubick Int iar vnser heren M. cccc. xciiij. / vy dē dach der hilghen medewen sunte Elizabeth. de / dar was de xix. dach des manten Nouembris.“ (Zum Schrifttum dieser bei Gain 3134 verzeichneten Inkunabel gehören: Wilh. Walthers, Die deutsche Bibelübersetzung des Mittelalters. 3. Teile. 1889. 91. 92. — Rud. Kautsch, Die Holzschnitte der Kölner Bibel von 1479. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 7. Heft. Straßburg 1896. — Alb. Schramm, Die illustrierten Bibeln der deutschen Inkunabeldrucker. Leipzig 1922, unter Nr. XII. — Johann Melchior Goezens Versuch einer Historie der gedruckten Niedersächsischen Bibeln vom Jahr 1470 bis 1621. Halle 1775, Seite 85—93. — Karl Schottenloher, Das alte Buch. Bibliothek für Kunst- und Antiquitätenforscher Band 14. Berlin 1919. Seite 38. 39).

Die von Stephan Arndes in Lübeck gedruckte niedersächsische Bibel übertrifft die niederdeutsche Kölner Bibel, von der sie in der Ausstattung mit Holzschnitten und im Wortlaut abhängig ist, durch ausdrucksvollere Bilder und bessern Text. Bis dahin galt die Kölner Bilderbibel von 1479, in der zum ersten Mal der deutsche Text mit zahlreichen, großen, fast ausnahmslos nur einmal abgedruckten, leicht verständlichen Bildern ausgestattet war, als die hervorragendste unter den bebilderten deutschen Bibeln; sie erschien sofort in zwei voneinander ganz verschiedenen Fassungen, die erste in holländischer und kölnischer, die zweite in niedersächsischer Mundart. Die Lübecker Bibel gilt daher als die vollendetste Bilderbibel des Mittelalters und stellt sich als die letzte deutsche bebilderte Bibel der Inkunabelzeit, zugleich als bedeutendstes Werk der Lübecker Buchkunst des 15. Jahrhunderts dar. Ein Exemplar der Lübecker Bibel, dessen in Strichzeichnungsmanier gehaltene und daher ohne weiteres gut bildhaft wirkende Holzschnitte gleichwohl wie in den meisten Lübecker Bibeln vom Buch-

malen in kräftigen bunten Farben bemalt sind, ist aus dem Nachlaß des Bischofs Joseph von Hohenzollern, der es aus der Bibliothek des Klosters Oliva erworben hatte, in die Bibliothek des Priesterseminars in Braunsberg gelangt. Ueber die Vorbesitzer berichtet folgende handschriftliche Eintragung: Anno 1612 Denn 24 Nouembr habe ich Wylhelm Krüger, Bürger Inn Danzig, Der geburdt von Riga auß Liefflandt, Dem Erbaren vndt Hochgelartten Herrn Georgio Hubnero Mitt Bruder Des Oliuischen Conventus, Mehnem großgünstigen Hern Ohmen Diefse Catholische Biblia zur Ehemigen Gedechtniß vorehredt."

Anzeigen.

Das Große Memterbuch des Deutschen Ordens. Mit Unterstützung des Vereins für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg herausgegeben von Walther Ziefemer. Danzig, Verlag und Druck von A. W. Kafemann. G. m. b. H. 1921.

Mit dem Großen Memterbuch des Deutschen Ordens oder dem Großen Bestallungsbuch, wie es auch heißt, das Dr. Walther Ziefemer, ordentlicher Professor an der Albertus-universität zu Königsberg, 5 Jahre nach dem Erscheinen des von ihm herausgegebenen Marienburger Memterbuches veröffentlicht hat, ist das bedeutendste und umfangreichste der großen Wirtschaftsbücher des Ordens und damit eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte, insbesondere für die Kultur- und Verwaltungsgeschichte des Deutschordensstaates in Preußen dem Forscher zur uneingeschränkten Benutzung erschlossen worden. Gewährt das Marienburger Memterbuch einen Einblick nur in den Wirtschaftsbetrieb des Ordenshaupthauses und des dazu gehörigen Gebietes, so lernen wir aus dem Großen Memterbuch die Finanzverwaltung des ganzen übrigen Landes kennen, wie sie sich seit den Zeiten des Hochmeisters Winrich von Kniprode, seit dem letzten Drittel des 14. Jahrhunderts allmählich herausgebildet hatte und bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts hinein, bis zum Untergange der Ordensherrschaft geübt wurde.

Das Große Memterbuch umfaßt alle im Jahre 1400 vorhandenen Komtureien und selbständigen Vogteien und Pflagen mit den ihnen angegliederten Memtern, Häusern (Burgen) und Höfen, die Komturei Königsberg mit Königsberg, Lochstedt, Grünhof, Caporn, Schafen, Waldau, Lapiau, Zisterburg, Gerdauen und Angerburg, die Komturei Elbing mit Elbing, Br. Holland, Weeskenshof, Mohrunen, Ortelsburg, die Komturei Christburg mit Christburg und Preußisch Mark, die Komturei Balga mit Balga, Br. Eylau, Neunenburg, Rastenburg, Sehesten, Rhein, Lyck und Johannisburg, die Komturei Brandenburg mit Brandenburg, Barten,

Löben und Stradaun, die Komturei Ragnit mit Ragnit, Lilfit und Labiau, die Komturei Memel, die Komturei Osterode mit Osterode, Soldau, Neidenburg und der Kapelle zu Tannenbergh, die Vogtei Bratshan, die Komtureien Strasburg, Gollub, Schönsee, die Komturei Thorn mit Thorn, Thorn Pfarre und Pien, die Vogtei Biberen, das Pfliegeramt Morin, die Komtureien Neßau und Birgelau, das Pfliegeramt Wenzlau, die Komtureien Althaus und Papau, die Vogteien Zeipe und Roggenhausen, die Komtureien Neben und Engelsburg mit Dffet, die Komtureien Graudenz, Schwetz, Tuchel und Schlochau, die Vogtei Schivelbein, das Pfliegeramt Bütow, die Komturei Danzig mit Danzig, dem Glendenhof zu Danzig und Puzig, die Vogtei Dirschau, die Komturei Mewe und schließlich die erst nach 1400 hinzugekommenen, dem Orden zeitweise gehörigen, als Vogteien eingerichteten Gebiete Gotlands und der Neumark.

Dadurch, daß Biesemer auch andere, noch ungedruckte Quellschriften herangezogen hat, das Kleine Aemterbuch, das Deutschordensbriefarchiv, das Große Zinsbuch, die Visitationsverzeichnisse von 1507 und 1508 und das Elbinger Zinsbuch, hat er die von ihm besorgte Ausgabe des Großen Aemterbuches so erweitert, „daß möglichst alle Inventarverzeichnisse des Ordens bis zum Jahre 1525 in ihr enthalten sind“. Denn den Inhalt des Großen Aemterbuches bilden eben jene Inventarverzeichnisse, jene Uebergabeprotokolle, wie sie seit der Regierung Winrichs von Kniprode aufgenommen wurden, wenn ein Ordensamt, eine Komturei, eine Vogtei, eine Pflege, sei es durch die Versetzung, sei es durch den Tod des bisherigen Inhabers frei wurde. Der scheidende Beamte bezw. sein Stellvertreter wies dem neueintretenden schriftlich alles nach, was zur Zeit an barem Gelde, an ausstehenden Forderungen, an Schulden, an totem und lebendem Inventar, an liegender und fahrender Ordenshabe im ganzen Bereich seines Verwaltungsbezirkes irgendwie und irgendwo vorhanden war; und zwar wurde die Anweisung in doppelter Ausfertigung aufgenommen, von denen die eine nach dem Hauptause Marienburg an den Großkomtur, den Finanzminister des Ordens ging, die andere bei dem betreffenden Amte verblieb.

Diese Uebergabeprotokolle nun, die an der Spitze für gewöhnlich das Datum der Uebergabe sowie den Namen des bisherigen und des neuen Gebietigers tragen, geben uns über die wirtschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Komturei, Vogtei oder

Pflege den genauesten Aufschluß. Sie verzeichnen alles und jedes, die Einnahmen und Ausgaben, die Bestände an Getreide, an Vieh, an Pferden, an Tuchen, an Rüstungen, an Waffen, sie zählen die vorhandenen Gebäude und ihr Inventar auf, den Inhalt von Küche und Keller und Backhaus und Brauhaus und Malzhaus, von Karwan und Schmiede und Sattelhaus und Schnitzhaus und Schuhhaus, von Zimmerhof und Stall und Mühle. Mit besonderer Sorgfalt vermerken sie die Paramente und Kelche und Monstranzen und das übrige Gerät und die Kostbarkeiten der Kirche, die sich ja in jedem Ordenshause befand; sie erwähnen die Bilder und Bücher, und weiter die silbernen Schalen und Becher und Böffel und Trinkhörner, „die wohl den Schmuck des Konventsremters bildeten, der die Ordensbrüder zu geselliger Zerstreung in sich vereinigte.“ Auch Listen der Konventsbrüder mit Angabe ihrer Heimat und Abstammung finden sich dann und wann in den Inventarverzeichnissen. Man sieht, es bietet sich in dem Großen Nemberbuch dem Historiker, namentlich dem Historiker, der sich die Erforschung der Wirtschafts- und Kultur- und Baugeschichte des Deutschordenslandes Preußen zum Ziele setzt, eine Stofffülle dar, die nicht so leicht zu bewältigen, nicht so leicht auszuschöpfen ist.

Und neben dem Historiker kommt der Sprachforscher voll und ganz auf seine Rechnung. Die mitteldeutsche Amtssprache der Ordenskanzlei tritt uns im Großen Nemberbuch fest ausgeprägt entgegen. Wir lernen in ihm den Wortschatz der Ordenssprache, den Sprachschatz des Ordenslandes in einer Vollständigkeit kennen, wie wohl sonst nirgends, und das in erster Reihe dürfte Walther Biesemer, unter dessen sachkundiger, umsichtiger und zielbewußter Leitung das „Preußische Wörterbuch“ rüstig vorwärts schreitet, zur Herausgabe des Großen Nemberbuches veranlaßt haben. In jedem Falle gebührt ihm der uneingeschränkte Dank aller, die sich mit der heimatlichen Geschichte beschäftigen. — Daß die dem Texte angefügten Register, das Personen- und Ortsregister sowohl wie namentlich das Wort- und Sachregister, mit der äußersten Sorgfalt und Genauigkeit und dazu mit einer staunenswerten Sachkenntnis gearbeitet sind, bedarf eigentlich keiner besonderen Erwähnung. Das ist bei Biesemer selbstverständlich. Röhricht.

Jost Urier, Der heilige Iodocus. Sein Leben und seine Verehrung, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Namengebung. (Germanistische Abhandlungen 56. Heft.) Breslau 1924.

Der Zweck dieser aus umfangreichster Stoffherhebung in neuartiger Methode erwachsenen Schrift ist nach dem Vorwort der Versuch „das Nachleben eines Heiligen als eine in sich geschlossene geschichtliche und geographische Einheit zu erweisen“, zu verdeutlichen, „welche Motive bei der Wanderung einer Heiligenverehrung mitsprechen können, und wie die Verschiedenartigkeit dieser Motive auf die Gestalt der Wanderwege und die soziale Lage des Namens einwirkt.“ Nach einer Studie über das Leben des Heiligen und über die Geschichte seines Namens gibt der Verfasser einen Abriss der Zentralstätte der Verehrung des Heiligen, der Abtei St. Jossesurmer in der Bretagne, und legt eine Statistik der Kultstätten, Orts- und Personennamen vor, um an Hand dieses Materials den geschichtlichen Zusammenhang in der Ausbreitung dieser Verehrung wahrscheinlich zu machen. Diese hat bekanntlich auch ihren Weg nach Ostpreußen und ins Ermland genommen. Das *Chronicon terrae Prussiae* des Peter von Dusburg berichtet von der Verehrung einer Jodocusreliquie in der Diözese Pomesanien, Christoph Hartknoch's Preußische Kirchenhistoria von einer dem hl. Jodocus geweihten Eiche bei Labiau, eine ermländische Urkunde vom 30. Oktober 1343 von dem Kirchenpatron Jodocus in Santoppen. Die Frage, die immer wieder die heimatische Geschichtsforschung beschäftigt, die Frage nach dem ursächlichen Zusammenhang der Heiligenverehrung des Ostdeutschen Koloniallandes mit dem Mutterlande (vergl. Gedanken über die Titel der Kirchen Ermlands, Pastoralbl. für die Diözese Ermland VII, 11.) hat der Verfasser für diesen Heiligennamen nicht beantworten können. Zwar gelingt es ihm durch sehr umsichtige Abwägung verschiedenster Einflüsse bei jeweils günstigen Unterlagen die Hauptlinien der gesamten deutschen Ausbreitung aufzudecken, aber für die ganz abseits liegenden Jodocusorte wie unser Santoppen fehlen alle Anhaltspunkte. So ist uns diese mit staunenswerter Sorgfalt und großem Fleiß durchgeführte Probe ein wertvoller Fingerzeig dafür, daß die Forschung nach der Herkunft der Ansiedler im allgemeinen an der unlohnenden Aufspürung der Ursprungsorte der hier geübten Heiligenverehrung vorübergehen darf. Das Verbreitungsgebiet ist selbst für einen so seltenen Heiligennamen wider Vermuten außerordentlich groß. Die Bistümer Utrecht, Köln, Trier, Mainz, Würzburg, Eichstätt, Bamberg, Naumburg, Augsburg, Freising, Regensburg, Worms, Speier, Prag, Olmütz, Münster, Paderborn, Minden, Osnabrück, Bremen, Hamburg, Lübeck, Raga-

burg, Schwerin, Halberstadt, Silbesheim, Havelberg, Brandenburg, Breslau sind alle nachweisbar an der Jobocusverehrung beteiligt.

Der Ortsgeschichte Santoppens wird die gewaltige Sammlung alles einschlägigen Stoffes über Leben und Verehrung ihres Kirchenpatrons eine sehr willkommene Bereicherung sein. Die aus dem ermländischen Schrifttum übernommene Mitteilung über die in Frauenburg aufbewahrten Kopien der künstlerisch wertvollen Jobocusbilder der Kirche Santoppens trifft leider nicht zu; die Kopieen sind nicht mehr auffindbar.

Brachvogel.

Chronik des Vereins.*)

253. Sitzung in Braunsberg am 8. November 1923.

Der Vorsitzende verliest ein Schreiben des Studiendirektors Dr. Poschmann-Rößel, daß sich dort eine Vereinigung zur Pflege der Ortsgeschichte gebildet habe.

Fräulein Anhuth-Mehlsack hat dem Verein in dankenswerter Weise aus dem Nachlaß ihres verstorbenen Bruders, des Pfarrers Paul Anhuth-Marienau, neun Folianten mit wertvollem Material zur ermländischen Familiengeschichte geschenkt.

Geheimrat Röhrich gibt einen Beitrag zur Geschichte der Pest im alten Ermland; er behandelt darin den Erlaß des Frauenburger Domkapitels vom 15. November 1708 zur Verhinderung des Uebergreifens der Pest auf ermländisches Gebiet. (s. Unj. erml. Heimat 1923 Nr. 12.)

Derselbe verbreitet sich über den Streit der Loszbäcker und Festbäcker in Mehlsack ums Jahr 1719, der zu interessanten Weiterungen führte, weil domkapitulärische Untertanen in ihren Rechtshändeln das fürstbischöfliche Gericht in Heilsberg angerufen hatten. (Unj. erml. Heimat 1924 Nr. 1.)

Subregens Brachvogel berichtet über ein neues Gutachten, das er in Sachen der Allensteiner Stadtfarben dem dortigen Magistrat erstattet hat.

Derselbe hält einen Vortrag über neueres Schrifttum zur Geschichte des Ermlandes und des Ordenslandes.

Studienrat Buchholz legt aus dem Besitz des hiesigen Kenners Gustav Olschewski eine Familienchronik, Familienpapiere und Bilder vor, die den Heilsberger Landvogteigerichts-Direktor Adolf Olszewski († 1854) und die ehemalige Bleilische Waffensammlung in Lützen betreffen (vgl. Ermländ. Hauskalender 1925 S. 52—66).

*) Druckfehler-Berichtigung. Die Kopernikus-Gedächtnisfeier des Vereins fand natürlich am 450. Geburtstag des Astronomen, den 19. Februar 1923 statt (und nicht am 14., wie es in Bd. XXI, S. 416 dieser Zeitschrift heißt).

254. Sitzung in Braunsberg am 19. Februar 1924.

Als Gäste sind anwesend der Erste Bischöfliche Sekretär und Dombikar Dr. Marquardt und Dombikar Dr. Urendt aus Frauenburg.

Der Vorsitzende widmet dem am 16. d. Mts. verstorbenen Professor Dr. Fleischer, der 30 Jahre lang dem Vorstand des Vereins angehört hat, einen ehrenden Nachruf.

Zu neuen Vorstandsmitgliedern werden Studiendirektor Dr. Poschmann-Rößel und Dr. Marquardt-Frauenburg gewählt.

Subregens Brachvogel überreicht als Geschenk der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Schwedischen Generalstabs die photostatischen Kopien der Revisionsberichte der ermländischen Domherren im Kammeramt Willenstein aus den Jahren 1570, 75, 82, 89, 1620, deren Originale sich im Reichsarchiv zu Stockholm befinden. Die Kopien werden im Bischöflichen Archiv zu Frauenburg aufbewahrt werden.

Studienrat Buchholz hält einen Vortrag über den Frankfurter Universitätsprofessor und Polihistor Jodokus Willich, der i. J. 1501 in Rößel geboren ist. Im Jahre 1551 widmete er seiner Vaterstadt seinen lutherischen Katechismus (Totius Catecheseos Christianae Expositio), dem sein Medaillonporträt und eine von warmer Heimatliebe getragene Vorrede beigelegt sind.

Professor Lühr weist am Album des Braunsberger päpstlichen Alumnats nach, wie die während der Zeit der schwedischen Besatzung (1626—35) aus Braunsberg vertriebenen Jesuiten ihre Studienanstalt in Pultusk fortführten.

Studienrat Buchholz legt aus dem Besitz des hiesigen Rentners Paul Beermann die Krugprivilegien von Pfahlbude (ausgestellt 1494, erneuert 1642) und von Neupassarge (1500) vor, sowie einen Braunsberger Geburtsbrief von 1794 (für Andreas Grunenberg aus Schafsberg) und einen Königsberger Militärpaß von 1808 (für Andreas Regenbrecht aus Schalmeh).

Geheimrat Röhrich entwickelt an einem Beispiel aus dem Maurergewerk v. J. 1748, wie die Altstadt Braunsberg gegen den Einspruch des Fürstbischofs Grabowski auf Grund ihrer lübischen Handfeste das Recht wahrte, neue Gewerke zu errichten. (Unj. erml. Heimat 1924 Nr. 3.)

255. Sitzung in Frauenburg am 14. Mai 1924.

Der Hochwürdigste Herr Bischof hat den Vorstand zu sich eingeladen, um ihm seine Studie über die hussitische Bewegung im Ermland vorzutragen. (Siehe oben S. 39—60).

Bischöflicher Sekretär und Dombikar Dr. Marquardt legt einen lettischen Aufsatz von Professor Kundzin-Riga vor, der auf Grund Frauenburger Archivalien die Missionstätigkeit der ermländischen Jesuiten Krüger, Lolkendorf und Quadrantinus in Kurland am Ende des 16. Jahrhunderts behandelt.

Subregens Brachvogel legt die Monographie von Jost Trier über den heiligen Jodocus vor, worin auch die Jodocuskirche zu Santoppen erwähnt wird. Ferner gibt er eine Mitteilung über eine Rektoratsrede wieder, die der aus Braunsberg gebürtige Magister Thomas Werner im Winter-Semester 1474 an der Leipziger Universität gehalten hat.

Subregens Brachvogel verweist weiter auf Baczkos Reisebericht durchs Ermland i. J. 1798. Ferner überreicht er einen Aufsatz von P. Bauer über die Gegenreformation in Danzig, die von den Braunsberger Jesuiten wesentlich gefördert wurde.

Studienrat Buchholz legt aus der Braunsberger Ratsbücherei die seltene Ausgabe der Statuta Provinciae Gnesnensis v. J. 1528 vor, worin ein Epigramm von Hofius an den Erzbischof Joh. von Laszko von Gnesen abgedruckt ist. Derselbe übergibt als Geschenk des Pfarrers Hackober-Wolfsdorf ein Wandertagebuch des späteren Tischlermeisters und Rüstlers Herholz in Heilsberg aus den Jahren 1834—39 und ein anscheinend aus dem 18. Jahrhundert stammendes Heft mit handschriftlichen Aufzeichnungen über Alchimie, Astrologie, Chiromantie und Homöopathie.

Professor Dr. Lühr spricht über die Aufnahmen des Braunsberger päpstlichen Alumnats während seines Pultuskter Exils (1626—39) und gibt statistische Aufstellungen über die Herkunft sämtlicher Böglinge des Alumnats, soweit sie aus außerdeutschen Ländern stammen. (Unf. erml. Heimat 1924 Nr. 6 und 8).

256. Sitzung in Frauenburg am 27. August 1924.

Der Hochwürdigste Herr Bischof, der als Gast der Sitzung bewohnt, legt ein Reliquiar mit dem Siegel des ermländischen Weihbischofs Johannes († 1532) vor.

Geheimrat Röhrich zeigt einen venezianischen und einen belgischen Dukaten aus einem Münzfund vor, den Kaplan Poschmann in Reimerswalde in seinem Kaplaneigarten gemacht hat. Es handelt sich dabei offenbar um den Goldschatz eines Offiziers der Napoleonischen Armee, der in den Tagen der Schlacht bei Heilsberg (10. Juni 1807) vergraben worden ist.

Professor Lühr legt einen schwedischen Aufsatz von Weinberg vor, der in einer Zeitschrift in Helsingfors erschienen ist und über finnische Studenten in Jesuitenkollegs handelt; darin sind auch 6 Alumnus des Braunsberger Kollegs erwähnt.

Studienrat Buchholz legt aus dem Nachlaß des verstorbenen Bistumsyndikus Buchholz das Tagebuch des Pfarrers Radolinski in Reimerswalde († 1884) vor, das viele kulturgeschichtlich interessante Einzelheiten bringt.

Bischöflicher Sekretär und Dombikar Marquardt überreicht aus dem Nachlaß des Domherrn Pohl eine Anzahl von Photographien hauptsächlich ermländischer Geistlichen.

Geheimrat Röhrich spricht über den Bürgerbrief des Mehlfaners Nagelschmiedemeisters Benz v. J. 1819. (Unf. erml. Heimat 1924 Nr. 11.)

Derselbe teilt Baczkos interessante Beobachtungen einer Reise durchs Ermland i. J. 1798 mit. (Der Aufsatz wird in Unf. erml. Heimat 1925 veröffentlicht werden.)

Studienrat Buchholz gibt ein Lebensbild des verstorbenen Vorstandsmitgliedes Prof. Dr. Fleischer (s. oben S. 141—150).

Als Jahresbeitrag der Vereinsmitglieder für 1924 sollen 3 Mark erhoben werden.

257. Sitzung in Braunsberg am 11. November 1924.

Der Vorstand beschließt die Herausgabe eines ermländischen Heimatbuches in Form einer Reihe heimatkundlicher Veröffentlichungen.

Die Abhaltung eines ermländischen Heimatkurses in Braunsberg wird für nächstes Jahr (Ostern oder Pfingsten) in Aussicht genommen.

Der Vorstand beschließt, die Vereinsbücherei der Verwaltung der hiesigen Staatlichen Akademiebibliothek zu übergeben.

Subregens Brachvogel macht Mitteilung von dem Urteil des westpreußischen Provinzialkonservators Schmidt, daß die

Sammlung der mittelalterlichen Plastiken im Ermländischen Museum zu Frauenburg nächst der der Marienburg die wertvollste im deutschen Nordosten sei.

Professor Bühr legt vier durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes geliehene Bände aus der Universitätsbibliothek zu Upsala vor, die Verzeichnisse der Mitglieder der Braunsberger Jesuitenkongregationen enthalten. Die Bücher sind i. J. 1626 von den Schweden entführt worden.

Studienrat Buchholz überreicht für das Ermländische Museum aus dem Besitz des Seminaroberlehrers Korinth ein silbernes Petschaft, das auf der Feldmark nahe dem Bischöflichen Konviktt gefunden worden ist. Die Weintraube des Wappens weist das Petschaft der im 18. Jahrhundert in Braunsberg blühenden Patrizierfamilie Schorn zu.



Die Lehr- und Wanderjahre des ermländischen Domkustos Eustachius von Knobelsdorff.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des jüngeren Humanismus
und der Reformation.

Von Studienrat Franz Buchholz.

(Schluß.)

IV. In Löwen.

Nach den strengen polnischen und ermländischen Edikten gegen die lutherische Lehre konnte für Knobelsdorffs bevorstehenden Hochschulbesuch nur eine katholische Universität in Frage kommen. Eustachius selbst hatte schon in Wittenberg an die berühmte niederländische Hochschule in Löwen gedacht, die ihm mehrfach von maßgebenden Männern empfohlen worden war. Dantiskus konnte diesem Plane um so eher zustimmen, als er seit seiner diplomatischen Tätigkeit am kaiserlichen Hofe in Brüssel literarische Beziehungen zu Löwener Professoren unterhielt¹⁾ und auch sonst einflußreiche Bekannte in jener Gegend hatte, denen er seinen Schützling bestens anempfehlen konnte. Es waren dies vor allem

¹⁾ Hipler veröffentlicht in seinen Beiträgen zur Geschichte der Renaissance und des Humanismus (E. 3. IX, 471 ff.) Briefe folgender Löwener Professoren an Dantiskus: des Johann van Campen, Prof. für Hebräisch, Conrad Goclenius, Prof. für lateinische Literatur, Gemma Frisius, Prof. für Mathematik und Medizin. Vesterer schreibt am 26. Juli 1534 (?) an Dantiskus von seinen Kollegen: Goclenius, Rescius, Amicus Servatius, Gravius omnes . . . D. V. Rev. commendari optaverunt. (a. a. D. S. 511).

der kaiserliche Gesandte Cornelius Duplicius Schepper¹⁾ und der Löwener Professor der Mathematik und Medizin Gemma Frisius.²⁾

Mitte September 1540³⁾ tritt Eustachius seine zweite Ausreise von der Heimat an, ausgerüstet mit Empfehlungsbriefen und mündlichen Grüßen des Bischofs an dessen niederländische Freunde. Seiner in Wittenberg gehegten Absicht entsprechend, wählte er, vielleicht von Danzig aus, den Seeweg. Jedenfalls berührt er Lübeck, wo er dem Danziger Kaufmann und Humanisten Jakob von Barthen einen Brief des Bischofs übergibt.⁴⁾ Im Spätherbst mag er dann am Ziele angelangt sein.

Eustachius kam nach Löwen mit der Absicht, dem juristischen Studium zu obliegen und nebenher seinen humanistischen Neigungen in der philosophischen Fakultät nachzugehen. Die blühende niederländische Hochschule an der Dyle⁵⁾ hatte sich schon i. J. 1519 der reformatorischen Bewegung aufs entschiedenste verschlossen und durch förmliche Verbannung und öffentliche Verbrennung der lutherischen Schriften die streng katholische Einheit energisch ge-

1) Biographie nationale publiée par l'Académie royale . . de Belgique V, 709 ff. Artikel De Schepper von J. J. de Smet.

2) Biographisch Woordenboek der Nederlanden. VII, S. 93. Art. Gemma de Fries von A. J. van der Aa.

3) Schepper bestätigt in dem eben zitierten Schreiben vom 12. April 1541 den Empfang eines Briefes von Dantiskus ex Heilsberg de dato 10. Septembris superioris anni, den Eustachius mitgebracht und richtig bestellt hat.

4) Jak. v. Barthen an Dantiskus. dat. Danzig, 20. Nov. 1540. Cod. Dant. Upsal. II, f. 33.

5) Der berühmte Erasmus von Rotterdam schreibt von ihr am 5. Juli 1521: „An Menge der Studierenden steht die Universität Löwen keiner nach, ausgenommen der von Paris. Die Anzahl der Studenten beträgt etwa 3000, und fortwährend strömen noch neue hinzu . . . Angenehm ist nicht minder das Klima wie die freundliche Gesinnung (humanitas) der Bevölkerung. Desiderii Erasmi Roterodami Opera omnia. Lugduni Batavorum 1703 T. III, 1, p. 652. In einem andern Brief vom 13. August 1521 schreibt Erasmus: „Das Klima von Löwen könnte man selbst dem italienischen vorziehen; es ist nicht nur angenehm, sondern auch gesund. Nirgends findet man mehr Muße zum Studium, nirgends glücklichere Fortschritte der Jugend in den Wissenschaften, nirgends eine größere oder geeignetere Schar von Professoren“. p. 653. Während der folgenden religiösen Kämpfe soll die Zahl der Studenten in Löwen auf 7—8000 gestiegen sein. L'université de Louvain. Coup d'oeil sur son histoire 1425—1900. Bruxelles 1900, p. 14.

wahrt.¹⁾ Sie galt wegen ihres systematischen Kampfes gegen die Reformatoren als ein Bollwerk des katholischen Glaubens²⁾ und durfte sich rühmen, Papst Hadrian VI. als Schüler, Lehrer und Rektor zu den Ihrigen gezählt zu haben.³⁾ Keine Hochschule jener Zeit scheint so reiche Stiftungen besessen zu haben wie die Löwener; und auch Hadrian VI. erwies sich in dankbarer Anhänglichkeit als ihr Förderer, indem er zu den 40 bestehenden Kollegien ein neues großes Collège du Pape hinzufügte.⁴⁾

Ueber das damalige Professoren-Kollegium berichtet im April 1543 Gemma Frisius an Bischof Dantiskus, der seine Neffen dorthin schicken will und sich zuvor bei dem ihm befreundeten Mathematiker erkundigt, es seien in jeder Disziplin und in den freien Künsten ausgezeichnete Gelehrte: das Zivilrecht dozierten Johann Hazius,⁵⁾ Amicus⁶⁾ und Gabriel,⁷⁾ alle ebenso berecht wie gelehrt, das kanonische Recht Dominicus,⁸⁾ Michael Drusius⁹⁾ und

¹⁾ f. Acta Academiae Lovaniensis contra Lutherum im Tom. II. omnium operum Mart. Lutheri (Witebergae 1546), p. 34 ss. J. C. L. Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengeschichte. Bonn 1840. III, 1. S. 551 f. L. Pastor, Geschichte der Päpste. Freiburg i. Br. 1906. IV, 1. S. 288.

²⁾ Vgl. in der angeführten lat. Luther-Ausgabe p. 223 ss. die Confutatio Lutherana Rationis Latomianae pro incendiariis Lovaniensis scholae Sophistis redditae v. J. 1521 und die 22 Artikel der Löwener theol. Fakultät gegen die Reformatoren v. J. 1544 nebst der Lutherischen Verteidigung. p. 542 s. P. J. Blof, Geschichte der Niederlande, Gotha 1905. S. 675 f.

³⁾ Pastor, a. a. D. IV, 2, S. 27 ff.

⁴⁾ Iusti Lipsi Lovanium, id est Opidi Academiae eius descriptio. Antverpiae 1610. p. 100 ss. L'université de Louvain p. 10 ss. Pastor, a. a. D. IV, 2, S. 147. Weber u. Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1893. VIII, 86 ff.

⁵⁾ Johann Hasselt als Professor der Theologie und Präses des großen theologischen Kolleges in Löwen bei Böcher, Allgem. Gelehrten-Lexikon (Leipzig 1750) II, 1398 erwähnt, stirbt 1556 auf dem Konzil von Trient.

⁶⁾ Peter Amicus, 1530 in Löwen zum Dr. jur. promoviert, stirbt daselbst 1556. Nieuw Nederlandsch Biogr. Woordenboek. (Leiden 1917) I, 116.

⁷⁾ Schwerlich jener Peter Gabriel (Scagius), der zunächst Mönch ist, seit 1545 in Flandern für die Reformation predigt und als Prädikan von Delft 1573 stirbt, a. a. D. VI, 541. Einen anderen niederländischen Gabriel habe ich aus jener Zeit nicht feststellen können.

⁸⁾ Wohl Ven. Dominicus, der zu Löwen studierte, 1546 in seiner Heimat Sneek, 1567 in Lieuwarden Pfarrer wurde, 1580 aber wegen seines katholischen Glaubens aus Friesland verbannt wurde und 1585 als Kanonikus von Düsseldorf starb. Verfasser theologischer Schriften. a. a. D. V, 138.

⁹⁾ Mich. Drieuw (Driutius), 1495 geb., lehrte in Douai und Löwen, wo er Kanzler der Universität und Dekan der Kollegiatkirche zu St. Peter wurde. † 1559. Biogr. nat. de Belgique. VI, 169 s.

Wilmar Bernard,¹⁾ deren Lebensführung ihrer ausgezeichneten Gelehrsamkeit entspreche. An Theologen sei eine große Zahl hervorragender Männer vorhanden, vor allem der scharfsinnige greise Jakob Latomi.²⁾ Medizinische Doktoren seien gar mehr vorhanden als Kranke und seien früher mehr gewesen als Hörer. Aber von Tag zu Tag erklinge lauter der Ruf der medizinischen Schule; denn neulich habe die Löwener Stadtobrigkeit zu den alten Vorlesungen eine neue über die Anatomie hinzugefügt und mit ihr Gemma selbst beauftragt.³⁾

Bald nach seiner Ankunft in Löwen wird Eustachius den als Mathematiker und Arzt ausgezeichneten Professor Gemma Frixius aufgesucht haben, an den ihn sein hoher Gönner Dantiskus gewiesen hatte. Gemma, 1508 zu Dokkum in Holland geboren, hatte sich schon frühzeitig durch seine Vorlesungen und Schriften über die Stern- und Messkunde, für die er eine Reihe neuer Instrumente erfand, einen angesehenen Namen in der Gelehrtenwelt und die besondere Gunst des Kaisers Karl V. erworben.⁴⁾ Auch mit dem damaligen polnischen Gesandten Johannes Dantiskus in

¹⁾ Ulmer Bernaert, geb. 1510 in Flandern, war 40 Jahre lang Professor in Löwen, anfangs der Philosophie, dann des römischen und später des kanonischen Rechts. 1550 wurde er von Karl V. mit anderen Löwener Professoren zum Konzil von Trient geschickt. † 1571 in Löwen. a. a. D. II, 274 s.

²⁾ Jakob Latomus (Steinmetz, Masson), 1476 im Hennegau geboren, studierte in Paris, seit 1505 Leiter der Domus Standonica für arme Studenten in Löwen, seit 1519 Dr. theol., 1535 Kanonikus der Peterskirche in Löwen, stirbt hier i. J. 1544. Er war an der Löwener Universität wohl der eifrigste Verteidiger der katholischen Lehre gegen die Reformation. Böcher, a. a. D. II, 2290. Sauk's Realencyclopädie f. protest. Theologie u. Kirche. 3. Aufl. XI, 302 f. (Kawerau).

³⁾ E. J. IX, 566 f. Ueber den Kostenaufwand für ein Studienjahr in Löwen gibt Gemma dem Bischof auf seine Anfrage gleichzeitig folgenden Aufschluß: Es sei nicht leicht, eine befriedigende Antwort zu erteilen, da es verschiedene Klassen und Abteilungen gebe, je nach Stand und Vermögen. Manche leben in den Pädagogien für 36 goldene Karlsgulden (cardis a. a. D. ist ein Lese- oder Druckfehler für Carolis) = 18 Dukaten; in denselben Kollegien müssen Böglinge einer anderen Klasse 24—25 Dukaten jährlich zahlen. Ähnlich ist auch der Pensionspreis bei den Professoren oder andern gelehrten Männern. In den meisten Fällen stellt sich die Lebenshaltung bei der Ungunst der Zeit auf 25 Dukaten. Gemma kennt einige, die in den Häusern der Professoren sogar 30 Dukaten bezahlen. Unter Lebensunterhalt versteht Gemma nur Essen, Trinken, Wohnung und Bett; Holz, Kerzen, Kleider und anderes deraut muß jeder auf eigene Kosten beschaffen. — Nach Blof, a. a. D. S. 617 enthielt der goldene Carolus 1,7 Gr. Gold und war ein Pfund von 40 Groschen wert.

⁴⁾ Browe, I. 2, S. 272 Anm. u. 283 ff.

Brüssel war er um jene Zeit 1531 bekannt geworden und erfreute sich seiner Gunst und Unterstützung, die ihm auch der nachmalige Bischof nicht versagte. Im Drange seiner Regierungsgeschäfte war Dantiskus nicht dazu gekommen, dem nach Löwen aufbrechenden Knobelsdorff ein längeres Schreiben für Gemma mitzugeben; er hatte sich auf mündliche Grüße und Bestellungen beschränken müssen und dabei Eustachius den Auftrag gegeben, Gemma über die neuen Lehren seines Frauenburger Domherrn Koppernikus Bericht zu erstatten. Dazu gehörte auch die Erzählung, daß der Wittenberger Magister Rhetikus den greisen Astronomen in Frauenburg besucht habe und die Drucklegung des abgeschlossenen Meisterwerkes vorbereitet werde. Auch das Epigramm des Dantiskus, das Koppernikus und seine Lehre pries und von dem Autor als Einleitung zu dem koppernikanischen Werke gedacht war, sollte Knobelsdorff dem Löwener Gelehrten vorlegen.¹⁾

Mit regstem Interesse nahm Gemma die Mitteilungen des jungen Ermländers auf; sie überraschten ihn nicht völlig, da Dantiskus bereits früher gelegentlich eines Gespräches seine Aufmerksamkeit auf den kühnen Frauenburger Astronomen gelenkt hatte; auch scheint Gemma die kurze Einführung des Koppernikus in sein Werk, den sogenannten *Commentariolus*, der in Freundeskreisen handschriftlich verbreitet war, gekannt zu haben.²⁾ Mit um so

¹⁾ s. den Brief des Dantiskus an Gemma Frisius v. 29. Jan. 1543 *C. B. IX*, 565: *iussi et epigramma meum tibi legendum ostendi, quod rei ipsius et auctoris (sc. Copernici) non vanas habet laudes*. Allerdings bedankt sich Koppernikus bei dem bischöflichen Autor erst am 27. Juni 1541 für das „epigramma elegans“. Hipler, *Spic. Cop.* S. 206. Prowe II, 168. Das Gedicht ist übrigens nicht dem Wunsche des Bischofs entsprechend am Anfang des koppernikanischen Hauptwerkes veröffentlicht worden. Ueber die Gründe dazu stellt Prowe, I. 2. *L. S.* 362 ff. wohl richtige Vermutungen an. Wenn Hipler a. a. *D. S.* 103 und *Litgesch.* S. 123 annimmt, daß das anonyme Epigramm, welches Rhetikus dem 1542 herausgegebenen Abriß der Trigonometrie des Koppernikus voranstellt, das von Dantiskus gedichtete sei, so läßt sich außer den bei Prowe I, 2, S. 369 Anmerk. angegebenen Gründen noch der hinzufügen, daß dieses Epigramm des großen Astronomen mit keiner Silbe gedenkt, während nach der zitierten brieflichen Mitteilung des Bischofs in seinem Gedicht neben dem Werke des Koppernikus auch der Autor selbst gebührend gefeiert wurde. Es müßte denn sein, daß Rhetikus — vielleicht auf Koppernikus' Wunsch — die den Astronomen rühmenden Verse weggelassen hätte. Das fragliche Epigramm bei Hipler, *Spic. Cop.* 105 f, Prowe I, 2, 480 ff, II, 380 ff.

²⁾ Prowe, I, 2, 283 ff. Hipler, *C. B. IX*. 564.

größerer Theilnahme folgte er daher den Erzählungen des Heilsberger Scholaren. Sein klarer Blick hatte schon längst die vielen offensichtlichen Unwahrscheinlichkeiten und unhaltbaren Irrtümer des herrschenden Ptolemäischen Weltsystems erkannt und die Verwirrung beklagt, die durch diese Hypothesen in den Kalender geraten war. Wenn jetzt der Frauenburger Gelehrte das geheimnisvolle Labyrinth der astronomischen Probleme aufzuhellen, die Bewegungen der Gestirne und das Maß der Zeiten richtigzustellen vermochte, — über seine Hauptthese, die Bewegung der Erde um die Sonne, enthält er sich einstweilen vorsichtig noch jeden Urteils, — hieß das nicht, daß Urania selbst im rauhen Sarmatien sich eine neue Heimat erwählt und neue Jünger erweckt hätte, daß der gelehrte Frauenburger Forscher eine neue Erde, einen neuen Himmel, überhaupt eine ganz neue Welt gebracht hätte?

Als im Sommer 1541 das angekündigte mit Spannung erwartete Werk des Copernikus noch immer nicht erschienen ist, kann sich Gemma nicht mehr der Befürchtung erwehren, daß vielleicht der Tod des greisen Dombherrn seine ganze wissenschaftliche Lebensarbeit gefährden und in Vergessenheit bringen könnte. Daher bittet er am 20. Juli den ermländischen Bischof, er möge seinen ganzen Einfluß für die Beschleunigung der bevorstehenden Drucklegung einsetzen; damit würde er sich sowohl bei zahllosen Freunden der Wissenschaft, wie auch bei der ganzen Nachwelt ein großes Verdienst erwerben.¹⁾

Durch die Grüße seines Bischofs und die Berichte über Copernikus aufs empfehlendste eingeführt, verkehrt Eustachius bei Professor Gemma Frisius, der i. J. 1534 durch seine Heirat mit Barbara einen eigenen Hausstand begründet hatte²⁾ und mehr noch als durch seine mathematischen Vorlesungen durch seine rege ärztliche Tätigkeit in Anspruch genommen war.³⁾ Gemma nimmt ihn aufs freundlichste auf und schätzt ihn als einen selten braven und gelehrten Jüngling; er möchte ihm gern nach seinen Kräften Unterstützung gewähren, glaubt aber, daß er ihrer nicht bedürfte. Eustachius scheint ihm offenbar zur Poesie geboren und auf dem Helikon aufgezogen zu sein, so fließen seine Verse wie Wasser. Und der

¹⁾ E. B. IX, 562 ff.

²⁾ a. a. D. S. 509, 511, 556, 568.

³⁾ a. a. D. S. 562. Am 30. August 1541 will Gemma seine Doktorpromotion feiern und wünscht zur Verherrlichung des Tages den Besuch seines Gönners Dantiskus herbei.

Professor wundert sich, wie das ferne Sarmatenland die Heimat der Musen geworden ist, wie Dantiskus, Eustachius und vor allem Koppernikus den Ruhm des Ermlandes weithin künden.¹⁾

An den kaiserlichen Gesandten Cornelius Duplicius Schepper in Brüssel hatte Eustachius nicht nur persönliche Grüße, sondern auch einen Brief des Bischofs vom 10. September zu überbringen.²⁾ Der hervorragende Diplomat und Staatsmann, 1500 aus einer vornehmen niederländischen Familie geboren, hatte mit glänzendem Erfolge an der Pariser Universität die klassischen Sprachen, Geschichte und Mathematik studiert und war nach weiterem kurzen Aufenthalt an der Löwener Hochschule in den Dienst des vertriebenen Königs Christian II. von Dänemark getreten, dessen Sache er aufs berebteste und geschickteste vertrat. Von dieser Tätigkeit lernte ihn Kaiser Karl kennen und schätzen und nahm ihn später als Rat und Staatssekretär in seine diplomatischen Dienste. Als solcher kam Schepper nach Schottland, Polen, Frankreich und Italien, wo er Karls Kaiserkrönung bewohnte; sogar nach Konstantinopel führte ihn zweimal ein besonders schwieriger Auftrag zu Sultan Suleiman. Zur Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienste ernannte Karl im Jahre 1536 Schepper zum Mitglied des Geheimen Rats der Niederlande, wo er als Berichterstatter der Bittschriften tätig war; nun konnte er sich bei den reichen Einkünften seines Amtes mehr seiner Familie widmen, wurde aber doch noch gelegentlich mit diplomatischen Missionen betraut. Bei den niederländischen Statthalterinnen Margarete von Oestreich³⁾ und Maria von Ungarn⁴⁾ wie beim Kaiser erfreute er sich wegen seiner Klugheit und staatsmännischen Einsicht großer Schätzung; sein tief religiöses und gewinnendes, freundliches Wesen verschaffte ihm viele Freunde. Erasmus äußerte von seinem Stil, daß er mit derselben Leichtigkeit Prosa wie Verse schreibe.⁵⁾

Schepper empfing den jungen Knobelsdorff aufs herzlichste und las mit Vergnügen den Brief seines Gönners Dantiskus, der ihm von seinem Wohlbefinden und seinem ungeminderten

¹⁾ a. a. O. S. 563.

²⁾ Schepper an Dantiskus, d. Vincke, 12. April 1541.

³⁾ Die Tante Karls V., † 1530; über sie S. Baumgarten, Geschichte Karls V. Stuttgart III, 53 f. Blot, S. 499 f.

⁴⁾ Maria, die Schwester Karls V., regierte als Statthalterin in den Niederlanden von 1531—55; vgl. Baumgarten, III, 56 ff., Blot S. 500.

⁵⁾ Ant. Sanderus de scriptoribus Flandriae Antwerpiae 1624, lib. I Biogr. nation. de Belgique V, 709 ss.

Wohlwollen Kunde gab. Auch ein Fäßchen süßigen Bieres brachte Eustachius aus der bischöflich-ermländischen Brauerei mit, dessen Empfang Schepper dankend bestätigt.¹⁾ Hilfsbereit nimmt sich dieser des Heilsberger Scholaren an, dessen angenehmes Wesen ihn sympathisch berührt. Er öffnet ihm sein gastliches Haus, sichert ihm um des Bischofs willen für den Bedarfsfall jede finanzielle Hilfe zu und beweist ihm dadurch sein volles Vertrauen, daß er einen seiner Verwandten zum gemeinsamen Rechtsstudium mit ihm zusammenwohnen läßt.

Eustachius sucht gern den neuen Gönner in dem nur wenig über 3 Meilen entfernten Brüssel auf, wenn nicht die Abwesenheit des Hofes von der Residenz auch Schepper fern hält. In dankbarer Verehrung widmet er ihm ein eigenes kunstvolles Gedicht, und Schepper findet es so gelungen, daß er der schriftlich geäußerten Ansicht des Bischofs beipflichtet, Nasos Seele sei in diese Brust gewandert, Eustachius sei vom obidischen Geiste erfüllt.²⁾

Während Knobelsdorff an der brabantischen Hochschule mehr und mehr heimisch wird, kommt im Juli 1541 ein Brief aus Heilsberg, in dem ihm sein bischöflicher Mäzen von der Erkrankung seines Vaters Mitteilung macht und ihn auffordert, in die Heimat zurückzukehren, da Sorge und Angst um das geliebte Familienhaupt ihm wohl die Lust zur wissenschaftlichen Arbeit rauben werde. Den Brief begleitet ein reiches Geldgeschenk.³⁾ Eustachius dankt mit derselben Postgelegenheit, die auch Briefe des Gemma und Schepper nach dem Ermland mitnahm⁴⁾, für die „königliche Gabe völlig eines Dantiskus würdig“. Aber vor der erneuten Rückkehr in die Heimat schreckt ihn trotz seiner Liebe zu seinem Vater und Mäzen die beschwerliche, mit soviel Gefahren verknüpfte Reise und seine Liebe zu den ehrsamten Künsten. Er kommt sich vor wie ein gewinnstüchtiger Kaufmann, den mit seiner schweren Ladung ein Sturm auf dem Meere überrascht; er scheut sich dem Sturme zu trotzen, jammert aber, daß er seine mühsam

¹⁾ *Cerevisia tua fuit admodum sapida.*

²⁾ Schepper an Dant. d. Vincke, 12. April 1541. Ebenso in Scheppers Brief an Dantiskus vom 12. Juni 1541. Bisch. Arch. Frbg. D. 6. f. 45 v.

³⁾ Dieser Inhalt ergibt sich aus Knobelsdorffs Antwortschreiben an Dantiskus dat. Wwen, 18. Juli 1541, angef. in Heilsberg am 19. Sept. Cod. Dant. Ups. II, f. 47.

⁴⁾ Vgl. Gemmas Brief vom 20. Juli bei Hipler, a. a. O. S. 562 ff. und Scheppers vom 15. Juli im B. A. Frbg. D. 70 f. 98.

gewonnenen Waren als unnützen Ballast wegwerfen soll. So ist auch Eustachius von seinem Mäzen zum Kauf der schönen Wissenschaften hierher geschickt; welchen Gewinn er davonträgt, das mag der Bischof selbst beurteilen, an Fleiß hat er es jedenfalls nicht fehlen lassen. Da ihn die Löwener öffentlichen Vorlesungen nur wenig fördern, möchte er wohl in die Heimat zurückkehren, obwohl er dort noch nicht viel nützen könnte. Indessen Paris, dessen Ruhm die ganze Welt und auch ihn selbst mit steigender Bewunderung erfüllt, hält ihn mit magischer Gewalt fest. Er hat keinen größeren Wunsch, als Bögling, und sei er nur einer der geringsten, dieser Universität zu sein. Bei der unbedeutenden Entfernung von Löwen nach Paris erscheint es ihm als eine unentschuldbare Torheit, wenn er so viele Reisebeschwerden und Gefahren erduldet hätte, um Löwen zu sehen, das unvergleichliche, königliche Paris in der Nähe aber unbesucht ließe. Da ihm überdies der Löwener Lehrbetrieb nicht den erhofften Gewinn bringt, bittet er den Bischof, ihm für ein weiteres Jahr Urlaub und Unterstützung zum Studium in Paris zu gewähren; er will im Oktober dorthin aufbrechen, da er an seiner wohlwollenden Zustimmung nicht zweifelt.

In seinem Schreiben an Knobelsdorff hatte Dantiskus gebeten, die gerichtliche Citation Alexanders von Suchten nach Rom zu veranlassen. Dieser entstammte einer angesehenen Danziger Patrizierfamilie, von der schon ein Mitglied, ein Oheim des Alexander, nämlich Christoph von Suchten, von 1513—19 ermländischer Dompropst gewesen war.¹⁾ Ein anderer Onkel mütterlicherseits war der Frauenburger Domherr Alexander Sculteti, der durch seine rücksichtslose Pfründenjägeri und seine scharfe Opposition dem Bischof Dantiskus und dem Domherrn Stanislaus Hosius die größten Schwierigkeiten bereitete.²⁾ Im Jahre 1537

¹⁾ Eichhorn, die Prälaten d. erml. Domkapitels. C. 3. III 318 f., J. Kolberg, Dompropst Christoph v. Suchten S. 3 f. Der jüngste Bruder Christophs ist Georg, der Vater des Alexander. Bisch. Arch. Fraubg. D 5 f. 130. Molitor, Alex. v. S., ein Arzt und Dichter aus der Zeit des Herzogs Albrecht. Altpreuß. Monatschr. XIX, 484. Hier wird auch Alexanders Mutter genannt, Euphemia Schulz, Tochter des Lorenz Schulz aus Dirschau, die 1511 Georg v. S. geheiratet hat. Daß Alexander v. S. ein Frauenburger Kanonikat besessen hat, ist Molitor unbekannt geblieben.

²⁾ Eichhorn, Hosius I 41, 44 f, 55 f, 79, Browe I, 2, 347 ff, 354 ff. Sipler-Zafzjewski, I, C. 414 Anm.

war es Sculteti gelungen, auf ein kaiserliches Privileg hin und durch päpstliche Bestätigung dem Guttstädter Propst Paul Snopet¹⁾ das Frauenburger Kanonikat abzurufen, das dieser nach dem Tode des Domherrn Johann Konopacki i. J. 1536 durch Bischof Ferber erlangt hatte.²⁾ Und nach dem Verzicht des Snopet hatte er das gewonnene Kanonikat seinem Neffen Alexander von Suchten zediert.³⁾ Dieser war damals noch ein Jüngling, den wir 1540 als Schüler des Gnapheus in Elbing antreffen. In der Foetura legter die ersten gedruckten Proben seines dichterischen Talentes ab.⁴⁾ Im Jahre 1541 finden wir ihn als Kommilitonen des Knobelstorff in Löwen.

¹⁾ S. oben S. 74 f.

²⁾ Acta Cap. Nr. 2 f. 6. 20. Jan. 1536, Domkap. Arch. Frbg.

³⁾ Diese von Scultetis Procurator in Rom, Dietrich von Rehden, am 5. Sept. 1537 eingereichte Jession war am 28. Sept. von der apostolischen Kammer bestätigt worden. Bisch. Arch. Frbg. D 5 f. 130. Am 14. Dez. 1538 nimmt Alex. v. Suchten durch einen Procurator von seinem Kanonikat Besitz. Zur persönlichen Besiznahme erscheint er erst am 1. Sept. 1539. Acta Capit.

⁴⁾ In der Foetura des Gnapheus finden sich zwei Gedichte Alexandri a Suchten Scholae Elbingens. alumni, DIIIv eine Elegie zum 2. Sonntag nach Trinitatis auf das Evangelium Lukas 14 Kap. von der Verachtung des himmlischen Gastmahles (22 Verse) und E eine Satire zum 4. Sonntag nach Trinitatis auf das Evangel. Lukas 6. Kap. über die Heuchelei der Pharisäer (ebenfalls 22 Verse). Die Vermutung erscheint nicht von der Hand zu weisen, daß Suchten mit diesen Gedichten bestimmte Absichten verband. In der Elegie über das Gastmahl, das Christus allen Frommen bereitet hat, scheint Suchten als Verteidiger seines Lehrers Gnapheus und seines Oheims Sculteti aufzutreten, gegen die der Vorwurf der sakramentarischen Irrlehre (wie sie von Carlstadt und Zwingli verkündet war) erhoben wurde. In der Elegie über die Heuchler, die andere wegen leichter Schuld verurteilen, ihre eigene schwerere aber nicht sehen, glaubt man vorwurfsvolle Anklagen gegen Bischof Dantiskus herauszufühlen, dessen Vergangenheit sittlich nicht einwandfrei war, der aber jetzt gegen Suchtens Oheim mit strengem Eifer einschritt. — Daß Suchten seinem Lehrer in dankbarer Verehrung verbunden blieb, beweisen seine beiden Epigramme, die er später dem wegen Irrlehre von den Königsberger luth. Professoren und Predigern exkommunizierten Gnapheus (vgl. S. Babucke, Wilh. Gnapheus. Emden 1875, S. 7 f. Reusch, II, 36, Tischdert, Urkundenbuch I 328 ff.) widmete und dieser seiner Verteidigungsschrift Antilogia (geschrieben 1548, im Druck erschienen ohne Ort 1550, Reusch a. a. D. I (1868), 4) am Schluß hinzufügte. Das erste epigramma eruditissimi iuvenis Alexandri a Suchten Gedanensis in Guil. Gnaphei insignia geht von dem Wappenbilde des Gnapheus, dem Kreuze, aus und spricht die Zuversicht aus, daß der Kreuzträger Gnapheus ähnlich wie Christus über seine Feinde triumphieren werde. (6 Verse). Das zweite Epigramm eiusdem Alex. a. S. in Zoilum (20 B.) wendet sich mit Entrüstung gegen die Feinde und Kritiker des Gnapheus und wünscht ihnen zum Schluß den Strich:

Sit laqueus vitae terminus ipse tuae.

Die Gegensätze zwischen Sculteti und Dantiskus, die über der Vergebung der Dompfründen sich entzündeten, aber nicht nur persönlich materiell waren, sondern zugleich einen tieferen politischen und religiösen Untergrund hatten, da Sculteti einen preußisch-antipolnischen und reformationsfreundlichen Standpunkt einnahm, führten schließlich zu einer langwierigen gewaltsamen Auseinandersetzung. Das sittlich anstößige Leben des Domherrn, der den Böhlsbat verletzete, und zugleich seine religiösen Anschauungen, die zu der Ansicht der Sacramentarien (Zwinglianer) neigten, gaben Dantiskus und Hofius die erwünschten Handhaben, um ihm den Prozeß zu machen. Es erging auf ihr Betreiben im Frühjahr 1540 seitens des polnischen Königs ein Mandat, das Sculteti als der Häresie verdächtig ächtete.¹⁾ Dieser nahm nun aber im Oktober seine Zuflucht nach Rom, wo er von einem früheren Aufenthalte her einflußreiche Gönner und Freunde hatte. Durch ihre Hilfe erlangte er mit seinen Unschuldsbeteuerungen zunächst den Freispruch von der Anklage der Keterei; aber inzwischen hatte sich zu Frauenburg in einer Kiste des Sculteti ein Zwinglianisches Buch mit eigenhändigen Anmerkungen des Besitzers gefunden, wichtiges Belastungsmaterial in dem Prozeß gegen den Angeeschuldigten. So wurde denn das Verfahren in Rom erneuert²⁾ und auch Scultetis Neffe Suchten in die Anklage einbezogen und i. J. 1541 ebenfalls vor die römische Rota zitiert.³⁾

Da Suchten in Löwen studierte, übernahm Anobelsdorff auf Wunsch seines bischöflichen Landesheerrn die Vorbereitung der römischen Citation. Am 10. Juli ließ er seinen Kommilitonen Suchten öffentlich unter den üblichen Förmlichkeiten durch einen Notar der Kurie nach Rom vorladen und suchte ihn überdies persönlich auf, um ihm das apostolische Schreiben vorzulegen, damit er keine Ausrede benützen konnte. Am nächsten Tage verhandelte

1) Sipler-Zatrzewski, I, p. 90, 412 ss. Bivier, S. 465 f.

2) Sipler-Zatrzewski, I, p. 414 n.

3) Anscheinend auf Suchten bezieht sich folgende Stelle aus dem Briefe des Hofius an Dantiskus (d. Wilna, 3. Juni 1541): Vellem tamen calcare scholare istum non Vladislaviensem, verum Elbingensem. qui ut et filius et nepos proscripti (Alex. Sculteti), ita discipulus esse dicitur Sacramentarii (Gnaphei). Sed me moliri aliquid non decet, neque enim esset res suspicione caritura. Praestaret id rectius aut nepos R. Dnis. V. (Casp. Hanovius) aut alius quisquam in Urbe; si nihil aliud, saltem ut puero terror ineuteretur. Quo enim praeceptore usus sit, certius est, quam ut ullis documentis indigeat. Sipler-Zatrzewski, I, nr. 86.

er mit den Wechslern (trapezitae), daß unverzüglich die Vollzugsurkunde der Citation, die der Notar unter Buziehung einiger Zeugen unterschrieb, nebst einem Begleitschreiben des Eustachius an den Bischofsnepoten Hanow nach Rom gelangte. Er wünschte, sich seinem Wägen auch in wichtigeren Dingen nützlich erweisen zu können, und hoffte, daß jenen Hekern (nugatoribus), die den Guten Vergerniß bereiteten, ihr verdienter Lohn zuteil werde.¹⁾

Wie wir indessen aus einem späteren Briefe des Eustachius an Dantiskus erfahren, war alle seine Mühe in dieser Sache vergeblich gewesen. Hanow hatte aus Rom geantwortet, daß die Handschrift des Notars an der Kurie nicht genügend bekannt gewesen sei, obwohl Knobelsdorff die Sache einem Notar von Ruf übergeben hatte; aber dieser gute Mann, der gern die Vertretung übernehmen wollte, hatte für seine Haut gefürchtet und nicht selbst zu unterschreiben gewagt, sondern sich der Hilfe seines Famulus bedient. Durch die goldene Bulle des Papstes Klemens an Kaiser Karl waren nämlich dessen Länder von manchen Lasten befreit worden;²⁾ so durfte keiner von Brabant nach Rom zitiert werden, worauf alle Notare eidlich verpflichtet waren; wer dagegen handelte, verfiel der Todesstrafe, Achtung und Konfiskation aller Güter. Als Eustachius nun zum zweitenmal die Citation Suchtens versuchte, gelang es ihm nur mit großer Mühe einen bekannten Notar dafür zu gewinnen; alle weigerten sich und rieten ihm ab, da der Versuch schon gefährlich sei. Endlich fand er einen in der römischen Praxis wohlbewanderten Notar, der mit der nötigen Vorsicht und Förmlichkeit dem Alexander von Suchten einen neuen Tag für die Citation ansehte und ein Protokoll darüber ausstellte, das Knobelsdorff an Hanow nach Rom sandte. Eustachius hatte hierbei keine Kosten gescheut, da dem Bischof nach Angabe seines Neffen an der Erledigung dieser Sache sehr viel gelegen war; drei ungarische Goldgulden hatte er für diese Angelegenheit aufwenden müssen außer den Reise-Unkosten, als er die Briefe zu den Wechslern brachte. Mit Befriedigung hört er nun von Hanow, daß die nichtswürdigen Gegner des Dantiskus auf die verdiente Weise behandelt werden, daß sie in Fesseln schmachten und auch ihr Leben riskieren.

¹⁾ Brief an Eustach. an Dantisk. d. Löwen 18. Juli 1541.

²⁾ Ich habe die fragliche Bulle — wenn Eustachius hier nicht einem Irrtum unterliegt — weder in dem Bullarium Romanum (Augustae Taurinorum T. VI 1860), noch in einem anderen einschlägigen Werke nachweisen können.

Und er kann den Wunsch nicht unterdrücken, so möge es allen ergehen, die den Eifer und Ruf der Guten anzuschwärzen wagen.¹⁾

Sculteti war nämlich im Juni 1541 vom Gouverneur von Rom wegen Häresie in der Engelsburg in Haft gesetzt worden;²⁾ freilich gelang es ihm i. J. 1544 mit Hilfe einiger befreundeter Kardinäle frei zu kommen.³⁾ Nach Knobelsdorffs Worten muß auch Suchten, der der Citation Folge leistete, in Rom von derselben Maßnahme betroffen worden sein. Wie lange seine Haft gedauert haben mag, ist nicht bekannt; immerhin scheint sich sein Prozeß noch längere Zeit hingezogen zu haben; denn erst am 17. März 1545 konnte Kaspar Hanow, vertreten durch den Domherrn Johann Langhante, in Frauenburg von dem Kanonikat des in Rom überführten Alexander von Suchten Besitz ergreifen.⁴⁾ Inzwischen hat Suchten jedoch in Italien humanistischen und medizinischen Studien obliegen können.⁵⁾ Dann begibt er sich wieder nach Preußen zurück, wo wir ihn im August 1545 in Königsberg treffen.⁶⁾ 1546 soll er, vielleicht als junger Dozent an der Albertina, ein fürstliches Stipendium ausgezahlt erhalten⁷⁾

¹⁾ Brief des Eustach. an Dantisl. d. Paris, 23. Nov. 1541. Cod. Dant. Ups. II, f. 51.

²⁾ Bibl. Czartor. 1624 f. 161. Brief Unbekannt an Kg. Sigismund d. Rom 11. Juni 1541; Sipler-Zatrzewski, I, nr. 109.

³⁾ Brief des Hofius an Dantisl. d. Krakau 14. April 1544. Sipler-Zatrzewski, I, nr. 156, p. 414 n.

⁴⁾ Acta Capital II. Am 1. Juni 1543 hatte der Guttstädter Propst Snopel dem Domkapitel eine päpstliche Urkunde über seinen Regreß auf das von Suchten jetzt innegehabte Kanonikat vorlegen lassen, wovon das Kapitel Kenntnis nahm.

⁵⁾ Molitor, a. a. O. S. 485. Suchtens Studienaufenthalt in Wien ist nur auf ein Jahr (nicht vier), von 1540—41, zu bemessen.

⁶⁾ Er verzichtet vor dem Schöffengericht im Löbenicht am 28. August zu Gunsten seines Bruders Barthold, der ihm viel Geld zu seinen Studien „außer landes“ vorgeschossen hat, auf alle väterliche, mütterliche und großväterliche Erbschaft, ein Verzicht, aus dem später endlose Prozesse erwachsen. Molitor, S. 485. In der Matrifel der Universität Königsberg (herausgeg. v. G. Erler, Leipzig 1908) finden wir S. 6 unter dem dritten Rektorat des Georg Sabinus (1. August 1546 bis 8. September 47) an erster Stelle Philippus a Sichten, Alexander von Suchten ist dagegen in der Matrifel nicht nachzuweisen. Da hier ein Irrtum in Rufnamen ausgeschlossen erscheint, hat Alexander schwerlich zu den Studenten, sondern eher wohl zu den jungen Dozenten der Hochschule gehört. Sein Vandalus - auctore Al. a. S. Gedanensi - ist in Academia Regii montis herausgekommen.

⁷⁾ Molitor, S. 486 beruft sich auf Arnoldt, Historia der Königsbergischen Universität, ohne die Belegstelle anzugeben.

haben. Im August 1547 läßt er bei Johann Weynrecht in Königsberg eine Elegie „Bandalus“ erscheinen, die der Verherrlichung des polnischen Volkes gilt und dem Grafen Andreas von Gorka, Kastellan von Posen und obersten Hauptmann von Großpolen, gewidmet ist.¹⁾ Beigefügt sind diesem Gedicht eine Epistel der Lucretia an Curialus und eine Elegie an Georg Sabinus über den Tod des eben verstorbenen Kardinals Peter Bembo²⁾, den Suchten von Rom her kennen mochte. Von Sabinus selbst, dem ersten Rektor der Albertus-Universität, finden wir ein elegisches Gedicht an Suchten, worin er ihn unter Anspielung auf seinen Namen Alexander als Helden des geheiligten Gesanges feiert.³⁾ Später abwechselnd in Danzig und Königsberg lebend,

¹⁾ Andreas von Gorka, einer der einflussreichsten und mächtigsten Magnaten und Befehlshaber von Großpolen, stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Herzog Albrecht und galt als Anhänger und Förderer der Reformation. Er starb am 3. Dezember 1551. Vgl. über ihn Th. Wotfacke, Herzog Albrecht und Graf Andreas Gorka in der Dt. Wissenschaftl. Zeitsch. für Polen. Heft 4 (1924), S. 8 ff.

²⁾ Der berühmte Humanist Bembo (geb. 1470 zu Venedig), dessen Haus in Padua ein Sammelplatz der gelehrten Welt war, war von Papst Paul III. i. J. 1539 zum Kardinal befördert worden und starb am 19. Januar 1547 in Rom. Sabinus hatte ihn als Student in Padua aufgesucht und seine Gunst gewonnen. Deshalb bemühte er sich als Rektor der neugegründeten Albertina bei Bembo um die Bestätigung der Königsberger Universität. S. das Schreiben und die ausweichende Antwort des Kardinals, der erst die kaiserliche Konfirmation abwarten zu müssen erklärt, bei Dan. Heint. Arnoldt, Historia der Königsbergischen Universität, Königsberg 1746, I, 58 f. Beilagen Nr. 7 und 8. Tübben, Die Gründung der Universität Königsberg und Leben ihres 1. Rektors G. Sabinus. Königsberg 1844. S. 94 ff, 112 f. Tschadert, a. a. D. I, 280 f.

³⁾ Es heißt darin:

Quis deus implevit iuvenilia pectora? quis te
 Extulit aetatem spiritus ante tuam?
 Perge sacer vates, Suchtenae gloria gentis,
 Impiger Aonia ludere perge chely (Lyra):
 Quodque geris, faustum te nominis excitet omen,
 Omina nominibus nam quis inesse neget?
 Inter honoratos quos Teutonis ora poetas
 Iactat, Apollineo carmine victor eris. —

Das eine der drei auf der Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek befindlichen Exemplare dieses Werkes enthält als Dedikation für Herzog Albrecht ein besonderes Widmungsgebidt des Verfassers, das Molitor in der Altpreuß. Monatschrift a. a. D. 481 ff im lateinischen Original veröffentlicht und zugleich übersetzt hat. Dieses in den üblichen hyperbolischen Eulodigungen gehaltene Poem an Albrecht enthält einige Verse, die dem Herausgeber unverständlich geblieben sind. Es heißt darin: (S. 482 f.)

schrieb Suchten im Sinne des bekannten Paracelsus mehrere chemisch-medizinische Schriften, von denen die verbreitetste das Buch über die Geheimnisse des Antimons war, das zuerst 1570 in Straßburg erschien und mehrfach deutsch und lateinisch neu aufgelegt wurde, zuletzt noch i. J. 1680 in Hamburg. Suchten, der sich in diesen Werken „der waren Philosophi und Arzney Doctor“ nennt, scheint in der ersten Hälfte der 70er Jahren gestorben zu sein.¹⁾

Nicht habe ich, so lang mir vergönnt war die heimische Erde,
 Müßigen Wandel gepflegt und auch nicht tatlose Ruh.
 Wenn auch getroffen mein Herz durch gewaltige Schläge des Schicksals,
 Droht zu erliegen der Wucht also gar schweren Geschicks,
 Konnte ich doch, indessen ich sang dies ärmliche Liedchen,
 Mich der Sicherheit freun, Herzog, in deinem Gebiet;
 Denn daß ein grimmiger Feind nicht nehme als Beute mein Leben,
 Bürget mir dein Gebot in deiner Reiche Gebiet;
 Und so schuld ich Dir Dank, daß ich lebe gesichert vor jenem,
 Der mein Schicksal bedroht mit erdichteter Schuld.

Wahrscheinlich hängen diese sicherlich übertriebenen Klagen Suchtens mit seinem römischen Prozeß zusammen. Als Sakramentariar auf Veranlassung des Bischofs Dantiuskus vor der Kurie überführt und seines Frauenburger Kanonikats enthoben, fühlte er sich im Ermland wie in Polen in seiner Freiheit bedroht und nahm deshalb zu Herzog Albrecht seine Zuflucht. Caspar Hanow, der in Rom den Prozeß gegen ihn geführt hatte und sein Nachfolger in der Frauenburger Pfründe geworden war, strengte *ratione expensarum quarundam* einen neuen Prozeß gegen ihn beim polnischen König und danach mit königlicher Erlaubnis bei der Kurie an. Diese Ausgaben sind wohl die Prozeßkosten, deren Erstattung Hanow vielleicht auf Grund des kuralen Gerichtspruches einlagte. Obwohl der König 1550 wie die Nota 1551 zugunsten Hanows entschieden, konnten dessen Entschädigungsansprüche doch nicht befriedigt werden, weil Alexander von Suchten — wohl in Voraussicht des Kommenden — bereits 1545 auf seine elterliche Erbschaft zu Gunsten seines Bruders Barthold in Danzig verzichtet hatte. (Molitor S. 485 f.) Ein Prozeß wegen der Hinterlassenschaft des verstorbenen Bruders Barthold beschäftigt Alexander i. J. 1570. Molitor, S. 488. — Ein anderes in Königsberg vorhandenes Exemplar des Vandalus trägt die handschriftliche Widmung des Verfassers: *D. Felici Regi Polyphemo amico et familiari suo Al. a S. Felix König (Rex) Polyphemus* ist von 1534—49 der erste Bibliothekar des Herzogs Albrecht in Königsberg. Wie Gnapheus aus Holland stammend, war er ein Bannerträger der Sakramentariar. Vgl. Tschadert, I, 231 ff, 314, 324 und Förstle-
 mann im Centralblatt für Bibliothekswesen XVI, (1899), 306 ff.

¹⁾ Ein Verzeichnis der Schriften und Neudrucke Alexanders von Suchten gibt Südhoff im Centralbl. für Bibliotheksw. X (1893), 391 ff als Beitrag zur Bibliographie der Paracelsisten im 16. Jahrh. — Da die zweite lateinische Ausgabe *De secretis Antimonii* (Basileae) i. J. 1575 nicht mehr durch den Autor, sondern durch *Georgium Forbergium Mysium* besorgt ist, liegt die Vermutung nahe, daß Suchten bereits verstorben ist. Vgl. Molitor, S. 488.

Aus der Löwener Studienzeit rührt Knobelsdorffs Freundschaft mit den beiden Niederländern Georg Cassander und Georg Rotaller her, an die er von Paris aus Briefe und Verse richtet. Cassander, 1512 in Pitthem bei Brügge geboren, hatte in Löwen studiert und war dann Lehrer in Gent und 1541 erster Professor an dem neugegründeten bischöflichen Kolleg in Brügge geworden. Ob ihm ein erneuter Aufenthalt in Löwen mit Knobelsdorff bekannt machte, oder ob dieser ihn gelegentlich einer Reise an seiner Wirkungsstätte kennen lernte, ist ungewiß. Jedenfalls traten beide einander näher. Cassanders Lebensstraum war später die Versöhnung der christlichen Bekenntnisse; ihr galt sein öffentliches Wirken in Wort und Schrift, durch das er sich viele hochgestellte Freunde, aber noch mehr Gegner zuzog. Er war von der Nothwendigkeit einer Reform der Kirche überzeugt, wollte diese aber nicht von Grund auf umwälzen, sondern von innen heraus von vermeintlichen Mißbräuchen reinigen und bekämpfte daher die päpstliche Machtstellung, den Böhlibat, den Heiligen- und Reliquienkult u. a.¹⁾ In vielen Stücken begegnete er sich also mit den Forderungen der Reformatoren, für deren Lehre er in jenen Jahren stark eingenommen war. Daher war ihm die Bekanntschaft mit Knobelsdorff, der kurz vorher in Wittenberg studiert hatte und den Reformatoren persönlich näher getreten war, besonders wertvoll, und neben der Begeisterung für den Humanismus führte die gleiche religiöse Gesinnung die jungen Männer in Freundschaft zusammen.

Cassander zog sich durch seine damaligen protestantisierenden Ansichten und reformatorischen Bestrebungen in seiner Brügger Lehrtätigkeit die Feindschaft einflußreicher Katholiken zu, die ihn schon i. J. 1543 nötigte, seine niederländische Heimat zu verlassen. Andererseits verfolgten die Freunde der neuen Lehre sein kühnes Eintreten für eine kirchliche Reform mit lebhafter Theilnahme. Unter ihnen finden wir auch Eustachius, der am 15. April 1542 von Paris aus eine Elegie an Cassander richtet, in der er ihn in schwülftiger Sprache, die klassische und biblische Bilder mengt und Luthers Einfluß verrät, zu seinen kirchlichen Kämpfen beglückwünscht und ermuntert. Die Fama, die Botin der Wahrheit,

¹⁾ A. C. Friederich, G. Cassandri vita et theologia. Göttingae 1855, p. 6 ss. Art. Cassander in der Biogr. nationale de Belgique. III, p 364 ss. Cassander in der Allg. Dt. Biogr. IV, 59 ff (Ennen), Realencykl. protest. Theol. III, 742 f (Weizsäcker-Vennath.) Weber-Weltes Kirchenlexikon. II 2017 ff. (Pastor); hier sind auch die irenischen Schriften Cassanders aufgeführt.

habe ihm von Cassanders frommem Eifer im Schaffstall Christi berichtet. Cassander möge fortfahren, unter glücklichen Auspizien und Christi Schutz die unwissende Schar mit dem geheiligten Stoß zu erziehen: „Entreiß der Schrift Schleudern, Geschosse, Pfeile, wirf Felsen gegen das Haupt des Goliath. Schon zittert die wankende Burg des alten Babel und bangt um den letzten Tag. Wie ein zweiter Utride (Menelaos) wirfst du ruhmvoll deine Geschosse schleudern und zweifellos in Kürze Sieger sein. Möge das berühmte Deutschland dieses Lob von dir hören, du seiest der Brutus deiner Heimat gewesen. Und wenn ich den frommen, gelehrten Philipp (Melancthon) wieder auffuche, soll vor ihm der reine Glaube des Cassander bis zu den Sternen erhoben werden, der die flüchtigen Musen in der Heimat hegt und die Barbaren aus seinem Reiche verschleucht hat.“¹⁾

Man wird dem Gustachius dieser Jahre den Vorwurf der Doppelzüngigkeit nicht ersparen können; denn während er seinem bischöflichen Gönner gegenüber in seinen religiösen Äußerungen durchaus zurückhaltend ist, ja den Anschein der katholischen Rechtgläubigkeit zu erwecken bemüht ist, ersehen wir hier aus diesen offenen Worten an seinen Freund Cassander, wie er innerlich der lutherischen Lehre zugetan ist; denn seine heftigen Ausdrücke Goliath und Babel richten sich offenbar ganz im Sinne der Reformatoren gegen die katholische Kirche des Papstes, zu deren Bekämpfung er Cassander beglückwünscht und ermutigt. In strenger Konsequenz seiner Anschauung sich von seinem altgläubigen bischöflichen Landesherrn loszusagen, verbot dem noch unfertigen, schwankenden Charakter offenbar neben der Rücksichtnahme auf seine ermländischen Angehörigen seine finanzielle Abhängigkeit von Dantiskus. Man darf indessen für die Beurteilung seiner religiösen Haltung nicht den Maßstab unserer konfessionell klar geschiedenen Zeit anlegen, da jener Uebergangszeit der Gedanke einer dauernden Kirchenspaltung noch nicht eingehen wollte und von einem Konzil eine Reform der römischen Kirche und zugleich ein Ausgleich der scharfen Gegensätze der Bekenntnisse erhofft wurden. Cassander, der seit 1544 seinen Wohnsitz nach Köln verlegt hatte, verfolgte

¹⁾ Sylloges epistularum . . . ed P. Burmann. T. II p. 300-2 ep. 68. (unter den Briefen clarissimorum et doctissimorum virorum, partim ex bibliotheca Leidensi, partim aliunde depromptae). Ich fand den Brief bei meinem römischen Studienaufenthalt 1912/13 durch den ausgezeichneten Katalog der Biblioteca Angelica (bei der Kirche St. Agostino).

seine Vermittlungsbestrebungen selbst noch nach dem Abschluß des Tridentiner Konzils. Im Auftrage der ihn hochschätzenden Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. verfaßte er eine *Consultatio de articulis religionis inter catholicos et protestantes controversis*, die für die Priesterehe und den Laienkelch eintrat und nach seinem Tode († 1566) von seinem Freunde Wouters veröffentlicht, auf den Index kam. Wie er auf seinem Sterbelager einen ausdrücklichen Widerruf aller unkatholischen Ansichten geleistet zu haben scheint, so hatte er stets den Wunsch, katholisch zu sein, verstieß freilich in seinem aus guter Absicht entsprungenen Einigungseifer öfter gegen die Lehrsätze der kath. Kirche.

Mit seinem Löwener Kommilitonen Georg Rotaller, der i. J. 1528 zu Neumarwarden in Friesland geboren war¹⁾, verbinden unsern Eustachius gemeinsame dichterische Neigungen. Knobelstorff widmet ihm i. J. 1543 von Paris aus einige Distichen, worin er bezeugt, eher würden die zahmen Tauben ihren neuen Schlag meiden, die Bienen die bunten Wiesen, die Kühe die fetten Weiden, der Fisch die klaren Wasser, als daß schimpfliche Vergessenheit Georgs Andenken aus seinem Herzen reißen könnte. Knobelstorffs Wittenberger Erzählungen trugen wohl dazu bei, daß Rotaller die Leucorea aufsucht, wo wir ihn im Winter 1543/44 immatrikuliert finden²⁾. Rotaller, der später Rat und Requetenmeister zu Mecheln und 1569 Präsident des kgl. spanischen Rates zu Utrecht wurde († 1581), machte sich in seinen jüngeren Jahren an lateinische poetische Uebersetzungen griechischer Autoren, des Hesiod, Sophocles und Euripides. 1546 erschienen von ihm Hesiods *ἔργα καὶ ἡμέραι* in lateinischen elegischen Versen; dieser Edition war ein Buch Epigramme beigelegt, unter denen eines seinem Studienfreunde Eustachius von Knobelstorff gilt:

Rotaller beklagt sich darin, daß sein alter Freund Eustachius seiner so überdrüssig geworden sei, daß er keine Beile mehr von sich hören lasse. Wohin ist des Eustachius Liebe geflohen, die ihn selbst noch nicht verlassen hat? Vielleicht verbauert (aret) jetzt seine unerschöpfliche dichterische Ader unter den borussischen Wälfern mit ihren rauhen Namen? Wenn mir das der Dreifuß des Klarischen Apoll³⁾ sagte, würde ich seinen Worten nicht glauben.

¹⁾ Böcher, *Allg. Gel. Lexik.* III, 1917 und dessen Fortsetzung Adelung-Rotermund S. 1388.

²⁾ Foerstemann, *Album acad. Viteberg.* S. 209.

³⁾ Klaros in Jonien war berühmt durch ein Orakel des Apollo.

Dir reicht jener Gott mit der elfenbeinernen Zither stets volle Becher aus den klarischen Fluten. Warum du also schweigst, weiß ich nicht; aber ich bin überzeugt, daß du dich des alten Kommilitonen erinnerst; anderes zu denken, erschiene mir schändlich. Und wenn jetzt Zeilen von dir noch so schnell kämen, kaum würden sie mein Herz zufriedenstellen. Wenn Philomele (die Nachtigall) lange in ihren Käfig gesperrt ist, sehnt sie sich nicht in ihren altgewohnten Hain zurück, wenn der Hirsch in glühender Hitze vor Durst ver-schmachtet, strebt er nicht feuchend zur lockenden Quelle? Aber noch mehr, glaube mir, verlangt es mich nach den Liedern deiner Muse, nach den Liedern, ebenbürtig dem Sange des Phöbus. Stille diesen Durst, der so heftig meine Brust quält, und lebe, damit du schreiben kannst.¹⁾

Die Verehrung und Hochschätzung, die Rotaller in diesen schwärmerischen Versen für seinen mittlertweile zu Amt und Würden gelangten ehemaligen Kommilitonen an den Tag legt, beruhte auf Knobelsdorffs dichterischen Qualitäten, von denen dieser mit-hin des öfteren treffliche Proben abgelegt haben muß. Das Ge-dicht, das Eustachius seinem neuen Gönner Schepper weihte, wurde schon vorhin erwähnt.²⁾ Waren solche Anhimmellungen hoher Gönner für den damaligen Scholaren weder etwas Seltenes noch Schwieriges, so begab sich Knobelsdorff in Löwen auf ein für ihn neues und nicht leichtes Gebiet der Dichtkunst, die poetische Schilderung von Land und Leuten. Janocki führt unter Knobels-dorffs Dichtungen eine Beschreibung Löwens auf, die Bischof Dantiskus gewidmet und i. J. 1542 bei Bartholomäus Grevius in Löwen erschienen war.³⁾ Schon i. J. 1776 war Janocki dieses Exemplar gestohlen worden⁴⁾, und seither scheint das seltene Werk-chen verschollen zu sein; ich habe es wenigstens nirgends auftreiben können.⁵⁾ Wenn auch keine Spuren jener Verherrlichung

1) Hesiodi Ascræi opera et dies, elegiaco carmine Latine reddita, autore Georgio Rotallero. Eiusdem epigrammatum liber. 1546. Francoforti ex officina Petri Bornbachii. Die Vorrede ist datiert Lipsiæ XIV. Calend. May 1546. Das Epigramm ist von Sipler im C. P. XV, S. 104, Anm. abgedruckt.

2) S. ob. S. 184.

3) Der Titel lautete nach Janocki: Lovanii descriptio. Elegiaco carmine, Autore Eustathio a Knobelsdorff Pruteno. Ad amplissimum principemque virum D. Joan. Dantiscum. Lovanii impressa apud Bartholomæum Grevium. Anno MDXLII. 8, bei Sipler, C. P. XV, 104.

4) Janocki, Janociana I, 147.

5) Weder in den römischen Bibliotheken habe ich das Buch aufspüren können, noch ergab eine Umfrage bei den deutschen Bibliotheken das erwünschte Resultat.

Löwens erhalten sind, so scheint sie doch mit Beifall aufgenommen zu sein; denn andernfalls hätte Eustachius schwerlich in den folgenden Jahren seine Elegien über Paris und Großfrankreich zu veröffentlichen gewagt.

Knobelsdorff weilte beinahe ein Jahr in Löwen, eine Zeit, die er durch Studien und Reisen nach Kräften genutzt hatte, als ihn seine unwiderstehliche Sehnsucht nach Paris zum Abschiednehmen drängte. Wenn auch eine Antwort von Dantiskus aus dem fernen Ermland noch nicht eingetroffen sein konnte, — ist der Brief vom 18. Juli doch erst am 19. September in Heilsberg eingetroffen, — so schickte doch Eustachius ungeduldig mehrfach nach Antwerpen, um nach Post zu fragen. Besonders eine Geldsendung erwartete er, da seine eigene Barschaft wieder völlig zusammengesmolzen war. Indessen die Kommilitonen, mit denen er gemeinsam die Reise zurücklegen wollte, drängten zum Aufbruch, die Bitterung wurde immer herbstlicher, sodaß er sich zur Abreise entschließen mußte, wenn er nicht zurückgelassen werden wollte.¹⁾ So verabschiedete er sich von seinen niederländischen Freunden und Gönnern, bei denen er, wie Schepper an Dantiskus berichtet, wegen seiner Gewandtheit und Bescheidenheit einen ausgezeichneten Ruf hinterließ²⁾, und sein Grabredner erzählt bombastisch, daß Löwen und ganz Brabant, deren Ruhm und Ansehen Knobelsdorff vermehrt hätte, den Scheidenden so sehr betrauertem, daß sie ihn lieber hätten ankommen wie fortgehen sehen.³⁾

V. In Paris.

Mit seinen Reisegenossen, unter denen sich Christoph von Behmen befand, der ebenso wie in Wittenberg auch in Löwen sein Kommilitone gewesen war,⁴⁾ begab sich Knobelsdorff nach Ant-

¹⁾ Brief des Eustach. an Dantisk. d. Paris, 23. Nov. 1541. Cod. Dant. Ups. II, f 51.

²⁾ illustre de se relinquens nomen facilitatis et modestiae. Brief des Schepper an Dantisk. d. Brüssel, 30. Jan. 1542. Schepper fährt dann fort: Wenn die Freunde Eustachius etwas schicken wollen, mügen sie es ruhig durch den Bischof an ihn senden; denn wie auch immer die Zeiten sein werden, Schepper wird stets einen Weg wissen, auf dem er sicher Briefe an ihn oder andere verdächtige Deutsche wird übermitteln können. Er denkt hierbei an den drohenden Krieg zwischen Karl V und Franz I. (1542—44.)

³⁾ E. N. XV, 106.

⁴⁾ E. ob. E. 92.

werpen, wo es ihm gelang, bei einem Kaufmann eine kleine Summe für die Seefahrt aufzunehmen. Dann löste man die Anker der Barkasse und langte am 1. November glücklich in Paris an.¹⁾

Die Größe, der Glanz und das lebhaftere Treiben der Weltstadt und ihrer gefeierten Hochschule fesselten unsern Eustachius aufs stärkste. Nachdem er am Karmeliter- oder Maubert-Platz²⁾ gegenüber dem Marche-Kolleg³⁾ neben den goldenen Schläuchen Wohnung genommen hatte, wurde er Bürger der Sorbonne, an der wenige Jahre vorher Johann Calvin, Franz Xaver und Ignatius von Loyola ihre Studien vollendet hatten. Am Feste des hl. Remigius den 1. Oktober pflegte diese Universität ihren Lehrbetrieb wieder aufzunehmen.⁴⁾ Zu seiner Freude fand Eustachius hier eine sehr große Auswahl guter Vorlesungen, sodaß er sich an eine üppig besetzte Tafel verpflanzt glaubte, an der er in Verlegenheit geriet, was er von den leckeren Gerichten zuerst genießen sollte. Er bedauert, in Löwen studiert zu haben und nicht sogleich nach Paris gegangen zu sein; seinen Studien wäre daraus mehr Nutzen erwachsen. Aber er will trotzdem das Versäumte nachholen, wenn sein Urlaub nur um ein Jahr verlängert wird. Daher wendet er sich am 23. November wieder hilfselehend an Dantiskus; die Entscheidung stehe in seiner Hand, aber er zweifelt nicht, daß sie günstig ausfallen wird. Leider gestatten ihm seine Verhältnisse nicht, seine Pläne ohne fremde Hilfe glücklich durchzuführen; daher ist er immer wieder genötigt, seinen Gönnern lästig zu fallen,

¹⁾ Brief des Eust. an Dant. vom 23. Nov. 1541.

²⁾ Der Maubert-Platz, an dem das Karmeliterkloster lag, war im Quartier latin, ein wenig südlich der Notre Dame-Kathedrale, am linken Seineufer, vgl. Vassalions Stadtplan von Paris von 1609 in der Collection des anciennes descriptions de Paris t. VI. E. Cholet, Remarques singulières de Paris, par V. Dufour. Paris 1881. Der Maubert-Platz wurde als Stätte des Hochgerichts benutzt. So werden im November 1534 ein Buchdrucker der Jakobstraße, der lutherische Bücher gedruckt hat, und ein Buchhändler des Maubert-Platzes, der lutherische Schriften verkauft hat, auf diesem Platze verbrannt. (Michelet, Histoire de France. édit. définitive. t. VII. Réforme. Paris o. J. p. 347.) Auch in dem Stadtplan von Vassalieu sind auf dem Maubert-Platz Galgen und ähnliche Werkzeuge eingezeichnet.

³⁾ Das Marche- oder Binuille-Kolleg hat seinen Doppelnamen nach den beiden Cistern Guillaume de la Marche und Bevue de Benuille erhalten. Die Verleihung der Freistellen erfolgte durch den Bischof von Paris. Cholet, Remarques p. 88 s.

⁴⁾ A. Brou, St. François Xavier. Paris 1912. I, 24.

so peinlich es ihm auch ist. Dazu ist hier der Lebenshalt so teuer, daß er sich kaum noch einen Monat durchschlagen kann, obwohl er mehr für den Geist als für den Körper bedacht ist. Der Brief schließt mit der Wendung, er könne nicht mehr schreiben, da sich das meiste für einen Brief nicht eigne. Die strengsten Strafen ständen selbst auf achtlos gesprochenen Worten. Das rührte daher, weil überall von dem bevorstehenden vierten Krieg zwischen Kaiser Karl V. und König Franz I. von Frankreich geredet wurde, der im Jahre 1542 tatsächlich losbrach und erst i. J. 1544 durch den Vergleichsfrieden von Crepy beendet wurde.¹⁾ Knobelsdorff flehte zu Gott, er möge die erregten Gemüter der Fürsten besänftigen und sie zur gemeinsamen Bekämpfung des türkischen Feindes der Christenheit vereinigen.²⁾

Während Eustachius sich in seiner neuen Mufenstadt mehr und mehr einlebte, traf im Dezember von Dantiskus die lang-ersehnte Post ein, die er wegen ihrer guten Nachrichten mit größter Freude begrüßte. Besonders willkommen war naturgemäß das unerwartet reiche Geschenk von 10 ungarischen Goldgulden, die er allerdings gleich wieder an die Kaufleute verteilen mußte, denen er sogar noch mehr als diese Summe schuldete. Inzwischen hatte aber der Gedanke, die Gläubiger nicht befriedigen und den teuren Pariser Aufenthalt nicht lange bestreiten zu können, ihm allerlei abenteuerliche Pläne durch den Kopf gehen lassen. Er hatte daran gedacht, in die Ferne zu gehen in ein Land, wo ihm goldene Berge versprochen und Wunderdinge vorgegaukelt wurden;³⁾ aber die Rücksicht auf die hochbetagten Eltern, denen darüber vielleicht das Herz gebrochen wäre, hielt ihn zurück. Der Brief seines bischöflichen Gönners befreite ihn nun von seinen drückendsten Schulden. Dantiskus billigte darin seinen Aufenthalt in Paris und versicherte ihm, daß sein anständiger Unterhalt bis zu seiner Rückkehr des Bischofs Sorge sein werde. Nun wurde der Mut unseres Eustachius, der ihm zuvor schon „bis in die Fußspitzen entfallen“ zu sein schien, neu belebt. Wenn der Heilsberger Scholar auch an der Schuld seines Beschützers nicht im geringsten gezweifelt hat, so ist er sich doch im Klaren, daß er aus Paris

¹⁾ Ernst Alex. Schmidt, Gesch. v. Frankreich. Hamburg 1840, II, 673 ff. Michelet, a. a. O. VIII, 408 ss. Coignet, Fin de la vieille France, François I. Paris 1885, p. 313 ss.

²⁾ Eustach. an Dant. 23. Nov. 1541.

³⁾ Gemeint war damit Spanien; s. den Brief vom 25. Mai 1542 unt. S. 203.

hätte fliehen müssen, falls der Briefverkehr zwischen ihm und der Heimat durch die politische Spannung abgeschnitten wäre. Interessant ist nun folgende Bemerkung über das französische Volk:

„Voller Gefahren namentlich in Paris ist jedes Zögern in der Zahlung. So ist die Art der Franzosen, so groß das Mißtrauen, um nicht zu sagen die Treulosigkeit (perfidia) des Volkes, daß man nichts ohne Barzahlung erstehen kann. Sie kassieren aufs peinlichste ein. Bevor man von einem Vermieter ins Haus genommen oder von einem Speisewirt zu Tisch zugelassen wird, muß gezahlt werden. Sie trauen keinem und beurteilen jedermann nach ihrer Gesinnung. Wenn sie nicht das Geld bar sehen, ist es vergeblich, etwas zu erlangen.“¹⁾

Unter solchen Umständen ist Knobelsdorff die Gabe doppelt willkommen gewesen, und er will sich Mühe geben, mit der Summe sparsam hauszuhalten. Vorsichtig und berechnet fügt er hinzu: „Wenn es doch kaum gelingen wird, so mußt du es nicht meiner Verschwendungssucht, sondern der Teuerung von Ort und Zeit und deinem Renomme zuschreiben. Die meisten Deutschen, darunter auch einige aus unserer Gegend, beobachten mich scharf und verfolgen genau meine Lebensweise, um von ihr auf deine Gesinnung zu schließen; denn jeder von ihnen weiß sehr wohl, daß meine Studien allein von dir abhängen. Wenn ich dürftiger als angemessen lebte, würde ich den Schmäheben der Neider verfallen, wenn aber üppiger — doch das lassen meine Mittel nicht zu. Deshalb will ich so leben, daß ich stets meiner Armut und deinem Namen in gleicher Weise Rechnung zu tragen scheine.“

In seinem Antwortschreiben hatte Dantiskus seinen Schübling angeregt, die ewige Stadt aufzusuchen. Er will ihm dafür die erforderlichen Mittel zur Verfügung stellen, vielleicht damit er seinem Neffen Caspar Hanow in dem Prozeß gegen Sculteti und Suchten helfe. Eustachius geht auf diesen Vorschlag mit Begeisterung ein: Wie gewaltig zieht es ihn nach Rom, von dem Zivilisation, Wissenschaft, Religion und alle humanistische Kultur wie aus einem Quell entsprungen sind. Wie jene die griechische Geschichte besser verstanden, die Athen, Sparta und die übrigen griechischen Städte durchwanderten, und die besser in den heiligen Schriften Bescheid wußten, die ganz

¹⁾ Wenn Knobelsdorff ausdrücklich diese uns heute nicht sonderlich befremdende Feststellung macht, muß sie ihm, der auf seinen Studienreisen doch schon viel herumgekommen war, neu und ungewohnt erschienen sein.

Judäa durchpilgerten, so müßten auch jene die besten Erfolge im Lateinischen haben, die die Heimat dieser Sprache gründlich kennengelernt hätten und durch Studium von Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen auch zum richtigen Verständniß der römischen Autoren kämen. Aber das wäre der geringste Grund. „Nicht minder berühmt ist heute Rom durch die Kurie der Päpste als früher durch seine Völkersiege. Um von den hervorragenden Männern zu schweigen, durch die sich Rom stets vor den andern Völkern ausgezeichnet hat, könnte es etwas Verlockenderes geben, als Sitten und Geist so vieler dort zusammenströmender Völker, so mannigfaltige Denkmäler, den päpstlichen Hof zu sehen? Schon die Kenntniß dieser Dinge ist für den Jüngling ein Gewinn.“ Daher kann Knobelstorff die Humanität und hochherzige Freigebigkeit des Bischofs nicht genug bewundern und preisen, der aus freien Stücken ihm ein so großzügiges Anerbieten macht, wie er es nie zu hoffen gewagt hat. Wegen der Kosten hat sich Eustachius an mehrere Pariser Bekannte gewandt, die Italien und Rom besucht haben. Fürs erste braucht er ein Pferd, das bei dem Pferdemangel in Frankreich (wohl durch die Kriege verursacht) kaum für 20 Kronen zu bekommen ist. Pferde zu leihen würde noch größere Unkosten hervorrufen. Aber er kommt sich vor wie das Schwein des Sprichworts, das die Minerva lehren wollte, oder als wollte er Eulen nach Athen tragen. Weshalb soll er Worte darüber verlieren ihm gegenüber, der fast jährlich Beauftragte zur Kurie schickt? Deshalb zweifelt er nicht, daß sich der Bischof seiner wie seines Sohnes annehmen wird. Segt er ihn doch wie ein Vater, und er glaubt ihm dankbarer sein zu müssen wie seinem Vater, da er für sein geistiges Wohl bedacht ist. Er verspricht, ihm Ehre zu machen und den Erwartungen seiner Freunde sich wert zu zeigen. An Fleiß, Sorgfalt, Arbeit und Mühe soll es ihm nicht fehlen, und wenn er gleichwohl sein Ziel nicht erreichen sollte, liegt es eben am Reid des Geschicks. Er rechnet so bestimmt mit seiner Romreise, daß er bittet, falls er besondere Aufträge für ihn hat, ihm diese durch seinen Nepoten Ganow oder die andern italienischen Freunde zustellen zu wollen. Wenn er vorher nur Reisegeld erhält, damit er nicht unterwegs unter fremden Menschen im fernen Lande umkommt.

Falls Dantiskus einige Bücher wünscht, sind sie nach Knobelstorffs Ansicht nirgend billiger und besser zu erhalten wie in Antwerpen. Von dort könnte er sie mit seinen Habseligkeiten zusammenheimschicken, er möchte dort noch gern seine dürftige Bibliothek ver-

größern, um später desto leichter in der Heimat seine Privatstudien fortsetzen zu können.

In einer Nachschrift teilt Eustachius mit, daß er von einigen angeregt werde, etliche Bücher Elegien herauszugeben, die er gedichtet und eben sorgfältig überarbeitet habe; er will sie aber nicht herausgeben, bevor er sie dem Bischof vorgelegt und sein Urteil gehört hat. Sicherlich handelt es sich hierbei um die i. J. 1542 erschienene Beschreibung Löwens, vielleicht auch um die Anfänge der 1543 ebienten Beschreibung von Paris, von der im folgenden weiter die Rede sein wird. Bezeichnend für die damalige durch die politischen Verhältnisse bedingte Verkehrsunicherheit ist der Umstand, daß Eustachius den Brief, der die herbe, aber kaum gerechtfertigte Kritik an dem Pariser Geschäftsleben übte, nicht mit seiner Unterschrift zu versehen wagte. Der am 17. Dezember 1541 geschriebene Brief erreichte jedoch am 7. April 1542 glücklich seinen Heilsberger Adressaten. ¹⁾

Anfang März 1542 trat Knobelsdorffs Freund und Weggenosse Christoph von Behmen von Paris die Heimreise ins Vaterland an. Diese Gelegenheit wollte Eustachius nicht vorübergehen lassen, ohne seinem Landsmann einen Brief an Dantiskus mitzugeben. Er hätte diesem auch gern seine Elegie über Paris mitgesandt, die fast zum Maß eines rechten Bändchens ausgewachsen war, aber infolge des plötzlichen Aufbruchs seines Freundes kam er nicht mehr zum Abschreiben des Poems. Ein Bruchstück hatte er bereits an Bischof Liedemann Giese von Kulm geschickt, da diesem die französische Hauptstadt unbekannt war, während Dantiskus nach seiner Ansicht um so eher die Verspätung seiner noch nicht ausgefeilten Dichtung würde ertragen können, als er von seinen vielen Reisen her Paris kenne.

Ueber seine Studien äußert sich Knobelsdorff sehr befriedigt. Die mannigfaltigsten Vorlesungen nehmen ihn stark in Anspruch; und er würde sich Wortwürfe machen, wenn er die günstige Gelegenheit unbenutzt vorübergehen ließe. Die sorgfältige Durcharbeitung und Wiederholung des Gehörten erfordert viel Zeit; was er darüber noch an Muße erübrigen kann, verwendet er auf den Stil und läßt so keinen Tag ohne eine Zeile bleiben. Es kommt ihm vor, als wenn er hier in einem Semester mehr geleistet habe als in Löwen während des ganzen Jahres. Daher überlegt er Tag und Nacht,

¹⁾ Eustachius an Dantiskus, d. Paris, 17. Dez. 1541. Bibl. Czartor. Krakau Msf. 1599, f. 83.

wie er wenigstens noch ein Jahr in Paris verweilen kann. Seinen Plan, nach Rom zu gehen, hat er also aufgegeben. Wenn ihm sein bischöflicher Herr noch für ein weiteres Jahr Urlaub und Unterstützung gewähren wollte, will er sein Mäzenatentum bis zu den Sternen heben und Gott ewig danken. Ohne seine Zustimmung will er aber weder hier verbleiben noch auch trotz der glänzendsten Bedingungen irgendwohin fortgehen. Seine Barschaft ist schon wieder erschöpft, und wie eine Bizabe vom Tau, so lebt er von der Hoffnung. Kommilitonen aus der Heimat haben ihm im Hinblick auf seinen Gönner Dantiskus etwas Geld geliehen; ohne ihre Hilfe wäre er schon lange kläglich verhungert. Die Eltern haben so wenig Geld, daß sie beinahe seit Jahresfrist nicht einmal einen Brief haben schicken können. Bischof Giese hat ihm 6 französische, Dantiskus 10 ungarische Kronen gespendet; daß er damit im Winter nicht hat reichen können, wird der Bischof verstehen. So beschwört er ihn zum Schluß, wenn er noch etwas Hoffnung auf ihn setze und Del und Arbeit nicht ganz verloren sein lassen wolle, seine Hand nicht von ihm zurückzuziehen, damit er das Angefangene vollenden könne. ¹⁾

Wohl waren ansehnliche Geldsendungen aus dem Ermland unterwegs, da am 28. Januar Bischof Dantiskus 15 ungarische Gulden an seinen Pariser Schützling abgeschickt hatte. ²⁾ Auch das Frauenburger Domkapitel hatte am 26. Januar auf Verwendung des Bischofs eine Unterstützung von 15 Joachimstalern für den jungen Knobelsdorff beschlossen, da es von ihm, — wie es vorsichtig hinzufügte, — falls er glücklich heimkehrte, Nutzen für das Ermland erwartete. Der Allensteiner Statthalter Achatus von der Trend sollte diese Summe wohl aus den Einkünften des dortigen kapitulärischen Amtes zahlen. ³⁾ Bis diese Gelder aber den weiten Weg, der durch den Kriegszustand zwischen Frankreich und Deutschland erschwert wurde, glücklich zurückgelegt hatten, vergingen lange qualvolle Monate für den abgebrannten Studenten. Abenteuerliche

¹⁾ Eustach. an Dantisk. d. Paris 2. März 1542 Bibl. Czartor. Krakau Msf. 1590 f. 117.

²⁾ Dersf. an densf. d. Paris 25. Mai 1542. Cod. Dant. Ups. II, 61.

³⁾ Prälaten, Domherren und Kapitel von Ermland an Dantiskus d. Warmie, 26. Jan. 1542; in Heilsberg präsent. am 28. Jan. Bibl. Czart. Krakau Msf. 1599. f. 97. Der Vermerk dieser Ausgabe in dem ältesten Rechnungsbuch des erml. Domkapitels bei J. Kolberg, G. B. XIX, 820 f. Zu berichtigen ist in der Anmerkung, daß Knobelsdorff damals nicht mehr in Wien studierte, sondern bereits seit dem 1. Nov. 1541 in Paris weilte.

Versuchungen traten an ihn heran. Hören wir seine anschauliche, lebendige Schilderung:

„Gleich nach meiner Landung in Paris traf ich einen vornehmen, gelehrten jungen Spanier, mit dem ich schon in Löwen viel verkehrt hatte. Erfreut, seinen alten Kommilitonen heil wiederzusehen, begrüßt er mich aufs liebenswürdigste. Wie wir angeregt plaudern, fragt er mich, warum ich diese lange gefährliche Reise gemacht habe, ob ich nicht auch andere Länder kennen lernen möchte wie z. B. Spanien, sicher ein Land, das nur hinter wenigen zurückstände. Nicht ahnend, was er mit diesen Fragen bezweckt, pries ich lebhaft Spanien, verhehlte aber nicht, daß mich doch nichts Besonderes dorthin zöge. Nun stellt jener freie Reise und dazu glänzende Bedingungen in Aussicht, wenn ich ihn in sein Vaterland begleiten wollte; ich brauchte nicht um Erfüllung seiner Versprechungen besorgt zu sein, er würde mir hier namhafte Bürgen angeben, an denen ich mich nach meiner Rückkehr halten könnte, falls er sein Wort nicht einlöse. Es war nämlich ein Jüngling, der weder etwas unbesonnen unternahm noch leichtfertig mit seinem Wort umging, der Sohn sehr achtbarer und reicher Eltern, im Genuß mehrerer Benefizien, von denen er mir einen Theil abzutreten feierlich versprach, falls ich mit ihm ginge. Da ich damals noch nicht wußte, wie deine Hoheit meine Reise nach Paris beurteilte, zögerte ich und glaubte nicht früher einen Entschluß fassen zu dürfen, als bis ich deine Ansicht über meine Studien vernommen hätte. Wenn ich wieder dein früheres Wohlwollen gegen mich erführe, meinte ich, jene Bedingungen ablehnen zu müssen und ohne dein Wissen und Wollen nicht wegziehen zu dürfen. Inzwischen schmolz meine ganze Barschaft im Verlauf einiger Monate mehr und mehr zusammen, bis sie völlig erschöpft war. Ich borgte nun, soviel ich von befreundeten jungen Leuten leihen konnte; aber lange ging es so nicht weiter, da auch ihnen Geldnot drohte und sie eher ihr Darlehn zurückzufordern als etwas hinzuzuborgen imstande waren. Ich schwebte in äußerster Gefahr und wußte keine Möglichkeit, weder hier zu bleiben noch auch ehrenvoll wegzugehen. Auch wenn ich eine Versteigerung aller meiner Sachen veranstaltet hätte, hätte ich mir keinen anständigen Abgang verschaffen können. Ich schrieb so herzlich wie möglich an Herrn Cornelius Schepper, er möge jetzt zeigen, wie hoch er dich schätze; aber wie ich erst jetzt erfahre, weilte er in diesem Semester ständig in Deutschland und ist auch heute noch nicht zurückgekehrt. So kam der vierte Monat, seitdem ich nicht einmal einen

Pfennig eigenen Geldes besaß. Als das jener Spanier bemerkte, versprach er mir eine hohe Summe kontraktlich zuzusichern und sofort 20 Kronen als Handgeld zu geben, wenn ich sein Begleiter werden wollte. Da nun habe ich so recht das grausame Geschick der Armut kennen gelernt; aber dennoch erwiderte ich, lieber das Neufferste dulden zu wollen, als deiner Hoheit die Treue zu brechen. So bestieg jener sein Schifflein und lichtete unter unglücklichen Auspizien die Anker, um ins Vaterland heimzukehren. Bald darauf kamen traurige, schmerzzerfüllte Briefe an seine Kameraden, sein Schiff sei mitten auf der Fahrt durch einen Sturm an eine Klippe geschleudert und zerschellt und der Aermste ums Leben gekommen. Nachdem ich mich von dem Schmerz über den Tod des Jünglings erholt hatte, wurde mir klar, wie mich allein die Hoffnung auf deine Hoheit aus derselben Gefahr gerettet hatte, und ich gestehe offen, wenn mich nicht die Erinnerung an deine Freigebigkeit und Gunst und meine dankbare Treue zurückgehalten hätte, wäre ich jenen glänzenden Versprechungen gefolgt und hätte mich demselben Schifflein anvertraut, um das gleiche traurige Los zu finden.“ Und Eustachius verfehlt nicht, Dantiskus, seinem väterlichen Väzen, nunmehr auch als seinem Lebensretter seinen überschwenglichen Dank zu Füßen zu legen.¹⁾

In diese Zeit der drückendsten Geldverlegenheit und ungeduldigsten Wartens fällt eine poetische Epistel Knobelstorffs vom 15. April an seinen Freund Cassander, die wir aus einer späteren Brieffammlung kennen.²⁾ Vielleicht bedeutete dieses Schreiben, das naturgemäß nicht auf die üblichen humanistischen Lobeshyperbeln verzichten kann, neben dem Wunsch, die Freundschaftsbeziehungen aufrechtzuerhalten, zugleich den Versuch, von dem in günstiger Lebensstellung stehenden Brügger Professor eine kleine Unterstützung zu beziehen. Der erste Teil des Briefes besteht aus Distichen, in denen Eustachius seinem Freunde Cassander, Bier und Ruhm des hohen Musenchors, aus dem Frankenlande Grüße entbietet und wünscht, Lachesis möge ihm nur helleuchtende Fäden von glücklicher Spindel weben. Cassander möge unter Flanderns Frauen nie seinen Pariser Freund vergessen und ihn seiner Zuneigung würdigen, wie auch

¹⁾ Eustach. an Dantisk. d. Paris 25. Mai 1542.

²⁾ Der Brief d. ex Lutetia 15. Aprilis (Burmannus, Syllog. epist. p. 300-2) enthält zwar keine Jahresangabe, gehört aber ins Jahr 1542, da er mit seinen Begrüßungsdistichen zeitlich dem anderen, vom 10. Juli 1542 datierten Schreiben an Cassander vorausgeht.

Gustachius am fernen Seinestraub stets mit gleicher Liebe seines Brügger Freundes gedenken will. Der nun folgenden Aufmunterung und Glückwünsche zum Kampf gegen das alte Babel wurde bereits oben gedacht.¹⁾

Nachdem Knobelsdorff so seinen Freund gefeiert hat, schildert er im zweiten Teil dieses Briefes in lebendiger Prosa die aufsehenerregende Vision eines französischen Bauern, von der zur Zeit die Großen bei Hofe geheimnisvoll flüstern. Er selbst möchte dieser Erzählung gar keinen Glauben beimessen, da er weiß, daß Frankreich an solchen Geschichten und neuen Erfindungen unerschöpflich reich ist. Aber er kann sich nicht versagen, die wunderbare Erscheinung, die manche Ähnlichkeit mit den Visionen der Jungfrau von Orleans hat, dem Urteil und Geschmack seines Brügger Freundes zu unterbreiten:

Einem Bauer sei bei seiner Arbeit eine überirdische Jünglingsgestalt in leuchtendem Gewande erschienen und habe ihm den Auftrag gegeben, sofort sein Feld zu verlassen und in seinem Namen dem König von Frankreich eine bestimmte mündliche Mitteilung zu überbringen. Starr vor Furcht habe der Bauer Gehorsam versprochen, und sogleich sei der Jüngling verschwunden. Aber da der arme, junge Bauer überlegte, daß man ihm in der Residenz sicher keinen Glauben schenken würde, gab er schließlich seine Absicht auf und unterließ die Meldung. Nach einigen Tagen begegnete ihm erneut jener Jüngling an derselben Stelle, klagte heftig über seine Pflichtverfäumniß und drohte ihm schwere Strafen an, falls er sein Versprechen nicht einlöse. Als der Bauer nun sah, daß Gefahr im Verzuge sei, suchte er die Residenz auf und forderte von den Pförtnern Einlaß zum König, da er ihm etwas sehr Wichtiges zu eröffnen habe. Indessen wie es bei Hofe üblich ist, wird er erst allgemein mit Gelächter abgewiesen, dann von den Bakaien und den Hofleuten wie ein Berrückter hinausgeworfen und obendrein noch verprügelt. Inzwischen bemerkt er den königlichen Archivar, dem er sogleich erklärt, er müsse unbedingt den König sprechen. Der Archivar wundert sich höchlichst, nimmt den Bauer auf sein Amiszimmer mit und fragt ihn aus. Der erzählt wohl von seiner Erscheinung, verschweigt aber die Worte der Botschaft, die er nur dem Könige persönlich ausrichten dürfe. Der Archivar hält nun ebenfalls den Mann für einen Narren und schickt ihn nach Hause. Wenige Tage

¹⁾ S. 193.

später findet sich jener Merkur aufs neue bei dem Bauer ein, tadelt ihn, daß er so leicht vor den Schmähungen des Hofgesindes zurückgewichen sei, und kündigt ihm strengste Strafen an, wenn er nicht in Kürze seinen Auftrag ausführe. Nun bleibt dem Bauer nichts übrig als wieder den Königshof aufzusuchen, wo er erklärt, er fürchte auch den Tod nicht, wenn er nur den König sprechen könne. Schon umringt ihn ein Schwarm von Lakaien, um ihm vielleicht noch schlimmer als das erstemal mitzuspielen, als derselbe Archivar vorüberkommt. Nun stürzt ihm der Bauer zu Füßen und erzählt ihm von seiner erneuten Vision. Jetzt geht der Hofbeamte zum König und meldet, daß derselbe Bote, von dem er kürzlich berichtet habe, in der gleichen Sache wiedergekehrt sei. Der König läßt darauf den Bauer in Gewahrsam setzen und zieht über seine Heimat und Verhältnisse Erkundigungen ein. Als diese günstig ausfallen, wird der Bauer zum König vorgelassen und darf nun die geheime Botschaft ausrichten. Diese erschüttert den Monarchen tief; er befiehlt, den Bauer zu überwachen, und scharft ihm ein, niemandem von jenen Dingen, die keiner kennt, die aber sehr ernst sein sollen, etwas zu verraten.

Das ist die ganze Geschichte, aus der Eustachius schon eine Tragödie entstehen sieht. Cassander mag darüber denken, wie er will; auf jeden Fall wolle er aber bei Wiedergabe jenes seltsamen Vorfalles seinen Namen geheimgehalten.¹⁾

Im Mai erhielt Knobelsdorff endlich von einem Kaufmann aus Antwerpen die Nachricht, daß dort das im Januar aus dem Ermland abgesandte Geld für ihn eingetroffen sei, und daß jener täglich eine passende Gelegenheit abwarte, um das Geld möglichst direkt an den Adressaten zu übermitteln. Als nun am 25. Mai ein Brief von Dantiskus eintraf, beeilte sich Eustachius demselben Boten eine ausführliche Antwort mitzugeben, in der er seinem heißen Dank bereiten Ausdruck verlieh. Nachdem er unter Darlegung seiner vorerwähnten Beziehungen zu seinem unglücklichen spanischen Freund Dantiskus als Lebensretter gefeiert hat, erklärt er, er möchte gern Hesiods Mahnung befolgen und das Beispiel der Saat auf fettem, fruchtbarem Erdreich nachahmen, die mit reichem Ertrag ihrem

¹⁾ Ob dieser merkwürdige Vorfall auch von anderen Autoren überliefert ist, habe ich nicht feststellen können. Coignet macht a. a. D. S. 289 die für die lebhafteste Phantasie der Franzosen charakteristische Mitteilung, daß ein Chronist im Oktober 1535 drei Sonnen am Horizont gesehen haben will als ein Vorzeichen des unglückseligen Todes des französischen Dauphin im nächsten Jahre.

Besteller lohne; aber seine Fruchtbarkeit sei durch die Lücke des Geschicks so sehr niedergehalten, seine ganze Blüte durch Hitze und Dürre so sehr ausgebrannt, daß nichts übriggeblieben sei wie steiniger, öder Boden; wenn dieser aber einmal durch Düngen, Pflügen und Säen ergiebig gemacht werden könne, würden daraus nicht schlechtere Früchte für seinen Mägen entsprossen wie aus jenem wüsten, kümmerlichen Gärtlein am Cocytus bei Vergil.¹⁾

Dantiskus hat in seinem Schreiben einen Bericht über den Stand der Pariser Hochschule erbeten. Knobelsdorff erwidert, er werde ihn genauer in seiner Beschreibung von Paris erstatten, die noch in der Feile sei. Er habe dieses Werk in einer gewissen geistigen Abspannung, die mit seiner materiellen Nothlage zusammenhing, unterbrechen müssen, da ja die Vieder, wie der Bischof selbst sehr wohl wisse, die Trübsal flöhen und die Freude suchten. Habe er doch kaum für die Vorlesungen die nötige Sammlung aufbringen können. Jetzt aber, da seine Geldsorgen behoben seien, wolle er mit geglätteter Stirn zur begonnenen Arbeit zurückkehren und sie möglichst bald beendigen. Er wünscht, der Bischof hätte den Teil seiner Dichtung, den er dem Kulmer Bischof geschickt habe, gesehen, damit er aus der Lage den Löwen erkennen könne, ob sein ganzes Werk der Presse würdig sei. Aus vielen Gründen will er das Gedicht mit besonderer Sorgfalt prüfen; namentlich deshalb, weil er als Verfasser ein Deutscher ist, und nichts ist gefährlicher als dieser Umstand. Deshalb muß er auch das Geringste aufs sorgfältigste abwägen; denn wenn man versehentlich etwas Unvorsichtiges äußert, was der französischen Elle nicht aufs Haar entspricht, kommt man in Lebensgefahr. Die Gemüter der Franzosen sind gegen die Deutschen aufs heftigste erregt, weil das Gerücht geht, sie hielten es mehr als gewöhnlich mit der Sache des Kaisers. Knobelsdorff hat gehört, daß seine Landsleute öfter in Versammlungen hart mitgenommen und auf den Straßen verspottet und beschimpft werden. Ihm selbst wäre die deutsche Tracht einigemal fast verhängnisvoll geworden; deshalb will er nach Empfang des Geldes, wenn auch ungern, sich nach französischer Mode kleiden.

Er hat einigen sehr angesehenen Männern seine Gedichte gezeigt; aber wenn diese sie auch wunderbar rühmen, so hat es ihm

¹⁾ Hier denkt Eustachius wohl an Vergils Aeneis VI, 131 ff, wo von dem Walde am Cocytus erzählt wird, in dem der Baum wächst, dessen goldener Zweig Aeneas den Weg in die Unterwelt eröffnet.

doch den Anschein erweckt, als wenn sie beim Lesen trauriger geworden seien, da sie nur ungern die Deutschen dulden. Beim Sport, der hier nach dem Essen unter den jungen Leuten in großem Rahmen getrieben wird, kann man sehen, wie die Franzosen oft aus leichter Ursache fast zur Raserei gebracht werden. Wenn ein Deutscher im Springen oder Laufen die Palme gewinnt, wird fast bis zum Krankwerden gerungen, damit jener nicht den Ruhm behält. Wenn Eustachius jenes Gedicht herausgeben will, ist es nötig, es gut gefeilt und poliert zu edieren, damit dem Autor nicht das antideutsche Vorurteil schade.

Um dem Wunsch des Bischofs schon diesmal in Kürze zu entsprechen, gibt er folgende Schilderung von der Pariser Hochschule:

Die ganze Stadt zerfällt in die Universität, die Stadt und die Vorstadt. Der kleinste dieser Teile, die Universität, übertrifft nach seiner Ansicht an Größe um vieles das heimatliche Elbing. Die Bevölkerungsziffer dieser Städte ist mit keiner unserer Städte zu vergleichen; sollen doch in Paris außer einer unermesslichen Zahl von Einwohnern über 40 000 Kleriker sein. An Kollegien sind ungefähr 66 vorhanden, bewundernswert an Umfang und Bauart. Sie sind nach Klassen oder Auditorien eingeteilt, denen besondere Professoren zugewiesen sind. So kann man unzählige Lehrer sehen, ungleich an Lehrgeschick und Gelehrsamkeit. Aber in der großen Menge finden sich nur wenige gründliche und ausgezeichnete Gelehrte, deren Namen wert sind, dem Bischof mitgeteilt zu werden. Immerhin sind genug tüchtige Lehrer vorhanden, bei denen ein strebsamer und fleißiger Jüngling reichen Nutzen schöpfen kann.¹⁾ Es gibt hier kein Wissensgebiet, das nicht behandelt würde, mit besonderer Sorgfalt jedoch Cicero, dessen Stil unserm Eustachius etwas Göttliches zu atmen scheint, und dem er sich daher mit ganzer Hingabe widmen will. Diesen Professoren hat der französ-

¹⁾ Der Warschauer Domherr Florian schreibt in einem Briefe (d. Paris 15. Dez. 1547) an den Krakauer Domherrn Mart. Fromer: Es sind hier ungefähr 30 große Kollegien, in denen klassische Lektoren sind; aber selten findet man unter ihnen einen Gelehrten. Sie halten drei, vier Vorlesungen über verschiedene Autoren, ohne jedoch einem einzigen recht Genüge zu tun. In Hebräischen und Griechischen freilich findet man sehr gelehrte Männer unter den königlichen Professoren. Einen Privatlehrer zu haben, ist sehr teuer, das schreibe ich aus Erfahrung. Wenn man einen Gelehrten für eine Privatstunde haben will, muß man ihm monatlich zwei Kronen geben, d. h. wenn er wirklich gut lehren soll (ut docto legat.) Bisch. Arch. Frauenburg D 70, f. 359. vgl. Bron, l. c. p. 21 ss.

fische König im Collège de France sieben durch ihre Sprachkunde hervorragende Männer zugesellt, denen er die reichsten Stipendien gewährt, damit sie öffentlich und kostenlos ihre schönen Künste lehren.¹⁾ Unter ihnen leuchtete unser Latomus,²⁾ der neulich nach Deutschland zurückkehrte und von uns aufs schmerzlichste vermisst wird, wie ein Koryphäe und Bannerträger hervor. Sein Nachfolger wurde mein vertrauter Freund Petrus Galland,³⁾ ein wohlberedter Mann, der leider seine Beliebtheit, die er infolge der Eleganz seiner Rede wohl verdiente, durch seine ungefällige französische Aussprache in Frage stellt. Er behandelt die lateinische Literatur, die griechische ein gewisser Strafelius aus Flandern,⁴⁾ ebenso wie Loussaint,⁵⁾ beide ausgezeichnete Gräzisten und sehr be-

¹⁾ Nach dem Vorbilde des Medicäer-Papstes Leo X., der 1516 in Rom ein besonderes Kolleg zur Pflege der griechischen Sprache und Literatur gegründet hatte (Pastor, IV, 1, 476 ff), rief Franz I. trotz des Einpruchs der Universität i. J. 1529 in Paris das collège royale, das heutige collège de France, ins Leben. Die Anregung dazu war hauptsächlich von dem Gelehrten Guillaume Budé, dem Erneuerer der griechischen Philologie in Frankreich, († 1540) und Jean du Bellay, späteren Bischof und Kardinal von Paris, ausgegangen. Schmidt a. a. O., II, 691 f. Michelet, VIII, 334 s. Coignet, 223 ss.

²⁾ Bartholomäus Latomus (Steinmetz Masson), im Luxemburgischen um 1485 geboren, galt als hervorragender Ciceronianer. Seit 1531 am Kolleg der hl. Barbara in Paris als Lehrer tätig, wurde er 1534 von Franz I. auf den Lehrstuhl der Eloquenz am Collège royale berufen, wo er bis zu seiner Reise nach Italien i. J. 1539 wirkte. Vom Erzbischof Ludwig von Sagen von Trier 1542 als kurfürstlicher Rat nach Koblenz berufen, starb er dort i. J. 1570. Haucks Realencyklop. XI, 300 ff.

³⁾ Peter Galland, geb. 1510 in Aire, studierte in Paris und wurde hier 1537 Magister und 1538 Leiter des collège de Boncourt, das unter ihm einen besonderen Aufschwung nahm. (Cholet, p. 84 s.) 1543 bekleidete er das Rektorat an der Sorbonne. Als Professor am Collège royale stand er zu Budé, Jean du Bellay und dem königlichen Professor für Hebräisch Watebled in nahen Beziehungen. Bei den Trauerfeierlichkeiten für Franz I. hielt er die Leichenrede. Als Aristoteliker trat er im Kampfe gegen Peter Ramus auf den Plan. † in Paris am 30. August 1559. Nouvelle biographie générale. (Paris 1855–66) XIX, 287.

⁴⁾ Johann Strafel (Strageel) soll nach Zöcher IV, 867 i. J. 1509 gestorben sein. Hier scheint ein Druckfehler vorzuliegen. 1562 wurde sein Bythagoras-Kommentar herausgegeben.

⁵⁾ Jakob Loussaint (Tassanus), geb. in Troyes, studierte unter Budé in Paris. Franz I. ernannte den bedeutenden Gräzisten, der auch wegen seiner philosophischen und juristischen Kenntnisse geschätzt wurde und lateinische Epigramme dichtete, zum Professor an seinem Kolleg. † 16 März 1547. Nouv biogr. gén. 44, 555 s.

liebte Lehrer. Der sehr gelehrte Batablus¹⁾ ist Hebraist und Jude; er soll die hebräische Sprache sehr geschickt lehren. Der königliche Astronom ist der Franzose Drontius,²⁾ der nur selten liest und nicht sehr ehrlich das lehrt, was er versteht. Ganz wie jener Thraso,³⁾ äußerst eitel, jeden verachtend, so daß nur sehr wenige die Art des in den mathematischen Disputationen nicht ungelehrten Mannes zu ertragen vermögen. Er gilt indessen bei den Mathematikern als eine Art Orakel, und was er herausgibt, wird als etwas Göttliches verehrt, obwohl er nicht selten das meiste heimlich aus deutschen Büchern stiehlt, die den Franzosen unbekannt sind. Er schrieb sich neulich auch die Erfindung des astronomischen Ringes zu, obwohl sein Lehrer Orhander⁴⁾ hierüber in Deutschland schon mehrere Schriften herausgegeben und seinen Gebrauch zuerst dem Drontius gezeigt hatte. Der Name des Sylbius⁵⁾ wird Dantiskus wohl bekannt sein, ein Arzt, wie ihn kaum Europa zum zweitenmal trägt; er lehrt unter großer Bewunderung seine medizinische Wissenschaft.

Nachdem Knobelstorff so die hervorragendsten Lehrer vorgeführt hat, berichtet er über den Kostenaufwand an der Sorbonne. Erträglich erschienen ihm bei der großen Bevölkerungszahl die Lebensbedingungen, wenn nicht die Zimmer so teuer wären. Er zahlt mit seinem Stubengenossen 24 ungarische Gulden jährlich allein fürs Zimmer. Ueberdies verbraucht jeder täglich mindestens 4 bis 5 Ms oder Stüber, abgesehen von den Aufwendungen für

1) Franz Watebled aus der Picardie, zunächst Pfarrer in Valois, wurde 1530 als Professor des Hebräischen ans kgl. Kolleg nach Paris berufen. Er starb an demselben Tage wie sein Amtsgenosse Toussaint a. a. O. 989. Domherr Florian schreibt an Fromer (d. Paris 15. Dez. 1547), die beiden hervorragenden Gelehrten seien an demselben Tage, zu derselben Stunde gestorben, *sanctissimi senes, ad ultimum fere spiritum nostris consulebant commodis*. Bsch. Arch. Frbg. D 70 f. 359.

2) Dieser Drontius konnte in den mir zur Verfügung stehenden Nachschlagewerken nicht nachgewiesen werden.

3) Thraso, der prahlerische Soldat in des Terenz „Eunuchen“.

4) Johann Eichmann (Orhander), geboren in der Wetterau, studierte in Frankreich Medizin und Astronomie, seit 1536 Professor in Marburg, erfand verschiedene astronomische Instrumente, starb 1560. Jöcher, II, 225. Nouv. biogr. gén. XV, 764.

5) Jakob Dubois (Sylbius), 1478 bei Amiens geboren, bedeutender Arzt und Anatom und seit 1550 Professor der Medizin am kgl. Kolleg zu Paris, † 1555. Biograph. Verflon d. hervorrag. Aerzte, hrsg. v. Hirsch. V, 595 f.

Bücher, Holz, Kleidung, Kerzen und den sonstigen Bedarf zum literarischen Leben. Wer 80 ungarische Gulden jährlich ausgibt, lebt weder üppig noch bequem.¹⁾

Auch dem ermländischen Domkapitel hätte Knobelsdorff für dessen hochherzige Freigebigkeit gedankt, wenn nicht der Bote, der die Heimatpost überbracht, schon am nächsten Morgen abgereist wäre; so will er ihm seinen Dank bei günstigerer Gelegenheit abstaten. Den Bischof aber bittet Knobelsdorff, er wolle seine schnell hingeworfene Erzählung mit der gleichen Schuld wie sonst annehmen; er schreibe in totenstiller Nacht beim Lampenschein und müsse fürchten, daß Dantiskus seine flüchtigen Zeilen nicht einmal lesen könne. Indem er zuletzt noch einmal um seine Unterstützung fleht, schließt er mit den besten Wünschen, denen sich auch sein intimer Freund „magnificus Dominus“ Stanislaus Boner aus einer der angesehensten und reichsten polnischen Magnatenfamilien²⁾ anschließt.

Vom 10. Juli 1542 ist uns ein zweites Schreiben Knobelsdorffs an Cassander erhalten, das wegen seiner plastischen Schil-

¹⁾ Domherr Florian berichtet in dem eben zitierten Briefe aus Paris: „Man kann hier als Student auf drei Arten leben: entweder in einem Kolleg, deren es eine große Zahl gibt, oder in einem Quartier mit Verpflegung oder in eigener Wirtschaft nach Belieben. In einem Kolleg stellen sich die Kosten für einen recht bescheidenen Lebensunterhalt auf 20—25 Kronen, dabei ist das Essen (lectisternia) dürftig, und in einer Lagerstätte müssen drei, zuweilen gar vier schlafen. Es gibt aber einige Kollegien, in denen man 1700 Burschen finden kann, wie z. B. im Collège Navarre, (Nach Cholet, a. a. O. 88 i. F. 1304 von Johanna, Königin von Frankreich und Navarra, begründet.) in anderen 500, je nach der Größe des Hauses; hier kann man sich leicht eine Krankheit (morbus, die gallische Krankheit?) zuziehen. Eine andere Lebensweise, in der die meisten, namentlich fast alle Fremden (extranei) wie wir leben, ist die, daß man mit einigen anständigen Kommilitonen, die man sich ausucht, ein Zimmer mietet. Wenn man bescheiden, mäßig und einfach lebt, kann man für 30—35 Kronen anständig leben; man hat dann ein eigenes Musem (museum privatum) und nette Verpflegung; alles, was zu Tisch gebraucht wird, wird von dem Hausherrn geliefert. Allein aber in einem Zimmer zu bleiben, ist sehr teuer. Von den königlichen Professoren nimmt niemand Studenten zu Tisch; eine Ausnahme machte der Gelehrte Toussaint, der kürzlich starb. Bei einem Bürger aber zu Tisch zu gehen, kostet 40—50 Kronen und mehr, und dabei fährt man nicht einmal so gut, als wenn man in eigener Dekonomie lebt; in letzterem Falle nämlich kann man nach Belieben leben und das Zimmer, wenn es nicht gefällt, monatlich wechseln. Uebrigens müssen in Kriegszeiten alle Fremden weggehen, besonders aus den Ländern des Kaisers oder aus denen seiner Bundesgenossen. Die französische Krone hält 45 M.“

²⁾ Die Boner (Bonar) waren zunächst eine reiche Krakauer Bankierfamilie. Severin B., zu dem Sigismund I. schon als Prinz geschäftliche Be-

derung einer Kegerverbrennung von besonderem Interesse ist. Eingangsbekanntlich bedankt sich Eustachius für Cassanders freundliche Antwort, die seinem nachlässigen Brief eine so wohlwollende Nachsicht und sogar Anerkennung habe zuteil werden lassen. „Wie es die Regel zu sein pflegt, daß die vollendete, gründliche Gelehrsamkeit mit höchster Humanität vereinigt ist. Während sie mäßigen Gelehrten und Kleinen Geistern den Ramm schwellen läßt, ist sie für die Fortgeschrittenen ein Ansporn zur Milde.“ Cassanders Mittheilung, daß er an heftigem Fieber darnieder gelegen habe, weckt Knobelsdorffs lebhaftes Mitgefühl. Kaum kann dieser seine Tränen beherrschen; aber er hat gelesen, daß das Gericht meist im Hause Gottes anfange, und glaubt daher, daß diese Bücktigung ein Zeichen der göttlichen Vaterliebe sei. Er freut sich, daß die Krankheit zurückgegangen ist, und fleht zu Gott, daß sie nie wiederkehre.

Cassander hat gewünscht, Knobelsdorff möge ihm einen genauen Bericht über die Verbrennungen der Lutheraner in Paris erstatten.¹⁾ In aller Kürze will Eustachius demselben Boten, der ihm Cassanders Brief überbracht hat, seine Antwort mitgeben.

„Die Veranlassung zu der außergewöhnlichen Exekution war folgende: Der König schickte an den Pariser Senat, das sog. Parlament, ein Schreiben, mit dem Ersuchen, es möchten in seinem Namen Bittopfer zu Gott beschloffen werden für einen glücklichen Ausgang seiner Unternehmungen,²⁾ d. h. um endlich sein recht-

ziehungen unterhalten hatte, vermittelte dem König i. J. 1507 eine Anleihe (Bivier, Gesch. Pol. I, 25); der Hof- und Staatsbankier Johann B. schob die Gelder für Sigismunds Hochzeitsfeierlichkeiten i. J. 1512 vor, wie er auch die Anleihen für Kriegszwecke besorgt hatte. (Bivier, S. 82.) Johann († 1523) und ein jüngerer Severin († 1549) erscheinen bei Dipler-Bakzewski (I, 455) als Großprofuratoren der Burg Krakau und Salinenverwalter.

¹⁾ Die ersten dieser Exekutionen in Frankreich fallen ins Jahr 1525. Schmidt II, 699 f, Gieseler, Lehrb. d. Kirchengesch. III, 1, 523 ff., Michelot VIII, 312 ss., Coignet, 262 s.

²⁾ Der Inhalt dieses königlichen Schreibens vom 2. Mai 1542 ist bei J. Sleidanus, Commentar. de statu religionis. (Argentorati exc. Th. Rihelius v. J.) p. 407 folgendermaßen angegeben: „Damit Gott unsere Herzen erleuchte, Standhaftigkeit im Glauben verleihe, die etwa Irrenden auf den Weg des Heiles zurückführe und uns Frieden gewähre, zur Sühne des Unrechtes, das mir durch die widerrechtliche Besitznahme unseres Gebietes und den Frevel an den Gesandten an-

mäßiges Erbe wiederzuerlangen, das jetzt mit schändlichem Unrecht von anderen behauptet wird,¹⁾ und auch um den völkerrechtswidrigen, treulosen Mord der königlichen Gesandten zu rächen.²⁾ Wenn das Parlament gerade einige im Glauben Unzuverlässige hätte, sollte es an ihnen nach Brauch und Herkommen die Hinrichtung vollziehen. Der königliche Wille wurde aufs peinlichste erfüllt, und nach verschiedenen Prozessionen wurde von dem gesamten Klerus und Volk unter großem Pomp und Zulauf eine gemeinjame Bittandacht abgehalten.³⁾ Dabei belehrten Prediger das Volk, zu welchem Zweck jener Pomp entfaltet würde, nämlich damit dem Könige alles nach Wunsch gehe und damit der Kirche, die schon vor dem Zusammenbruch stehe, geholfen werde. Nach Beendigung der Feier sollten acht Leute wegen einiger Aeußerungen gegen den apostolischen Stuhl lebend verbrannt werden. Kaum war die Andacht beendet, als schon das Volk scharenweise den Maubert-Platz aufsuchte und dort die Schlachtopfer erwartete.

getan ist, und damit Gott Sieg schenke, wenn ich den Frieden nicht mehr aufrechterhalten kann und zu den Waffen greifen muß, — aus allen diesen Gründen bitte ich, daß zu den Tempeln der Götter Bittprozessionen veranstaltet werden und dem Volke durch geeignete Prediger die Ursache dieser Andacht dargelegt werde. Schließlich ordne ich an, falls jemand nicht ganz richtig (*minus recte*) über unsern Glauben und unsere Religion denkt und nicht Besserung verspricht, soll er öffentlich für sein Vergehen bestraft werden.“ Auf ein neues königliches Edikt vom 7. Juli werden sogleich einige Häretiker verbrannt. Sleidanus, p. 408 s. — Ueber Franz I. kirchenpolitische Haltung vgl. Pastor, a. a. O. IV, 2, 526 ff. u. V, 696 ff.

¹⁾ Es handelt sich um den Besitz des heimgewrittenen Herzogtums Mailand, das Karl V. entgegen den Erwartungen Franz I. am 11. Oktober 1540 seinem Sohne Philipp verliehen hatte. Der enttäuschte König von Frankreich änderte nun wieder seine Haltung zum Kaiser und traf Vorbereitungen zu einem neuen Krieg. Schmidt a. a. O. II, 665 ff. Michelet, VIII, 402 ss.

²⁾ Die französischen Gesandten Anton von Rincon und César Fregoso, von denen der erste von König Franz nach der Türkei, der andere nach Venedig beauftragt war, wurden im Juli 1541 auf dem Po auf Befehl des kaiserlichen Statthalters von Mailand Marquis von Guasto ermordet. Auch dieses Ereignis trug zum Ausbruch des Krieges zwischen Franz I. und Karl V. bei. Schmidt, II, 671 f., Michelet, VIII, 408 s. Coignet, 313 ss. Knobelstorff gibt hier die Motivierung des Königs wieder, enthält sich aber aus politischer Vorsicht jeder eigenen Meinungsäußerung.

³⁾ Eine ausführliche Schilderung der feierlichen Bittprozession vom 21. Januar 1535, bei der der König mit seinen Söhnen teilnimmt, bei Sleidanus p. 250, Schmidt, II, 700 f. Michelet VIII, 348, Coignet p. 266 ss.

Aber an diesem Tage geschah noch nichts, weil die Lutheraner beim Parlament Berufung eingelegt haben sollten.

Ich habe zwei Männer verbrennen sehen. Wie ihr Leben ungleich war, so bewegte mich auch ihr Tod verschiedenartig. Wenn du hier gewesen wärest, hättest du den Unglücklichen eine mildere Todesart gewünscht. Der erste war ein Jüngling, bartlos, nur der erste Flaum begann zu sprießen, der Sohn eines Schusters, wohl noch keine 20 Jahre alt; der andere schon 60 jährig oder darüber, hinfällig und vom Alter gebeugt, ehrwürdig von Ansehen, mit wallendem grauen Bart. Jener Jüngling sollte einige unvorsichtige Aeußerungen gegen die Wunderbilder (die sie hier unter größtem Zulauf nicht verehren, sondern anbeten) getan haben, nämlich daß sie sich nicht viel von den steinernen Götzen der Heiden unterschieden und daher aus den christlichen Tempeln hinausgeworfen werden müßten, wenn sich die Gefahr des Götzendienstes einschleiche. Außerdem soll er noch manches andere gesprochen haben, was der Lehre des Martinus (Luther) ähnte. Als er deswegen zur Verantwortung gezogen und zum Widerruf aufgefordert wurde, weigerte er sich dessen und erklärte, seine Worte auch mit dem Tode bekräftigen zu wollen. Er wurde nun zum Gerichtshof geführt und hier dazu verurteilt, daß er ohne Zunge lebend verbrannt werden sollte. Auch jetzt nahm der Jüngling nichts von seiner Ueberzeugung zurück und streckte sogar freiwillig seine Zunge, soweit er konnte, zum Abschneiden heraus. Nachdem der Henker mit einer Feuerzange die Zunge herausgezogen und mit einem Messer ausgeschnitten hatte, geißelte er mit ihr wiederholt das Gesicht des Bedauernswerten. Es soll sogar die umstehende Menge (damit du nicht an der Frömmigkeit der Franzosen zweifelst) die noch zuckende Zunge aufgehoben und dem Menschen ins Gesicht geworfen haben. Geschwächt wurde er darauf in einem Wagen zur Richtstätte geführt; aber er war so gestimmt, als wenn es nicht zur Hinrichtung, sondern zu einem Gastmahle ging. Ohne Mahnung und ohne Führer bestieg er den Wagen. Sobald er das Richtkreuz sieht, stellt er sich willig an den Pfahl. Während er an ihn gebunden wird, erträgt er mit unbeschreiblichem Muth und Starke das Lästern und Schänden der Menge. Keinen rohen Laut gibt er von sich. Das Blut, das von dem frischen Zungenschnitt reichlich fließt, speit er wiederholt aus. Die Augen wendet er gegen Himmel, als wenn er von dort

Hilfe erhofft. Schon war Schwefel auf sein Haupt gestreut, drohend wies der Henker auf das Feuer, aber es schreckte ihn nicht, nur mit einer leichten Bewegung verlangte er danach. Kaum glaube ich, süßester Cassander, daß deine Philosophen, die so viele Bücher über die Todesverachtung geschrieben haben, mit solcher Seelengröße so grausame Foltern ertragen haben. Das war das Schicksal des Jünglings. Nun höre das des Greises, das mir noch grausamer erscheint, obwohl es viel milder war.

Jener hinfällige Greis, Bürger von Paris und Vater vieler Kinder, achtbar und tadellos im Wandel, hatte irgendwelche freimütigen Aeußerungen über die Verehrung der Heiligen und gegen die Mönche getan und überdies behauptet, daß alle Christen Priester seien. Von Zeugen überführt, wurde er ins Gefängnis geworfen. Dort wurden Theologen zu ihm gelassen, die den einfachen Mann leicht überredeten, da er die Disputation mit ihnen nicht aufnehmen konnte. Er gestand also seinen Irrtum und seine Reue. Nichts konnte den Theologen angenehmer sein als dieser Sieg. Sie ermahnten ihn daher, in dieser Ansicht zu verharren; so werde er als Christ sterben, der sonst, ohne Widerruf, als Lutheraner verloren gegangen wäre. Gefesselt wird er durch den Folterknecht auf einen Wagen geschleppt. An diesen waren zwei Jünglinge mit Stricken angebunden, weiß gekleidet, brennende Fackeln in den Händen, deshalb weil sie den Greis gegen die Mönche hatten disputieren hören und davon nicht sogleich Meldung erstattet hatten. In den Tempel der Gottesgebärerin geführt, flehten sie um Verzeihung ihres Vergehens, und der Alte wurde dort erneut vor Mariens Heiligtum zum Widerruf gezwungen. Von hier wurde er gerades Wegs zum Richtkreuz geführt, und nachdem er hier erklärt, daß er alles widerrufen und nichts Gemeinames mehr mit Luther habe, wurde er sogleich erdroßelt und halbtot ins Feuer geworfen. Vielen erschien diese Strafe milder als billig, weil er nicht lebendig verbrannt wurde. Wenn man mich gefragt hätte, würde ich mich ganz anders geäußert haben. Was ist nämlich unwürdiger als einen Menschen wegen eines Irrtums, vor dem der Teufel nicht schützt, den Flammen zu übergeben, da ja selbst die heiligen Väter sagen, daß die Keterei nur in der Hartnäckigkeit (*pertinacia*) bestehe. Ich höre, zahllosen steht derselbe Weg bevor. Gott ist zu bitten, daß sie bekehrt werden, wenn sie schlecht denken; daß sie aber tapfer kämpfen, wenn sie gut

denken. Doch mehr als genug; denn man muß die Stimme dämpfen. Nimm diesen Stehgreifbericht in Gnaden an.“¹⁾

Auch in diesem ausführlichen, anschaulichen Bericht tritt uns Knobelsdorffs innere Teilnahme für die Lutheraner entgegen. Sie verbirgt sich indessen vorsichtshalber hinter einer liberal-humanitären Geistesverfassung, die den Gewissenszwang und erst recht die grausame Glaubensverfolgung verurteilt und damit ihrer Zeit vorausseilend für die Ideen der Toleranz und Gewissensfreiheit einzutreten scheint.

Der Krieg zwischen König Franz und Kaiser Karl, der seit der erneuten Entfremdung der beiden Monarchen (1540) in der Luft lag und mit der Kriegserklärung des französischen Königs im Juli 1542 zum offenen Ausbruch kam,²⁾ traf Knobelsdorff aufs empfindlichste. Noch nie ist seine Lage eine so verzweifelte gewesen. Von den Niederlanden abgeschnitten, kann er aus Antwerpen schwerlich eine Post erwarten; und den Brief vom 3. September, dem er wieder nicht seine Namensunterschrift beizufügen wagt, schickt er über England, wo ihm die einzige Kommunikationsmöglichkeit geblieben zu sein scheint, obwohl er kaum hofft, daß sein Schreiben ans Ziel gelangen wird. Auf dem gleichen Umwege benachrichtigt er auch die bekannten Kaufleute in Antwerpen, sie möchten vorsichtig Mittel und Wege finden, um etwaige Geldsendungen für ihn weiterzuleiten. Das neulich erhaltene Geld wird noch in diesem Monat ausgehen. Eustachius weiß nun nicht, was er anfangen soll, ob er länger in Paris bleiben oder fortgehen soll, sofern letzteres die unsicheren Zeitverhältnisse überhaupt gestatten. Er will die Weisungen des Bischofs abwarten, da er ohne seinen Willen nichts unternehmen will, vertraut aber auf seine Hilfe, die ihn vor der Notwendigkeit bewahren wird, sein Glück auf zweifelhafte Art zu versuchen und sich zu unwürdigen Diensten zu verbinden. Noch schlimmer wäre die Lage, wenn nicht der christliche König von Frankreich ausdrücklich Oberdeutschland und das ganze römische Reich von den Kriegswirren verschont hätte. Genaueres zu schreiben, ist unsicher; jedenfalls möge Dantiskus überzeugt sein, daß kein Landstrich in jener Gegend vor den heftigsten Kämpfen sicher sei. Mit voller Standhaftigkeit will

¹⁾ *Illustrium et clarorum virorum Epistulae selectiores, superiore saeculo scriptae vel a Belgis vel ad Belgas; collegit Petrus Bertius. Lugduni Batavorum 1617. Centuria I, p. 37—45, nr. VI.*

²⁾ Schmidt, II, 673.

indessen Gustachius ertragen, was ihm das Geschick beschert. Mehr als um sich selbst ist er um die Eltern besorgt, die seinen Tod sehr schwer ertragen würden. Wenn ihm daher etwas Menschliches zustieße, wolle ihnen der Bischof Trost und Hilfe sein. Einstweilen will er noch in Paris verbleiben, im Vertrauen auf die weitere Unterstützung seines Mäzen. Inzwischen wird der erste Ansturm, der der schwerste zu sein pflegt, sich gelegt haben oder vielleicht auch der ganze Streit geschlichtet sein.¹⁾

Ehe wir Knobelsdorffs nächsten Brief vom April 1543 kennen lernen,²⁾ hat er seine große Elegie über die Stadt Paris herausgegeben. Bereits im Winter 1541/2 hatte er sich, unter dem frischen Eindruck der berühmten Weltstadt, an die Abfassung einer in Distichen gehaltenen Beschreibung von Paris gemacht. Vielleicht schon im Dezember 1541, jedenfalls aber im März 1542 war die grobe Form seiner *Lutetiae Parisiorum descriptio* fertiggestellt. Eine Probe des Poems hatte er bereits vor März Bischof Giese in Kulm zur Beurteilung zugesandt. Materielle Sorgen hemmten dann seine dichterische Kraft, und erst als neue Geldsendungen aus der Heimat gemeldet wurden, belebte sich wieder seine Schaffensfreude, und er ging mit neuem Eifer an die Uebersetzung und Vervollendung seines Poems.

Knobelsdorff übergab wohl im Winter 1542/3 dem renommierten Drucker Christian Wechel³⁾ sein ausgefeiltes Poem zum Druck.⁴⁾ Aber unmöglich hätte er, selbst ständig in Geldver-

¹⁾ Knobelsd. an Dantisk. d. Paris 3. Sept. 1542. Bibl. Czartor. Krakau Ms. 1599, f. 229.

²⁾ Ob Gustachius in diesen 7 Monaten nicht an seinen Gönner hat schreiben können, ist ungewiß. Vielleicht sind seine Briefe aus dieser Zeit verloren gegangen oder ruhen noch unbekannt in den Archiven.

³⁾ Christian Wechel, in Deutschland um 1485 geboren, kam jung nach Paris, wo er 1522 einer der 24 Drucker der Stadt war. Sein Wappen von Basel deutet wohl auf seine Heimat hin. Neben seiner Hauptdruckerei in der Jakobstraße, wo er seit 1524 nachweisbar ist, betrieb er später eine zweite Offizin unter dem Wappen des Pegasus in der Beauvais-Straße, einer kurzen Parallelstraße der Jakobstraße, an der das collège de Beauvais lag. (Cholet, p. 90 und Stadtplan von Bassalieu ebda.) Wechel machte sich besonders durch seine Ausgabe griechischer Autoren und griechisch-lateinischer Paralleltexte verdient, druckte aber auch andere Werke, wie den 3. Teil von Rabelais' Pantagruel. Einige seiner Drucke verfielen der Zensur. Nach seinem Tode († 1554) übernahm sein Sohn Andreas das Geschäft, der wegen seiner religiösen Haltung nach der bekannten Bartholomäusnacht d. J. 1572 flüchtete. Nouv. biogr. gén. 46, 617 s.

⁴⁾ Der Titel lautet: LVYETJAE PARJ- | SJORVM DESCRJ- | PTJO, AVTHORE EV- | stathio & Knobelsdorf | Prutenno. Darunter das

legenheiten, die Kosten der sauberen Edition tragen können, hätte er nicht in dem Bischof von Paris, Kardinal Jean du Bellay, einen neuen Gönner gefunden. Dieser, aus einem vornehmen, einflussreichen Geschlechte stammend, seit 1492 Bischof von Bayonne, war nach wiederholter diplomatischer Verwendung i. J. 1532 zum Bischof von Paris befördert und 1535 zum Kardinal erhoben worden. Er stand bei Franz I. in hohem Ansehen, der ihm im Kriege mit Karl V. i. J. 1536 sogar als General-Deutnant von Paris die Verteidigung der Stadt und der Provinzen Picardie und Champagne übertragen hatte. Er war ein warmer Freund und thatkräftiger Förderer der humanistischen Wissenschaften, sympathisierte mit den deutschen Reformatoren und trat zu ihnen mit seinem Bruder Guillaume, der königlicher Minister war, in Beziehungen. Neben einigen Verteidigungsschriften für seinen König verfasste er drei Bücher lateinischer Poesien, und sein Rat hatte zur Begründung des collège royale beigetragen. Nach dem Tode Franz I. erlosch sein Einfluß am Königshofe; er zog sich nach Rom zurück, wo er Bischof von Ostia und Kardinaldekan wurde und i. J. 1560 starb.¹⁾

Bevor nun Eustachius an die Veröffentlichung seiner Lutetia ging, die ein um so größeres Wagnis bedeutete, als in jener aufgeregten Kriegszeit das Wort eines Ausländers und zumal eines Deutschen leicht hätte Anstoß erregen können, wandte er sich wahrscheinlich durch Vermittlung eines hochstehenden Gönners, der an seiner Muse Gefallen gefunden hatte, vielleicht durch den ihm befreundeten königlichen Professor Galland an den Kardinal und bat ihn für seine Dichtung um Schutz und Unterstützung. Und diesem gefiel die poetische Verherrlichung seiner Residenzstadt so gut, daß er gern dem Wunsche des begabten Scholaren entsprach. Daher weiht ihm dieser in dem Anhang seiner Lutetia an erster Stelle ein dankbares Epigramm.

Eustachius schildert darin, wie ihn vor der Veröffentlichung seiner Verse bange Furcht beschlichen habe, da er als Fremdling, unbekannt mit Land und Leuten und ihrer Sprache, zumal in der

doppelte Wappen des sog. Baslerstabes und des Pegasus, die durch zwei Hände zusammengefaßt sind. PARJSJJS | Apud Christianum VVechelum | sub scuto Basiliensi | in vico Jacobaeo: et sub Pegaso in vico | Bellovaconsi. | Anno M. D. XLIII. 62 pp. 8.

1) Biographie universelle III, 552 s (Paris 1843). Gieseler, Lehrbuch d. Kirchengesch. III, 1, 527 ff.

Sitze des Krieges, den Versuch unternommen habe, die Stadt des Paris zu besingen. Scheu hätten sich seine Verse im Dunkel verborgen und geweigert, ans Licht zu treten, und im Bewußtsein ihres kümmerlichen Schmuckes habe seine Muse Bedenken getragen, ihre mißgestalteten Füße in die Deffentlichkeit zu setzen. Mit ganzer Sehnsucht verlangte sie nach Hilfe; „aber unter so vielen Tausenden warst du es allein, dem sie sich anvertrauen durfte. Du allein bist es, der die in dieser stürmischen Zeit verachteten Römönen mit sicherer Hand zu schirmen wagt. Und obwohl du aus hochadligem Hause stammst, hegst du doch die echten, edlen Künste, die nur selten einer der Hochgeborenen liebt. Daher beginnen die keuschen Pieriden dir einen unvergänglichen Lorbeerkrantz zu winden. Und wie du jene hegst, so verehren sie dich mit gleicher Liebe, und schon tragen sie deinen Namen überall zu den Sternen. Nimm daher gnädig die Patenschaft über mein vergängliches Büchlein, einziger Glanz und Ruhm des Kardinalschorz, geliebt und verehrt von deinen Gelehrten, der du durch deine Beredsamkeit Ciceros Werke übertrifft“.)

Wenn Eustachius in diesem dithyrambischen Epigramm seinem Dank gegen seinen neuen Gönner öffentlichen Ausdruck verlieh, so banden ihn doch stärkere Dankespflichten gegen seine bischöflichen Mäzenaten in der Heimat, deren Gönnerschaft er sich auch für die Zukunft sichern wollte. Dantiskus hatte er schon in der Deditation der Türkenelegie und der poetischen Beschreibung von Löwen seine dankbare Gesinnung bewiesen. Die Pariser Elegie beschloß er daher, dem Kulmer Bischof Giese zu weihen, mit dem er ebenfalls in dauernder Beziehung stand, und dessen materieller Unterstützung er sich erfreute.

Mit einer Widmungsepistel an Giese leitet er daher seine Dichtung ein. Er begrüßt den ehrwürdigen Fürsten im Preußenland, dessen Silberhaar die heilige Tiara²⁾ krönt: „Nimm an den ruhigen Gruß aus fernem Lande, wo die stattliche Seine den fetten Boden durchweilt. Wenn ich auch gezwungen würde, die Pforten des Kaukasus zu durchschreiten oder das trostlose Dunkel Kimmeriens aufzusuchen³⁾ oder fern im Westen über dem Ozean

1) Knobelsdorf, Lutet. descriptio p. 52 s.

2) Hyperbel für Mitra.

3) Im Gegensatz zu dem äußersten Osten des Kaukasus wohl als der entfernteste Norden gedacht, wo, eingehüllt in Finsternis und Nebel, das mythische Volk der Kimmerier wohnte.

unbekannte Völker, von denen uns die mannigfaltigsten Schätze gebracht werden,¹⁾ stets würdest du mir doch in Erinnerung und Herz tief eingeschrieben bleiben, und kein fremder Schimmer könnte in mir das Bild deiner Büge verlöschen.“

Die Frage des Bischofs, ob Eustachius den brabantischen Wissenschaften und der Löwener Schule den Rücken gekehrt habe, beantwortet der Dichter damit, daß ihm der Besuch Frankreichs vom Schicksal bestimmt gewesen sei. In poetischer Schilderung führt er aus, wie Fortuna ihn durch schlaue Worte überredet habe, nicht lange an einer Stelle zu sitzen, sondern einen neuen Wohnsitz aufzusuchen. So habe er die Anker gelichtet und bei gutem Winde seine Barkasse zur berühmten Stadt der Franzosen gelenkt, die wegen ihrer gelehrten Studien in der ganzen Welt gefeiert werde. In scheuer Ehrfurcht habe er die fremden Penaten verehrt und den Schutz des gastlichen Landes erfleht: Heil dir, volkreiche Lutetia, Stadt, die ich so oft in meinen Wünschen ersehnt. Deinetwegen verließ ich die lieblichen Fluren der Heimat fern im Norden, wo die berühmte Weichsel die fruchtbare Erde feuchtet; deinetwegen ertrug ich willig tausend Gefahren. Sei daher gnädig meinem Geist und meinen Studien, glückliche Racheiferin der großen Roma, laß auch mich einen deiner geringsten Musensöhne sein. Und leise habe das Echo Erfüllung seines Gebetes verheißen.

Der gelehrte Fürst fragt nun wohl Eustachius nach Frankreichs Land und Leuten und ihrer Geschichte, wie es in der Stadt ausschäue, in welchen Ehren die Talente ständen. Schweres fordere er damit, zu gewaltig für des Dichters schwache Kräfte. Aber obwohl diese Aufgabe den heroischen Schritt des Hexameters verlangt, will Knobelstorff den erhabenen Stoff im elegischen Versmaß angreifen, weil er ihm am besten liegt. Mögen schwer armierte Schlachtflotten die hohen Meere bevorzugen, kleine Schiffe fliehen den Ozean und lieben das Gestade. Die Adler wagen es, sich auf ihren Schwingen hoch zum Himmel zu erheben; kein Wunder, sind sie doch gewöhnt, Jupiters Blitze zu ertragen; die andern Vögel, die den Sturz fürchten, leben in niederen Regionen, halten sich nahe der Erde. So will ich, der ich nur zarte Kraft zu sanften Gefängen besitze, das Kühne meiden und das Schlichte versuchen. Nicht in Einzelheiten kann ich mich verlieren; wollte ich das, so käme ich mir vor, als wollte ich allen Glanz der Welt

¹⁾ Hinweis auf die damals noch neue Entdeckung Amerikas.

beschreiben, als wollte ich die Tropfen im Meere, die Sterne des Himmels oder das Laub der Bäume zählen.¹⁾

Nach dieser *Captatio benevolentiae* geht Knobelsdorff in warmer Hingabe an den Stoff und in schwungvoller, anschaulicher Sprache an die Behandlung seines Themas, die ihm viel Anerkennung und Ruhm eintragen sollte. Deshalb sind hier seine Gedankenreihen in Kürze mitzuteilen:

An Ausdehnung, Größe, Schönheit und wissenschaftlicher Bedeutung erscheint dem Dichter Paris im Keltenlande als eine stolze Königin der Städte, der die Nachbarstädte wie ihrer Herrin mit ihrem Fleiß und ihren Erträgen dienen. Nach Art eines vestalischen Rundtempels ist sie erbaut, und kreisförmig, ohne Ecken, umrahmt sie der zinnengekrönte Mauerkranz.²⁾ Im Süden steigt sie zu einer Anhöhe auf, die die andern Stadtteile überragt wie das Licht des Phöbus die übrigen Gestirne; denn hier haben sich die Musen und Apoll eine Stätte erkoren, hier herrschen die Grazien und die gelehrten Künste der Pallas aus Latium und Griechenland.³⁾ In dem gegenüberliegenden Stadtviertel haust das reiche Geschlecht des Merkur, das hier Waren aus aller Welt zum Verkauf feilhält.⁴⁾ Die kleine Insel dazwischen war der Ursprung der Stadt.⁵⁾ Sie wird von der Seine gebildet, die von den fruchtbaren Hügeln der Gädner kommt und in vielen Windungen durch lachende Fluren zur stolzen Stadt der Pariser eilt. Kurz vorher bildet sie eine Insel, wie geschaffen für ständige Spiele und Freuden. Ungezählte Scharen strömen hier hinaus, um an den schönen Sommertagen den mannigfaltigen Kampf- und Turnspielen der jungen Männer zuzuschauen, die es den alten Griechen in Olympia, Delphi und am Isthmus gleichthun. Andere huldigen dem Schwimmsport, da der Fluß nicht reizend und tödtlich ist, selbst nicht im Frühjahr, wenn andere Ströme Vernichtung und Verderben bringen.⁶⁾ Reich ist die Seine an schuppigen Fischen,

1) S. oben S. 115 Knobelsdorffs Einleitung zur Elegie über den Türkenskrieg, die dieselbe metaphorische Sprache gebraucht.

2) S. die Stadtpläne von Paris im 16. Jahrb. von Münster, du Binet und Braun in der Collection des anc. descriptions de Paris t. VIII.

3) Das berühmte Quartier latin.

4) Die Stadt der Bürger auf dem Nordufer der Seine.

5) Die Ile de Cité, auf der u. a. die Kathedrale Notre Dame liegt.

6) Von den drei Seine-Inseln im Bereich der damaligen Stadt wird die äußerste östliche auf dem Plane von Bassalieu i. J. 1609 Ile Louvier, die kleine westlich folgende Ile aux vaches und die größere, der Ile de Cité vorgelagerte

willig trägt sie auf ihren Schultern kostbare Lasten. Mit dem Wunsche, daß nie der häßliche Winter das Aussehen des Flusses verunstalten und seinen Rücken in die Fesseln des Eises schlagen möge, geleitet der Dichter den Strom zum Meere.

Nun verlangsamt die Seine ihren Lauf und begrüßt ehrfürchtig das Turmpaar von Notre Dame auf der Insel mitten in der Stadt zwischen glänzenden Häusern und Palästen, wie sie kaum Rom größer aufweisen mag. Fünf stattliche Brücken führen über den Fluß, sie gleichen mit ihren massiven Häusern zu beiden Seiten eher Straßen.¹⁾ Dahinter sieht man eine königliche Burg aufragen mit glänzenden Hallen, Säulen und Thürmen, würdig eines Königs, der hier seinen Völkern Recht spricht.²⁾ Daneben liegt das prächtige Palais des treulosen, geächteten Herzogs von Bourbon, heute verwahrlost und dem Verfall geweiht.³⁾

Sieben Meilen soll die Stadtmauer umspannen, und noch vermag der umfriedete Raum kaum die Menge der Einwohner zu fassen. Daher erscheinen Paris gegenüber die andern Städte leer. Nicht eine Stadt, nein, eine Welt deucht dem Dichter Paris zu sein, das ganze Menschengeschlecht scheint ihm hier zusammengeströmt zu sein. Obwohl 500 Straßen die Stadt durchqueren, sind sie ständig von Hasten und Jagen und Lärm erfüllt, sodaß man oft kaum von der Stelle kommt. Mit einem Bienenschwarm oder einem Ameisenhaufen vergleicht der Poet das Menschengewimmel in den Straßen. Die Bevölkerung dünkt ihm zahlreicher als im alten Athen, nicht geringer als in Ephesos, Rhodos oder Korinth, und selbst Jerusalem mag kaum so viele Menschen in sich geborgen haben, als es die verdiente Strafe erteilte. Paris aber möge, so wünscht Eustachius, von dem Untergang jener Städte verschont bleiben, und die Jahre mögen wie die Zahl der Einwohner mindern.

Ile Notre Dame oder später St. Louis genannt. Diese letztere war wohl am meisten für den Sport geeignet.

1) Auf den erwähnten Stadtplänen gut erkennbar; auf dem Plan v. 1609 ist als 6. Brücke der Pont neuf aufgenommen.

2) Der Königspalast auf der Ile de Cité.

3) Das Palais des bekannten zu Karl V. abgefallenen Connetable Karl von Bourbon, unter Ludwig dem Heiligen erbaut, lag am nördlichen Seineufer zwischen der Kirche St. Germain de l' Auxerrois und dem Louvre. (Cholot, p. 13; Stadtplan von Vassalieu.) Nach der Mechtung des Herzogs i. J. 1527 wurden gemäß dem Brauch jener Zeit Thür und Schwelle des Verräters gelb angestrichen und Salz im Innern ausgestreut. Coignot, p. 175.

Die Bauart der Häuser entspricht der Menschenmenge. Die Kunstfertigkeit hilft über den beschränkten Raum hinweg, indem sie enge und schmale, aber hochragende Häuser baut. Aber nicht gebrannter Lehm oder Fachwerk, wie in der Heimat des Dichters, dient zum Bau; vielmehr sind Klöster, Kirchen, Kapellen, Schulen und Burgen aus kunstvoll bearbeitetem Stein aufgeführt, und auch die Privathäuser der Adligen weisen das gleiche Material auf. Die übrige Bevölkerung verwendet für ihre Wohngebäude eine in Preußen unbekannte Gipsart, deren vorzügliche Eignung eingehend geschildert wird.

Den Reichtum und Glanz der Paläste und Tempel zu besingen, würde kaum die Feier eines Vergil oder Homer vermögen; denn ungezählt sind die Heiligtümer der Götter. Jeder Heilige hat hier eine eigene Kultstätte, und selten entbehrt ein Platz einer Kirche. Nicht in einfachen Formen sind sie erbaut, sondern prächtig und glänzend, damit Auge und Herz von Ehrfurcht für die Religion ergriffen wird. Dazu die Fülle kunstvoller Gewänder und Geräte, der Aufwand an Gold und Silber, Marmor und Edelsteinen und purpurgestickten Teppichen. Und das Material wird noch von der Kunst der Arbeit übertroffen. Die Meister der Griechen werden hier von den lebensvollen Standbildern und Gemälden der Götter in Schatten gestellt. Wie viele Klöster ragen nicht zum Himmel empor? Die meisten Städte zählen nicht so viele Bürger, wie die Mauern von Paris kuttenträgende Mönche. So bunt die weichen Wiesen bei Lenzeßerwachen erprangen, so bunt sind hier die Trachten der Mäher. Diese sieht man in schneeweißer, jene in schwarzer Kutte, andere in braunem Kleid mit heller Schnur oder in dunkelblauer oder grauer Kutte. Einige bezeichnen Rücken und Brust mit dem Kreuz, andere die Aermel. Diese verbergen ihren geschorenen Scheitel unter der Kapuze, jene tragen ein Käppchen. Manche meiden völlig den Fleischgenuß und beschränken sich auf Fische; andere wahren nach Art des Pythagoras Stillschweigen und zeigen sich niemals der Menge. In einem Haus wohnen 600 Patres, die mit der Geißel büßend ihre Leiber züchtigen.¹⁾ Aber eher könnte man die buntgefiederten Gänse der Wälder aufzählen als die religiösen Genossenschaften mit ihren mannigfaltigen Gebräuchen.

¹⁾ Kenner des kirchlichen Ordenswesens werden in diesen allgemeinen Angaben Hinweise auf die Dominikaner, Cisterzienser, Benediktiner, Franziskaner, Prämonstratenser, Karthäuser u. a. finden.

Nicht Lästrygonen¹⁾ oder rohe Zyklopen wohnen in Paris, sondern ein mitleidiges, religiöses Volk, das sich der unglücklichen Armen und Kranken annimmt. Daher erheben sich viele große glänzende Häuser in Marmorquadern, wo die Armen und Kranken mit Speise und Arznei versorgt werden, wo ihnen ein geschickter Machaon²⁾ helfend zur Seite steht. Sicher lassen sich die Himmlichen durch solche Frömmigkeit bewegen und wenden Paris und seinen Einwohnern ihre besondere Sorge zu, indem sie Hunger und Not von der Bevölkerung fernhalten. Wahrhaftig, ein Wunder waltender Götter, daß der menschenreichen Stadt nie die Feldfrüchte fehlen, sondern alles wie aus einem reichen Füllhorn zufließt. Nicht nur die gewöhnlichen Lebensmittel, auch alle Delicereien sind hier zu haben, die der Sinn begehrt und das Herz ersehnt. Damit man nicht genötigt ist, die feilgebotenen Waren zu suchen, ruft sie der Verkäufer vor der Türe aus, seine schwere Last vor der Brust oder auf den Schultern tragend. Nicht mit vierspännigen Wagen besucht man hier die Märkte, um die Waren feilzubieten, vielmehr überläßt der Bauer seine Last dem trägen Esel, und dem arkadischen Tier folgt die behäbige Landfrau. Rufend durchwandert sie alle Straßenkreuzungen, um mit kleinem Gewinn ihre Schätze zu veräußern.

Voller Bewunderung für den Reichtum der Stadt an allen erdenklichen Gütern wendet sich der Dichter an seinen fernen Mäzen mit dem Ausruf: Wer wollte nicht, Lidemann, an einem solchen Orte sein Leben verbringen? Wahrlich, es hat sich der Mühe verlohnt, dieses Land und Volk, so viele Städte und geistvolle Männer kennengelernt zu haben und vor allem Paris, das Götter selbst erbaut zu haben scheinen.

Knobelsdorff verbreitet sich jetzt in längeren Ausführungen über den Ursprung der Stadt. Da die Ansichten hierüber geteilt sind, bittet er Venus um Erleuchtung, und diese belehrt ihn, daß die Einwohner von Paris von den Trojanern abstammten; diese seien auf ihrer Flucht an die Seine gekommen und hätten dort eine Stadt Troja begründet, die aber bald von dem lehmigen Grunde den Namen Lutetia³⁾ erhalten habe. Das Andenken aber an die trojanische Herkunft habe der königliche Name des Paris

¹⁾ Sagenhafte Menschenfresser.

²⁾ Machaon war nach der Sage als Sohn des Askulap ein berühmter Wundarzt.

³⁾ lutam, lat. = Kot, Lehm.

festhalten sollen. Die Blüte dieser Stadt als einer Pflanzung der phrygischen Troja habe sich Aphrodite um des Anchises und Paris willen stets angelegen sein lassen. Antenor's Geschlecht aber blühe, ausgezeichnet durch die Schönheit der Jünglinge und züchtigen Jungfrauen, die sich mit Paris und Aphrodite vergleichen könnten.

Nach diesen Worten entschwand die holde Göttin, feurige Sehnsucht im Herzen des Dichters hinterlassend. Schon will dieser ihren Worten Glauben schenken, als plötzlich das Ungeheuer eines Riesen auftaucht, der sich dem erschrocken Poeten als Herkules zu erkennen gibt. Er ist gekommen, um die Ansprüche der falschen Venus auf Paris zurückzuweisen; denn er selbst habe die Stadt begründet. Bei seinen Abenteuern habe er in den vornehmen Parrhasiern¹⁾ Genossen gewonnen, und mit diesen sei er an die gallische Küste verschlagen worden. Hier bei Monaecus Herculeus²⁾ hätten sie ihn müde verlassen und um Zuweisung geeigneter Wohnsitze gebeten. Da habe ihnen Herkules die von Sümpfen umgebene Seineinsel geschenkt, und unter seinem Schutz hätten sich die Parrhasier an die Gründung der Stadt Paris gemacht. Hier sei er daher seit grauer Vorzeit besonders verehrt worden, bis die christliche Religion die alten Götter von den Altären verdrängte. Aber auch dann hätten die dankbaren Pariser ihren göttlichen Gründer nicht vergessen; das Bild des Riesen, das man unter dem Namen des hl. Christophorus rechts in der Kathedrale erblicke, stelle Herkules dar; wie jener den Herrn des Himmels, so habe er den Olymp getragen.

Knobelsdorff will den Streit über die Gründung der Stadt unentschieden lassen; sicher erscheint ihm das hohe Alter der Stadt. Vielleicht ist sie von Göttern begründet, da ihre Blüte schon lange Jahrhunderte fortbauert. Mit der Zeit sind Athen und Sparta von ihrer Höhe herabgesunken, Paris aber überragt trotz des Alters an Kraft die Jugend und wird nie zugrunde gehen. Hochberühmte Könige, Halbgötter hat die Stadt in ihren Mauern geborgen, wie Karl den Großen, der zur Stütze seiner Herrschaft neben dem Waffenhandwerk auch die Wissenschaften pflegte. Jenem ehernen Zeitalter erstand in dem gelehrten Alkuin der rechte Helfer. Karl zog ihn an seinen Hof und stiftete durch ihn die Pariser Akademie, und die Musen hielten in dem barbarischen Lande ihren Einzug.³⁾

1) Parrhasia, Landschaft des südlichen Arabien.

2) Das heutige Monaco.

3) Schmidt, Gesch. v. Frkr. 1, 158 ff.

Wie ein reißender Strom aus einem kleinen Quell entspringt, so ist auch das Musenreich in Paris aus bescheidenen Anfängen erwachsen, um jetzt mit seinem Ruhm die ganze Erde zu erfüllen. Es folgt nun eine Beschreibung des Quartier latin.

Zwischen stattlichen Häusern zerstreut, liegen hundert in Stein erbaute Kollegien, an Ausdehnung, Kostenaufwand und Kunst schier die Königspaläste übertreffend. Nach dem Schellenzeichen hört man aus ihnen Stimmengewirr, das den Beginn des Unterrichtes anzeigt. Hier locken die Werke begnadeter Dichter, dort Cicero, fast ein Gott an Beredsamkeit. Hier wird uns in dem Leben der Väter ein Tugendsspiegel vorgehalten, dort lehrt man die Bewegungen der Himmel oder die Geometrie. Die Weisheit der Philosophen, eines Plato und Aristoteles, wird entwickelt, aber auch die Elementarfächer kommen nicht zu kurz, ohne die man ebensowenig in der Wissenschaft wie beim Bau eines Hauses etwas Rechtes erreichen kann. Nirgendwo gibt es eine solche Fruchtbarkeit an Gelehrsamkeit wie hier, man könnte an einem einzigen Tage 1000 dozierende Lehrer zählen. Man mag wählen, was man will, alles kann man hier lernen. Wie an einer üppigen Tafel dem Hungrigen und Durstigen die herrlichsten Speisen und Getränke dargeboten werde, er weiß aber vor der Fülle nicht, was er wählen soll, so ergeht es dem Pariser Scholaren. Kann man sich da wundern, daß die geschwähigte Fama so große Studentenscharen selbst aus weiter Ferne heranlockt? Wie die Tauben die üppigen Gefilde aufsuchen, Adler und Geier das Nas, so folgt jeder seinem Vorteil, seinem inneren Trieb. Wenn der nimmermüde Kaufmann durch Meere und Klippen bis ans Ende der Welt zieht, um reicher an Gold heimzukehren, — hier sucht man geistige Schätze, die nicht Alter oder Zeit, Kost oder Motten, Feuer oder Wasser zu rauben vermögen. Nirgendwo kann man kostbarere Geistesstücke um so billigen Preis erkaufen; dafür schuldest du, Frankreich, deinen Königen Dank, die so viele glänzende Schulen begründet und dauernd unterhalten haben. So ist nicht nur das Leben so vieler berühmter Lehrer sichergestellt, auch für die begabte, aber bedürftige Jugend ist durch die Hochherzigkeit der früheren Fürsten gesorgt. Auch jetzt erleben die Musen eine neue Blüte unter dem gnädigen Mäzenatenthum des erhabenen Königs Franz, der mit starker Hand die fränkischen Lande regiert.¹⁾ Vor

¹⁾ Franz I. litt seit September 1538 an bösen Geschwüren, die den von Ausschweifungen geschwächten König schon frühzeitig zum gebrochenen Mann

seiner unbefiegten Kraft zittert alles Sterbliche wie Eichenlaub im Südwind, wie die Erde hebt und ängstlich die Tiere verstummen, wenn der Vater oben in seiner hohen Burg den Donner rollen läßt. Wie du, Franz, in frommer Liebe die Musen begünstigst, wird die Nachwelt gebührend rühmen;¹⁾ schon preisen gottbegnadete Dichter deine Ruhmesstaten, schon kündet das Buch der Siege deinen Namen.

Nach diesen Huldigungen an den König wendet sich der junge Verfasser zu den berühmtesten Pariser Professoren: Der König hat einige Männer aus der Gesamtheit der Gelehrten auswählt, die er nach Verdienst wahrlich königlich besoldet, damit sie mit Eifer sich der Schar der Jünglinge annehmen. An ihrer Spitze steht der liebevolle Gallandius, der uns die lateinischen Dichter lehrt; wie süßer Honig entfließen die Worte seinen Lippen.²⁾ Die achivischen Quellen eröffnen der treue Tuffanus und der gelehrte Strazelius.³⁾ Wer diese in der fremden Sprache reden hörte, könnte glauben, beide seien geborene Griechen, so beherrschen sie die klassische Sprache. Der eine ist von der Last der Jahre gebeugt, der andere steht gerade in der Blüte des Lebens und wird, wenn mich meine Ahnung nicht trügt, noch in später Zukunft berühmt sein. Batablus erschließt in seinem gelehrten Vortrag die Altertümer Syriens und die wahrheitkundenden Bücher der Propheten.⁴⁾ Wenn du die Geheimnisse der jüdischen Sprache kennenzulernen willst, findest du auf der ganzen Welt keinen gelehrteren Lehrer als ihn. Auch ein anderer (Paulus Paradisus) von hebräischer Herkunft lehrt uns seine Muttersprache.⁵⁾ Der sehr wachsame Drontius sinnt nach über die Himmelskörper und stellt alle Sterne an ihren Platz. So oft er den astronomischen Ring dreht, glaubt er dem sizilischen Greise (Archimedes) gleich zu sein.⁶⁾ Diesen Männern gefellte die Gnade des Königs noch

machten. Michelet VIII, 401 s. Er starb 53 jährig i. J. 1547, ein durch viele nutzlose Kriege verarmtes Land hinterlassend. Michelet VIII 414 ss., Coignet p. 324 ss.

¹⁾ Franz I. Verdienste um die Kunst und Wissenschaft sind unbestritten. S. Coignet p. 223 ss. Schmidt II, 690 ff.

²⁾ S. oben S. 209.

³⁾ S. oben S. 209.

⁴⁾ S. oben S. 210.

⁵⁾ Paul Paradisi, geboren in Venedig als Jude, wurde Christ und erhielt 1530 den Lehrstuhl für Hebräisch am Collège royale. Nouv. biogr. gén. 39, 185.

⁶⁾ S. oben S. 210.

andere bei, aber es führte zu weit, wollte ich sie alle im Gedicht benennen.

Neben diesen Wissenschaften finden auch die päonischen Künste¹⁾, durch die Leib und Seele Kraft erwächst, ihre Pflege. Nicht allein die gelehrten medizinischen Werke des Galenus und Hippocrates werden hier behandelt, wo ist der Ort, wo so viele Heilmittel für Krankheiten bereitet, alle Leiden durch die ärztliche Kunst behoben werden? Man könnte hier viele erblicken, die selbst Bacon in den Schatten stellen würden und durch ihre Kunst einen bedeutenden Ruf genießen. Diese alle überträgt jedoch wieder der Cynthier²⁾ das Feuer Sylvius, der unbestrittene Ruhm seines Zeitalters, der Stolz seiner fränkischen Heimat.³⁾ Vidus Vidius, aus Italien berufen, zwingt die Parzen, ihre Schicksalsfäden wieder zusammenzuknüpfen.⁴⁾ Jener ist Phöbus⁵⁾ gleich, dieser wird für einen zweiten Podalirius⁶⁾ gehalten; die er retten will, vermag er aus dem stygischen See herauszuziehen.

Nachdem Knobelstorff die Koryphäen der Wissenschaft gefeiert hat, — die vertrauliche Kritik, die er an einzelnen von ihnen in seinem Briefe an Dantiskus geübt hatte, war natürlich für die große Oeffentlichkeit nicht am Platze, — geht er auf den Ursprung der Sorbonne ein.

Diese Stätten, die Apollo schon längst für die Musen bestimmt hatte, richtete Robert, der Bruder des hl. Ludwig, zur Sorbonne ein.⁷⁾ Seinem Gelöbniß getreu gründete er Collegien für die hl. Wissenschaft der Theologie, wie sie berühmter nirgends zu finden sind. Hierher werden die hl. Schriften der Bibel zur Auslegung gebracht. So oft in Glaubenssachen ein Zweifel nicht leicht zu lösen ist, trägt man ihn hier vor, gleichsam wie beim Orakel des Phöbus. Da sieht man nun hundert pelzverbräunte Magister, die Denkerstirn von tiefen Runzeln gefurcht, erprobt in

1) Baconius ist der Arzt der Götter.

2) Apollo genannt nach dem Berge Cynthus auf der Insel Delos, wo er geboren wurde; hier nach der späteren Mythologie als Sonnengott aufgefaßt.

3) S. oben S. 210.

4) Guido Guidi, um 1500 in Florenz geboren, bedeutender italienischer Arzt und Anatom, wurde 1542 als königlicher Leibarzt und Professor am Collège royale nach Paris berufen. † 1569 in Pisa. Biogr. Verh. d. Aerzte II, 693 f.

5) Phöbus Apollo wurde auch als Gott der Arzneikunst verehrt.

6) Podalirius, Sohn des Aesculap, berühmter Arzt.

7) Robert Sorbonne ist nicht der Bruder, sondern der Kaplan Ludwigs IX. Ueber seine Gründung vgl. Schmidt, a. a. D. I, 606.

den mannigfaltigsten Wissenschaften, Meister des Wortes; sorgfältig prüfen sie jene vorgelegten Stellen und entscheiden sie vernunftgemäß. Wenn etwas gegen die Entscheidungen der Väter verstößt und den Makel der Kezerei oder der Neuerung trägt, wird es sogleich der reinigenden Flamme zum Verbrennen übergeben, damit das Uebel nicht weiter um sich greift. So schützen jene das Schifflein Petri mit Eifer und Treue und verteidigen den Glauben mit Schwert, Strick und Feuer. Durch tausend Gefahren ziehen sie den schwankenden Nachen, damit er nicht von feindlichen Stürmen überwältigt ins Sinken gerät.

Wenn Jupiter einmal erzürnt mit seiner Rechten den Blitz schleudert und das Verbrechen strafen will, trifft man Vorsorge, um den Zorn der Gottheit abzuwenden. Wenn der kalte Boreas die Saat oder den Wein gefährdet oder unermessliche Regengüsse den Wolken entströmen, veranstaltet man unter Glockengeläute eine Bittprozession. In feierlichem Zuge führt man auf den Schultern Traggerüste mit Heiligtümern, in Gold und Edelsteinen gefaßte Reliquien mit, mehr als man zählen kann. Voranschreiten Fackelträger, viele Priester und Mönche folgen. Sie geben durch ihren Gesang dem durch die Kälte bedrohten Saatsfeld wieder das Sonnenlicht und den ausgedörrten Aekern Regenströme, verschrecken aber unerwünschten Regen vom Himmel.

Wie die Kirche blüht auch das Recht im Frankenlande. Im Parlament, dem höchsten Gerichtshof des französischen Volkes,¹⁾ werden selbst die ältesten Rechtshändel ohne Ansehen der Person entschieden, und niemand darf den Spruch aufheben, stammte er auch aus vornehmstem Adel. So hoch wird der Gerichtshof verehrt, daß man fast glauben könnte, die Gerechtigkeit selbst habe hier ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Kein Schuldiger vermag über den erhabenen Senat zu triumphieren, der Unschuldige aber scheidet als Sieger. Nichts helfen Ansehen oder reiche Geschenke, nur nach Verdienst verurteilt das Gericht den Schuldigen und krönt den Schuldlosen. Selbst Radamanthus und Atlas²⁾ reichen diesem Richterkollegium die Palme und erklären sich voll Scham von ihnen übertroffen.

Indessen nicht immer hatte jene berühmte Behörde in Paris ihren Sitz. Vorher wurde den Franzosen in jeder Landschaft das Recht gesprochen, und das Königsgericht ermangelte des festen

¹⁾ Schmidt, I, 579 f.

²⁾ In der klassischen Sage Richter der Unterwelt.

Plazes, so daß die Einholung des höchsten Rechtspruches für das Volk mit vielen Beschwerden und Unkosten verknüpft war. Um diesen Mißständen abzuhelpfen, verlegte der erfinderische König Philipp der Schöne den obersten Gerichtshof nach Paris und ließ hier auf eigene Kosten auf der Seineinsel dicht am Flusse eine gewaltige Halle errichten, schier von Cyclopen gebaut.¹⁾ Auf hohen Stufen erhebt sich das prächtige Gebäude, ausgezeichnet durch seine Bildwerke, den Marmor und die Richter. Den Eingang umlagert eine Schar von Händlern, die mit lauter Stimme Käufer für ihre Waren anlocken. Luxusdinge aller Art, Ringe, Silberfachen, Purpurstoffe, Gemmen, Pokale sind bei ihnen zu haben. Drinnen öffnen sich, auf hohe Säulen gestützt, königliche Hallen, geziert mit Bildwerken und Gemälden hervorragender Männer von Künstlerhand. In Marmor ist auch die kunstvolle Kapelle im Osten aufgeführt, wo die Richter den Himmlischen Weihrauch opfern und ihre Gebete verrichten, ehe sie an ihre Arbeit gehen. Der Sitzungssaal glänzt in reinem Golde, die gewölbte Decke zeigt edle Stukkaturen, alles ist großartig, preiswürdig, kaum war einstens die Gerichtshalle des Tullius (Cicero) so schön. Ringsum stehen die königlichen Sessel für die Richter, in der Mitte, von der Hand eines alten Meisters gebildet, das Zeichen des hl. Kreuzes, das die Richter in eindringlicher Sprache zu unbestechlicher Gerechtigkeit ermahnt. Hierher wenden diese zuerst ihren Blick, ehe sie den Angeeschuldigten verurteilen oder freisprechen.

Das meiste will Knobelstorff übergehen, obwohl es kaum von den Musen übergangen werden dürfte; wer könnte aber wohl in elegischen Versen so mächtige Bauwerke, wie etwa den benachbarten alten Königspalast oder die englische Feste²⁾ besingen? Diese übertrifft die übrigen Befestigungen durch ihre Anlage, Stärke und den Graben, so daß sie kaum vom Feinde erobert werden könnte. Sie hatten einstmals die Engländer angelegt, als sie Frankreich besetzt hatten; denn nicht immer waren die Franken Herren im Lande, sondern sie waren im Kriege den Britanniern erlegen.

Der Dichter richtet nun an Bischof Liedemann die Frage, ob es ihm angenehm sei, die Geschichte jener Kämpfe zu vernehmen; er will die wunderbaren Dinge, die hier selbst den Knaben als

¹⁾ Schmidt, I, 729 ff. Cholet, p. 56.

²⁾ Die starke Bastille wird hier *arx Anglica* genannt, weil man damals irrthümlich vielfach annahm, sie sei von den Engländern angelegt. Cholet, p. 41 s.

Wahrheit bekannt seien, in Kürze erzählen; der Fürst möge sein Schifflein im friedlichen Hafen begrüßen und nicht schon auf offener See verlassen.¹⁾ Damit wendet sich Knobelsdorff der poetischen Darstellung jener Ereignisse zu, mit denen der Name der Jungfrau von Orleans untrennbar verknüpft ist. Da es sich hierbei um bekannte historische Thaten handelt, soll nur der Form wegen Knobelsdorffs lebendige Schilderung ganz kurz skizziert werden.

Vertwüstend sind die siegreichen Engländer bis Orleans vorgebrungen, König Karl VII. weilt ohnmächtig im treuen Bourges. Jammernd und klagend nimmt das gallische Volk zu Jupiter seine Zuflucht. Dieser erhört gnädig die Gebete und schickt seine Botin Iris²⁾ zu der Schäferin Johanna, die er zur Befreierin des Landes erkoren hat. Iris entledigt sich ihres Auftrages, indem sie im Namen Jupiters Johanna auffordert, sich zu rüsten und den Feind aus dem Lande zu jagen. Gehorsam begibt sich Johanna zum König, erbittet einige Fähnlein und befreit mit ihnen Orleans. Eine zweite Jubith und Esther, vertreibt sie den Feind aus Trojes und Reims und stürmt bis Paris vor. Hier wird sie verwundet, eilt aber, noch nicht genesen, eines Nachts den bedrängten Bürgern von Compiègne mit Lebensmitteln zu Hilfe. Als sie von hier des Morgens einen Ausfall auf die belagernden Burgunder macht und sich tollkühn zu weit vortwagt, wird sie von den Feinden umringt und nach tapferster Gegenwehr gefangen genommen und entwaffnet. Nach langer Kerkerhaft wird die Nymphe von den Engländern angeblich als Ketzerin verbrannt. Das Urtheil des römischen Stuhles sorgte jedoch für die Wiederherstellung der vollen Ehre der Jungfrau. Und wenn nicht die Seine ihre Asche verschlungen hätte, würde die göttliche Genoveva kaum ihren Vorrang vor der Nymphe behauptet haben;³⁾ denn Johanna entriß ihr Vaterland dem Rachen des Feindes und setzte die gewählten Fürsten wieder in ihre Reiche. Daß die Stadt Paris jetzt ihren angestammten Herrn anerkennt, ist zweifellos ein Verdienst Johannas, die tapfer die Scharen des Leoparden verschuchte und mit ihrer schwachen Frauenhand seine Waffengewalt zerbrach.

¹⁾ d. h. sein Gedicht zu Ende anhören.

²⁾ Regenbogengöttin, Botin der Götter.

³⁾ Die hl. Genoveva wurde als Schutzpatronin von Paris verehrt.

Nicht ohne Grund haben die Engländer um dieses Land gerungen. Du siehst, Liebemann, wie die Ameise fruchtbare Felder sucht, unfruchtbare aber meidet, wie die Biene nicht dürre, sondern saftige Blüten umschwärmt. So zog es auch die britischen Kohorten nach den üppigen Gefilden der Franken und vordem die tapferen Sueben. Wie hold ist der Genius diesem fruchtbaren Lande; fast möchte ich glauben, daß die sizilischen Fluren vor diesen unfruchtbar seien und Ceres hierher gewandert sei. Fassen doch die Felder zur Zeit der Ernte kaum die Aehren und den Reichtum an den mannigfaltigsten Früchten. Aber auch Bacchus ist diesem Lande gewogen; prächtig gedeiht die Rebe und liefert uns duftende Weine und süßen Most. O daß doch in Preußen solch ein Trunk flösse, damit mir nicht der Gerstensaft den Mund nehtel!

Noch mehr zu sagen, hindert mich der traurige Kriegslärm. Die Trompeten schmettern, die Kohorten eilen zu den Waffen, alles hallt wider von Krieg. Mars mischt sich unter die Blutgierigen, und die Musen verhüllen ihr reizendes Gesicht. Wohin fliehet ihr, fromme Schar? Euch kann doch Mars nicht gram sein? Er mordet Jünglinge und Männer, Jungfrauen aber pflegt das Kriegsrecht zu schonen. Indessen sie sind zum Parnaß geeilt und haben auf meinen Ruf nicht gehört; daher war in meiner Brust nicht das rechte Feuer. Verzeih mir also, volkreiches Paris, wenn ich dich nicht gebührend zum Himmel erhebe. Ich habe diese Verse ohne Hilfe der Musen und des Phöbus gestammelt, Mars war der Patron dieser zarten Weisen. Wenn du mir einmal in die Heimat zurückverholsten hast, wirfst du mir Stoff zu einem neuen Liede sein. Wieder an den plätschernden Wasserläufen der reichen Alle¹⁾ sitzend, werde ich unter den Dreaden und Orhaden dich besingen. Dantiskus wird sich meinem schwachen Gesange beigesellen, er die Bierde der Dichter und Priester. Wir werden die hohen Eschen das Lob der Pariser lehren, und der rauschende Wald wird unser Lied widerhallen. Wenn mir einmal größere Kräfte zur Dichtkunst erwachsen, werde ich danach trachten, daß du mich auch in der heroischen Loga (im Hexameter) erblickst. Inzwischen Stadt ohne gleichen auf der Erde, sei gnädig meiner schwachen Arbeit. —

Auf 1358 Verse war die Elegie angeschwollen; sie stellte ihrem Verfasser ein rühmliches Zeugnis seiner klassischen Schulung

¹⁾ Die ermländische Bischofsstadt Heilsberg liegt an der Alle.

und poetischen Fähigkeit aus. Gegenüber seinem Wittenberger Erstlingswerk war ein Fortschritt in der Klarheit und Beweglichkeit des Ausdrucks unverkennbar; gleichwohl erscheint die antikisierende Darstellungsform, die mit ihren mythologischen und klassischen Beispielen und Vergleichen moderne französische Verhältnisse beleuchten will, die in merkwürdiger Sorglosigkeit heidnische und christliche Begriffe durcheinandermengt und die letzteren sogar den ersteren unterordnet, für unsern Geschmack gekünstelt, schwülstig, unwahr und unerfreulich, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß diese Ausdrucksform auf die literarische Mode jener Humanistenzeit zurückzuführen ist. Der eigentliche Wert dieser Veröffentlichung aber bestand darin, daß ein junger Deutscher das Wagnis unternahm, zum erstenmal eine eingehende poetische Schilderung der französischen Hauptstadt zu entwerfen. Nur die scharfe Beobachtungsgabe des Verfassers, seine durch planmäßige Besichtigungen und sorgfältige Studien erlangte Vertrautheit mit dem zu behandelnden Stoff, schwärmerische Bewunderung der Weltstadt und wohlbedachtes Einfühlen in die zugleich empfindliche und eitle Pariser Volkspöbche konnten das Dichtwerk entstehen und zur Vollendung heranreifen lassen und zugleich dessen ungewöhnlichen Erfolg sicherstellen. Daß der Dithyrambus auf Land und Leute nicht durchweg seinen wahren Ansichten entsprach, läßt sich aus den vorhin mitgetheilten freimütigen brieflichen Aeußerungen an Dantiskus und Cassander ersehen. Was blieb ihm aber in seiner schwierigen Lage anders übrig, als seiner Muse hier und da das das Opfer der inneren Wahrhaftigkeit zu bringen? Klarheit und Wahrheit bilden nicht eben Hauptzüge in dem Charakter des jugendlichen Knobelsdorff.

Wie Eustachius an den ermländischen Bischof berichtete, hatten seine Gedichte schon vor der Drucklegung den vollen Beifall verschiedener sehr angesehenen Männer gefunden, nur hatten die Franzosen ein gewisses Gefühl der Eifersucht nicht verbergen können, daß ein Deutscher der Autor der *Descriptio Lutetiae* war. Wie der Dichter nun selbst diesen in der Leidenschaftlichkeit des Krieges doppelt fühlbaren Stimmungen bewußt Rechnung trug, suchten auch die am Schluß beigefügten Verse eines Pariser Bürgers solche nationalen Vorurteile auszuräumen. In überzeugender Dialektik wird darin dargetan, daß die dichterische Verherrlichung einer Stadt durch ihren eigenen Sohn nicht ganz unverdächtig sei, daß aber diese Lobeserhebung von Paris weit höher

zu schätzen sei, weil sie ein Fremdling kunstvoll gesungen habe, der keine Lügen beimischt und sehr vieles als bemerkenswert hervorhebt, was vorher zahllosen, Auswärtigen wie Einheimischen, entgangen sei. Daher seien die Bürger dem Dichter zu großem Dank verpflichtet, weil er so trefflich die Bedeutung der Stadt besungen habe.¹⁾

Dieser Empfehlung schließt sich im letzten Epigramm des Anhangs Johannes Schmelpheng²⁾ an, wohl ein Studienfreund und Landsmann des Verfassers, wenn er schreibt: Um die göttliche Stadt des Paris zu erschauen, ertragen viele tausend Gefahren und Strapazen. Da aber jetzt außer Regen, Hitze und Schnee auch der blutdürstige Mars den Weg hemmt, kann dank Eustachius' Verdienst selbst der Abwesende die Stadt genau kennen lernen.

Einem Buch, das für Frankreich eine schmeichelhafte literarische Neuheit war und sich überdies des Protektorates des Pariser Kardinals erfreuen durfte, war weithin freundliche Aufnahme gesichert. Der saubere, gefällige Druck und die offenbar verhältnismäßig hohe Auflage des Werkes kamen seiner Verbreitung selbst in anderen Ländern zustatten, so daß man es noch heute z. B. in einer Reihe deutscher und römischer Bibliotheken antreffen kann. Knobelstorff konnte am 18. April 1543, also kurz nach seinem Erscheinen, Dantiskus mitteilen, daß seine Lutetia in Paris von vielen eifrig gelesen werde und allenthalben Beifall finde; aber bescheiden will der Verfasser diesen Erfolg keineswegs der Feinheit (elegantia) der Dichtung, als vielmehr dem Wahn (error) und der Eitelkeit des Volkes zuschreiben.³⁾

Welche Bedeutung dieser Hauptdichtung Knobelstorffs beigemessen wurde, geht auch daraus hervor, daß sie später ganz oder teilweise nachgedruckt und in Bruchstücken in verschiedene lebende Sprachen übersetzt wurde. Als i. J. 1550 der bekannte Baseler

¹⁾ Knobelstorff, Lutet. p. 60.

²⁾ l. c. p. 60 s.; über die Adelsfamilie Schimmelpennig von der Dye vgl. L. v. Ledebur, Adelslexikon d. preuß. Monarchie II, 366f. u. Knesche, Neues allgem. dt. Adels-Lexikon VIII, 171 ff. Als ältester Schimmelpennig in Preußen ist Balthasar Sch., herzoglicher Mühlenmeister und Ratsherr zu Bartenstein, Herr auf Linkeim, gegen Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Beckherrs, Stammtafel der Fam. Schimmelpennig. Altpr. Mon. 24 (1887), 264.

³⁾ Brief des Eustach. an Dant. v. Paris 18. April 1543, Cod Dant. Upsal. II, 72.

Professor Sebastian Münster († 1552) seine berühmte lateinische *Cosmographie* veröffentlichte,¹⁾ fügte er seiner Beschreibung der Stadt Paris aus der *Descriptio Lutetiae* 76 ausgewählte Verse hinzu, die „der Preuße Eustathius von Knobelsdorff zum Lobe und Ruhme der Stadt der Pariser“ gedichtet hatte.²⁾ Als das vielgelesene und hochgeschätzte geographische Werk Münsters durch François de Belle-forest erweitert und verbessert als *Cosmographie universelle de tout le monde* i. J. 1575 in Paris in französischer Uebersetzung herauskam,³⁾ übernahm er zugleich die Knobelsdorffschen Verse, aus denen er 86 Alexandriner machte, die er mit folgenden Worten einleitete: „Ich will nicht übergehen, was ein vornehmer Preuße namens Eustathius von Knobelsdorff zum Ruhm und Preis dieser Stadt geschrieben hat, damit die Lobeserhebungen sowohl im heißen Süden wie im feuchten Westen, im gemäßigten Osten wie im eisigen, kalten Norden verbreitet werden.“⁴⁾ Ebenso übertrug die italienische Ausgabe der *Cosmo-*

¹⁾ *Cosmographiae universalis libri VI.* Basileae apud Henr. Petri 1550

²⁾ p. 85 s. Die Inhaltsangaben am Rande zeigen, daß M. aus dem Knobelsdorffschen Original folgende Stellen ausgewählt hat. Paris die Königin unter vielen ihr dienenden Städten (B. 77—82), die Seine-Insel der Ursprung der Stadt (109—112, 115—6), die andern Inseln, geeignet für den Sport (129—30), die Brücken bewohnt wie Straßen, die Königsburg (195—210), die dichte Bevölkerung, die Zahl der Straßen (239—252), Vorrang von Paris vor anderen berühmten Städten (269—72), Vorrat an allerlei Waren (419—20, 23—4, 31—2), Bedeutung der Stadt (451—4), ihr Ursprung (457—8, 699—702), Alkuin, der Begründer der Pariser Hochschule (731, 33, 35—6, 787—92). Als Probe der Knobelsdorffschen Dichtung seien die Verse 77—82 zunächst im Original wiedergegeben:

Erigit excelsos muros regina locorum,
 Turrigerum late conspiciturque caput.
 Oppida divitibus circum famulantia villis
 Ad nutum dominae pinguis rura colant.
 Illa ferunt. animus quicquid desiderat urbis,
 Quicquid avet strepera garrulitate forum.

³⁾ *Cosmographie: . . . auteur en partie Munster, mais beaucoup plus augmentée, ornée et enrichie par Fr. de Belle-forest Comingeois.* A Paris chez Michel Sonnius, rue St. Jaques, à l'escu de Basle. 1575. Das Werk ist also in derselben Druckerei erschienen, wie Knobelsdorffs Poem i. J. 1543; allerdings hat die Druckerei den Besitzer gewechselt.

⁴⁾ Die französische Uebersetzung der eben angeführten lat. Verse des Knobelsdorff lautet so (p. 176):

La royne des citez, son hautain front dressant,
 Voit ses murs crenelez et son rampart puissant.

graphia universale, die im selben Jahre 1575 in Köln erschien,¹⁾ die von Münster zitierten Knobelsdorffschen Distichen in 117 Danteste Jamben.²⁾

Einen vollen Neudruck erlebte die *Descriptio Lutetiae* i. J. 1611, als Rudolf Bother (Bouttrahs), Advokat im großen Rat von Frankreich, ein neues Lobgedicht Lutetia in Hexametern in Paris herausgab.³⁾ In der Widmungsepistel an den Stadtpräfekten und seine Abilen (d. h. Bürgermeister und Rat) kündigte er an, daß er im Anhang die Dichtung des Knobelsdorff neu veröffentlichen wolle; „denn Eustathius von Knobelsdorff, ein Preuße unter polnischer (Gético) Sonne geboren, ein nicht ungefällig (non inelegans) Elegienschreiber, hat in ungleichem Verstande (Distichen) vor 60 Jahren Paris beschrieben und in den Typen von Wechsel, die damals die schmutzigen und saubersten waren, herausgegeben und sich durch jenes Werkchen unsterblich gemacht; Münster jedoch und die übrigen, die die Berühmtheit der Stadt Paris behandelt haben, geben von jenem nicht eine ganze Seite wieder, obwohl sie ihm die Anerkennung nicht versagen. Aber was jener nur flüchtig behandelt hat, indem er gleichsam eine Handvoll (pugillo) herausgehoben hat, habe ich etwas ausführlicher in Angriff genommen; denn ganz anders sieht heute Paris aus wie damals, als der Preuße es rühmte. Jene Beschreibung jedoch, im Wechsel der Zeit außer Gebrauch und beinahe vergessen, habe ich wiederbeleben und meiner beifügen wollen, damit aus

Les villes d'alentour, remplies de richesse,
La servent tout ainsi que leur dame et maistresse.

¹⁾ Colonia appresso gli heredi d'Arnoldo Byreckmanno. 1575.

²⁾ Die italienische Uebersetzung der mitgetheilten Stelle aus der *Desc. Lut.* hat folgenden Wortlaut (p. 98):

L'escelse mura sue tira colei
Su che è dassai luoghi reina, el capo
Coronato di torri, d'ogni in Torno
Si vede; et le castella et ricche ville,
Che s'inchinano allei, come à padrona,
Per man di contadini i grassi campi
Le lavorano, et que con molto frutto
Producano cio, che la città disia,
Cio chel mercato vuol piendi romori.

³⁾ Rodolphi Boterei . . . Lutetia, einsdem ad Paulum V. Pont Max. Postulatio. Adiuncta est descriptio Lutetiae authore Eustathio à Knobelsdorf Pruteno . . . Lutet. Paris ex Typographia Rolini Thierry, via Jacobaea, sub sole aureo. 1611.

dem Vergleich beider erkennbar ist, wie sehr jenes alte rohe Paris in Gips von unserm modernen in leuchtendem Marmor verschieden ist.¹⁾ Auf S. 169 beginnt dann mit kleinen unwesentlichen Aenderungen, die sich fast ausschließlich auf Rechtschreibung, Zeichensetzung, Auflösung von Wortkürzungen u. ähnl. beziehen, der Neudruck der Knobelsdorff'schen Elegie, die am Schluß auch die Epigramme an Kardinal Bellay, Bischof Dantiskus, Corn. Schepper, Vater Georg von Knobelsdorff und den Portugiesen Anton Goveanus, also 5 von 14 in der Originalausgabe, mittheilt.

Im vorigen Jahrhundert soll der Seine-Präfekt Hausmann in seinem Prachtwerke Paris et ses historiens Stücke aus der Knobelsdorff'schen Lutetia zum Abdruck gebracht haben.²⁾ Es versteht sich, daß jede historische Topographie von Paris sich mit Knobelsdorff's Werkchen beschäftigen muß, das schon seit dem 16. Jahrhundert vielfach wissenschaftlich benutzt und ausgebeutet wurde.³⁾

Seiner Elegie hatte Eustachius nach der Sitte jener Zeit eine Reihe von Epigrammen beigegeben, in denen er seine Gönner und Freunde mit schwungvollen Huldigungen und schwärmerischen Freundschaftsbeteuerungen begrüßte.⁴⁾ Seiner poetischen Grüße in die Heimat, an die ermländischen Kleriker Trend, Snopel, Langhanke wurde schon vorher gedacht.⁵⁾ Aber noch andere Geschenkexemplare seiner Lutetia wanderten mit poetischen Widmungen ins ferne Ermland. Am allerwenigsten durfte der hochherzige Mäzen Dantiskus dabei vergessen werden; seiner entscheidenden Kritik

¹⁾ Boterei Lutetia epistula dedicat. Vgl. Hausmann, Histoire générale de Paris. Paris 1866 p. 39, wo erwähnt wird, daß der Magistrat von Paris sich Boutray's für seine Debilitation durch Geschenke erkenntlich erwiesen habe.

²⁾ Nach Sipler, Erml. Literaturgesch. S. 150 Anm. i. J. 1866 erschienen. Mir ist von Hausmann nur die eben erwähnte Hist. gén. v. J. 1866 zugänglich geworden, in der keine Auszüge aus Knobelsdorff enthalten sind.

³⁾ Ant. du Pinet zeigt in seinem Plant et pourtrait de Paris v. J. 1564 seine Abhängigkeit von Knobelsdorff. S. Collect. d. anc. descr. d. Paris VIII, 2, p. 15. ebenso Georg Braun in seiner Lutetia v. J. 1574, a. a. D. 3, p. 27 s. 41 und J. du Breul im Théâtre des antiquitez de Paris 1612 p. 83.

⁴⁾ Die Reihenfolge der beigelegten Epigramme ist folgende (S. 52—61). an Kardinal Bellay, an Bischof Dantiskus, Mecoenati suo, an Schepper, Vater Georg von Knobelsdorff, Anton Govea, Paul Snopel, Eustathius Bileronius, Achatus von der Trend, Georg Rotaller, Joh. Langhanke, das Epitaphium für Nigella, das Scherzgedicht an Willich, das Gedicht eines Pariser Bürgers auf die Beschreibung von Paris und das ähnliche Epigramm des Joh. Schmelpheng.

⁵⁾ S. oben S. 75 f.

unterwirft Eustachius in folgender allegorischen Huldbigung sein Dichtwerk:

Eher nicht führt aus dem Nest die kahlen Jungen der Adler,
 Der, hoher Jupiter, dir treulich die Waffen trägt,
 Bis er die zarten Kinder dem Phöbus entgegengehalten,
 Daß sie offenen Aug's halten sein Strahlen aus.
 Wendet dann eins das Gesicht, das entartete, ab von der Leuchte,
 Kann es ertragen sie nicht unerforschlenen Blicks,
 Greift der Erzeuger es gleich mit seinen gebogenen Krallen
 Und wirft tief es hinab in den morastigen Sumpf.
 So dir biete ich dar hier Verse, zitternd vorm Lichte,
 Welche mit rauhem Ton erste Jugend dir sang.
 Prüfe das kahle Gedicht, gelehrtester aller Sänger,
 Du wirst Leuchte mir sein Phöbus der Sonne gleich.¹⁾

Seinem Vater Georg weiht Eustachius ein anderes Exemplar seines Poems und sucht in zuversichtlich tröstendem Zuspruch die bange Sorge der Eltern um ihren im Krieg gefährdeten Sohn zu verschuchen:

Wie? Als vom traurigen Lärm des Kriegs, der Waffen du hörtest,
 Sträubten in Sorge und Furcht ängstlich die Haare sich dir?
 Bleich bestürmst du sogleich mit der teuren Mutter die Götter,
 Daß nicht die Lanze des Mars treffe mir grausam den Leib?
 Sage aus zagenber Brust hinaus die unnützen Nengste,
 Denn auf ein frommes Herz nimmer hat Mars ein Recht.
 Schuldige töten die Kriege, die stets das Gewissen in Angst setzt
 Und in Greul aller Art leicht verstricket hinein.
 Mich schützt Pallas die Ehre mit schirmend geschwungener Aegis,
 Mich von Helikonhain süßer Göttinnenchor.
 Wen nun so viele Göttinnen am Leben erhalten wollen,
 Glaubst du, daß den ein Gott könne verderben allein?²⁾

Seinem Frankfurter Lehrer Willich übermittelt Eustachius ein weiteres Geschenkstück seiner Lutetia,³⁾ und in die Niederlande ging außer dem Exemplar an seinen Freund Notaller⁴⁾ ein anderes an seinen hochmögenden Gönner Schepfer, das von einem Epigramm folgenden Inhalts begleitet war: Bei Abfassung seiner Elegie auf Paris habe ihn jemand am Ohre gezupft und freund-

¹⁾ Knobelsdorf, Descr. Lut. p. 53 s.

²⁾ a. a. D. p. 56.

³⁾ S. oben S. 88.

⁴⁾ S. oben S. 194.

lich mahnend gefragt, ob er allgemein Bekanntes durch seine Verse noch bekannter machen wolle. Eustachius vermesse sich nicht, Phöbus strahlender zu machen; der leuchte hell genug im eigenen Glanze. Wenn aber jemand Licht ins kimmerische Schattenreich bringen wollte, wäre das nicht des Schweißes der Edlen wert? So sei dies Gedicht nicht den Nachbarvölkern geweiht, sondern den heimischen, die die Natur und Gott fern den Galliern im Norden ansiedelten. Wenn es nicht in gewohnter Weise (*more solito*) einhergeht, wenn es bald auf diesem, bald auf jenem Fuße hinkt, so haben eben Winter, Eis und Kälte das kaum Geborene erstarrt und die Erregung der Zeit seine Füße verletz. Wenn es jedoch der Hauch deiner Gunst erwärmt, Cornelius, wird es schnell in gewohnter Weise einhergehen.¹⁾

An Pariser Adressaten sind nur zwei der Knobelstorffschen Epigramme gerichtet: an Kardinal Bellay²⁾ und an den Professor Goveanus. Mochte Eustachius auch jene Hochschullehrer als Schüler gehört oder wenigstens kennengelernt haben, von denen er in seinen Briefen an Dantiskus und in seiner Lutetia spricht, so lassen sich nähere Beziehungen nur zu dem einflußreichen und angesehenen Ciceronianer Galland, den er seinen Freund nennt, und zu dem bedeutenden Juristen, Philosophen und Humanisten Goveanus nachweisen. Bald nach seiner Ankunft in Paris warb er in einer poetischen Epistel um die Gunst des Govea; und die Veröffentlichung dieses Poems in der Lutetia scheint zu beweisen, daß Govea diesen Bitten Gehör schenkte.

Anton Govea, i. J. 1505 in Beja in Portugal geboren, war 22-jährig nach Paris gekommen und hatte hier unter seinem Oheim Jakob Govea die artes, danach an verschiedenen französischen Hochschulen die Rechte studiert. Von 1541—44 lehrte er an der Sorbonne Philosophie. Kurz vorher hatte der scharfsinnige Logiker Peter Ramus unter vielem Beifall seine heftigen Angriffe gegen die herrschende scholastische Philosophie begonnen.³⁾ Govea erwies sich ihm gegenüber neben Galland als einer der entschiedensten Verteidiger der peripathetischen Schule, und als Ramée i. J. 1543 in einem Traktat die Dialektik des Aristoteles selbst rücksichtslos befehdete, trat Govea mit einer scharfen Gegenschrift hervor. Der Streit, der die Gemüter der Pariser Gelehrtenwelt außerordentlich

¹⁾ Knobelstorff, a. a. D p. 54 s.

²⁾ S. oben S. 218 f.

³⁾ Nouv. biogr. gén. 41, 570 ss.

erregte, wurde von der Universität dem Parlament und dem Rat des Königs zur Schlichtung überwiesen und endete mit der Verurteilung des Ramée. Govea hatte der wissenschaftliche Bank trotz seines Sieges die Philosophie so verleidet, daß er fortan als Rechtslehrer sich betätigte († 1588 in Turin als Professor und Rat im Senate von Piemont). 1589 hatte er sich durch 2 Bücher Epigramme und 4 Bücher Episteln als Dichter bewährt und während seiner Pariser Lehrthätigkeit die Klassiker Vergil, Terenz und Horvirius und mehrere Schriften Ciceros ediert.¹⁾

Diesem vielseitigen Gelehrten, dessen Gedichte Knobelendorff besonders angesprochen haben müssen, hatte sich der junge Scholar mit folgenden Distichen genähert: Er entschuldigt sich bei ihm, daß er als völlig Unbekannter um seine Freundschaft werbe. Er sei erst seit kurzem aus seiner Heimat ins Frankenland gekommen; aus Preußen, „wenn du schon gehört hast, daß dieses als äußerste Mark deutschen Landes unter sarmatischem Gestirn liegt. Mitten zwischen Sarmaten und Russen starret es jetzt halb begraben in winterlicher Kälte.“²⁾ Dieses Land nährte mich im kalten Dämmer Geborenen und hieß mich voll Liebe dem Musenchor folgen, so daß ich wie ein scythischer Gänserich unter Latiums Schwänen, wie eine Gule unter Singvögeln schreie. Ich verließ das Vaterland, nicht um ferne Reiche zu sehen oder kunstvolle Bauten, vielmehr um die heiligen Wasser aus Hippokrene zu trinken und die gelehrten Seher zu begrüßen, die der Ruhm der Nachwelt zum Himmel erheben wird. Als ich unter diesen dich in deiner Liebeshwürdigkeit weit vor den anderen hervorragend sah, da wars kein Wunder, wenn eine heiße Begierde mich ergriff, deine Freundschaft zu suchen. Sobald ich deine Gedichte gelesen hatte, sagte ich: Govea wird der vornehmste Ruhm der Dichter sein. Alles besingst du mit zauberhaften, süßen Versen. Setze statt deiner Katharina Corinna,³⁾ und ich würde leugnen, daß ein Lusitanier (Portugiese) diese Lieder verfaßt habe. Fahre daher fort, und du kannst der Naso (Ovid) unserer Zeit sein. Und wie dir die Musen, so sei mir

¹⁾ a. a. D. 21, 472 ss.

²⁾ Prussia Sarmatico tibi si quae audita sub astro

Ultima Teutonici terra iacere soli.

Inter Sauromatas medios mediosque Rutenos

Nunc riget hyberno semisepulta gelu.

³⁾ fingierter Name der Geliebten des Ovid.

Große gewogen, und nichts wird für mich auf Erden größer sein als du.“¹⁾)

Kommt in diesem Epigramm die überragende Stellung des Umschmeichelten klar zum Ausdruck, so ist der Vierzeiler an den im übrigen unbekanntem Eustathius Bileronius²⁾) offenbar an einen Studiengenossen gerichtet. Knobelsdorff bittet darin seinen Freund, er möge nicht glauben, daß er ihn vergessen habe, weil seine Rechte lässiger im Schreiben geworden sei. Dann erst werde Eustathius seinen Eustathius vergessen, wenn er in einen Schatten verwandelt sei.³⁾)

Trug schon Knobelsdorffs Epigramm an Willich dem Zeitgeschmack Rechnung, der eine erotisch-pikante, derbwitzige Zufaßt liebt, so tat seine fingierte Grabinschrift für die Hetäre Nigella⁴⁾) darin ein übriges. Es heißt da: Hier ruht marmorbedeckt, o Wanderer, Nigella, ein Beispiel wunderbarer Fruchtbarkeit. Unverheiratet, ehelos war sie gleichwohl die Mutter einer zahllosen Kinderschar; hätte sie sich entschlossen zu heiraten, wie groß wäre dann erst ihre Nachkommenschaft gewesen.⁵⁾) —

In unbezwingbarer Wanderlust und regem Wissensdrang hatte Eustathius die akademischen Ferien dazu benutzt, um weite Reisen durch Frankreich zu machen, die ihn, wie sein Leichenredner sagt, fast in alle Gauen und Städte des Landes führten.⁶⁾) Dem Dichter der Lutetia war dabei zweifellos in literarisch interessierten Kreisen freundliche Aufnahme und bereitwilliges Entgegenkommen gesichert. Die Frucht dieser Wanderfahrten war seine Elegie über Groß-Frankreich, die im April 1548 in der Beschreibung von Orleans zu einem gewissen Abschluß gekommen war. Schon forderte der Drucker das Manuskript, aber Knobelsdorff zögerte, seinem Wunsche zu entsprechen, da ihm diese Arbeit noch nicht genügend ausgereift zu sein schien; überdies beabsichtigte er, zum Abschluß seiner Studien Orleans aufzusuchen und dabei seine Ortskenntnis zu vervollständigen, die einstweilen nur auf flüchtigen

¹⁾ Knobelsdorf, Lat. p. 56 s.

²⁾ schwerlich aus der französischen Adelsfamilie Bileroi.

³⁾ Knobelsdorf, p. 57.

⁴⁾ nigellus = schwärzlich.

⁵⁾ p. 58 s.

⁶⁾ E. B. XV, 106. Ebenso spricht die anonyme Threnologia in obitum Reverendi Nobilis ac Clarissimi Viri Domini Eust. a Knobelsdorff (E. B. XXII, 115 ff) von der Rhone und Garonne, bis zu denen R. gewandert sei.

Reiseeindrücken beruhete. Sobald er jedoch das neue Poem für druckreif hält, will er es der Oeffentlichkeit übergeben und seinem Gönner Dantiskus widmen, vorausgesetzt, daß die Beschreibung von Paris dessen Kritik besteht.¹⁾

Während der Fastenzeit 1543 erkrankte Knobelsdorff in Paris am Fieber, so daß er sich genötigt sah, zu seiner Wiederherstellung Schulden zu machen. Die Aerzte gaben ihm den Rat, das Klima zu wechseln und das gesunde Orleans aufzusuchen. Zudem lockte ihn diese Stadt auch deshalb, weil ihre bedeutende Rechtsfakultät für seine Ausbildung im bürgerlichen Recht von großer Wichtigkeit zu sein schien. Die Vorlesungen über das römische Recht waren für Paris durch Dekretale des Papstes Honorius III. vom Jahre 1220 verboten,²⁾ welche Maßnahme Eustachius mit dem Ausschluß der Poesie aus dem Platonischen Staate und dem der Musik aus Sparta vergleicht.

Fast ein ganzes Jahr war vergangen, seitdem der Pariser Scholar briefliche Nachrichten von seinem Heilsberger Gönner erhalten hatte. Erst am 18. April 1543 trafen von Dantiskus ein Schreiben und zugleich eine Geldsendung von 20 Talern ein, die seit dem letzten November unterwegs gewesen waren. Sofort beantwortete Eustachius diese Post, um denselben Briefboten auszunutzen; mit dem heißesten Dank an den Bischof verband er die Bitte, ihn für den Sommer nach Orleans zu beurlauben. Er möchte soviel bisher aufgewendetes Del und Mühe nicht verloren sein lassen, das begonnene Gewebe zu Ende bringen. Die Rückkehr in die Heimat erscheint ihm in dieser unruhigen Kriegszeit selbst unter größtem Geldeaufwand bedenklich; er mußte dazu sein ganzes Gerät und die Bücher, denen er „die ganze Saat seiner Nachtwachen und Arbeiten anvertraut“ hat, preisgeben oder wenigstens aufs äußerste gefährden. Er will jedoch dafür sorgen, daß nie den Bischof seine Freigebigkeit, ihn seine Reisen gereuen sollen. Am liebsten ginge er noch nach Italien, aber er wagt nicht, mit diesem Wunsch dem Fürsten lästig zu fallen; aus einer solchen Reise würde ebensolcher Ruhm für die bischöfliche Freigebigkeit und die gemeinsame Heimat erwachsen, wie für ihn selbst geistiger Gewinn. Zum Schluß vergißt er nicht, seine Eltern und seine

¹⁾ Eust. an Dant. d. Paris 18. April 1543. Cod. Dant. Upsal. II, 72. E. P. XV, 101 Anm.

²⁾ F. C. v. Savigny, Gesch. d. röm. Rechts im Mittelalter. 2. Ausg. III, 362 ff. (Heidelberg 1834).

ganze Familie Dantiskus aufs wärmste zu empfehlen, und unterzeichnet als sein ergebenster Alumnus.¹⁾

VI. In Orleans.

Knobelsdorff mochte bei der weiten Entfernung von Paris bis Heilsberg nicht erst die Zustimmung seines Mäzens abwarten, deren er sich ohnehin sicher wußte. Seinem Vorhaben gemäß suchte er wohl schon zum Sommer-Semester das nur etwa 100 km entfernte Orleans auf, dessen Rechtsschule schon in dem Universitätsprivileg des Papstes Clemens V. von 1305 als altberühmt bezeichnet wird.²⁾

König Ludwig XII. hatte i. J. 1512 die Zahl der ordentlichen Rechtsprofessoren von 10 auf 8 herabgesetzt, von denen fünf das Zivilrecht, drei das kanonische lehren sollten; sie sollten täglich insgesamt 13 öffentliche Vorlesungen halten außer den besonderen in ihren Bursen.³⁾ Den früheren Ruhm mußte die Hochschule auch im 16. Jahrhundert zu wahren; so holte der englische König Heinrich VIII. in seiner bekannten ersten Ehescheidungsache i. J. 1530 ein Rechtsgutachten der Universität Orleans ein.⁴⁾ Im selben Jahre wurde Calvin als Mitglied der pikardischen Nation Student in der Loirestadt, und fünf Jahre später begann hier sein nachmaliger bedeutendster Mitarbeiter Theodor von Beza sein juristisches Studium.⁵⁾

Die Ideen der Reformation fanden in Orleans namentlich durch die deutschen Studenten Eingang.⁶⁾ Diese bildeten seit alters unter dem Schutzpatronat der hl. Drei Könige eine besondere Nation, die sich vor den anderen Landsmannschaften durch ihre Privilegien auszeichnete. So genossen ihre Mitglieder ohne Unterschied der Geburt die Vorrechte der Edelleute; sie besaßen eine

¹⁾ Der Brief wird schon im Juni in Heilsberg präsentiert. Cod. Dant Ups. II, 72.

²⁾ v. Savigny, a. a. D. S. 400 ff. E. Bimbenet, Histoire de la ville d'Orléans. II, 153 ss., 427 ss. Orleans. 1885.

³⁾ Bimbenet, III, 140 ss.

⁴⁾ Bimbenet, a. a. D. p. 147.

⁵⁾ Bimbenet, p. 148. Hauck's Realencyklop. II, 677 f.

⁶⁾ So wurden Beza und Calvin durch Melchior Wolmar aus dem schwäbischen Rottweil, der in Orleans die Rechte studieren wollte und zugleich als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache viele Schüler fand, für die reformatorischen Ideen gewonnen. Hauck's Realenc. a. a. D.

ansehnliche Bibliothek und hatten den seltsamen Vorzug, unentgeltlich das Schauspiel besuchen und darin die ersten Plätze einnehmen zu dürfen.¹⁾ Die Geschäfte der Nation wurden von dem Prokurator und zwölf Senatoren geleitet, die später zur Hälfte Katholiken, zur Hälfte Reformierte sein mußten.²⁾

Konnte sich Orleans auch nicht an Größe, Bedeutung und Glanz mit Paris messen, so war es doch eine lebhaftere Handelsstadt und zugleich die Residenz des gleichnamigen Herzogtums, das die französischen Könige ihren jüngeren Söhnen als Upanage zu verleihen pflegten. Von 1540—45 war Franz I. Sohn Karl Herzog von Orleans.³⁾ Der König selbst jagte gern in den ausgedehnten Waldungen der Umgebung,⁴⁾ und von den glänzenden Festen, die die Stadt des öfteren sah, war das vom 26. Dezember 1539 eines der berühmtesten, als während ihres kurzen Freundschaftsbundes Karl V. und Franz I. hier ihren feierlichen Einzug hielten und ihnen zu Ehren auf der Loire Seeschlachten vorgeführt wurden.⁵⁾

Aus Knobelsdorffs Studienaufenthalt in Orleans ist nur ein Wittbrief an Dantiskus vom 17. November 1543 erhalten,⁶⁾ der leider nichts über die Stadt und ihre Hochschule mitteilt, um so mehr aber mit verhimmelnden Schmeicheleien gespickt ist. Eustachius bedankt sich darin für das gnädige Schreiben des Bischofs und die 20 Joachimstaler, die dieser ihm wieder durch seinen Oheim, vermutlich den bischöflichen Dekonomen Langhante,⁷⁾ übersandt hat. Schmerzlich bewegt hat ihn die Nachricht, daß sein Heilsberger Mägen erkrankt ist;⁸⁾ weiß er auch, daß viele seinen

¹⁾ v. Savigny, a. a. D. S. 402 f. 1538 wurden die bisherigen 10 Nationen auf 4 herabgesetzt, und zwar so, daß die frühere lothringische Landsmannschaft zur deutschen geschlagen wurde. Bimbonet, p. 149 ss.

²⁾ v. Savigny, S. 403. Für das Einschreiben in der deutschen Nation muß der Bünneburger Patriziersohn Heinrich Garlop i. J. 1547 unter dem Protektorat des C. Fürstenberger 10 Sous entrichten. W. Gürges, Bericht über eine Reise von Bünneburg nach Orleans i. d. Jahresberichten des Museum-Vereins für Bünneburg. 1896—98. S. 18, wo auch einige Sehenswürdigkeiten von Orleans erwähnt werden.

³⁾ Bimbonet, III, 39 ss.

⁴⁾ a. a. D. III, 35, 122 s.

⁵⁾ a. a. D. III, 107 ff.

⁶⁾ Cod. Dant. Upsal. II, 31, am 1. Februar 1544 in Heilsberg präsentiert.

⁷⁾ S. oben S. 73, 76.

⁸⁾ Der alternde Bischof krankte in seinen letzten Jahren viel, so im Frühjahr 1542 an einem Steinleiden, im Herbst an Podagra und Chitagra verbunden

Schmerz darüber teilen, so ist seine ängstliche Sorge doch tiefer begründet. „Ich sehe, wieviel Ehre, Ansehen und Glanz unserer Heimat aus deiner Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Klugheit erwächst. Ich sehe das Glück meiner Mitbürger, die die Milde, Mäßigung und Menschlichkeit deiner Regierung beseligt hat. Durch all das strahlst du so, daß wir alle, wenn wir einen anderen an deiner Statt wünschen sollten, keinen hätten, den wir mit dir vergleichen könnten. Mit Recht pflege ich daher überall das Glück unseres Staates zu künden, daß er einen Herrscher gefunden hat, der nicht allein der Philosophie beflissen ist, sondern sogar mit den ältesten Philosophen verglichen werden könnte, der nirgends den Glanz der Wissenschaften im Dunkeln ließ, sondern sie selbst ans Licht zog und durch sein Beispiel zeigte, wieviel dadurch dem Staate genützt werden könnte. Um aber nicht von dem Urteil anderer zu sprechen, so sah und fand ich nach meiner Rückkehr aus Deutschland soviel Bildung, Humanität und Höflichkeit in unserer Heimat, deiner Provinz bei denen, welche die übrigen Nationen wohl wegen des rauhen Himmels für Barbaren halten, wie ich nie zu wünschen wagte. Kein Wunder, haben sie doch daheim einen Lehrer, von dem sie wie aus einem Spiegel äußere Haltung, Sitten und die ganze Gesinnung absehen können. Wie jenes Orakelwort des Claudianus¹⁾ besagt: „Denn in das breite Volk verpflanzt sich das Vorbild der Fürsten“. Und glaube nicht, daß ich allein durch deine Freigebigkeit angelockt dich so hoch verehere, obwohl diese sicherlich etwas Bezauoberndes in sich hat; es ist deine Klugheit, Geistesgröße und deine so große Lebenserfahrung, die mich mit Bewunderung erfüllen und niemals aus meinem Geist die süße Erinnerung an dich schwinden lassen. Wie diese Eigenschaften unserer Heimat und dem ganzen polnischen Reiche öfter von großem Nutzen gewesen sind, so hoffe ich, daß sie auch mir einmal sehr nützlich sein werden. Denn ich werde einen

mit Katarth (Op. Stadt Danzig 300 Abt. 53 Nr. 358. d. Heilsberg 13. 10. 1542. Dant. an den Rat der Stadt Danzig); auch ein Bruchleiden machte ihm seit seiner Teilnahme an den Krakauer Hochzeitsfeierlichkeiten des jungen Königs Sigismund August von Polen mit Elisabeth von Oestreich (6. Mai 1543) viel zu schaffen. (Dant. an Trepler, d. Heilsberg 14. 10. 1548 Frgb. Archiv D 70 f. 385 u. 391. 2 Konzepte. Kolberg.)

¹⁾ scilicet in vulgus manant exempla regentum in Claudians Epos „De Iaudibus Stiliconis“ lib. I, v. 168. Ueber den spätlateinischen hervorragenden Dichter, der i. J. 395 aus Alexandria nach Rom kam, s. Teuffels Gesch. d. röm. Literatur. 6. Aufl. III, 356 ff. (Berlin 1913).

Führer haben, in dessen Fußtapfen ich treten kann, unter dessen Huld ich vorwärts kommen, unter dessen Entscheidung ich Ruhe finden werde, auf den ich wie auf ein höheres Wesen in Wort und That aufschaue. Wenn ich die Anmut deiner Muse, die Feinheit deiner Rede auch nicht erlangen kann, so werde ich doch tun, was Stathius in seiner Thebais rät:

Zwar versuche du nicht den göttlichen Sang der Aeneis,
Aber folg' ihm von weitem, und stets verehr' seine Spuren.¹⁾

Unglaublich ist es also, wie sehr ich von Sehnsucht nach dir brenne, wieviel Furcht mir dein Brief eingejagt hat. Wenn dieser auch berichtet, daß sich dein Befinden erheblich gebessert hat, so quält mich doch trotz dieses tröstenden Gedankens die bange Besorgnis, daß ich jetzt noch länger als sonst des brieflichen Gedanken-austausches mit dir entbehren müßte; aber laß mich nicht zu lange vom Warten verzehrt werden, darum bitte ich inständig."

Nichts wünscht Eustachius mehr, als sobald wie möglich diese Gegend zu verlassen, damit er im nächsten Jenz mit den Schwalben zu seinem Gönner heimwärts fliegen könnte. Ende Januar möchte er hier seine Anker lichten; allein seine vorhandene Barschaft wird dann voraussichtlich ebensowenig zum Reisegeld wie zur Begleichung der Rechnung des Pensionärwirthes reichen; er würde also als Geisels noch länger zurückgehalten werden, wenn ihm der Fürst nicht wieder hilft. Zu ihm nimmt er aufs neue wie zu seinem letzten Asyl seine Zuflucht. Dantiskus hat bisher für seine Studien, seine Wohlfahrt und nicht zuletzt für seine Ehre gesorgt, nun wolle er seine Existenz und sein Leben schützen. Auf ihn allein setzt Eustachius seine Hoffnung; sonst wird seine Lage verzweifelt sein, wenn nicht ein Gott oder ein Glücksfall zu Hilfe kommt. Wiederholt hat er in dieser Angelegenheit Briefe an seine anderen Gönner geschickt; aber eine Ewigkeit ist verflossen, seitdem eine Antwort von ihnen eingegangen ist, so daß er nicht einmal weiß, ob seine Briefe in die Heimat gelangt sind oder ob jene Männer, was er nicht annehmen möchte, die Sorge für ihn aufgegeben

¹⁾ . . . nec tu divinam Aenelida tenta,
sed longe sequere et vestigia semper adora;
Statius, Thebais lib. XII v. 826—7.

Ueber den aus Neapel stammenden Dichter P. Papinius Statius, der seine Thebais in 12 Büchern dem Kaiser Domitian widmet, s. Teuffel a. a. O. II, 310 ff.

haben. Er hätte sich nie in solche Schwierigkeiten gestürzt, wenn er nicht auf; Dantiskus als heiligen Rettungsanker vertraut hätte; ohne ihn müßte er in den gegenwärtigen Stürmen an Klippen zerschellen. Entrinne er mit seiner Hilfe dem Schiffbruch, so werde er ihm allein als rettendem Neptun ein Botivbild errichten. Und nie will er etwas unternehmen, ohne daß es des Bischofs Namen zum Ruhme gereichen soll. „Niemand liebt mich hier, der nicht auch dich herzlich liebt; denn ich pflege deine Freigebigkeit gegen mich nicht geheimzuhalten. Der beste Zeuge dafür soll das Elegienbüchlein sein, das ich vor meiner Abreise aus Frankreich drucken lassen will.“¹⁾

Eustachius muß diese poetische Absicht wohl verwirklicht haben; denn sein Grabredner Sildebrand erwähnt ausdrücklich das „nobile de Franciae magnae descriptione carmen“²⁾, und auch die anonyme Chronologia unterscheidet Knobelsdorffs Gallia neben der Lutetia.³⁾ Doch scheint dieses Dichtwerk verschollen zu sein.⁴⁾

Ob Knobelsdorff schon Ende Januar 1544 seinen Reiseplan hat ausführen können, ist ungewiß. Von Dantiskus konnte bis zu diesem Termin die erbetene Geldhilfe schon deshalb nicht eingegangen sein, weil Eustachius' Schreiben erst am 1. Februar in Heilsberg eintraf. Immerhin muß es dem Scholaren gelungen sein, spätestens mit Beginn des Frühlings die notwendigen Mittel für die weite Heimreise aufzutreiben, denn im Juli begegnen wir ihm bereits in seiner Vaterstadt.⁵⁾ Er wählte sicher den Seeweg, der schneller ans Ziel führte und auch deshalb den Vorzug verdiente, weil die verkehrtsfeindlichen Kriegswirren noch bis zum September fort dauerten.⁶⁾ Einen förmlichen Abschluß seiner juristischen Studien hat Knobelsdorff anscheinend nicht erreicht; jedenfalls läßt sich ein akademischer Grad in der Rechtswissenschaft bei ihm nicht nachweisen. Dagegen legt er am 5. März 1557 dem

1) Eustach. an Dantisk. d. Orleans 17. Nov. 1543. Cod. Dant. Ups. II, f. 31.

2) E. B. XV, 106

3) E. B. XXII, 117.

4) Weder Hipler (a. a. O. XV, 101 Anm.) noch mit ist es gelungen, dieses Poem in einer Bibliothek ausfindig zu machen. — Derselbe Voutrahs, der nach Knobelsdorffs Vorbild eine Lutetia herausgab, (oben S. 236) wird bei Vimbenet I, XV, als Verfasser einer panegyrischen Aurelia von 724 Versen erwähnt.

5) Eustach. an Dant. d. Heilsberg 5. Aug. 1544. Bibl. Czartor Wf. 1599, f. 431.

6) Der Friede von Crepy in Valois wurde erst am 18. September abgeschlossen. Schmidt, Gesch. Frk. II 682.

Breslauer Domkapitel sein philosophisches Doktordiplom vor;¹⁾ wo er dieses erlangt hat, ist unbestimmt.

VII. Wieder in der Heimat.

Eustachius stand im 25. Lebensjahre, als er der akademischen Freiheit Valet sagte und zur praktischen Auswirkung seiner vielseitig gebildeten Geisteskräfte in die ermländische Heimat zurückkehrte. Von vornehmstem Mäzenatentum begünstigt, hatte er mehr als die meisten seiner Kommilitonen seine Lehr- und Wanderjahre zu nutzen gewußt; befriedigt von seinen dichterischen Erfolgen, reich an Wissen, Lebenserfahrung und Menschenkenntnis kehrte er heim, mit großen Hoffnungen und Erwartungen begrüßten ihn seine Angehörigen und Gönner. „Ganz Preußen bewundert den aus Frankreich Zurückkehrenden, ganz Heilsberg läuft zusammen, um den berühmten Mann anzustaunen“, vermeldet emphatisch der Grabredner,²⁾ und noch schwülstiger lautet die poetische Schilberung der Rückkehr in der *Threnologia*.³⁾

Freilich die Wiedersehensfreude im Elternhause wurde durch die schwere Krankheit des Vaters stark gedämpft. Hatte dessen Gesundheitszustand in den letzten Jahren schon öfter zu ernster Besorgnis Anlaß gegeben⁴⁾, so schien jetzt die schwache Flamme seines Lebens an der Freude des Wiedersehens noch ein letztesmal aufzuflackern, um dann schnell vollends zu verlöschen. Wie lange hatte er in zäher Lebensenergie der glücklichen Stunde geharrt, da er seinen vielversprechenden Sohn wieder in seine Arme schließen konnte, nun verschönte dessen Wiederkehr die letzten lichten Augenblicke des Sterbenden.

Gegenüber solchem Kummer und Sorgen im Elternhause gewährte der Umgang mit dem bischöflichen Landesherrn aufrichtenden Trost und gütige Ermunterung. Eustachius konnte nun Dankiskus persönlich seinen heißesten Dank zollen, ihm von seinen letzten inhaltvollen Studienjahren ausführlich berichten. Der gealterte Bischof wurde wieder jung an den Erzählungen seines Schüglings und freute sich, daß an ihm seine finanzielle Hilfe nicht verschwendet war und für die Zukunft vielfältige Frucht er-

¹⁾ Sitzungssprotokoll des Breslauer Domkapitels von 1557.

²⁾ *E. B.* XV, 106

³⁾ *E. B.* XXII, 117.

⁴⁾ *E.* oben *E.* 184.

warten ließ. Am 17. Juli¹⁾ mußte er als königlicher Kommissar zur Schlichtung des Streites über das von der Stadt Danzig beanspruchte Fußiger Gebiet nach Marienburg reisen;²⁾ am liebsten hätte er Eustachius als Begleiter mitgenommen, und nur ungern ließ er ihn am Krankenbette seines Vaters zurück. Schon am Tage nach der Abreise des Bischofs traf den siechen Bürgermeister zu seiner bisherigen Schwäche eine Schlagberührung, so daß er kein Glied der linken Seite rühren konnte. Ein todesähnlicher Schlaf hielt ihn umfangen, aus dem er durch kein Mittel zu erwecken war; nur das schwere Nöcheln zeigte den Umstehenden, daß sein Leben noch nicht entwichen war. So lag er betäubtlos, bis er am 29. Juli Gott „seine heilige Seele wiedergab“.³⁾

In diesen trüben Tagen litt Eustachius aufs schmerzlichste; die Sorge um das Leben des heißgeliebten Vaters, die Trauer um seinen Tod, der Jammer der verzweifelten Mutter, die fassungslos ihren eigenen Tod herbeiwünscht, das Schluchzen und Klagen der verwaissten Geschwister, das alles greift Eustachius so ans Herz, daß er Dantiskus erklärt: „Kein schlimmeres Unglück konnte uns alle treffen. Alle Mühsale, Strapazen und Gefahren, die ich bisher ertragen habe, sind mir vor diesem Leid leicht erschienen; dieser Schicksalschlag allein scheint alle Mühsale und Kümmernisse in sich zu begreifen.“ Er erfährt an sich das Wort des Tragikers: „Kleine Sorgen reden, große bleiben stumm;“ daher kann er sich nicht einmal dazu entschließen, seinem Bischof Nachricht zu senden. Erst als ihn dieser huldvoll auffordert, als sein Gesellschafter zu ihm zu kommen,⁴⁾ rafft er sich zum Schreiben auf. Im ersten Morgenrauen des 5. August beim Kerzenschein setzt er Dantiskus von dem

¹⁾ Dantisk. an Herzog Albrecht d. Heilsberg, 17. 7. 1544. Abg. Staats-Archiv C. 1 (Kolberg) „Wiewol wir disen tagt vns von hinnen gen Marienburg in koniglichen gescheften begeben“.

²⁾ G. Lengnich, Gesch. d. Preuß. Lande I, 268. Simson, Gesch. Danz. II 122, 126.

³⁾ Eustach. an Dantisk. d. Heilsberg, 5. Aug. 1544. Den Todestag gab ein Grabstein in der Heilsberger Kirche an, der nach Heide, Vetus et novum Archivum Heilsberg. folgende Inschrift trug: Georgio a Knobelsdorff Annaeque Schonohannianae Parentibus meritissimis et desideratissimis Eustachius a Knobelsdorff filius pietatis ergo moestissimus posuit. Obiit Georgius a Knobelsdorff XXIX Julii Anno 1544. Hipler, C. P. XV, 100 Anm. Die Mutter Anna überlebte, wie der Grabredner Hilbebrand (ebda S. 106) und die Chronologia (C. P. XXII, 117) bezeugen, ihren Sohn Eustachius.

⁴⁾ Am 28. Juli weist Dantiskus in Braunsberg, wie mehrere Briefe von ihm an Herzog Albrecht beweisen. Abg. Staatsarch. C. 1

Trauerfall in Kenntniss und dankt ihm für seine gütige Einladung; indessen die Pflicht der Pietät gegen die Mutter erlaubt ihm nicht, sie in ihrer Trostlosigkeit im Stiche zu lassen. Außerdem finden in den nächsten Tagen die Begräbnisfeierlichkeiten statt, denen er nicht ohne Schande fernbleiben könnte. Sobald der Bischof wieder in sein Schloß zurückgekehrt sein wird, wird er ruhigeren Gemüths die Seinigen verlassen können und zu seinem väterlichen Gönner eilen. Schon jetzt unterläßt er nicht, ihm seine über alles geliebte Mutter (mihi plus quam carissima) und die ganze Familie aufs angelegentlichste zu empfehlen. Sie alle setzen ihre ganze Hoffnung und ihr Vertrauen auf den bischöflichen Landesheerrn und bitten, daß er auch nach dem Tode des Vaters ihnen nichts von seinem früheren Wohlwollen entziehen wolle. Das Schicksal hat ihnen Dantiskus als Herrscher gegeben; zu ihrem Beschützer, Patron und Vater hat ihn seine gütige Gesinnung gemacht. Gott möge ihm dieses Wohlwollen vergelten und ihn möglichst bald glücklich und gesund nach Heilsberg zurückführen.¹⁾

Da der Bischof durch den Ruziger Besitzstreit, der erst durch Spruch vom 24. September geschlichtet wurde, und durch den Michaelis-Landtag von Graudenz von seiner Residenz ferngehalten wurde,²⁾ kehrte er wohl erst Ende Oktober nach Heilsberg zurück.³⁾ Für Knobelsdorff ergab sich aber nach dem Tode des Familienhauptes die doppelte Pflicht, sich um eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stelle zu bemühen. Diese bot sich ihm bald in Frauenburg, wo ihn das Domkapitel als seinen Sekretär in Dienst nahm.

Am 3. November 1544 leistete er dem „verehrungswürdigen“ Kapitel feierlich in dem vorgeschriebenen Wortlaut einen Eid, in dem er seine Rechtgläubigkeit versichert und seine amtlichen Obliegenheiten treu zu erfüllen versprach.⁴⁾ Mit ihm zugleich mußten die Dombikare Blasius Kratau⁵⁾, Martin Stobbe⁶⁾ und Philipp Sage⁷⁾ ihren Diensteid ablegen. Ob die letzte Zeit, der Aufent-

¹⁾ Eustach. an Dant. d. Heilsberg, 5. August 1544.

²⁾ Lengnich, a. a. D. I, 269 f.

³⁾ Dantisk. an Hgg. Albrecht d. Heilsberg 29. Okt. 1544. Abg. Staatsarch. C. 1

⁴⁾ iuramentum de fide et diligentia. Persönliche Eintragung Knobelsdorffs. Acta Capit. f. 17. Kapit. Arch. Frbg.

⁵⁾ Um 1550 als Pfarrer von Blafschwich erwähnt. C. P. VIII, 11.

⁶⁾ Später Pfarrer von Langwalde C. P. VIII, 58) und von 1559-64 Pfarrer von Braunsberg. C. P. VII, 100.

⁷⁾ C. oben C. 89.

halt in der Heimat, insbesondere der Trauerfall im Elternhause, bei Eustachius einen innerlichen religiösen Gesinnungsumschwung herbeigeführt hat, oder ob er um seiner Versorgung willen ein *sacrificium intellectus* bringt und seine früheren protestantischen Ueberzeugungen aufgibt, läßt sich schwer sagen. Jedenfalls hat Knobelsdorff seinem Schwure getreu in der Folgezeit im katholisch-kirchlichen Sinne gewirkt.

Seine vielseitige fruchtbare Tätigkeit zu würdigen, geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. Nur die äußeren Etappen seiner Wirksamkeit seien zum Schluß in gedrängter Kürze mitgeteilt.¹⁾

Nach dem am 18. April 1546 erfolgten Tode des jüngeren Moriz Ferber erhielt Knobelsdorff dessen erledigtes Kanonikat in Frauenburg. Das Ableben Sigismunds I (1. April 1548) bot ihm Veranlassung zu einem Trauergedicht, das in Krakau erschien und den besonderen Beifall des Königsberger Universitätsrektors Sabinus fand.²⁾ Seine Hymnen ebnete Dantiskus nicht, ohne sie zuvor Knobelsdorff als seinem Aristarch zur Verbesserung vorzulegen.³⁾ Als der Bischof am 27. Oktober 1548 verstarb,⁴⁾ widmete ihm Knobelsdorff einen poetischen Nachruf, der in Danzig bei Franz Rhode ausgangs 1548 erschien.⁵⁾ Nach den Begräbnisfeierlichkeiten wurde Eustachius von seinen Amtsbrüdern zum Administrator des Allensteiner Kammeramtes ernannt.⁶⁾

Als Abgesandter des Domkapitels reiste Knobelsdorff im Dezember an das Hoflager des jungen Königs Sigismund

¹⁾ Vermiesen sei auf die S. 65 Anm. genannten Biographien.

²⁾ *DIVI POLONIAE REGIS & SIGISMUNDI PRIMI EPICAE DION* .. Cracoviae apud Viduam Hiero. Visto. Anno MDXLVII 22 pp 4^o — Die anerkennende Elegie des Sabinus bei Hipler, *E. B.* XV, 102 Anm.

³⁾ Domherr Joh. Hanow an Dant. d. Frauenburg 16. Mai 1548. *Bibl. Czartor. Ms.* 1599 f. 1085. Hipler, Joh. Dantisk. Geistl. Gedichte S. 80 ff.

⁴⁾ Die Nachricht Janockis, (*Janociana* I, 147 und ihm folgend Hipler, *E. B.* XV, 102) daß Dantiskus in Knobelsdorffs Armen gestorben sei, trifft nicht zu. Knobelsdorff berichtet selbst, die Todesbotschaft sei noch am selben Tage dem Domkapitel übermittelt worden, daß am nächsten Morgen eine Sitzung abgehalten und ihn mit dem Dekan und Administrator von Allenstein Achatus von Trend nach Heilsberg abgeordnet habe. *E. B.* XI, 71 f.

⁵⁾ *Reverendissimi Principis et Antistitis Ecclesiae Varmiensis Domini Joannis Dantisci Epicedium. Elegis compositum. Autore Eust. a. Kn. ecclesiae illius canonico.* Janocki besaß das Gedicht, das ihm entwendet wurde und seitdem verloren zu sein scheint. *Janocki* I. 147 *E. B.* XV, 104.

⁶⁾ *E. B.* XI, 62, 72.

August nach Petrikau, wo er energisch und geschickt für die Freiheit der ermländischen Bischofswahl eintrat.¹⁾ Nach der Wahl des Kulmer Bischofs Liedemann Giese (25. Januar 1549) begab sich Knobelsdorff im Auftrage des Kapitels nach Rom, um dort die päpstliche Bestätigung für Giese zu erwirken. Diese erfolgte am 20. Mai 1549.²⁾

Nach Bischof Gieses Tode (23. Oktober 1550) und dem Ableben des Bistumsverwesers Achatus von der Trenck (12. März 1551) wurde Knobelsdorff zum ermländischen Administrator gewählt, bis am 22. Juli der am 2. März postulierte Bischof Stanislaus Hosius seinen Einzug in Frauenburg hielt.³⁾ Im folgenden Jahre erhielt er die durch Resignation des bisherigen Inhabers Johann Zimmermann erledigte Prälatur der ermländischen Domkustodie, empfing im nächsten Winter die Priesterweihe und feierte Mitte März 1553 seine Primiz.⁴⁾ Wahrscheinlich bekleidete er schon seit demselben Jahre das wichtige Amt des ermländischen General-Offizials;⁵⁾ als solcher predigte er in Frauenburg und Braunsberg wiederholt mit großem Erfolg über religiöse Kontroversfragen, wie die katholische Lehre von der Heiligenverehrung und der Kommunion unter einer Gestalt.⁶⁾ Seinem kath. Glaubenseifer entsprang auch seine Elegie über die niedergebeugte kath. Kirche, die eindringliche Mah-

1) Mycielski, Kandidatura Hozyusza na biskupstwo Warm. w roku 1548 i 49. Krakow 1881. Hüpler, die erml. Bischofswahl i. Jahre 1549. G. B. XI 56 ff, wo Knobelsdorffs Denkschrift über seine Mission nach dem Original S. 71—93 abgedruckt ist.

2) Eichhorn, Gesch. d. erml. Bischofswahlen. G. B. I, 346. Am 13. Mai ließ sich Knobelsdorff von Jacobus de Fredelicis, clericus Novariensis dioecesis literarum apostolicarum scriptor, sacri palatii et aulae Lateranensis Comes Palatinus et miles deauratus zum Grafen und Ritter des Lateran-Hofes ernennen. Orig. Urthe. auf Pergam. im Familienbesitz. Datum et actum extra moenia urbis prope portam Beatae Mariae de populo Sabinensis dioecesis praesentibus dominis Eberhardo Röss laico et Laurentio Craft nobill et laico Vladislaviensis et Sambiensis dioecesium respective testibus ad praemissa vocatis, habitis atque rogatis. Am 23. Mai trug sich Eustathius a Knobelsdorff canonicus Warmiensis et administrator in Allensteyn ins Album der St. Marienbruderschaft bei der deutschen Anima in Rom ein und schenkte einen Goldbulaten. Liber confraternitatis B. Mariae de Anima. Romae 1875 p. 140.

3) G. B. I, 349 f., 354.

4) G. B. III, 540 ff.

5) Hüpler-Satzgiewski, II nr. 1090. G. B. XV. 102.

6) Hüpler-Satzgiewski II nr. 1248, nr. 1928. G. B. XV, 102f. 106 XXII, 117.

nungen zur Treue im kath. Glauben an König Sigismund August richtete.¹⁾

Von 1558—64 verwaltete Knobelsdorff während der Abwesenheit des Bischofs Hosius auf dem Tridentiner Konzil als dessen Statthalter das Bistum, eine in schwieriger Zeit doppelt verantwortliche Aufgabe, die er mit Umsicht und Geschick löste²⁾.

Schon im Jahre 1555 hatte von Schlesien aus der zur kath. Kirche zurückgekehrte ehemalige Königsberger Theologieprofessor und herzogliche Rat Friedrich Staphylus³⁾ den ihm wohl von der gemeinsamen Wittenberger Studienzeit her bekannten Knobelsdorff beschworen, als geistlicher Rat in die Dienste des Breslauer Bischofs Balthasar von Promnitz zu treten⁴⁾. Die Mitarbeit des erprobten ermländischen Prälaten erschien den Führern der Gegenreformation im Bistum Breslau besonders erstrebenswert; freilich wurde Knobelsdorff vorerst durch seine Bistumsverwaltung festgehalten und konnte nur vorübergehend nach Schlesien abkommen, wo übrigens die Familie seines Vaters noch in zahlreichen Mitgliedern blühte. Am 1. Februar 1556 erhielt er nach dem Tode des Kanonikus Jakob von Salza dessen erledigte Pfründe an der Breslauer Kathedrale und wurde am 31. März 1559 nach dem Ableben Johann Hertels Kanzler daselbst⁵⁾. Am 21. Okt. 1561 verlieh ihm Bischof Balthasar auf Präsentation des Burggrafen Pankratius Kohn von Ottmachau die erledigte Dechantei am Kollegiatstifte zu Neisse⁶⁾, auf die er aber 1565 resignierte⁷⁾,

¹⁾ *Ecclesia catholica afflicta: / Sigismundo Secundo Augusto Regi Poloniae Carmen elegantissimum antehac nusquam editum. / Autore Eustachio a Knobelsdorf, Custode et Canonico Varmieni.* 418 v. 4^o, ohne Ort und Jahr. Da K. am 1. Februar 1556 ein Breslauer Kanonikat erhielt, muß das Poem vor dieser Zeit im Druck erschienen sein. Eine Neuauflage erlebte das Gedicht i. Jahre 1557 in Neisse in officina Joannis Crucigeri auctore Eust. a K. custode canonico Warmien. et Vratislav; hinzugefügt ist jetzt die Epistola Martini Cromeri Cracoviensis et Varmiensis Canonici ad reges, proceres equitesque Polonos in comitiis Varsaviensibus congregatos. Dieser Neudruck ist dem Breslauer Bischof Balthasar von Promnitz gewidmet. *Schles. Kirchenblatt* XXIV (1856), 196, *E. B.* XV, 104, 106.

²⁾ *E. B.* XV, 103, 106, XXII, 117.

³⁾ *Allg. Dt. Biogr.* 35, 457 ff. (B. Tschadert).

⁴⁾ *Hipler-Rakzewski* II. nr. 1426.

⁵⁾ *Sitzungsprotok. d. Bresl. Domkap.* *Schles. Kirchbl.* a. a. D. S. 196.

⁶⁾ *Bergam. Urbd.* in der *Dombibl.* zu Breslau. Bei der Installation am 7. November 1561 ließ sich K. durch den Neisser Stifths herrn Silvester Haugl vertreten.

⁷⁾ am 18. Juni wurde die Stelle neu besetzt. *Schles. Kirchbl.* a. a. D.

um dafür die Prälatur des Dombachanten in Breslau einzutauschen¹⁾. Damit übernahm er die ausdrückliche Verpflichtung der Residenz, siedelte im Winter 1567 endgiltig nach Schlesien über und wurde von dem neuen Bischof Kaspar von Logau auch zum Generaloffizial²⁾ ernannt.

Sein letztes poetisches Werk war ein Trauergedicht auf den Tod des Kaisers Ferdinand I., das dem neuen Kaiser Maximilian II. gewidmet war und i. J. 1564 erschien³⁾. Wegen seiner Klugheit und Mäßigung erwarb sich Knobelsdorff auch auf den schlesischen Fürstentagen, denen er als Abgeordneter beizwohnte, die Achtung und Verehrung der schlesischen Fürsten und Stände. Daher wurde er i. J. 1569 in diplomatischer Mission zu Kaiser Maximilian II. nach Prag entsandt. Unterwegs traf ihn eine Schlagberührung; schwerkrank ließ er sich nach Breslau zurückfahren, erholte sich hier wieder und lebte noch zwei Jahre bei befriedigender geistiger Gesundheit, wenn auch seine körperliche Kraft gebrochen war. Wohl vorbereitet auf den Tod starb er am 11. Juni 1571 und wurde in der sog. Knobelsdorff'schen Kapelle unter dem linken Turm des Breslauer Domes bestattet⁴⁾.

Der Magister Michael Hildebrand, Professor des Clerikal-Seminars in Breslau, hielt dem verstorbenen Prälaten am Begräbnistage eine lateinische Leichenrede, die i. J. 1571 bei Joh. Cruciger in Reife erschien⁵⁾. Beigedruckt ist am Ende eine poetische

1) Sitz. Prot. d. Bresl. Domk. Schlef. Kirchl.

2) Schlef. Kirchl. a. a. D.

3) IN OBITVM | DIVI FERDI | NANDI PRIMI ROMANO: | IMPERAT: ET HVNGARIAE, BO | HEMIAE. DALMAT: CROAT: & c. | Regis, Archiducis Austriae: Patris | Patriae incomparab. EPICOEDION | Elegiaco Carmine scriptum | AD | SACRATISSIMVM ET IN - | VICTISSIMVM PRINCIPEM MAXIMI - | LIANVM SECVNDVM ELECTVM ROMANO | rum Imperatorem, Hungariae & Bo - | hemiae Regem & c. | AVCTORE EVSTHATIO KNOBELSDORFF, CANCELLARIO | & Canonico Vratislaviensi & Vvarmiensi & c. | MDLXIII. 24 pp. 4^o G. R. XV, 105.

4) Schl. Kirchl. a. a. D. S. 196 f. G. R. XV, 103 f.

5) ORATIO FUNEBRIS | IN OBITUM RE | VERENDI NOBILIS AC CLA | RISSIMI VIRI DOMINI EVSTA | chiy á Knobelsdorff, Supremi per utramque Sile | siam Officialis, Decani Vratislaviensis nec non | Custodis Warmiensis vigilantissimi, | habita in ipsius funeris conductu so | lemmi apud Ecclesiam Divi Jo | annis Vratislaviensem. | Ab Eruditissimo Viro Michaelae Hilde | brando, artium Magistro, et Seminarij | Vratislaviensis professore wieder abgedruckt von Sipler im G. R. XV, 105 ff.

Threnologia, von einem „ausgezeichneten Dichter“, entweder Paul Sieber oder Johannes Seferwik, verfaßt ¹⁾).

In Knobelsdorffs Breslauer Wohnung fanden sich noch lange über einer Zimmertür Verse des Dombechanten, die an das traurige Schicksal des Atäon erinnerten und zur reumütigen Buße aufforderten ²⁾, in der sog. Knobelsdorffschen Kapelle aber erhob sich über dem Grabstein ein Bildnis des Verstorbenen mit folgender Inschrift:

Knobelsdorffius hic Christi Phoebique sacerdos
Et genere et Musis Nobilis Eustachius.
Prussia quem genuit, claro sed honore decanum
Ad Viadri sacras Insula fovit aquas ³⁾).

¹⁾ THRENOLOGIA | IN OBITVM | REVERENDI, NOBILIS AC CLARISSIMI | VIRI, DOMINI EUSTATHII A | Knobelsdorff, Decani et Offici | alis Vratislaviensis etc. | Ab insigni quodam Poeta | conscripta; wieder veröffentlicht von Hipler, G. B. XXII, 115 ff. Dasselbst (S. 115 Anm.) Mitteilungen über den vermutlichen Verfasser.

²⁾ F. Lucä, Schlesiens Denkwürdigkeiten. Frankfurt a. M. 1669 S. 823. Schlef. Kirchbl. a a D. S. 197, G. B. XV, 104.

³⁾ Schlf. Kirchbl. a. a. D. G. B. a. a. D.

Die Besiedlung des Ermlandes mit besonderer Berücksichtigung der Herkunft der Siedler.

Eröffnungsrede bei dem Lehrgang für Heimatkunde in Braunsberg
am 2. April 1925.

von

† Geheimrat Dr. Victor Köhlich.¹⁾

Meine Damen und Herren! Als Vorsitzendem des Vereins für Geschichte und Altertumskunde des Ermlandes, der zusammen mit dem Verein katholischer Lehrer und Lehrerinnen des Ermlands Sie zu einem Heimatkursus hier in Braunsberg, der alten Hansestadt, der Hauptstadt des ehemaligen Fürstbistums Ermland, eingeladen hat, liegt mir zunächst die angenehme Pflicht ob, Sie alle, und besonders auch die Vertreter der staatlichen und kirchlichen Behörden aufs herzlichste willkommen zu heißen. Die stattliche Anzahl, in der Sie dem an Sie ergangenen Ruf gefolgt sind, beweist am besten das große Interesse, das Sie der Sache entgegenbringen, zeigt, wie der Trieb nach Erforschung der Heimat und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt, immer weitere Kreise und immer intensiver ergreift, tut dar, daß die Liebe zur Heimat, die lange gleich dem Dornröschen im Zauberwald in unserer Brust verborgen geschlummert hat, nun endlich erwacht ist und mit einer Kraft, mit einer Gewalt hervorbricht, daß es wie ein Wunder ist zu schauen. Heimat, du scheinbar so klares und doch so dunkles,

¹⁾ Wir glauben im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn wir den nachfolgenden schönen Vortrag nach dem stenographischen Urtext aus dem Nachlaß des Verstorbenen zum Abdruck bringen.

räthselhaftes Wort. Monate lang hatte ich im Süden geweilt, hatte die Gebirgswelt der deutschen und französischen und italienischen Schweiz kennen gelernt, hatte die oberitalienischen Seen befahren, hatte Mailand und Venedig und Florenz und Rom gesehen, hatte ihre Kunstschätze angestaunt und in ihren Archiven und Bibliotheken gearbeitet. Ich war dann weitergezogen an den Golf von Neapel, hatte Neapel und Pompeji und den Vesuv und Ischia und Capri mit seiner blauen Grotte besucht. Ueber Antona, Fiume, Triest trat ich den Rückweg an, die Seele übertoll von Eindrücken, und doch ganz tief innen im geheimsten Winkel der Brust ein uneingestandenes, unverständliches, quälendes, unerklärliches Bangen und Sehnen. Da fuhr der Zug — es war zwischen Triest und Wien in der Nähe von Graz in der Steiermark — langsam, denn es ging steil bergan, durch den im ersten Frühlingsschmuck prangenden Eichenwald, und plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den inneren Augen, nun fühlte ich, was mir gefehlt hatte alle die Zeit hindurch. Es war der Stammesboden, es war die deutsche Erde, es war der deutsche Wald.

Ich war in Dänemark und Norwegen gewesen, ich hatte die Wunder der norwegischen Klippenküste, die prächtige Einfahrt in den Hafen von Arendal, die Fernsicht von der Höhe bei Bergen über den Atlantik auf mich wirken lassen, hatte das nordische Leben in Drontheim, die Fjorde mit ihrer an den Süden gemahnenden Vegetation, die norwegischen Felsengröte geschaut. Es war ein selten schöner Spätsommernachmittag, als unser Schiff Kopenhagen verließ; eine weiche, milde Nacht folgte, leuchtend zog der silbern glänzende Mond am Himmel seine Bahn. Ich saß auf Deck und genoß in vollen Zügen die unbeschreiblich wohlthuende Stille um mich her. Da ein eigentümlicher Blitz am fernen Horizont und dahinter fast gespensterhaft ein weißes Etwas. Ich kannte es von der Einfahrt her. Es war das Leuchtfeuer von Artona, es waren die weißen Kreidefelsen von Rügen, und mit stürmischem Jubel ging es mir durch die Seele: das ist dein Vaterland. Und dann führte mich die Bahn von Stettin über Danzig und Dirschau nach Marienburg, und als sie aufglänzten im Schein der jungen Morgensonne, die Binnen des Hochschlosses, da fühlte ich: es ist die Heimat, die dich grüßt.

Ich hatte in wochenlangen Wanderungen das südliche Ermland die Kreuz und die Quer durchstreift. Müde lagerte ich in der Kamuder Forst am Ufer des großen Blauziger Sees. Reise schlu-

gen plätschernd seine Wellen ans Gestade. Sonst lautlose Stille ringsumher. In der Abendsonne brannten die hohen, roten Stämme des Föhrenwaldes wie in Feuer. Man hörte förmlich das leise Knistern der Flammen. Und ich sah im Geiste heranziehen die Vorfahren, die Siedler mit Weib und Kind, die Karren hochbepackt mit Haus- und Wirtschaftsgerät, sah sie ihr Blockhaus zimmern, sah sie den Wald roden, sah sie ihr Dorf verteidigen gegen die aus dem Dickicht hervorbrechenden Scharen der Litauer, und ich wußte es, du stehst auf Heimatgrund, du stehst auf dem Boden, den die Väter in mühevoller Arbeit, in hartem Kampfe der Wildnis, dem Feinde abgerungen haben.

Und wenn ich dann heimkehrte von meinen Wanderfahrten und aus der Ferne das Städtchen winkte, wo ich geboren bin, und wenn ich ins Vaterhaus trat und das freudige Aufleuchten im Auge meiner alten Mutter sah, die um den fernen Sohn gebangt hatte, da wurde es mir zur Gewißheit: du bist in der Heimat. Das Elternhaus, das ist die Heimat, das Dorf, wo deine Wiege stand, wo du deine ersten Spiele spieltest, deine Jugendjahre verbrachtest, das ist die Heimat; die Landschaft, die deine Geburtsstätte umgab, das ist die Heimat; das Staatswesen, das für deine Sicherheit und dein Recht sorgt, das ist die Heimat; das ganze, große, weite Gebiet, wo deine Muttersprache erklingt, wo Menschen deiner Sinnesart, deines Stammes leben, das ist die Heimat. So rundet und weitert sich Kreis um Kreis, so wird unsere Heimat im engeren Sinne, unser Vaterhaus, unsere Vaterstadt das Vaterland. Gib dem Menschen ein Vaterhaus, mache ihn bodenständig, so gibst du ihm zugleich eine Vaterstadt, ein Vaterland, das er mit allen Fasern seines Herzens liebt, das er bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen wird. Die Entwicklung zur Latifundienwirtschaft, die Entwicklung zur Großstadt und das Anschwellen der Industrie hat die Staaten und Völker immer nur äußerlich groß gemacht, innerlich, sittlich, seelisch hat sie die Menschen verkümmern, hat kein Heimatgefühl, keinen Heimatsinn in ihnen aufkommen lassen. Das Heimatgefühl, der Heimatsinn entwickelt sich dann bei einem normalen Menschen schon von selbst, und dieser Sinn vertieft sich in ihm zur Heimatliebe; aus dem instinktiven wird ein bewußtes Gefühl, wenn er seine Heimat in ihrem Entstehen und Werden, in ihrer Entwicklung und ihrem Fortschritt, in ihrer Abhängigkeit von der Natur und vom Gange des Schicksals, wenn er sie mit all ihren Vorzügen

und Fehlern kennen lernt. Darin beruht eben der große sittliche, der große erziehlliche Wert der Heimatkunde. Ihrer Förderung auf wissenschaftlicher Grundlage will auch der Kursus dienen, zu dem wir uns in diesen Tagen hier zusammengefunden haben.

Unsere engere Heimat, das ehemalige Fürstbistum Ermland, das durch die erste Teilung Polens im Jahre 1772 seine politische Selbständigkeit einbüßte und dem großen preußischen Staatsverband einverleibt wurde, — es umfaßte, wie Sie ja alle wissen, die vier heutigen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rößel und Allenstein, — das Ermland bildet in gewissem Sinne noch heute ein einheitliches Gebiet, das sich von den übrigen Landschaften Ostpreußens scharf abhebt. Sein Aufgehen in den preußischen Staat hat seine kulturelle Eigenart, wie sie sich im Laufe der Jahre ausgebildet hatte, nicht verschwinden lassen. Diese Eigenart findet eine feste Stütze an dem katholischen Glaubensbekenntnis der Bewohner des ehemaligen Hochstifts. Wohl räumt die alles gleich machende Gegenwart mit den Besonderheiten des Ermlands rücksichtslos auf. Schon ist das alte ermländische Stadthaus in Fachwerk mit seinen prächtigen Giebeln, seinen charakteristischen Weischlägen, seinen anheimelnden Vorlauben, seinem geräumigen Hausinnern, schon ist der alte ermländische, im Quadrat gebaute Bauernhof, schon ist die alte ermländische Tracht gewesen. Die Eigentümlichkeit der Ermländer in Sprache und Gewohnheit, in Brauch und Sitte, in Sang und Sage folgt langsam, aber sicher nach und werden in nicht allzu langer Zeit gleichfalls der Vergangenheit angehören. Um so mehr erwächst allen, denen an rechtem Volkstum gelegen ist, die Pflicht, die alten Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit, soweit sie noch zu erfassen sind, zusammenzutragen, damit sie von den dazu Berufenen gesichert und der Nachwelt erhalten werden und so wenigstens in geschichtlichen Darstellungen den Enkeln ein Bild entworfen werden kann von dem Leben und Streben, von dem Wirken und Schaffen ihrer Vorfahren, daß ihnen gezeigt werden kann, wie die Gegenwart immer auf den Schultern der Vergangenheit ruht.

Wollen wir nun die Eigenart eines Volksstammes in ihren feinsten Wurzelfasern aufdecken, dann müssen wir zurückgreifen auf die Eigenart des Landes, in dem der betreffende Volksstamm sitzt, müssen die Bodenbeschaffenheit dieses Landes kennen lernen, müssen zu ergründen suchen, wie dieses Land in den Besitz des

Volkcs gekommen ist, und was das Volk daraus gemacht hat; wir müssen also, da die Bodenbeschaffenheit im großen und ganzen immer und für alle Zeit dieselbe bleibt, zunächst wissen, ob es sich um ein von Anfang an bodenständiges Volk mit eigener und selbständiger Kultur oder um ein Eroberervolk handelt, das seine Kultur dem eroberten Volk und Land aufgepfropft hat. —

In mehr als 50 jährigem Kampfe hatte der Deutsche Orden seit 1231 das alte Preußenland am südlichen Gestade des Baltischen Meeres, der Ostsee, zwischen den Mündungen der Weichsel und der Memel unterworfen. Bereits am 29. Juli 1243 hatte der Päpstliche Legat Wilhelm von Modena die 4 preußischen Bischümer Kulm, Pomesanien, Ermland und Samland ins Leben gerufen, hatte ihre Grenzen festgelegt und zugleich jedem Bischof die weltliche Herrschaft über ein Drittel seiner Diözese zugesprochen mit ganz denselben Hoheitsrechten, wie sie den deutschen Rittern in den übrigen Dritteln zustanden. Unter dem 27. April 1251 führte Ermlands erster Bischof Anselm für den bis dahin den Heiden abgerungenen Teil seines Bistums Sprengels die Drittelung durch und vervollständigte sie unter dem 27. Dezember 1254. Seine endgültige Gestalt erhielt das bischöfliche Drittel, fortan ausschließlich das Ermland genannt, nach einem harten Grenzstreit zwischen Bischof und Orden am 28. Juli 1374. Es umfaßte den mittleren Teil des alten Preußengaus Warmien oder Ermland, der ihm auch den Namen gegeben hat, beinahe die ganze Landschaft Pomesanien und ein Stück von Varten. Wie der Orden dem Bischof ein Drittel der Diözese als selbständiges Fürstentum hatte abtreten müssen, so überließ Bischof Anselm dem im Jahre 1260 gegründeten ermländischen Domkapitel zu dessen Unterhalt ein Drittel des Fürstbistums mit allen Nuzungen, mit der Gerichtsbarkeit und den übrigen Hoheitsrechten, wie er sie selbst in seinen zwei Dritteln übte; d. h. in dem ihm zugestandenem Teil des Fürstbistums gebot fortan allein das Domkapitel, nicht mehr der Bischof als Landesherr. Die Kammerämter Braunsberg, Wormditt, Guttstadt, Heilsberg, Seeburg, Wartenburg und Nöfel waren bischöflich, die Kammerämter Frauenburg, Mehlsack und Allenstein domkapitulärische Hoheitsgebiete.

Der Lösung zweier großen Aufgaben hatten Ermlands Landesherrn vorerst ihre ganze Kraft zu widmen, der Heidenbekehrung im Bereich des gesamten Bistums Sprengels und der Besiedlung und wirtschaftlichen Erschließung des Fürstbistums.

Der mit schonungsloser Härte geführte Eroberungskrieg hatte weite Strecken des deutschen Landes leer und zur Wüste gemacht, auch im Ermland. Große Teile von Pogesanien, wo der Kampf besonders erbittert und bis zum letzten Augenblick geführt worden war, einzelne Striche von Barten und selbst das südliche Warmien blieben bis tief ins 14. Jahrhundert hinein eine Wildnis, nichts als dichter, undurchdringlicher Urwald, in dem höchstens vereinzelt Fischer, Jäger und Beutner aus dem verfeimten Stamme der Eingeborenen ihr Wesen trieben. Die wiederholten großen Aufstände hatten unter den Bewohnern des ohnehin schwach bevölkerten Landes vollends aufgeräumt und die Uebriggebliebenen mit wenigen Ausnahmen auf Gnade und Ungnade rechtlos und unfrei dem Sieger überliefert. So galt es, das Land aufs neue zu besiedeln, durch Heranziehung fremder durchgehends deutscher Kolonisten den Stand der Grundbesitzer gewissermaßen neu zu schaffen.

Fast jeder Schritt, den die Anzöglinge ins entvölkerte Land hineintraten, ist durch irgend ein schriftliches Denkmal bezeichnet, und gerade für das Ermland sind sogenannte Handfesten, jene urkundlichen Verschreibungen, die bei der Gründung der Städte und Dörfer, bei der Verleihung der Güter und Waldpläne den Schulzen und Lehnsleuten von der Herrschaft ausgestellt wurden, in seltener Vollständigkeit vorhanden. Die Originale freilich sind zum allergrößten Teile durch die Stürme, die so mannigfaltig übers Ländchen dahindrausten, sind durch Krieg und Feuersbrünste vernichtet worden; nur verhältnismäßig selten finden sie sich noch in den alten landesherrlichen Archiven zu Frauenburg, in den Archiven der Städte und Güter und in den Schulzenladen der Dörfer. Aber ihre Abschriften sind erhalten für das bischöfliche Gebiet, d. h. für die eben genannten Kammerämter Braunsberg, Wormditt usw. in den beiden großen im bischöflichen Archiv zu Frauenburg befindlichen Folianten C 1 und C 3 und im Quartanten C 2, fürs domkapitulärische Gebiet, d. h. für die Kammerämter Frauenburg, Mehlsack und Allenstein in den im kapitulärischen Archiv zu Frauenburg aufbewahrten Privilegienbüchern F und E. Das Privilegienbuch B, ein Quartant, wurde in einem Prozeß der Ortshafte Schöndamerau am Ende des 18. Jahrhunderts der Gerichtsbehörde zur Einsicht ausgeliefert und nicht mehr zurückgegeben. Es ruht jetzt wohlverwahrt im Staatsarchiv zu Königsberg.

Die wichtigste dieser Quellschriften ist das alte Privilegienbuch *liber priv. ant. C Nr. 1*. Auf seinen 12 mit Buchstaben und 174 mit Biffen bezeichneten Pergamentblättern enthält es, nach den bischöflichen Kammerämtern geordnet, Urkunden und Handfesten von 1260—1426. Anfang und Ende fehlen. Die Anlage des Haupttheiles fällt in die Jahre nach beendetem Grenzstreit, in die Jahre nach 1374, wo, da die Besiedlung der bischöflichen Lande nahezu vollendet war, eine Katastrirung derselben vorgenommen zu sein scheint. Wenigstens datiert die letzte von ein und derselben Hand gemachte und mit der gewöhnlichen roten Ueberschrift versehenen Eintragung vom Jahre 1380. Von da an sind nur Nachträge von sehr verschiedenen Händen. Das alte Privilegienbuch diente als amtliches Lager- oder Hypothekenbuch für die bischöfliche Kanzlei. Das erhellt einmal aus den Randbemerkungen, die sich fast auf jeder Seite über Besitzveränderungen finden und oft von des Bischofs eigener Hand gemacht sind, so von Bischof Franziskus 1424—1457, so besonders von Bischof Nicolaus von Tüngen 1467—1489, unter dem nach dem verheerenden 13-jährigen Städtekrieg und nach dem sog. Pfaffenkrieg, die den südlichen Teil des Ermlands wieder in eine Wüste verwandelt hatten, geradezu eine Neubesiedlung einsetzte. Das erhellt auch daraus, daß die Erneuerungen verloren gegangener Handfesten aus ihm, dem in den Urkunden so oft genannten *regestrum nostrum* (unserem d. h. dem bischöflichen *regestrum*) geschehen. Das neue Privilegienbuch (*lib. priv. nov. C Nr. 3*) ist eine Fortsetzung von *C Nr. 1* und reicht bis ins 17. Jahrhundert hinab. Es besteht in seinem ersten Teile aus 41 Pergamentblättern, in seinem zweiten und größeren Teile aus Papier. Der Quartant *C 2*, die sogenannte *Abbreviatura privilegiorum*, ist ein in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum Handgebrauch gefertigter Auszug aus *C 1*. Er gibt nicht die Handfesten, denn nur solche enthält er, vollständig, sondern er gibt nur ihren Hauptinhalt wieder. Sein Wert ist bisher sehr unterschätzt worden. Er bringt auch bisher übersehene Regesten von Handfesten, und zwar verhältnismäßig recht viele, die sich in *C 1* nicht finden, und die vermutlich auf die damals noch vorhandenen Originale zurückgehen. — Nicht so genau gearbeitet wie die bischöflichen sind die domkapitulärischen Privilegienbücher *F*, *B* und *E*, die in der Hauptsache denselben Inhalt zeigen und alle im 15. Jahrhundert angefertigt sind. Durch den vom Ermländischen Geschichtsverein

herausgegebenen Codex diplomaticus Warmiënsis oder Urkunden und Regesten zur Geschichte Ermlands, die vorläufig bis zum Jahre 1428 reichen, ist ein großer Teil der in den genannten Privilegienbüchern enthaltenen Urkunden und Handfesten bereits der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht worden. Diese schriftlichen Denkmale nun lassen uns die Zeit und den Gang der Besiedlung des Fürstbistums, sowie die Bedingungen, unter denen sie im einzelnen geschehen, genau erkennen, sie geben uns deutliche Hinweise, deutliche Fingerzeige auf Herkunft und Abstammung der Siedler, sie stellen zugleich die letzte, wichtigste und zuverlässigste Quelle für die Sitten-, die Rechts- und Verfassungsgeschichte des Ermlands dar.

Es kann und soll nicht meine Aufgabe sein, Ihnen in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, eine Geschichte der Besiedlung des Ermlands, die rund anderthalb Jahrhunderte in Anspruch nimmt, wenn auch noch so zusammengedrängt, vorzuführen. Ich will nicht zu Ihnen sprechen von der Gründung der Städte und Güter und Dörfer, von ihrer Entstehung, ihren ersten einfachen inneren wie äußeren, politischen wie wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen und Einrichtungen. Das alles finden Sie, wenn sie sich dafür interessieren, ausführlich in meiner in der Ermländischen Zeitschrift wenn auch noch nicht vollständig erschienenen Kolonisation des Ermlands, zusammengefaßt und bis zum Ende durchgeführt in meiner im Ermländischen Hauschat erscheinenden Geschichte des Ermlands. Ich will nur eine spezielle Frage herausgreifen, ich will zu Ihnen darüber reden, ob und welche Schlußfolgerungen aus den Namen der ermländischen Ortschaften gezogen werden können, ob sie irgend welche Anhaltspunkte gewähren für Herkunft und Abstammung ihrer ersten Bewohner.

Man war und ist zum Teil noch heute der Ansicht, und auch ich neigte dieser Ansicht zu, daß die Kolonisten, daß die Ansiedler ihren neuen Pflanzungen in Preußen und im Ermland, wie dies in Kolonisationsländern, z. B. in Amerika fast durchgängig der Fall gewesen ist, den Namen der verlassenen Heimat gegeben haben, und man wollte aus diesen Namen die Gegenden Deutschlands bestimmen, aus denen die ersten Einwohner der betreffenden Ortschaften eingewandert waren. Man ging dabei von der irrigen Voraussetzung aus, die Bevölkerung des alten Ordensstaates, die Bevölkerung also auch des Fürstbistums Ermland als eine rein

deutsche anzusprechen. Noch Johannes Voigt, der Altmeister der preussischen Geschichtsschreibung, der mit seiner neunbändigen Geschichte Preußens zuerst in wissenschaftlicher Weise in die bisher gänzlich unbekanntem Verhältnisse hineinleuchtete, noch Voigt behauptete, der gesamte preussische Adel stamme von deutschen Einwanderern ab. Und in Folge seiner Geschichtsdarstellung wurde oft in den Schulen eine Auffassung vorgetragen, als wären die alten Preußen, abgesehen von einigen versteckten Winkeln, mit Stumpf und Stiel ausgerottet worden, und als wären wir, wären die Bewohner Altpreußens unzweifelhaft reindeutschen Geblüts. Die neuere Geschichtsforschung hat längst mit diesem Irrtum aufgeräumt. Auf Grund meiner eigenen diesbezüglichen Studien, die sich freilich in der Hauptsache aufs Ermland beziehen, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß die deutsche Einwanderung in den Ordensstaat verhältnismäßig gering gewesen, und daß die Bevölkerung des Ermlands um 1400, zu der Zeit, da seine Besiedlung im großen und ganzen beendet war, mindestens zur Hälfte, in den heutigen Kreisen Allenstein und Köhler wahrscheinlich zu $\frac{3}{4}$ aus Stammespreußen bestanden hat. Gewiß war ein großer Teil der ursprünglichen Bewohner des Ermlands den blutigen Eroberungskriegen des 13. Jahrhunderts zum Opfer gefallen, aber in den mehr landeinwärts gelegenen Gebieten hatten sie sich in den fast 100 Jahren, in denen sie sich hier, ehe sie von der vordringenden Kolonisation erreicht wurden, nahezu selbst überlassen blieben, wieder so vermehrt, daß für Fremde, für die deutschen Ansiedler wenig Raum mehr blieb. Fürs Kammeramt Allenstein z. B., dessen Besiedlung, ganz wenige Orte ausgenommen, erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts einsetzte, kann der urkundliche Beweis erbracht werden, daß nur in der Stadt Allenstein und in den ursprünglichen Kirchdörfern Divitten, Braunswalbe, Jonkendorf, Neufosendorf, Dietrichswalbe, Schönbrück, Grieslien, Groß- oder Deutsch-Bertung Deutsche gefessen haben, während das gleich anfangs als Kirchgut angelegte Klauendorf und die späteren Kirchdörfer Alt-Schöneberg, Göttendorf, Groß-Aleberg, Buttrien und Groß-Burden samt allen übrigen Ortschaften des Kammeramts von Stammespreußen besiedelt worden sind. Unser Blut ist sehr viel stärker, als wir glauben, mit Stammespreussischem Blut durchsetzt, und selbst die ostpreussische, die ermländische Kultur, wenn sie auch in der Hauptsache deutsch ist, zeigt starke Beeinflussung durch die altpreussische; denn die Altpreußen hatten,

als der deutsche Orden ins Land kam, bereits eine ziemlich hochstehende Kultur. Sie hatten eine Ahnung von Gott und göttlichen Dingen, verehrten das Walten der Gottheit in den Erscheinungen der Natur, brachten ihr an geweihten Stätten, in geheiligten Wäldern, an geheiligten Seen, auf geheiligten Bergen, deren Namen uns besonders in Teilungsurkunden und Grenzbeschreibungen noch erhalten sind, durch die Hand von Priestern Opfer dar, sie glaubten an ein Fortleben nach dem Tode, glaubten, wie der Chronist sich ausdrückt, an die Auferstehung des Fleisches, doch nicht in der rechten Weise. Sie standen zwar unter keinem einheitlichen, keinem Gesamtherrscher, aber Sitte und Gewohnheit regelten an Stelle von Herrschergewalt und geschriebenem Geseze wie die religiösen, so auch die sozialen und politischen Verhältnisse mit einem Zwange, dem sich niemand entziehen konnte. Sie trieben auch Handel, und er war nicht geringfügig. Gegen die Erzeugnisse ihres Landes, gegen Pelze, Fische, Honig, Bernstein, tauschten sie Salz und Eisen und Kupfer und Zinn, tauschten sie Schmutzgegenstände und Münzen und Gold- und Silberbarren und fertige Waffen und anderes ein. Bis nach Samne in Pommern und bis nach Schleswig, ja bis nach Birka in Schweden kamen die preußischen Schiffe. Und neben dem Außenhandel blühte ein lebhafter Binnenhandel. Mehrfach werden, auch in späteren ermländischen Gebieten, Marktstätten, Marktplätze erwähnt, teils in Dörfern, teils an solchen Orten, die nur zu bestimmten Zeiten von Händlern und Käufern aufgesucht wurden, sonst aber unbewohnt waren, an Orten religiöser Verehrung wahrscheinlich, an denen, wie es ja noch später an den Kirchmessen oder Kirmessen in den Kirchdörfern und berühmten Wallfahrtsorten Stegmannsdorf, Grosse, Glottau, Heiligelinde z. B. geschah, zu gewissen Zeiten das Volk in großen Massen zusammenströmte. Es ist darum weder nötig noch richtig, die wenigen, dann und wann noch an der Haffküste im Haffschlamm gefundenen Fahrzeuge, wie das von Frauenburg, als Wikingerschiff anzusehen. Es waren vielmehr Erzeugnisse der preußischen Schiffsbaukunst, wie überhaupt Handwerk und Gewerbe den alten Preußen nicht unbekannt waren. Sie verstanden Eisen zu schmieden, Leder zu gerben, Sättel und Stifte anzufertigen, Zelte herzustellen. Auch das Schneiderhandwerk und das Gewerbe der Leinen- und Wollenweberei ist bezeugt, von der Töpferei gar nicht zu reden, die, wie die zahlreichen der Erde entrisenen Gräberurnen und andere aufgefundenen irdene

Gefäße bezeugen, in hoher Blüte gestanden haben muß. Ackerbau trieben die Preußen wenigstens in dem Umfang, daß sie den eigenen Bedarf ernteten. Die zahlreichen Namen von altpreußischen Feldern, die sich in den Urkunden finden, legen davon sprechendes Zeugnis ab. Nach den altpreußischen Wörtern im Elbinger Vokabular zu schließen, bauten sie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen und Bohnen, an Gewürzen Mohn, Fenchel und Senf, als Oelfrucht Hanf. Die Viehzucht, namentlich die Pferdezucht, stand auf ziemlich hoher Stufe. Dem Stande nach zerfielen die Preußen in Edle, Freie und Hörige. Die Edlen saßen auf Burgen, den sogenannten Wallburgen, es waren Wehranlagen von tiefen Gräben umgeben, hinter denen sich Wälle von oft bedeutender Höhe erhoben, die auf der Krone mit starken Palisaden besetzt waren. Sie finden sich noch allenthalben im Lande, namentlich an den Rändern der tief eingeschnittenen Flußtäler. Die übrige Bevölkerung wohnte zumeist in Dörfern. Doch gab es auch nicht wenig Einzelhöfe. Nur Städte im Sinne des deutschen Mittelalters, d. h. umwehrte und mit besonderen Rechten ausgestattete Ortschaften, hat es im heidnischen Preußenlande nie gegeben.

Diese zu schaffen, blieb den deutschen Eroberern vorbehalten, sonst aber knüpften sie bei der Erschließung, bei der materiellen und kulturellen Erschließung und Ruhbarmachung des Landes überall an die vorhandenen Fäden an, ja selbst die Plätze der Städte waren ihnen eigentlich schon durch die Preußen bezeichnet worden. Sie liegen, ich beschränke mich hier aufs Ermland, sämtlich an Stellen, die schon zur alten Preußenzeit Centralpunkte des Handels oder der Gottesverehrung oder der Landesverteidigung waren. Das bezeugen vor allem ihre Namen, die zum Teil altpreußisch sind, zum Teil Uebersetzungen oder Umwandlungen aus dem Altpreußischen sein dürften, zum Teil ganz ausgesprochen den Zweck andeuten, dem zu dienen sie bestimmt waren. Auch nicht einer ist aus der alten Heimat der Siedler übernommen worden, obwohl die Bewohner der Stadt sämtlich deutsch waren, deutsch sein mußten.

Die älteste der ermländischen Städte, die in der Folgezeit zugleich die bedeutendste werden sollte, ist Braunsberg. Nach dem Ordenschronist Peter von Dusburg, nach dem Deutschordenspriester Nikolaus von Jeroschin, der die Dusburgsche lateinische Chronik in deutsche Verse brachte, und nach der älteren Chronik von Oliva, die sämtlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts

entstanden sind, wurde Burg Brunsberg bald nach der Einnahme von Balga und der darauffolgenden Unterwerfung der Warmier, Ratanger und Barter, also etwa im Jahre 1241 erbaut. Durch den Aufstand, der im Jahre 1242 ausbrach, wurde sie wieder dem Erdboden gleichgemacht. Dusbürg weiß dann weiter zu berichten, daß Ermlands erster Bischof Anselm Burg und Stadt Braunsberg auf einer Insel der Passarge, kaum zwei Steinwürfe flußabwärts von der Stelle angelegt hat, wo sie später stand, also etwa in der Gegend der heutigen Kreuzkirche, und die Teilungsurkunde vom 27. April 1251 nennt auch den Pfarrer Friedrich von Braunsberg. Der ermländische Chronist Plastwich läßt die Stadt durch den Bischof Bruno von Olmütz, der zusammen mit dem Böhmenkönig Ottokar 1254 gegen die Preußen gezogen war, gegründet und nach ihm benannt werden, und Wölky, der Herausgeber des Plastwichschen Geschichtswerkes, hält es nicht für unwahrscheinlich, daß Anselm die Erhebung Braunsbergs zur Stadt, die wirklich im Jahre 1254 vorgenommen zu sein scheint, auf den Rat und unter dem Einfluß des Olmüzer Bischofs getätigt habe. Das weist nun zwar Bender, mein Vorgänger, in seinem im 5. Bande der Erml. Zeitschr. erschienenen Aufsatz: Ueber die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Stadt Braunsberg zurück, aber auch er will den Namen vom deutschen Personennamen Bruno herleiten und bringt ihn in Verbindung mit dem einst angesehenen in den Rhein- und Lahngenden weit ausgebreiteten Geschlechte der Brunonen von Brunsberg, einer Linie der Grafen von Jsenburg-Wied, die mit dem Deutschen Orden in nahen Beziehungen standen haben. Für mich ist Braunsberg das Brusebergue der Friedensurkunde vom 7. Februar 1240, die den sich unterwerfenden Ermländern die Verpflichtung auferlegte, in ihrem Gebiet besondere Kirchen zu erbauen, darunter eine in Brusebergue.

Brusebergue bedeutet das Preußenlager, also einen Ort, an dem sich eine große Ansiedlung der alten Preußen befand, einen Ort, dessen Bedeutung für die ganze umliegende Gegend schon aus dem Umstand erhellt, daß an ihm der Bau einer christlichen Kirche erfolgen sollte. Und ein solcher Ort ist die spätere Stadt Braunsberg. Nahe dem Ausfluß der Passarge ins Frische Haff gelegen, hatte Braunsberg wohl schon zur Preußenzeit den Ein- und Ausfuhrhandel über See vermittelt, hatte den Stapelplatz gebildet für die Erzeugnisse des Hinterlandes, in das die Passarge tief hineinreichte. Von hier aus waren sie entweder

von einheimischen Händlern und Seefahrern auf eigenen Schiffen oder von fremden Kaufleuten über Land und See ausgeführt worden, hier war wohl einer jener Markt- und Tauschplätze gewesen, wie sie schon erwähnt wurden. Hatte doch gerade im Flußthale der unteren Passarge bei Braunsberg der alteingewohnte Stamm der Warmier die Kriegswirren verhältnismäßig zahlreich überdauert. Hier muß auch ein Mittelpunkt altpreussischen Lebens gewesen sein. Davon zeugen die Grabhügel im Föderdorfer Forst in der Nähe der ermländischen Landesgrenze dicht an der alten Landstraße, die am linken Ufer der Passarge von Braunsberg nach Lauß führt, dafür spricht das weite Gräberfeld auf dem Pfarrlande von Bettelkau, das Urnen in zahlloser Menge birgt, darauf deuten manche alten Ueberlieferungen — wird doch ein großer Stein in der Passarge bei Grunenberg noch heute für einen alten Opferstein ausgegeben, — das beweist der reiche Fund römischer Goldmünzen, der bei Gr. Tromp am 22. Juni 1822 gemacht wurde, der berechtigt dafür eintritt, daß hier eine alte, viel begangene Handelsstraße gewesen sein muß, das erhärten die zahlreichen Personen- und Ortsnamen altpreussischen Gepräges, die sich gerade aus dieser Gegend in den Urkunden erhalten haben. Hier bei der heutigen Schreit führte auch die Furt, die von den Eingeborenen Gucke oder Chukunbrasch, d. h. auf deutsch der Unterirdischen Durchfahrt genannt wurde, durch die Passarge. Daß die Deutschen aus dem ihnen unverständlichen Brusebergue unter Anlehnung an den sehr gebräuchlichen, ihnen sehr geläufigen Personennamen Bruno, sehr bald ein Brunsberg, Braunsberg gemacht haben, ist zu natürlich, als daß es irgend Wunder nehmen könnte.

Ueber die Herkunft der Siedler verrät uns demnach der Namen Braunsberg nichts. Aus Mähren, der Heimat Brunos von Olmütz, und aus dem dortigen Braunsberg und aus den Rhein- und Sahngegenden stammen sie jedenfalls nicht. Sie stammen vielmehr, wie uns die Urkunden und das Lübische Recht, mit dem Braunsberg bewidmet wurde, und das Plattdeutsch, das Pöslauische, das noch heute in Braunsberg und Umgegend gesprochen wird, verraten, aus Lübeck, überhaupt aus Niedersachsen, aus Lüneburg, aus Osnabrück, aus Quedlinburg, Meve, aus Göttingen usw. Ein Bruder des zweiten ermländischen Bischofs, der Lübecker Johannes Fleming wurde der Lokator und erster Schultheiß der Altstadt Braunsberg. Mit seinen Geschwistern und Freunden und

Stammesgenossen war er über die See nach der Passargemündung gekommen und hatte den alten Markt und Stapelplatz Brusebergue zur Anlage einer städtischen Pflanzung ausersehen. Die Gründung von Braunsberg gab für die Besiedlung der umliegenden Landschaft einen festen Stützpunkt. Stadt und Burg gewährten bei etwa hereinbrechender Gefahr einen sicheren Zufluchtsort. Unaufhaltsam drangen seitdem die Kolonisten ins Innere des Bistums vor.

Auch im alten Kammeramt Braunsberg zeigen die Ortsnamen durchweg altpreußisches Gepräge. Rechts von der Passarge Regitten, die Bewernik-Mühle — d. i. die heutige Kleine Amtsmühle —, Kalthof ursprünglich Damerau, d. h. der Eichenwald, geheizen, Schillgehen, Klopchen, links von der Passarge bis hin zur Waude Klenau, Santau, Jagern, Fehlau, Bettelkau, Tromp, Schreit, Parlaß, Sadluden, Kurau, selbst Sonnenberg, d. h. die Flußburg, sind Bezeichnungen altpreußischer Felder oder altpreußischer Adelsfamilien. Rosenort, früher Rosenwalde, zeigt an, daß hier der Wald gerodet worden ist; nur Kautenberg und Tiedmannsdorf und Bettendorf und Dretsdorf sind nach deutschen Vor- und Beinamen benannt worden. Böhmenhöfen änderte seinen alten Namen Schillgehen erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts, als Böhmen, die mit dem Bischof Hermann von Prag ins Ermland gekommen waren, das Gut erwarben. Birkmannshöfen ist der Hof des deutschen Bergmann. Wohl waren die Ansitzer fast sämtlicher Ortschaften im Kammeramt Braunsberg — es sind durchgängig ursprüngliche Güter, — wohl waren sie deutsch, aber ihre Hinterlassen, die ihnen das Gut bewirtschafteten, während sie, die Herren selbst, in Braunsberg ihren Standfuß hatten, waren Stammespreußen, mußten Stammespreußen sein, schon aus dem Grunde, weil deutsche Einwanderer sich kaum dazu hergegeben haben dürften, in einem Koloniallande als unfreie Bauern sich niederzulassen.

Bald nach der Gründung von Braunsberg schufen sich deutsche Kultur und Gesittung einen zweiten Mittelpunkt ihrer Tätigkeit in der äußersten Nordwestecke des Bistums. In der Mitte etwa zwischen den Mündungen der Waude und der Marz erhebt sich, unmittelbar auf dem Gestade des Frischen Hafes, nahezu 100 Fuß steil emporstrebend, eine kleine Hochebene, der letzte Ausläufer, den die Trunzer Höhen hier im Nordosten dem Meer zusenden. Nach Norden schaut das Auge die unermessliche Wasser-

müßte nach Nordosten schweift es über eine weithin sich behnende tiefe Ebene. Geeignet wie kein zweiter rings im Umkreis ist der Platz, der auch nach Süden und Osten zu Steilrändern abfällt, zur Anlegung einer Befestigung, die wohl schon zur Preußenzeit hier bestanden hat. Die Sage erzählt, daß eine Frau oder Witwe diese Burg, die Frauenburg, dem ermländischen Kapitel zur Errichtung der Domkirche geschenkt hat, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die alte Ueberlieferung, die uns zuerst bei Plastik, also in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts begegnet, einen geschichtlichen Kern verbirgt. Wölky weist darauf hin, daß nach dem alten Anniversarienbuch der Frauenburger Domherren vom Jahr 1393 auch das Jahresgedächtniß eines frater Henricus de Castro alias Pasloci und einer Gertrud Paslocisse, wahrscheinlich seiner Gemahlin, in der Domkirche gefeiert wurde, beide die einzigen Laien unter den 19 im Anniversarienbuch verzeichneten Namen, und er vermutet, und wohl mit Recht, daß die Eheleute Heinrich und Gertrud besondere Wohltäter der Kathedrale gewesen seien, weil nur solche als fratres, d. h. als Mitbrüder einer geistlichen Genossenschaft und Teilnehmer der in dieser Genossenschaft erwirkten geistlichen Gnaden in die Anniversarienbücher eingetragen wurden. Aus dem Beinamen de castro schließt er nun, daß es die ehemaligen Besitzer der alten Burg und des umliegenden Landes waren, die die Witwe nach dem Tode ihres Mannes dem Domkapitel schenkte. Der Beinamen Pasloci und Paslocisse deutet darauf hin, daß wir hier Preußen vor uns haben, Preußen vielleicht aus der terra Pasluk, dem Gebiet um Br. Holland, die auf irgend eine Weise in den Besitz des Landes an der unteren Waude gekommen waren, vielleicht als Lehen dafür, daß sie dem neuen Glauben und den neuen Herren besonders treu gewesen waren. Ist dem so, dann wäre auch der Namen Frauenburg auf die preußische Frau Gertrud de castro alias Pasloci zurückzuführen, an deren Stelle erst später Unsere Liebe Frau, die Jungfrau und Gottesmutter Maria trat, der Ermlands Mutterkirche, die anfangs in Braunsberg bestanden hatte, bei ihrer Verlegung nach der Frauenburg geweiht wurde.

Die Burg gab auch der zu ihren Füßen sich lagernden Stadt den Namen. Auch an ihrer Stelle dürften wir wohl vordem eine Siedlung, eine Handelsstätte, einen Hafenplatz der alten Preußen vermuten, eine Vermutung, die an den bei Frauenburg gefundenen Resten des alten Preußenschiffes eine starke Stütze findet. So sagt uns auch der Name Frauenburg nichts über

die Herkunft seiner ersten Bewohner. Doch auch hier wissen wir aus den gleichen Quellen wie bei Braunsberg, daß es Niederdeutsche waren, die den Ort besiedelten. Gerhard Fleming, ein jüngerer Bruder des Schulzen von Braunsberg, wurde der Gründer von Frauenburg, das gleichfalls Lübisches Recht erhielt und wo derselbe niederdeutsche Dialekt gesprochen wird, wie in Braunsberg. Von den Ortschaften des Kammeramts Frauenburg tragen Narz und Krebisdorf-Kreuzdorf, sowie Karschau und Bludau auch Alt-Münsterberg (Monstirberg) wohl altpreußische Namen, während Dittersdorf-Dietrichsdorf, Heinrichsdorf und Bierzighuben unzweifelhaft deutsches Gepräge zeigen. Angeseht wurden sie fast alle auf altpreußischen Feldern.

Am 2. September 1288 war durch die Aufteilung des nördlichen Ermlands zwischen Bischof und Kapitel die terra Wewa, ein Untergau der alten Landschaft Warmia, das Gebiet des nachmaligen Kammeramts Mehlsack, an das Kapitel gefallen. Ihre Besiedlung setzte mit dem beginnenden 14. Jahrhundert ein und wurde im Laufe der nächsten fünfzig Jahre zu Ende geführt. Ungefähr in der Mitte der Wewa, dort wo der Walschfluß in jenes anmutig-liebliche Waldtal tritt, das noch heute zu den schönsten Gegenden des Ermlands gehört, erhob sich auf einer kleinen Höhe eine alte Preußenfeste Malcekufe oder Malchikuf geheißten, nach der Landschaft, die sie umgab. Das Gehölz der Unterirdischen soll der Name bedeuten, und er würde dann hinweisen auf eine jener geheiligten gottesdienstlichen Stätten der alten Preußen, zu der die Gegend mit ihren zerrissenen, waldbedeckten Schluchten und Klüften wie geschaffen war. Auch die Sage vom Heilbrunnen bei Mehlsack, die Sie ja alle kennen, macht es wahrscheinlich, daß wir hier eine alte Kultstätte vor uns haben. Wörtlich ins Deutsche übertragen bedeutet Malcekufe Mehlsack, und so wurde von den deutschen Anzöglingen auch die Stadt genannt, die das Kapitel an dem unverkennbar wichtigen Platze in Anlehnung an die alte Preußenfeste als Ausgangspunkt und Stütze für die Erschließung seines Gebietes um die Wende des 14. Jahrhunderts gründete. Also auch das scheinbar so urdeutsche Mehlsack ist weiter nichts als eine Uebersetzung oder doch eine Umwandlung aus dem altpreußischen Malcekufe und gestattet uns darum keinen Schluß auf die Herkunft seiner Siedler. Nur die in Mehlsack noch heute gesprochene Mundart sagt uns, daß sie aus Niederdeutschland stammen und wahrscheinlich über See nach der Wewa gekommen sind.

Niederdeutsche besiedelten auch den nördlichen Teil der Wewa, die sich sehr schnell mit blühenden Dörfern bedeckte; denn solche treten hier meist an die Stelle der Güter, da jetzt kleine deutsche Freie in großer Zahl ins entvölkerte Land zogen. Und doch auch im Kammeramt Mehlsack kaum ein Ortsname, den sie aus der alten Heimat mitgebracht haben. Schwillgarben und Lunau und Anticken und Schalmeh und Schön-Damerau — Damerau bedeutet, wie wir schon wissen, der Eichenwald — und Plakowich und Schwirgauden und Demuth, das altpreußische Demhta, und Gahl und Lolktsdorf, d. h. das Dorf des Lolk, des Dolmetchers, Gedilgen und Ratusen, das altpreußische Feld Raus, und Stigehnen und Wölken und Ruben und Kirschienen und Plauten und Gauden und Sugnienen und Körpen, das altpreußische Feld Kirpain, und Heistern und Wohnitt und Bornitt und Lahß und Perwilten und Beythunen und Klaußitten und Malabben und Wusen, das altpreußische Feld Woshen, und Klein- oder Preußisch-Damerau und Agstein, das altpreußische Thage, und Kleefeld, das altpreußische Feld Giewiske, und Romainen, alle sagen uns mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrigläßt, daß die deutschen Siedlungen an der Stelle altpreußischer Dörfer und Felder entstanden sind. Selbst Namen wie Grunenberg und Hirschfeld und Liebenau und Blumberg und Schönau und Rosenthalde und Rosengarth sind zum Teil nachweislich, zum Teil dürften sie Uebersetzungen aus dem Altpreußischen sein. Ortschaften wie Mertensdorf, Pilgramsdorf, Straubendorf, Stegmannsdorf, Heinrichau haben ihre Benennungen von den Vor- und Zunamen ihrer Lokatoren, und Langwalde, Lichtwalde, Engelswalde, Peterkwalde, Sonnwalde, Lichtenaue und Schönau etc. deuten an, daß sie Neurodungen sind. Denn es ist selbstverständlich, daß sich die deutschen Siedlungen nicht alle bloß an die vorhandenen altpreußischen Dörfer und Felder anlehnten. Auch in die Waldungen, die das Land weithin bedeckten, — namentlich als Grenzen der einzelnen Gaue und ihrer Unterabteilungen finden sie sich häufig in den Urkunden erwähnt — drangen die deutsche Art und der deutsche Pflug ein. Ein solcher Grenzwald scheid z. B. Ratangen von terra Blut, Warmien von Pogesanien, Klein- von Groß-Barten. Die terra Blut war als ein Teil der Wewa durch die Teilung von 1288 ans Kapitel gefallen. Wir haben in ihr eine geschichtlich und landschaftlich bedeutame Gegend vor uns. Die Mitte ein gewaltiger Kessel, in seine tiefste Sohle eingebettet der See Blut, der

spätere Walsch- und Glandersee. Nördlich von ihm, unmittelbar aus der Tiefe aufsteigend, ein isolierter bewaldeter Bergkegel, weit über 100 m hoch. Den Wallberg heißt man ihn heute, früher dürfte er den Namen der Landschaft getragen haben, die er nach allen Seiten überschaut und beherrscht. Schon von der Natur zur Zwingsburg der Gegend ringsumher bestimmt, hat der Wallberg diese Aufgabe zur Heidenzeit wohl redlich erfüllt. Aber er ist ohne Zweifel auch ein religiöser Mittelpunkt der Landschaft gewesen. In seiner Nähe liegt, urkundlich bezeugt, ein Hain, den die Preußen den heiligen nannten, einer jener dichten, undurchdringlichen Wälder, die sie ausschließlich der Gottheit und ihren Dienern weihten, die sie jeder menschlichen Nutzung entzogen, in denen sie nicht wagten Holz zu fällen, zu jagen und zu fischen, zu denen sie jedem Fremden den Zutritt unter Todesstrafe verweigerten. Und noch zu der Zeit, da schon das Christentum in der Gegend Fuß gefaßt hatte, werden hier die Eingeborenen, die zum Teil nur mit dem Munde, nicht aus Ueberzeugung sich zur neuen Lehre bekannten, im Dunkel der Nacht zusammengekommen sein, um an geweihter Stätte den Göttern zu opfern, zu denen einst ihre Väter gebetet, deren Hilfe sie angerufen hatten, und denen auch sie trotz Laufe und christlichem Unterricht im Grunde ihres Herzens noch angingen. Der heidnische Wallberg wurde dann ein Schloß des Kapitals, und bald zogen auch deutsche Ansiedler heran. Schon zum Jahre 1312 wird Hermann der „Schultheiß von Kirchberg“ genannt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die deutsche Siedlung in der Nähe des Wallberges, wo an der heidnischen Kultstätte frühzeitig ein christliches Gotteshaus entstanden sein dürfte, ursprünglich den Namen Kirchberg führte, der dann doch aber dem alten Plaut (Plauten) weichen mußte. Gleichwie Plauten tragen fast alle Ortschaften der terra Plut altpreußische Bezeichnungen, Steinbotten, das ursprünglich Wichmannsdorf hieß, Lotterfeld und Lotterbach, genannt nach dem alten Lutirflüßchen, Glanden, Woppen, Paulen, Klaußitten, Stabunken, DREWENZ. Nur Seefeld und Schönsee wurden genannt nach dem Walschsee, der ihre Gemarkungen bespülte, und einen deutschen Namen erhielt das Kirchdorf Frauendorf.

Hatte Ermlands zweiter Bischof Heinrich Fleming vor allem den Küstenstrich und das Passargetal deutscher Kultur und Gesittung erschlossen, so drang diese unter Bischof Eberhard von Neisse siegreich ins mittlere Ermland vor, ins Gebiet südlich der Wewa, in den alten Gau Pogesanien, den die Teilungen von 1251

und 1254 fast ganz dem Fürstbistum zugewiesen hatten, und wo seit 1288 der Bischof als Landesherr gebot. Schon 1241 war hier, am Zusammenfluß der Simser mit der Alle, vom Deutschen Orden das feste Haus Heilsberg angelegt worden, dem aber die erste große Empörung der Preußen jähren Untergang bereitete. Durch Bischof Anselm vor 1260 wieder aufgebaut, war es zu Anfang des zweiten großen Aufstandes den Pogesanierern in den ersten Monaten des Jahres 1261 abermals in die Hände gefallen, um von ihnen mit verzweifelter Hartnäckigkeit bis zum letzten Augenblick, bis zu ihrer völligen Niederwerfung im Jahre 1273 gehalten zu werden. Um die Burg legte sich dann gegen Ende des 13. Jahrhunderts die gleichnamige Stadt. In ihrer Handfeste, die ihr Bischof Eberhard unter dem 12. August 1308 ausstellte, wird ausdrücklich betont, daß sie angelegt sei zur Wohlfahrt und zum Nutzen der ermländischen Kirche, auf daß diese wachse und gedeihe und der katholische Glaube durch die Ansiedlung von Christgläubigen immer weiter sich ausbreite. Heilsberg hat mit einem Berg des Heils, mit einem *mons salutis* aber wohl nichts zu tun. Wie der Berg, der beim altpreußischen Feld Salmia, beim Feld Schalmey aufragte, seinen altpreußischen Namen, der uns leider nicht überliefert ist, zur Ehre Gottes, wie es in einer Urkunde vom 10. Juli 1289 heißt, in Grunenberg ändern mußte, so dürfte auch Hellsbeck, Hellsberg, Heilsberg eine Umwandlung aus dem Altpreußischen sein. Der die Gegend beherrschende hohe Kreuzberg, wahrscheinlich eine alte Preußenfeste, dürfte einen Namen geführt haben, der dem deutschen Heilsberg ähnlich klang, und aus dem die deutschen Anzöglinge dann einen Heilsberg machten. Jedenfalls ist ein Zusammenhang mit dem in Süddeutschland wirklich vorkommenden Ortschaftsnamen Heilsberg nicht nachweisbar; denn die Gründer von Heilsberg sind, wie sich urkundlich dartun läßt, und wie auch die in Heilsberg gesprochene Mundart, das Breslauische, zur Gewißheit macht, Schlesier, Verwandte des Bischofs Eberhard.

Verwandte des Bischofs mit ihren Landsleuten setzten auch die Stadt *Wormditt* an der Drewenz an. Man hat den Namen *Wormditt* mit dem der Warmier zusammengebracht und den Ort, der früher ein altpreußisches Dorf gewesen sein soll, zum Hauptstiz des genannten Volksstammes machen wollen. Altpreußisch ist ohne Zweifel das Wort *Wormditt*, wie schon die Endung *it* oder *iten* beweist, alles andere aber, was man daraus gefolgert hat, gehört ins Reich der Phantasie. Schon die Tatsache, daß die

Stadt garnicht in der alten Landschaft Warmien, sondern nachweislich in Pogesanien liegt, wirft es rettungslos über den Haufen. Ich bin der Ansicht, daß Wormditt eine alte und zwar ganz bestimmt urkundlich bezeugte preußische Marktstätte ist, das sogenannten forum Pogusaniae, der Markt Pogesaniens, den die Gründungsurkunde für Tüngen und Korbsdorf bei Wormditt erwähnt, die der Preuße Kurthye, d. h. der Windhund, am 14. August 1287 erhielt. Nach der genannten Urkunde liegt das forum Pogusaniae zwischen Passarge und Dremenz bei der alten Brücke Nasgitrin, also ganz in der Nähe des heutigen Wormditt; das wohl schon zur Preußenzeit den Handelsverkehr von Pogesanien über die Passarge nach dem heutigen Oberland vermittelte.

Der Lokator und erste Schultheiß von Wormditt, der Schlesier Wilhelm, wurde auch der Gründer von Guttstadt an der Alle, wo wie in Heilsberg und Wormditt noch heute vom Volke der Breslauische Dialekt, das Mitteldeutsche gesprochen wird. Guttstadt dürfte nicht die Guthinstadt, d. h. die Gotenstadt sein, für die sie mein Vorgänger Bender angesprochen hat. Wohl ist es richtig, daß vor den Preußen um die Alle und den Pregel herum Goten gesessen haben, und es wäre auch nicht unmöglich, daß ein Teil derselben den Stoß, den ihre Stämme im 3. Jahrhundert gegen die untere Donau unternahmen, nicht mitgemacht, sondern sich den von Osten her ins Pregel- und Weichselgebiet eindringenden Völkerschaften, den Preußen, unterworfen hätten. Dann aber sind diese Goten sicher im Verlaufe weniger Menschenalter mit ihren Herren in eins verschmolzen, ohne eine Spur ihrer früheren Sitte und Sprache zu hinterlassen. Es ist mehr als unwahrscheinlich, es ist geradezu unmöglich, daß unter den damaligen Verhältnissen, wo die Völker noch ein halbes Nomadenleben führten, der Name Gotenstadt sich durch die ganze Preußenzeit bis ins 14. Jahrhundert hinüber gerettet haben sollte, ganz abgesehen davon, daß von Stadt weder bei den Goten noch bei den Preußen die Rede sein kann. Auch mit einer bona civitas, einer Guten Stadt, wie eine Urkunde vom 13. Mai 1336 sie nennt, hat Guttstadt nichts zu tun. Am nächsten liegt es doch, wenn einmal die Ethnologie zur Erklärung von Namen herangezogen werden soll, auf die Sprache desjenigen Volkes zurückzugreifen, in dessen Gebiet sich diese Namen finden, also hier auf die Sprache der Preußen. Und wenn wir da erfahren, daß *gudde* im Altpreußischen der Busch, das Gebüsch heißt, so hat die Deutung die

Buschstadt, die Stadt mitten in der Wildnis, wenigstens ebensoviel Anspruch auf Wahrscheinlichkeit, als die Göttenstadt Benders. Verfinnbilblich doch auch das Guttstädter Wappen: in Silber auf grünem Boden ein schreitender roter Hirsch, im Maule ein grünes Eichenzweiglein mit 2 goldenen Eicheln tragend, die Anlage der Stadt auf einer dem Walde abgerungenen Richtung. Auch nach der Landschaft Gubicus, einem Untergau von Pogesanien, in dem Guttstadt vermutlich lag, könnte der Name genommen sein.

Veranlassung zur Gründung der Stadt Guttstadt gab wohl der Umstand, daß der altpreußische Bezirk Glottau, Glottovia, woselbst sich die gleichnamige Burg erhob, daß der Hügel zwischen Alle und Quehlbach, soweit man aus den dürftigen Andeutungen, die in den Urkunden erhalten sind, schließen darf, einen politischen wie religiösen Brennpunkt altpreußischen Lebens bildet. Und wieder wurde die Gegend, als deutsche Ansiedler sich ihrer bemächtigten, ein Mittelpunkt religiösen Lebens. Im Jahre 1343 ward das Kollegiat-Stift zum heiligen Erlöser und zu Allerheiligen, das anfänglich in der Nähe von Braunsberg, wahrscheinlich in Bettelkau bestand, zunächst nach Glottau, dann am 20. November 1347 nach dem ganz in der Nähe gelegenen festen Guttstadt verlegt. Hier hat es bestanden bis zum Jahr 1810. Glottau aber, das wegen der Verehrung des Heiligsten Altarssakramentes, durch das dort Wunder geschehen und fromme Wallfahrten des Volkes veranlaßt werden, wie es in der Urkunde vom 20. November 1347 heißt, blieb Titel- und Mutterkirche des Stifts und ist Wallfahrtsort geblieben bis auf den heutigen Tag.

Waren es Mitteldeutsche, Schlesier, die Heilsberg, Wormditt, Guttstadt und ihre Umgegend besiedelten, so gewann im südlichen Ermland das niederdeutsche Element wieder die Oberhand. Auch dafür bietet uns zwar die Siedlungsgeschichte, nicht aber der Name der Städte und ländlichen Ortschaften die nötige Erklärung. Seeburg wurde 1338 von Heinko (Heinrich) Wendepfaffe angelegt, einem Sohn jenes Conrad Wendepfaffe, dem sein bischöflicher Schwager Heinrich I. Fleming im Jahr 1289 im Feld Ebitten an der Passarge 110 Hufen sowie 34 Hufen im Felde Schalmeh nebst einem Drittel des Grunenberg's verschrieben hatte. Heinkos Mutter, Walpurg Fleming, wenigstens ist eine Niederdeutsche, eine Lübeckerin, und selbst wenn, wie Bender annimmt, Conrad Wendepfaffe aus Thüringen stammen sollte, spricht, da der Einfluß der Mutter bei der Erziehung ausschlaggebend zu sein pflegt,

alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Kinder Art und Sprache der Niederdeutschen angenommen haben werden. Der Lokator von Köhler, ein gewisser Clerus, ist ohne Zweifel ein Braunsberger, vermutlich derselbe Magister Clerus, den Bischof Hermann von Prag mit der Gründung der Neustadt Braunsberg betraute. Die Besiedler von Allenstein und Wartenburg aber, Johannes von Lehfen und Heinrich von Lehfen, waren vermutlich Schulzen im Dorf Layß bei Mehlsack gewesen, wo niederdeutsch gesprochen wurde und von wo sie einen Teil der ersten Bürger mit hinüber genommen haben dürften. Die Gründung des Dorfes Schönfließ ober Strowangen, aus dem später die Stadt Bischoffstein erwuchs, geschah durch den Schulzen Johann von Rogenhauß, so daß hier wieder das Mitteldeutsche zum Teile wenigstens Geltung gewann, während Bischofsburg von dem Niederdeutschen der Köhler und Wartenburger Gegend beeinflusst wurde.

Die Namen all der genannten Städte ergeben für die Herkunft ihrer ersten Bewohner auch nicht den geringsten Anhalt. Köhler hat weder mit der Verkleinerungsform von Kof noch von Kose etwas zu tun, sondern ist unzweifelhaft altpreussisch, Seeburg, Bischoffstein, Bischofsburg, Allenstein und Wartenburg sind ganz allgemeine deutsche Bezeichnungen, deuten den Zweck an, dem die Städte mit ihren Burgen dienen sollten. Sie lagen ursprünglich sämtlich am Rande der Wildnis, die erst die fortschreitende Besiedlung des Landes lichtetete, sie sollten, wie es deutlich der Name Wartenburg besagt, die Wacht halten gegen die feindlichen Ueberfälle der Litauer, warten der Sicherheit des Landes, ihre Späher und Kundschafter, die Warteute an der Grenze auf die Bauer legen, ihnen den nötigen Rückhalt gewähren und gegebenenfalls den Rückzug decken. Es waren in der ersten Anlage sogenannte Wildhäuser, kleine Festungen, vergleichbar den Indianerforts in Amerika, die der Bevölkerung der umliegenden Dörfer und Güter Schutz und Zuflucht bieten sollten bei den verheerenden Einfällen der Feinde.

Die Bevölkerung aber dieser Dörfer in der näheren und weiteren Umgebung der genannten Städte war je weiter nach Süden in desto größerem Umfang eine mehr oder minder preussische. Rein deutsche Bewohner hatten wohl nur die Kirchdörfer. Daß das preussische Element überzog, zeigt das vergebliche Bestreben der Landesherrschaft, den Siedlungen deutsche Namen zu geben. Diese deutschen Bezeichnungen mußten in kurzer Zeit

überall altpreussischen weichen. So wurde, um nur einige Beispiele anzuführen, aus Heiligenkreuz ein Scolen, ein Schulen, aus Deuschental ein Krefollen, aus Waldau ein Napratten, aus Strahlenberg ein Kertwienen, aus Rosenberg ein Kolm, aus Schönborn ein Widbricks, aus Burgholz ein Kobawen, aus Hohenfeld ein Someiden; freilich kamen daneben auch deutsche Uebersetzungen ursprünglich preussischer Namen vor: Sturmhübel, d. h. der Sturmhügel, der Windhügel ist eine Verdeutschung des altpreussischen Bomgarde oder Bumgarbe (garbe heißt die Anhöhe, der Hügel), Beimberg oder Behmberg, das spätere Molditten hieß ursprünglich Labegarbe oder Lahdegarbe, das ist eben der Behmberg usw.

Noch heute tragen von den etwa 160 Ortschaften des Kreises Heilsberg rund 90 unzweifelhaft altpreussische Namen, von den 120 Ortschaften des Kreises Kögel sind es 81. Dazu kommen 8 mit polnischen Namen, die aber ihre Umwandlung aus dem Altpreussischen deutlich verraten. Der Kreis Allenstein zählt unter seinen 190 selbständigen Gemeinden 132 mit altpreussischen und 12 mit polnischen Benennungen. Doch auch solche Ortschaften, die scheinbar einen echt deutschen Namen aufweisen, sind auf altpreussischen Feldern angelegt worden, deren Bezeichnungen dann einfach ins Deutsche übertragen wurden. Namentlich befinden sich viele darunter, die auf Wald, Tal, Feld und Dorf enden. Solche ermländischen Ortsnamen, die aus der alten Heimat der Kolonisten herübergenommen sein könnten, lassen sich mit Sicherheit keine nachweisen. Selbst bei dem Kirchdorf Heinrichau zwischen Melsack und Wormditt ist es zweifelhaft, ob seine ersten Bewohner aus dem schlesischen Heinrichsau stammen. Der Ort kann ebensogut den Namen nach seinem Lokator Heinrich Labenyl oder nach dem damaligen Dompropst Heinrich von Sonnenberg, der aus Schlesien nach dem Ermland gekommen war, genannt worden sein.

Verraten uns demnach die Namen der ermländischen Ortschaften über die Herkunft der deutschen Siedler nicht das geringste, und müssen wir aus ihnen die Gewißheit entnehmen, daß der bei weitem größte Teil der Bevölkerung des Fürstbistums aus Stammespreußen bestand, und daß die Deutschen nur eine verhältnismäßig dünne Oberschicht bildeten, so stellen sie die Macht der deutschen Kultur in um so helleres Licht. Die ermländischen Bischöfe dachten ihren preussischen Untertanen gegenüber nicht an Unterdrückung oder gar gewaltsame Ausrottung, sondern verfolgten die altbewährte Politik, sie durch Gewährung würdigerer

Existenzbedingungen an Gehaftigkeit zu gewöhnen und sie so allmählich der neuen Herrschaft und dem neuen Glauben zu gewinnen. Meist zu dem alten einheimisch-preußischen, aber auch zu dem neu geschaffenen, günstigeren deutschen, dem kulmischen Recht wurden ihnen zahlreiche Besitzungen überlassen, und wohl nur in den Fällen, wo sie vorher unfreie, hintersässige Bauern gewesen waren, hatten sie auch weiter dem Grundherrn zu zehnten und zu scharwerken. Nationalität und Sprache blieben ihnen unangetastet; denn daß diese früher oder später dem ihnen weit überlegenen Deutschtum von selbst zum Opfer fallen mußten, stand jedem Ein-sichtsvollen von vornherein fest. Jetzt wurden der gemischt-sprachigen Kirchspiele, der Gemeinden, in denen die preußische und deutsche Sprache zugleich geredet wurde, immer weniger, und um die Mitte des 15. Jahrhunderts waren sie fast gänzlich verschwunden. Die wenigen noch gebliebenen Reste der alten Stammbevölkerung rafften die Kriege des 15. und 16. Jahrhunderts hinweg. Dort, wo sie geessen hatten, also in den südlichen Distrikten des Fürstbistums, siedelten sich, nachdem polnische Bischöfe seit Hosius (1551) den ermländischen Bischofsitz bestiegen hatten, polnische Kolonisten an. Doch den deutschen Charakter vermochten auch sie nicht dem Ländchen zu nehmen. Der Kern seiner Bevölkerung, der bei weitem größte Teil seiner Bürger und Bauern, blieb dank der dem Ermland im zweiten Thorner Frieden von 1466 gewährten Sonderstellung, dank den eigenen Regierungsformen und Einrichtungen deutsch mit deutscher Sitte, deutscher Sprache und deutscher Kultur, und es war im wesentlichen ein deutsches Land, das Preußen in Besitz nahm, als im Jahr 1772 das politische Geschick des Bistums sich vollendete. Dieses Deutschtum unserer engeren Heimat zu wahren, soll unser aller heißestes Bemühen sein.¹⁾

¹⁾ Auch an dieser Stelle sei Herrn Bibliothekar Dr. Will-Braunsberg für seine freundliche Hilfe bei der Entzifferung des vielfach schwierigen steno-graphischen Urtextes im Namen des Vorstandes des Erml. Histor. Vereins herzlich gedankt.

Geheimrat Dr. Victor Röhrich.¹⁾

Ein Lebensbild
von Studienrat Franz Buchholz.

Ein hartes Geschick lastet auf unserm Ermländischen Geschichtsverein. In dem letzten Jahrzehnt sind ihm nicht weniger als sechs reichverdiente Vorstandsmitglieder durch den Tod entrisfen worden, und zum zweitenmal ist der Platz des Vorsitzenden verwaist. Tief klaffen diese Lücken, um so empfindlicher, als es am Ersatz arbeitswilliger geschulter Kräfte mangelt. Und das in einer Zeit, die wie keine andere von der sieghaften Idee der Heimatbewegung erfasst ist, die sich mit liebevollem Eifer in die heimatische Vergangenheit versenkt, die auch unserem Verein eine neue, große Schar von Mitgliedern und Freunden zumal aus Lehrerkreisen zugeführt hat . . .

Als am Sonnabend, 27. Juni die Kunde von dem Ableben des Geheimrat Röhrich durch die Straßen von Braunsberg, durch die Städte und Dörfer des Ermlandes eilte, da erschien sie vielen schier unfassbar. Hatte doch noch die letzte Mittwoch-Nummer 148 der Erml. Zeitung mit seiner Fortsetzung der „Geschichte des Ermlandes“ und seinem Aufsatz zur Aufwertungsfrage von der scheinbar ungebrochenen Kraft und dem unbeugsamen Mute des Verfassers Zeugnis abgelegt; und selbst die wenigen Eingeweihten, die mit stiller Sorge manche bedenklichen Anzeichen einer erschütterten Gesundheit an dem Geheimrat beobachtet hatten, hatten eine so schnelle Katastrophe nicht zu befürchten gewagt. Um so stärker war die allgemeine Bestürzung über den jähen schweren Verlust, um so herzlicher die Teilnahme für die Hinterbliebenen, denen

¹⁾ Vgl. Erml. Zeitg. Nr. 147 vom 29. Juni 1925 und Unf. erml. Heimat Nr. 7 vom 21. Juli 1925.

ein ebenso plötzlicher Tod vor Monatsfrist (28. Mai) den um ein Jahr jüngeren Bruder des Verstorbenen, den ehemaligen Kaufmann und Stadtverordnetenvorsteher Hugo Röhrich in Mehlsack entrafte hatte. Trauernd klagte die Braunsberger Staatl. Akademie um ihren Rektor, der ein volles Menschenalter hindurch als Professor der Geschichte und gelehrter Forscher „vorbildlich gewirkt“ hatte, schmerzlich bewegt stand der Vorstand des Erml. Geschichtsvereins an der Bahre seines Vorsitzenden, dessen „Lebensaufgabe die ermländische Geschichtsforschung“ gewesen war, in Liebe und Verehrung gedachte der Hypotheken- Gläubiger- und Sparer-Schutzverband in seinem Nachruf des Mitarbeiters, der der Braunsberger „Ortsgruppe Seele und väterlicher Berater“ gewesen war.¹⁾

Wenn im Folgenden nach den guten Gepflogenheiten unseres Vereins eine gedrängte Würdigung der reichen Lebensarbeit des Verstorbenen versucht wird, so ist dabei naturgemäß der Hauptakzent auf seine allgemein anerkannte Bedeutung als Heimatforscher zu legen. Die Vollständigkeit des Charakterbildes erfordert aber auch eine kurze Berücksichtigung seiner öffentlichen politischen Betätigung, die ihm leicht begreiflich „der Parteien Gunst und Haß“ eintrug; auch auf diesem Gebiete Röhrichs Denken und Streben gerecht zu werden, soll ernstes Bemühen des Verfassers sein.

Victor Röhrich ist nicht nur nach seiner Abstammung ein Ermländer, auch nach seiner Ausbildung und Wirksamkeit gehört er fast ganz seiner ermländischen Heimat an. Sein Geburtsort ist Mehlsack, wo er am 27. Juli 1862 dem Maler-, Riemer- und Sattlermeister Franz Röhrich und dessen Gattin Rosa geb. Klingenberg nächst zwei Schwestern als ältester von vier Söhnen geboren wurde. Sein Vater war ein fleißiger, sparsamer Mann, der auf strenge Zucht im Hause hielt. Der stille, begabte Victor besuchte zunächst alle Klassen der kath. Knabenschule und danach der gehobenen Schule seiner Vaterstadt. Sein ungewöhnliches Talent veranlaßte die Eltern, den vierzehnjährigen im Herbst 1876 zum Braunsberger Gymnasium zu schicken. In Jahresfrist machte der ausgezeichnete Schüler den Sprung von Quarta nach Obertertia, und seine Fähigkeiten im Verein mit seinem „in jeder Beziehung musterhaften Fleiß und sittlichen Verhalten“²⁾ verhalfen ihm zu Ostern 1882 unter Befreiung von der mündlichen Prüfung zu einem glänzenden Reifezeugnis, das in fast allen Fächern, selbst

¹⁾ S. die Nachrufe in Nr. 147 der Erml. Btg.

²⁾ Röhrichs Reifezeugnis. Akten des Gymnasiums Braunsberg.

in Mathematik und Turnen, die besten Prädikate aufwies. Röhrich fiel die Abiturienten-Abschiedsrede in der Gymnasialaula zu; in seiner von dankbarer Verehrung für seine Lehrer erfüllten Ausführungen spricht er den Satz aus: „Nicht oberflächliche Gelehrsamkeit, sondern gründliches Wissen wird im Leben verlangt, nur der tiefe Denker, der erprobte Gelehrte findet Geltung, während aller Schein sich zwar eine Zeitlang behauptet, dauernd aber niemals zur Geltung gelangen kann.“¹⁾ Worte, die für seine eigene wissenschaftliche Laufbahn richtunggebend waren.

Um seinen Neigungen entsprechend Geschichte und Philologie zu studieren, begab sich Röhrich nach Breslau, wo noch der alte Historiker Wilhelm Junckmann²⁾, der von 1854—55 als außerordentlicher Professor am Lyceum Hosianum gewirkt hatte, sein Lehrer und Gönner war. Im Herbst 1884 bezog er die Königsberger Albertina, an der der Vertreter der mittelalterlichen und neueren Geschichte Professor Hans Prutz, geschätzt auch wegen seines formvollendeten, pathetischen Vortrages, besonders anregend auf ihn wirkte. Unter seiner Führung promovierte er *summa cum laude* zum Dr. phil. Seine Dissertation behandelte den Kölner Erzbischof Adolf I., der in den Thronwirren nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. eine bedeutende, für die Einheit und Macht des deutschen Reiches unheilvolle Rolle spielte.³⁾ Schon diese wissenschaftliche Erstlingsarbeit offenbart die Vorzüge der Röhrichschen Forschung: gründliches Studium der einschlägigen Quellen und Literatur, sicheres, selbständiges Urteil und Klarheit und Gefälligkeit in der Darstellung. Sie liefert zugleich den Beweis, daß Röhrich auch schwierige Epochen der großen deutschen Reichsgeschichte zu meistern verstand. Wenn sich seine spätere Forschung ausschließlich auf die Heimatgeschichte beschränkte, so trug wesentlich dazu der Umstand bei, daß das wissenschaftliche Rüstzeug zu solchen weitergreifenden Arbeiten in Braunsberg zum meist fehlte und früher kaum zu beschaffen war.

Am 21. Dezember 1885 bestand Röhrich sein Rigorosum. Am 10. März 1886 mittags 12 Uhr verteidigte er seine Dissertation und zwei Thesen gegen die Opponenten stud. hist. Thunert

¹⁾ Röhrichs Abiturienten-Rede in f. handschriftl. Nachlaß.

²⁾ Jos. Bender, Geschichte der philol. u. theol. Studien im Ermland. Festschrift. Braunsberg. 1868 S. 173 f.

³⁾ Adolf I., Erzbischof von Köln. I. Teil. Adolf als Reichsfürst. Inaug.-Dissert. 1886. Braunsberg. 107 S.

und Sommerfeld, die später ebenfalls mit Erfolg in der Provinzialgeschichte gearbeitet haben. Die Thesen behandelten die Frage, ob es unter Karl d. Gr. eine amtliche Reichsgeschichte gegeben habe, und den Ausdruck *episcopatus Coloniensis* der Gelnhäuser Urkunde vom 13. April 1180.¹⁾

Der junge Doktor, der sein Erstlingswerk „in kindlicher Liebe und Dankbarkeit seinen guten Eltern“ gewidmet hatte, bereitete sich nunmehr auf die wissenschaftliche Staatsprüfung *pro facultate docendi* vor, da er das höhere Lehrfach zu ergreifen gedachte. Im Februar 1887 war auch dieses Examen bestanden; bei der Ueberfüllung des höheren Lehrberufs aber boten sich den Kandidaten damals recht trübe Aussichten. Sein Probejahr legte er von Ostern bis Michaelis 1887 am Gymnasium zu Tilsit, bis Ostern 1888 am Realgymnasium auf der Burg in Königsberg ab. Als ordentliches Mitglied des Kgl. Pädagogischen Seminars in Königsberg fand er an dem letztgenannten Realgymnasium bis Herbst 1889 Beschäftigung und war dann vom Oktober 1889 bis Juli 1890 am Gymnasium zu Köchel ausbildungsweise tätig. Da sich einstweilen keine Vertretung mehr bot, ging Köhlich nach Königsberg, um am dortigen Staatsarchiv Forschungen zur Heimatgeschichte anzustellen. Ostern 1891 wurde er wieder zur lehramtlichen Aushilfe nach Köchel berufen und bereits am 1. Juli auf die durch Redners Pensionierung erledigte Oberlehrerstelle befördert.²⁾

Bis Ostern 1894 hat Köhlich dem Kollegium des Gymnasiums angehört und an dieser Anstalt nicht nur den historischen und deutschen Unterricht erteilt, sondern auch die klassischen Sprachen und Rechnen auf der Mittel- und Unterstufe gelehrt. Bei seinem Scheiden rühmte ihm Direktor Buchholz „ernste Auffassung des Lehramtes, unermüdblichen Pflichteifer und eine fruchtbare Wirksamkeit“ nach.³⁾

Inzwischen war am 8. Dezember 1893 der greise Geheimrat Wender in Braunsberg verstorben.⁴⁾ Konnte der Todesfall des 78jährigen, fast blinden Gelehrten nicht sonderlich überraschen, so bot doch die Frage seiner Nachfolge gewisse Schwierigkeiten. Der bekannte Personalienreferent im Kultusministerium Dr. Althoff

¹⁾ a. a. O. S. 107.

²⁾ Jahresbericht d. Gymnas. Köchel. 1892 S. VII.

³⁾ Jahresber. Köchel 1895. S. 14.

⁴⁾ Dipler, Geheimrat Joseph Wender. G. Bisth. X. 748 ff.

beabsichtigte die vakante Professur als Uebergangsstelle dem jungen, vielversprechenden Pieler Privatdozenten Dr. Felix Kachfahl zuzuwenden, der übrigens als Ordinarius in Freiburg i. Br. in diesem Frühjahr ebenfalls verstorben ist. Die ermländischen Historiker, insbesondere Sipler, durften dagegen mit Recht darauf hinweisen, daß die Pflege der heimatlichen Vergangenheit eine besondere Aufgabe des Braunsberger historischen Lehrstuhls sei, daß aber von einem fremdem Geschichtsforscher hierin die erwünschte Förderung schwerlich zu erwarten sei. Demgegenüber schien der strebsame, fähige Ermländer Köhrich gerade in dieser Richtung die besten Garantien zu bieten; und nachdem der junge Oberlehrer eine besondere Revision durch den Königsberger Provinzialschulrat glücklich überstanden und, ins Kultusministerium zitiert, selbst auf den gefürchteten Althoff einen günstigen Eindruck gemacht hatte, entschied sich dieser und damit der Minister für ihn, zumal Kachfahl aus religiösen Bedenken seine Bewerbung zurückgezogen hatte.

So erfolgte zu Ostern 1894 die ehrenvolle Berufung Köhrichs als außerordentlicher Professor der Geschichte an das Lyceum Hofianum zu Braunsberg. Schon nach zwei Jahren rückte er zum Ordinarius auf. Gleich an dieser Stelle sei vermerkt, daß er vom Oktober 1908—11 das Rektorat bekleidete. Im September 1910 erhielt er den Roten Adlerorden 4. Klasse, im September 1916 wurde er zum Geh. Regierungsrat ernannt. Sein zweites Rektorat, das er im Oktober 1924 antrat, hat er nicht mehr zu Ende führen können.

Der Kreis von Köhrichs Vorlesungen umfaßte zunächst nur historisch-geographische Stoffe. So behandelte er anfangs die Geschichte Preußens, besonders des Ermlandes, aus der recht bald sein ständiges zweistündiges Kolleg über ermländische Geschichte erwuchs. Eine andere zweistündige Vorlesung hatte die allgemeine Geschichte der neuesten Zeit seit 1789 bezw. 1815 zum Gegenstand. Einstündige Kollegs waren den deutschen Altertümern, der germanischen Mythologie, der Völkerkunde, einmal auch der Geographie Norddeutschlands gewidmet. Seit dem Winter-Semester 1907/8 tritt als neues Thema die Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert auf, die auch eine Schar von Gasthörern und Hörerinnen fesselt. Diese Vorlesungen begleiteten anfänglich geschichtliche Uebungen, die sich mit Plastwichs ermländischer Chronik befaßten, später historisch-diplomatische und paläographische Praktika,

die den heranwachsenden Klerus in das Verständnis alter Urkunden und Handschriften einführen sollten.¹⁾ Um die Studenten zu eigener heimatgeschichtlicher Forschung anzuregen, wählte er für die Preisaufgaben der philosophischen Fakultät Themen aus der ermländ. Geschichte; so i. J. 1897 einen Abschnitt aus der erml. Kolonisation,²⁾ 1901 die Biographie des Bischofs Johann von Meißen,³⁾ 1905 das kirchliche Leben im Ermland nach den mittelalterlichen Synodalbeschlüssen⁴⁾, 1909 die Stellung des Bischofs Franz zum preußischen Bunde i. J. 1440, 1913 die innere Entwicklung der Altstadt Braunsberg während des Mittelalters. Nur sein Thema vom Jahre 1923 „Die soziale Gedankenwelt des Jeremias Gotthelf“ knüpfte an seinem literarhistorischen Kolleg an.

Röhrich übte sein akademisches Lehramt mit der ihm eigenen peinlichen Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit aus. Sein hoher wissenschaftlicher Ernst, sein freimütiges Eintreten für das von ihm als wahr Erkante konnten auf seine Zuhörer ihren Eindruck nicht verfehlen; dazu kam das lebendige, starke Pathos und die sorgfältig ausgefeilte Diktion, die seinen Vortrag anziehend und anregend gestalteten. Oratorische Glanzleistungen pflegen seine akademischen Festreden zu sein, mit denen er z. B. an Kaisers Geburtstag, bei dem Hofius-Jubiläum d. J. 1904, bei den Rektorsratsübernahmen i. J. 1908 und 1924, beim Dante-Jubiläum d. J. 1921 vor ein größeres distinguiertes Publikum trat.

Der wirkungsvolle Redner versagte sich aber auch nicht, wenn an ihn der Ruf zum Dienste der Allgemeinbildung erging. So stellte er sich gern dem Braunsberger Polytechnischen Verein, dem er zeitweilig als Vorstandsmitglied angehörte, zur Verfügung, wo er über literarhistorische und geschichtliche Themen sprach.⁵⁾ Ebenso

¹⁾ Vgl. die Indices lectionum und Vorlesungsverzeichnisse der Braunsberger Akademie von 1894—1925.

²⁾ Quando quibusque legibus Capitulum Warmiense terras dominio suo subditas colonis viritum locaverit. Ind. lect. Brunsb. aest. 1897.

³⁾ Vita Joannis episcopi Warmienseis qui dicitur de Misna narretur.

⁴⁾ Quae imago vitae ecclesiasticae Warmienseis in constitutionibus synodalibus mediae aetatis expressa sit. — Die späteren Aufgaben sind deutsch gestellt.

⁵⁾ Prof. Dr. Sigalski hebt in seinem Nachruf auf Röhrich folgende Vorträge hervor: über Heinrich Heine, Jeremias Gotthelf, Marie v. Ebner-Eschenbach, Ferdinand v. Saar, Hermann Sudermann, Gerhard Hauptmann, Gottfried Keller, — die vorgeschichtlichen Kulturepochen im alten Preußen, die Entstehung und Entwicklung der englischen Weltherrschaft und der Weltkrieg. E. Btg. 264 v. 12. November 1925.

übernahm er in den Nachkriegsjahren an der neubegründeten Braunsberger Volkshochschule Vorlesungen über neuere deutsche Literatur. Zuletzt noch hielt er vor Ostern als Dozent bei dem Braunsberger Lehrgang für Heimatkunde trotz geschwächter Gesundheit und starker Arbeitsüberlastung den oben publizierten Eröffnungsvortrag über die Besiedlung des Ermlandes; mit warmen begeisternden Worten wußte er gleichsam in diesem seinem Schwanengesang einleitend das hohe Lied der Heimatliebe zu künden.

Wirkt das gesprochene Wort auch unmittelbarer, tiefer, eindringlicher, so geht das gedruckte doch in weitere Kreise und über die Gegenwart hinaus in eine fernere Zukunft. Röhrich muß zu den fleißigsten und fruchtbarsten ermländischen Publizisten gerechnet werden. Seine zahlreichen verstreuten Aufsätze nur namentlich aufzuführen, würde hier mehrere Seiten füllen, und dabei wäre eine lückenlose Vollständigkeit doch nicht zu erzielen. So seien denn nur die wichtigeren, für die ermländische Geschichtswissenschaft wertvolleren Arbeiten herausgehoben, die in dieser Zeitschrift allein über 1800 Seiten einnehmen.¹⁾

In das Ende seiner Rößeler Lehrtätigkeit fällt Röhrichs erste Abhandlung aus dem Gebiete der Heimatforschung, „ein Bauernaufbruch im Ermland (1440—42)“.²⁾ Der Verfasser gibt darin hauptsächlich nach Loepkens „Akten der Ständetage Preußens“ eine zusammenfassende Darstellung jener bedrohlichen sozialrevolutionären Bewegung unter den Bauern des Kammeramtes Mehlsack, die sich gegen die angestammte Landesherrschaft, das Frauenburger Domkapitel, richtete und nach wiederholten vergeblichen Vermittlungsversuchen erst durch das entschiedene Eingreifen des Bischofs Ruhßmalz unterdrückt wurde.

Diese verheißungsbolle Veröffentlichung und die historische Professur verschafften Röhrich schon am 6. Juni 1894 die Aufnahme in den Vorstand des Ermländ. Geschichtsvereins,³⁾ wo er sogleich einer der regsten Mitarbeiter und nach Dompropst Dittrichs Tode am 12. April 1915 der Vereinsvorsitzende wurde.⁴⁾

¹⁾ S. das Inhaltsverzeichnis zum Bd. XX dieser Ztsch. S. 208 f.

²⁾ Wissenschaftl. Beigabe zum Jahresbericht des Gymnas. Rößel. Ostern 1884. S. I—XVI.

³⁾ E. Z. XI, 154.

⁴⁾ a. a. O. XIX, 834.

In engem zeitlichem Zusammenhang mit der eben besprochenen Abhandlung stehen Röhrichs nächste wissenschaftliche Publikationen, die durch Wilh. Brüning's Königsberger Dissertation „Die Stellung des Bistums Ermland zum deutschen Orden im dreizehnjährigen Städtekrieg“¹⁾ herausgefordert zu sein scheinen. Brüning hatte sich in seiner Darstellung nicht nur einseitig auf den Standpunkt des deutschen Ordens gestellt und dazu unmethodisch moderne politisch-nationale Anschauungen auf jene Zeit übertragen,²⁾ er hatte überdies nach Töppens Vorbild³⁾ die Glaubwürdigkeit des ermländischen Chronisten Johannes Plastwich aufs schwerste angegriffen, ihm „dreiste Heuchelei“, „Verleumdung“, „Gehässigkeit“, „klerikale Voreingenommenheit“, „tendenziose Uebertreibung“ und ähnliches vorgeworfen und auch die neueren ermländischen Geschichtsschreiber „entstellender Schönfärberei“ und „erfichtlicher Tendenz“ bezichtigt.⁴⁾

Gegenüber solchen harten Anschuldigungen unterzog Röhrich den ganzen strittigen historischen Tatfachenkomplex einer eingehenden, gründlichen Nachprüfung. In seinem Aufsatz über „das Bündnis des erml. Domkapitels mit dem preußischen Bunde vom 14. Februar 1454“⁵⁾ führt er den überzeugenden Nachweis, daß das Frauenburger Domkapitel nicht freiwillig in schönödem Verrat, sondern von den ermländischen Ständen gezwungen den Anschluß an den preußischen Bund vollzogen habe. In einer in flüssigem Latein geschriebenen Indexabhandlung des *Lyceum Hosianum*⁶⁾ zeigt er, gestützt auf ungedruckte Königsberger und Frauenburger Archivalien, daß Plastwichs Darstellung der mit dem Namen des Söldnerhauptmanns Georg von Schlieben verknüpften Vorgänge auf dem Schlosse Allenstein in seiner Denkschrift „die tegebinge der thumheren unde hovelemten“⁷⁾ durchaus mit der historischen Wahrheit übereinstimme. Eine ebensolche Rechtfertigung der Plastwichschen Autorität bedeutet Röhrichs große, ausgezeichnete Arbeit „Ermland im dreizehnjährigen Städte-

¹⁾ *Altpr. Monatschr.* XXIX (1892), 1—69.

²⁾ Vgl. Simons Kritik in den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft XVIII (1895), II, 343.

³⁾ *Altpr. Mon.* V (1868), 527.

⁴⁾ a. a. O. XXIX, 6, 11 f. 26, 29 f. 60 u. ö.

⁵⁾ *E. B.* XI, 118—132.

⁶⁾ *Plastwico, scriptori rerum Warmiensiū, fidem habendam esse comm. Ind. lect. in Lyc. Hos. Brunsb. per astatem 1895 inst. p. 3—15.*

⁷⁾ *Mon. hist. Warm.* III, 139—49.

kriege.“¹⁾ Bender hatte in seiner Festschrift zur erml. Säcularfeier 1872²⁾ jene verworrenen, schwer durchsichtigen politischen und kriegerischen Ereignisse, soweit sie das Ermland berühren, auf Grund der chronistischen Ueberlieferung in gedrängter Kürze und ruhiger Objektivität darzustellen gewußt. Brüning hatte unter Hinzuziehung urkundlichen Materials ein zwar reicheres, aber völlig subjektives und darum verzerrtes Bild von dem Verhältnis des Ermlandes zum Orden im Städtekrieg gezeichnet. Köhlich baut nun hauptsächlich auf gleichzeitigen Briefen aus den Königsberger und Frauenburger Archiven eine neue, erschöpfende und klare Darstellung jener unheilvollen innerpolitischen Spannungen und wechselvollen kriegerischen Schicksale im Ermlande auf, die eine Fülle neuen Materials und berichtigter Auffassungen bringt, die aber auch sachlich den im Vordergrund der Geschehnisse stehenden Personen gerecht zu werden versteht. Dabei erscheint Plautwids Glaubwürdigkeit in einer wesentlich günstigeren Beleuchtung, dabei treten eine Reihe von groben Fehlern und Versehen in der Brüning'schen Quelleninterpretation zutage. Wenn die Kritik der Köhlich'schen Arbeit „die Maßlosigkeit und Gereiztheit“ seiner Polemik gegen Brüning beanstandet,³⁾ so durfte dabei doch nicht vergessen werden, daß Brüning selbst durch seine unmotivierten Invektiven die scharfe Abwehr herausgefordert hatte.

Nachdem Köhlich in diesen Studien wichtige Abschnitte der ermländischen Geschichte des 15. Jahrhunderts durchforscht hatte, wandte er sich der Frühzeit des Bistums zu. In seiner Abhandlung „Die Teilung der Diözese Ermland zwischen dem deutschen Orden und dem ermländischen Bischofe“⁴⁾ berichtigt er die auf Löppens Autorität beruhende herkömmliche Auffassung dahin, daß das ermländische Bistum bei der Teilung der Diözese mit dem Orden i. J. 1251 ein weit größeres Gebiet nach der damaligen Willkür im Südosten zu erhalten habe, als später in seinem Besitze war. Der Orden hat den Bischöfen dieses Land im 14. Jahrhundert mit List und Gewalt abgedrungen, und in

¹⁾ E. J. XI, 161—260, 337—470.

²⁾ Braunsberg 1872. S. 80—109.

³⁾ Simson in den Jahressb. d. Gesch. Wiss. XVIII (1895), II, 343 f. XX (1897), II, 231. Ähnlich R. Lohmeyer in den Forschungen der brandenb. und preuß. Geschichte XI, 214 f, wo er den „einseitig kirchlichen Standpunkt“ Köhlich's ablehnt und seine „heftigen und verletzenden“ Angriffe gegen Brüning bemängelt.

⁴⁾ E. J. XII, 217—66.

dem Schiedsspruch von 1374 hat Bischof Heinrich Sorbom um des Friedens willen auf das strittige Land verzichtet.¹⁾ Auch hier findet Röhrich Gelegenheit, für Plastwich, der „weit besser ist als sein Ruf“,²⁾ eine Lanze zu brechen, und es sei gleich hinzugefügt, daß sein Vertrauen zu der Zuverlässigkeit dieses Chronisten im Verlaufe seiner Forschungen nur noch mehr bestärkt wurde.³⁾

Eine Studienreise führte den Braunsberger Historiker gegen Ende d. J. 1897 auf mehrere Monate nach Rom, wo er im deutschen Gelehrtenheim Campo santo Wohnung nahm und bei seinen Forschungen im vatikanischen Archiv und in der vatikanischen Bibliothek u. a. manche neue Beiträge für die Geschichte von Koppernikus und Hofius fand,⁴⁾ die er freilich nicht ausgewertet zu haben scheint.

Inzwischen war aber in ihm der Plan gereift, eine Geschichte der Kolonisation des Ermlandes in Angriff zu nehmen. „Bei keiner Landschaft Ostpreußens, wenn nicht Deutschlands überhaupt, läßt sich die mittelalterliche Besiedlung so bis ins einzelne verfolgen wie beim Ermland. Hier ist tatsächlich fast jeder Schritt und Tritt, der zur Urbarmachung und Besiedlung des Landes geschah, durch irgendein schriftliches Denkmal bezeichnet. Und diese zahlreichen Landverschreibungen und Handfesten der Dörfer und Städte liegen im Codex diplomaticus Warmiensis mustergültig gesammelt vor, so daß auch gerade die siedlungsgeographische Auswertung des Stoffes sehr erleichtert wird. Mit liebevollem Eindringen in alle Einzelheiten hat denn Röhrich in seiner umfangreichen, noch nicht abgeschlossenen Arbeit die Kolonisationsgeschichte des Ermlandes kritisch dargestellt.“⁵⁾ Am 5. April 1899 trägt er in der 168. Vorstandssitzung den ersten Teil seiner meisterhaften Siedlungsgeschichte (die Kolonisation unter den Bischöfen Anselmus und Heinrich I.) vor.⁶⁾ Anfangs in reger Fortarbeit und rascher Folge, später in einem langsameren, zögernden Tempo und zuletzt in einer gewissen

1) Simson i. d. Jahressb. d. Geschw. XXII (1899) II, 367.

2) E. Z. XII, 266.

3) Vgl. unten in der „Chronik des Vereins“ den Bericht über die 258. Vorstandssitzung vom 20. Februar 1926.

4) E. Z. XII, 429.

5) D. Schlüter, Wald, Sumpf und Siedlungsland in Ostpreußen vor der Ordenszeit. Halle 1921. S. 51.

6) E. Z. XIII 488.

Ermüdung und durch die Leuerung gebotenen Kürze der Abschnitte hat er dieses sein bedeutendstes Werk bis zum Tode des Bischofs Johann I von Meißen († 1355) fortgeführt.¹⁾ War um diese Zeit auch bereits die Hauptiedlungsarbeit im Ermland geleistet, so blieben doch noch im südlichen Teil des Bistums weite Gebiete für die beiden folgenden Bischöfe Johann II. Strzypock und Heinrich III. Sorbom kolonisationsmäßig zu erschließen. So ist leider das Werk ein Torso geblieben, und nur einen schwachen Ersatz bildet die mehr andeutende Uebersicht über den Abschluß der Kolonisation in Röhrichs gleichfalls unvollendetem „Geschichte des Fürstbistums Ermlands“.²⁾

„Die Kolonisation des Ermlandes“ ist den Lesern dieser Zeitschrift noch aus den letzten Fortsetzungen zu bekannt, als daß ihre Vorzüge besonders gerühmt werden müßten. Sie gibt an Hand des im Cod. dipl. Warm. dargebotenen Urkundenmaterials nicht allein eine eingehende, anschauliche Darstellung der Gründung der Siedlungen, sondern verfolgt deren Schicksale vorwiegend unter Heranziehung gedruckter Quellen durch die Jahrhunderte zuweilen bis zur Gegenwart. Ja in den ersten ausführlichsten Teilen „bietet die Arbeit, was man nach dem Titel garnicht vermuten würde, eine vollständige Geschichte des Personalbestandes des erml. Domkapitels;“³⁾ sie bringt die Geschichte der Ortskirchen, Rathhäuser und Burgen, „eine Unmenge von Personennamen, von Bürgern, Ratsherren, Pfarrern, Ritttern, Besitzern, Dorfschulzen“ und bildet „eine wahre Fundgrube für die Geschichte Ermlands“.⁴⁾ Dabei ergeben sich auch für die Rechts- und Wirtschaftsgeschichte der preussischen Kolonisation manche wertvolle neue Resultate, und nicht zuletzt erfahren Venders topographische Aufstellungen mehrfach wesentliche Korrekturen. Der allgemeinen wissenschaftlichen Anerkennung, die Röhrichs Kolonisationsgeschichte fand, verlieh Simson den rechten Ausdruck, wenn er sie in seinen kritischen Referaten eine „hochbedeutende“, „vortreffliche“, „besonnene und tüchtige“, „mit staunenswerthem Fleiße verfaßte zuverlässige Arbeit“

¹⁾ a. a. O. XII, 601—724; XIII, 327—487, 742—980; XIV, 131—355, 611—709; XVIII, 243—394; XIX, 173—306; XX, 1—227; XXI, 277—337 394—411; XXI I, 1—38.

²⁾ Braunsberg 1925. (noch nicht erschienen) S. 155—65, 178—87.

³⁾ Simson i. d. Jahressb. d. Gesch. XXIV. (1901) II, 321.

⁴⁾ Derselbe a. a. O. XXV (1902), II, 264.

nannte.¹⁾ Und wenn neuerdings der Hallenser Geograph Prof. Schlüter leise Beanstandungen an Köhrichs Darstellungen erhebt, die sich gegen gewisse durch die Heimatliebe erklärliche Uebertreibungen in der Landschaftsbilderung oder einzelne anfechtbare Aeußerungen über die Wohnsitze der altpreußischen Bevölkerung richten,²⁾ so wollen auch sie den hohen Wert des Werkes nicht herabmindern.

Die fortschreitende Arbeit an seiner Siedlungsgeschichte, die jeweils auch die Erhebung der erml. Bischöfe eingehend behandelte, hatte Köhrich zu einer besonderen Untersuchung über „den Streit um die ermländische Kathedra nach dem Tode des Bischofs Heinrich Wogenap (1334—39)“ geführt.³⁾ Auf urkundlicher Grundlage baut er die scharfsinnige, gesicherte Kombination auf, daß dieses zähe Ringen auf dem Gegensatz zwischen dem Orden, der einen ihm ergebenen Mann auf den Bischofsstuhl bringen wollte, und dem widerstrebenden Erzbischof von Riga beruhte. Letzterer blieb in Avignon Sieger, und der Orden nahm schließlich den vom Papste ernannten Bischof Hermann von Prag an, um sich das Wohlwollen des Papstes in seinem damaligen Rechtsstreite mit Polen nicht zu verscherzen.⁴⁾

Der ermländischen Wirtschafts- und Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts sind Köhrichs nächste Studien gewidmet. Die Kirchenrechnungen seiner Vaterstadt bieten ihm das Material zu einer feinen, mustergiltigen Abhandlung: „Die Rechnungen der Pfarrkirche zu Mehlsack aus den Jahren 1639—85; ein Beitrag zur Stadt- und Wirtschaftsgegeschichte des Ermlandens im 17. Jahrhundert.“⁵⁾ Es ist erstaunlich, welche Fülle historischen Stoffes Köhrich aus den kurzen, trockenen Registern herausgeholt hat. Nicht allein Verzeichnisse der Mehlsacker Erzpriester, Bürgermeister, Kirchenvorsteher, Stadtnotare, Bürgerfamilien erwachsen daraus, auch die Geschichte der Kirche, die Bereicherung ihres Inventars, die Gehälter der Kirchenbeamten u. a. werden aus den

¹⁾ an den eben angeführten Stellen, ferner XXII, (1900) II, 367, XXIII (1900), II, 278. Ähnlich anerkennend äußert sich auch Lohmeyer in der *Histor. Vierteljahrsschr.* 1901, 434 und 1902, 446 f. über Köhrichs „wahrhaft großartig angelegte Arbeit“.

²⁾ Schlüter, a. a. O. S. 51 f, 58 f.

³⁾ Verzeichnis d. Vorlesungen am Kgl. Lyc. Hofian. Braunsberg. Sem.-Sem. 1908. S. 3—21.

⁴⁾ Simson a. a. O. XXXII (1909) II, 357.

⁵⁾ Vorles. Verz. der Kgl. Akademie Brsbg. Wint.-Sem. 1913/14. S. 1—58.

Rechnungen eruiert, und schließlich lehrt eine vergleichende Untersuchung über die damaligen Arbeitslöhne und die Kosten der Lebenshaltung, daß die Mehlsäcker Arbeiter und Tagelöhner jener Zeit materiell nicht schlechter standen als ihre Berufsgenossen im 20. Jahrhundert. Ein speziell sozialwirtschaftliches Thema behandelt der Aufsatz „Zur Lage des Gesindes im Ermland des 17. und 18. Jahrhunderts“,¹⁾ der auf den erml. Landesordnungen von 1636 und 1766 fußt und am Ende mit der Legende von dem schönen patriarchalischen Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde „in der guten alten Zeit“ energisch aufräumen zu sollen glaubt. Einen anschaulichen Einblick in das bürgerliche Leben einer altermländischen Kleinstadt gewährt Köhrichs Bearbeitung der „Willkür der Stadt Mehlsack v. J. 1653,“²⁾ die die einzelnen Bestimmungen dieser Polizeiordnung systematisch zusammenfaßt und erläutert. Eine rechte Kriegsfrucht ist seine Studie über „die Gewichtsnachweisung für die Bäcker der Altstadt Braunsberg v. J. 1670“³⁾, die an einem bestimmten Beispiel zeigen will, wie die Zunftordnung der früheren Zeit die Kosten der Rohprodukte und Fertigwaren zum Schutz der wirtschaftlich Schwachen in das richtige Verhältnis zu setzen bemüht war, und daß die Zwangswirtschaft des Krieges mit ihrer Brotkarte und den amtlichen Richtpreisen letzten Endes eine Rückkehr zu Einrichtungen bedeutet, die gewöhnlich in Hauch und Wogen verurteilt wurden. Dabei fallen gegen „die unerfüllliche, zügellose Erwerbshäuer, die nur noch einen Gott, den großen Götzen Mammon verehrt, und gegen ihre augenfälligste Verkörperung, den Großkapitalismus mit seiner wirtschaftlichen und seelischen Sklaverei“⁴⁾ scharfe Worte.

Nicht unerwähnt sollen hier mehrere Buchkritiken in dieser Zeitschrift⁵⁾ bleiben, nicht minder die sachlich gebiegenen Festartikel zum Allensteiner 550. Stadtjubiläum⁶⁾ und zum 100jährigen Bestehen der Braunsberger Akademie⁷⁾ und eine

1) E. B. XIX, 439—58.

2) a. a. D. S. 731—56.

3) Vorles. Verz. d. Akad. Bräsg. Som.-Sem. 1918. S. 1—36.

4) a. a. D. S. 20.

5) E. B. XIV, 355—8; XVIII, 854—6; XXII, 166—8.

6) Allr. Volksblatt Fest-Nr. vom 31. Okt. 1903.

7) Erml. Btg. 115 v. 19. Mai 1918 (Beilage) und Königsb. Bertg. Btg.

scharfe Replik gegen den Baumeister der neuen Mehlfacker Pfarrkirche Volten;¹⁾ auch die ablehnende Kritik der unwissenschaftlichen Hassensteinschen Broschüre „Aus 15 Jahrhunderten“ stammt wohl aus seiner Feder.²⁾

Hatte sich Röhrichs historische Produktion bis dahin rein wissenschaftlich gehalten und fast ausschließlich auf die vorliegende Zeitschrift und die Braunsberger Vorlesungsverzeichnisse beschränkt, so tritt nach dem Kriege ein auffallender Wandel darin ein. Röhrich trug fortan der neu erwachten starken Heimatbewegung Rechnung, stellte seine Veröffentlichungen volkstümlich ein und suchte durch sie in der Erml. Btg. und ihren Beilagen „Unf. erml. Heimat“ und „Erml. Hauschatz“ sowie im Erml. Hauskalender weite Kreise der Bevölkerung für die heimatische Vergangenheit zu interessieren und zu erwärmen. Von der Aufzählung der zahlreichen kurzen populären Aufsätze, die meist die Kulturgeschichte Ermlands im 18. Jahrhundert betreffen, muß hier Abstand genommen werden; allein in „Unf. Erml. Heimat“ sind es deren gegen 30.³⁾ Sie verarbeiten hauptsächlich charakteristische Einzelheiten aus den Gerichts- und Ratsakten der Altstadt Braunsberg und von Mehlfack, sowie die erml. Landesordnung von 1766 und erfüllen, zumeist in ansprechender Form gehalten, durchaus ihren belehrenden und unterhaltenden Zweck. Hervorgehoben seien aus diesen kleinen Beiträgen der in der Jubiläums-Nummer der Erml. Zeitg. vom 1. Januar 1922 „Aus der Vergangenheit unserer erml. Heimat“, der einen kurzen, klaren Überblick über die gesamte erml. Geschichte gibt, der vorzügliche für das neue kathol. Lesebuch bestimmte „Wie das Ermland besiedelt wurde“,⁴⁾ der zuvor im „Erml. Hauschatz“ erschien,⁵⁾ die lebendige, packende Schilderung „Wie die Litauer im Winter 1353/4 die Stadt und das Schloß (Alt) Wartenburg aufbrannten“ im Erml. Hauskalender 1925.⁶⁾

Einen gewissen Abschluß seiner ermländischen Heimatforschung sollte seine „Geschichte des Ermlandes“ bilden, die schon i. J.

¹⁾ Erml. Btg. 286 v. 13. Dez. 1901 (Beil.).

²⁾ Allst. Volksbl. 254 v. 1. Nov. 1902 (Beil.).

³⁾ S. das Inhaltsverzeichnis „Unf. erml. Heimat“ von 1921—24. Nr. 1 (Januar) 1925.

⁴⁾ Lesebuch für das deutsche Ostland. Vaterlandsband. 5.—8. Schuljahr. Dortmund. S. 7—11.

⁵⁾ Nr. 7 vom 20. Febr. 1924.

⁶⁾ S. 43—48.

1904 in Angriff genommen,¹⁾ dann aber zurückgelegt worden war. In neue Form gefaßt, veröffentlichte er sie vom 1. Oktober 1924 ab in der Wochenbeilage der Erml. Ztg., dem „Erml. Hauschat“, und ließ sie gleichzeitig für sein Buch „Geschichte des Fürstbistums Ermland“ gesondert drucken. In einer besonderen Ankündigung hatte er darauf hingewiesen, daß trotz der allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen des Erml. Geschichtsvereins „noch keiner der erml. Gelehrten daran gegangen sei, eine von den breitesten Kreisen schon längst sehnlichst erwartete zusammenfassende Geschichte des heimatlichen Fürstbistums zu schreiben.“ Das wissenschaftliche Gewissen der führenden Historiker habe es nicht zugelassen. „Denn noch sind trotz des unermüdblichen Fleißes der heimischen Forscher für große Abschnitte namentlich der Zeit, da das Ermland unter polnischer Oberhoheit stand, die Quellen nicht zutage gefördert, die eine zuverlässige Darstellung der Geschichte des Ländchens erst ermöglichen. Und doch muß endlich eine solche Darstellung gewagt werden selbst auf die Gefahr hin, daß manche Partien nur skizzenhaft gezeichnet werden können und die fortschreitende Quellenkenntnis im einzelnen manches zu ändern und zu bessern haben wird. Wollte man warten, bis alles, was noch verborgen in den erml. Archiven ruht, veröffentlicht worden ist, dann hätte man unter Umständen noch Jahrhunderte zu warten.“ Nachdem er so sein Unternehmen gerechtfertigt hat, kennzeichnet er die Bestimmung seiner Geschichte: „Obwohl streng wissenschaftlich, will sie nicht, wenigstens nicht in erster Reihe, für die Gelehrten, sie will für das ganze erml. Volk, für alle Ermländer ohne Ausnahme geschrieben sein, sie will in ihre breitesten Schichten dringen, weil der Verfasser weiß, daß diese breiten Schichten vielleicht mehr als die sogenannten Gebildeten mit allen Fasern ihres Herzens an ihrem Ermland hängen und dankbar sind für alles, was ihnen die Geschichte über ihre Heimat und über ihre Vorfahren zu erzählen hat . . . Möchte die ermländische Geschichte ein wirklicher Schatz werden für jedes ermländische Haus.“²⁾ Und ähnlich lautet das Vorwort zu der Buchausgabe, die Röhrich pietätvoll dem Andenken seiner Schwestern Elisabeth und Anna gewidmet hat. Es heißt darin, daß der

¹⁾ Vgl. den Sitzungsbericht des Hist. Vereins vom 7. April 1904 G. Z. XV, 474, woraus hervorgeht, daß Röhrich in seiner Geschichte ursprünglich bis auf die prähistorische Zeit zurückgehen wollte.

²⁾ G. Ztg. 226 vom 26. Sept. 1924.

Wunsch nach einer zuverlässigen Geschichte des Ermlandes namentlich aus Lehrerkreisen in den letzten Jahren immer bringender geäußert worden sei. Der Autor will einem allgemeinen Bedürfnis entgegenkommen. Seine Geschichte „will den altermländischen Heimatsinn, die altermländische Heimatliebe, das altermländische Heimatgefühl neubeleben und stärken.“¹⁾

Unzweifelhaft schuldet das Ermland Köhrich gerade für dieses Vermächtnis den tiefsten Dank. Kein anderer war zu dieser Darstellung berufen wie er, der der Erforschung der erml. Geschichte mehr als drei Jahrzehnte hindurch den größten Teil seiner Kräfte gewidmet, in seinen Vorlesungen die ganze Materie immer wieder durchgearbeitet und verbessert hat. Wie beklagenswert, daß der Verfasser mitten in seiner Arbeit aus dem Leben abberufen wurde. Die letzten Zeilen, die er in die Druckerei geliefert hat, handeln von dem Ende Bischof Johannes III. Abzieier, den am 11. Februar 1424 anscheinend ein plötzlicher Tod ereilt habe;²⁾ er ahnte nicht, daß in wenigen Tagen auch ihn ein gleiches Geschick treffen sollte. Wieweit aus seinem hinterlassenen schlecht lesbaren stenographischen Konzept die unvollendete Geschichte wird zum Abschluß gebracht werden können, steht noch dahin. Lassen wir uns durch das Bedauern um das Fehlende nicht den reinen Genuß des Vorhandenen trüben. Ueber den kurz skizzierenden „Abriss einer Geschichte Ermlands“ von Josef Buchholz³⁾ weit hinausgehend, bringt Köhrich eine ausführliche, klar und fesselnd geschriebene, im besten Sinne volkstümliche Geschichte des Bistums bis ins 15. Jahrhundert, die überall auf strengwissenschaftlicher Grundlage beruht, auch wenn die Quellenbelege entsprechend dem Charakter der Edition nicht beigelegt sind.

Neben diesen zu besonderen Veröffentlichungen ausgereiften Untersuchungen und Arbeiten wäre noch manche Studie zu erwähnen, die Köhrich in den Vorstandssitzungen unseres Geschichtsvereins vortrug, die aber zur Publikation nicht gediehen ist, so z. B. über neugefundene Urkunden zur ältesten Geschichte des erml. Domkapitels,⁴⁾ über das Gründungsdatum der Altstadt Braunsberg,⁵⁾ über den Prozeß wegen Ermordung des Ambrosius von

¹⁾ Gesch. d. Fürstbist. Ermland. S. 5.

²⁾ a. a. D. S. 283.

³⁾ Braunsberg (1903) 154 S. Vgl. dazu Köhrich, E. Z. XIV, 358.

⁴⁾ E. Z. XVIII, 859 f, 864.

⁵⁾ a. a. D. XX, 818.

Suntenberg¹⁾ u. a. Auch seine gehaltvolle Festrede in der Feier, die der Verein zur Erinnerung an die 150 jährige Zugehörigkeit Ermlands zu Preußen am 13. September 1922 veranstaltete, wäre hier zu nennen.²⁾

Nicht zuletzt unter seinen wissenschaftlichen Verdiensten ist aber seiner Quelledition zu gedenken. 30 Jahre waren vergangen, seitdem der dritte Band des Codex diplomaticus Warmienses, der wieder bis zum Tode des Bischofs Johann III. Abziezer reichte, als Frucht von Wölky's emsiger, entsagungsvoller Sammlerarbeit erschienen war. Auch zum vierten Bande, der die Regierungszeit des Bischofs Franz Rukhschalz (1424—57) umfassen sollte, hatte Wölky aus den Frauenburger Archiven Urkunden zusammenzutragen begonnen. Diese bedurften aber noch sehr der Ergänzung, um so mehr, als die Menge des erhaltenen urkundlichen Materials mit den fortschreitenden Jahren immer mehr anschwilt.³⁾ Die ermländischen Historiker hatten die Fortführung des begonnenen diplomatischen Werkes nie aus dem Auge verloren, und so hatte denn namentlich Dr. Liedtke nicht nur in Frauenburg und Guttstadt, sondern auch in Danzig, Elbing und Marienburg eine fleißige archivalische Nachlese gehalten.⁴⁾ Höhrich bereicherte diese diplomatische Sammlung hauptsächlich um Stücke aus dem Braunsberger Stadtarchiv und dem Königsberger Staatsarchiv, und nachdem eine gewisse Vollständigkeit erzielt war, gaben die beiden Gelehrten i. J. 1905 die sechs ersten Bogen des IV. Bandes des Cod. dipl. Warm. in mustergültiger Edition heraus. Neben umfänglichen Nachträgen aus den ältesten Stadtbüchern von Braunsberg⁵⁾ sind darin nur Urkunden und Regesten aus d. J. 1425 publiziert,⁶⁾ und die nächstjährige 10 Bogen umfassende Lieferung, deren Erscheinen der Mitherausgeber Liedtke nicht mehr erlebte,⁷⁾ förderte das wertvolle Werk nur bis z. J. 1427, ein Beweis für das weitwichtige, immer stärker anwachsende Quellenmaterial. Seither ist diese bedeutsame Publikation leider ins

1) XVII, 248 f.

2) a. a. D. XXI, 354.

3) Sipler, Karl Peter Wölky. a. a. D. X, 560 f.

4) Fleischer, Franz Liedtke. a. a. D. XVI, 321 f.

5) Mon. Hist. Warm. 25. Lieferg. Cod. dipl. Warm. IV, 1—66. Braunsberg 1905.

6) a. a. D. S. 66—98.

7) Fleischer a. a. D. S. 323 f.

Stoßen geraten, und es wäre dringend zu wünschen, daß sich willige kundige Kräfte an die Ergänzung und Fortführung des unvollendeten Bandes machten.

Während Röhrich so die Arbeit am ermländischen Urkundenbuch ruhen ließ, wandte er sich der Veröffentlichung von Quellen zur Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Fürstbistums zu, die als Lieferungen 27—29 der Monumenta merkwürdigerweise in die Abteilung Bibliotheca Warmiensis oder Literaturgeschichte hineingeschachtelt wurden.¹⁾ Röhrich hat hier in einer Reihe bischöflicher Revisions- und domkapitularen Visitationsakten aus den ermländischen Kammerämtern in dankenswerter Weise neue Quellen zur heimatlichen Wirtschaftsgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts eröffnet, deren Ausbeutung leider bisher noch nicht in Angriff genommen worden ist. Und doch würde namentlich für die Geschichte unseres Bauernstandes und der Landwirtschaft aus ihrer methodischen Durchforschung reicher Gewinn ersprießen.

Ein Gelehrter, der so tief die Vergangenheit seiner Heimat kannte, der an ihr mit allen Fasern seines Herzens hing, mußte sich naturgemäß gedrängt fühlen, auch an ihrem Wohl und Wehe in der Gegenwart und für die Zukunft nach besten Kräften mitzuarbeiten. Seine kath. Weltanschauung führte ihn mit einer gewissen Selbstverständlichkeit zur Zentrumspartei; für die Ideen Wahrheit, Freiheit und Recht auch im politischen Leben einzutreten, war ihm Herzenssache. Dabei erschien ihm die Einigkeit der Partei, die Parteidisziplin weniger wichtig als „unverbrüchliches Festhalten an Recht und Wahrheit“.²⁾ Die Pflicht der Wahrhaftigkeit galt ihm als besonders heilig, und deshalb fühlte er sich nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch im politischen Leben gegebenenfalls zur „Kritik, zu scharfer Kritik ohne Ansehen der Person“ genötigt, „nicht aus persönlichen Gründen, im Widerspruche sogar mit meinen eigensten Interessen, denen es weit förderlicher wäre, wenn ich solche Kritik unterließe. . . Daß man kritisieren kann aus Liebe zur Wahrheit, um auf begangene Fehler aufmerksam zu machen und ihrer Wiederholung vorzubeugen, daß dies ein Historiker, der es ernst mit seiner Wissenschaft nimmt, geradezu muß, ist manchem unfaßlich.“³⁾

¹⁾ Braunsberg 1915, 16 und 18, insgesamt 368 Seiten.

²⁾ Erml. Btg. 7 vom 9. Jan. 1907; Buchschrift: Andiator et altera pars.

³⁾ Zur Kritik der Mehlfader Pfarrkirche. E. Btg. 286 v. 13. Dez. 1901 (Beilage).

Aus einer solchen Einstellung heraus erklärt sich seine politische Haltung bei der Reichstagswahl im Jahre 1907. Bekanntlich fand die bisherige Kandidatur Krebs im Wahlkreise Braunschweig-Heilsberg in der Partei vielfache Gegnerschaft. Während sich landwirtschaftliche Kreise für eine Kandidatur Prahl einsetzten, traten Wähler vorwiegend aus dem Handwerk für eine Kandidatur Dr. Sigalski ein. Obwohl die Wormbitter Vertrauensmänner-Versammlung des Wahlkreises am 2. Januar wieder für Krebs entschieden hatte, proklamierten die dissidentierenden Vertreter des Mittelstandes in Braunschweig, unter ihnen an führender Stelle auch Köhrich, die Kandidatur Sigalski, wobei man von dem Standpunkte ausging, daß die Aufstellung der Kandidatur Krebs „nicht den traditionellen und den statutarischen Vorschriften des Wahlstatuts entspricht.“¹⁾ Im Verfolg der aus dieser Parteispaltung naturgemäß resultierenden Polemik in der Erml. Btg. schrieb Köhrich: „Daß er kein vollkommener Mensch ist, weiß er wohl selbst am besten; er weiß aber auch, daß ihn bei dem, was er in der jüngst verfloffenen Zeit für die Öffentlichkeit gesprochen und geschrieben hat, selbstsüchtige oder andere unlautere Beweggründe nicht getrieben haben, und vor allem weiß er, daß namentlich in politischen Dingen vor der Liebe die Gerechtigkeit steht.“²⁾ Wenn auch die Kandidatur Sigalski bei der Wahl unterlag (11 728 zu 4170 Stimmen), so entschloß sich die Parteileitung im Wahlkreise nach dem verbitternden Zwist im eigenen Lager, eine neue, einfachere Wahlorganisation zu schaffen und von einer Wiederaufstellung der Kandidatur Krebs Abstand zu nehmen.

In ein neues Stadium trat jener Zwiespalt im Braunschweiger Zentrum im April 1910, als der Landtagsabgeordnete Dompropst Dittrich hier über die Wahlvorlage referierte. Köhrich leitete als Vorsitzender des Ortskomitees die starkbesuchte Versammlung. Nach Dittrichs Verteidigung der Haltung der preussischen Zentrumsfraktion übte er in der Debatte scharfe Kritik an dem Wahlrechtskompromiß. Das Zentrum hätte die direkte Wahl mit den Nationalliberalen und der Linken wohl durchsetzen können, wenn es nur gewollt hätte.³⁾ Trotz seiner freimütigen Opposition lag ihm der Gedanke einer Trennung von der Zentrumsparthei durchaus fern. Die Form, in der der damalige Re-

¹⁾ E. Btg. 6 v. 8. Jan. 1907.

²⁾ E. Btg. 11 v. 13. Jan. 1907.

³⁾ E. Btg. 76 v. 5. April 1910 (Beil.)

bakteur Dr. Matern in der Erml. Zeitung über die dissentierenden Diskussionsredner berichtete, und die Art, wie er weiterhin zur Aufrechterhaltung strengster Parteidisziplin die Opponenten bekämpfte, trugen wesentlich zu den außerordentlich heftigen Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit bei,¹⁾ die auch in den Vorstand des Geschichtsvereins hineinpielten. Es ist hier nicht der Ort, auf jene Vorgänge näher einzugehen; nur das sei bemerkt, daß Röhrich um so mehr darunter litt, als ihm die Darlegung seiner Auffassungen in der Parteipresse verwehrt blieb, so daß ihn bei der Mehrzahl seiner Parteigenossen das Odium eines Eigenbrödlers und Quertreibers traf.

Auch bei der Reichstagswahl d. J. 1912 beanstandete Röhrich mit seinen politischen Freunden die Rechtmäßigkeit der Kandidatur Dr. Preuß und trat wieder für die Kandidatur des gewerblichen Mittelstandes ein;²⁾ doch vereinigte diesmal die offizielle Kandidatur Dr. Preuß noch eine größere Stimmenmehrheit auf sich (13 986 zu 1261) wie die Kandidatur Krebs bei der letzten Wahl.

Röhrichs parteipolitische Haltung in diesen Jahren ist wohl zunächst darauf zurückzuführen, daß er als Vorkämpfer einer jüngeren, demokratischen Richtung die Aufstellung der Kandidaturen im Wahlkreise von einer möglichst breiten Basis aus geregelt wissen wollte. Bei dieser Forderung glaubte er das formale Recht auf seiner Seite zu haben und es verteidigen zu müssen. In der großen Politik stand er dem linken Flügel des Zentrums nahe, mißbilligte „vom Standpunkte der ausgleichenden Gerechtigkeit“ die Erhöhung der indirekten Steuern und trat entschieden für eine freiere Gestaltung des preussischen Wahlrechts ein, das ihm in seiner bisherigen Form schwere innerpolitische Gefahren in sich zu bergen schien.

Der Krieg ließ alle politischen Verstimmungen bei Röhrich in den Hintergrund treten. Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß der glühende Patriot an dem gewaltigen Ringen den innerlichsten Anteil nahm. Gern half er als Lehrer am Gymnasium aus, als hier Not am Mann war. Mit einer gewissen Genugtuung begrüßte er die freiheitlichen Reformen in Preußen

¹⁾ Vgl. auch das wohl von Röhrich verfaßte Flugblatt „Die Wahrheit der polit. Berichterstattung der Erml. Ztg.“ v. 1911.

²⁾ Vgl. das wohl von Röhrich verfaßte Wahlflugblatt „Freiheit der Rede, Freiheit der Wahl und die Reichstagswahl v. 1912. Gibt es eine solche Freiheit in unserem Wahlkreise?“

und Deutschland, ohne noch zu ahnen, daß sie Vorboten der Katastrophe waren. Als diese ihn wie die meisten Volksgenossen jählings überraschte, ließ er sich nicht fassungslos von Schmerz und Trauer überwältigen. Noch viel weniger zog er sich voller Vorsicht oder Furcht in seine stille Gelehrtenstube zurück, jetzt in den Tagen höchster völkischer Not hielt er es vielmehr für seine Mannespflicht, dem freventlichen Taumel der Revolution entgegenzutreten und am Wiederaufbau des zusammengebrochenen Vaterlandes nach Kräften mitzuarbeiten.

Als Vorsitzender wieder an die Spitze der Braunsberger Zentrumspartei berufen, wirkte er vorerst in konsequenter Fortführung seiner früheren Bestrebungen für eine völlige Neuorganisation der ostpreussischen Zentrumspartei „auf breitester demokratischer Grundlage“; ein bestimmter Stand dürfe dabei nicht das Übergewicht haben, alle Stände müßten gleichmäßig darin vertreten sein.¹⁾ In einer überfüllten, auch von Sozialisten stark besuchten, stürmischen Versammlung in der Turnhalle der Elisabethschule entwickelte er am 22. Dezember offen und unerschrocken seine Auffassungen über die politische Lage. Nachdem er einleitend die Ursachen des Zusammenbruchs darzulegen versucht hatte, zeigte er den Weg zum Wiederaufbau. Wirklich lebensstarkes Christentum, wohlburchdachte soziale Reformen, geläuterte Demokratie und deutsches Nationalbewußtsein stellte er als die vier granitene Grundmauern hin, auf denen der Neubau des deutschen Volksstaates aufgerichtet werden müßte. Scharf geißelte er die zügellose Erwerbsgier des Kapitalismus, die Verfliegenheiten des Sozialismus; entschieden trat er für den Schutz der kulturellen Güter ein, für bessere Ausbildung jeder geistigen Fähigkeit, soziale Bodenverteilung durch Einschränkung des Großgrundbesitzes, Ermäßigung der Arbeitszeit, nach Möglichkeit erhöhte Löhne, steuerliche Erfassung der Kriegsgewinne, Beseitigung der indirekten Steuern u. a. Die bisherigen Parlamentarier hätten nicht das Volk verstanden, sie seien Schweiger oder Berufs- und Interessenvertreter gewesen. Die führenden Schichten des Volkes hätten es vornehm abgelehnt, auf den politischen Kampfplatz zu treten, oder wenn sie es taten, seien sie über ihren engen Gesichtskreis kaum hinausgekommen. Das Volk, jetzt selbst zur Bestimmung seines Geschicks berufen, müßte die weitblickendsten Leute auswählen,

¹⁾ Referat und Resolutionen in der G. Btg. 292 v. 17. Dez. 1918.

die arbeitsfreudig für das allgemeine Wohl wirken wollten. „Die Parlamentarier der Zukunft werden nur das Allgemeinwohl im Auge haben.“ Energisch lehnt der Redner zum Schluß jeden Partikularismus oder Internationalismus ab; eine Auflösung der Reichseinheit würde ihm die Vernichtung der nationalen Zukunft bedeuten. Auch die Ermländer wollen mit allen deutschen Volksgenossen auf Gedeih und Verderben verbunden bleiben.¹⁾

Der kühne Mannesmut, mit dem der Gelehrte dem fast schrankenlos herrschenden Sozialismus entgegentrat, die zeitgemäßen Reformpläne, für die er sich einsetzte, ließen über den Kreis der eigentlichen Zuhörer hinaus auch die über ganz Ostpreußen verbreitete Leserschaft der Erml. Btg. aufhorchen. Hier hatte der berufene ermländische Politiker sein Programm entwickelt, das war die weitverbreitete Auffassung selbst bei jenen, die vordem Röhrichs Richtung und Haltung verurteilt hatten; von ihm glaubte man die beste Vertretung der christlichen und nationalen Belange erhoffen zu dürfen. Daher bedeutete es keine Ueberraschung, wenn die ostpreußische Delegierten-Versammlung des Zentrums in Wormditt am 30. Dezember dem Braunsberger Professor mit überwältigender Mehrheit die erste Kandidatur für die preußische Landesversammlung antrug. Röhrich, der im übrigen den neuen demokratischen Geist in der Versammlung „gesund und herzerquickend“ fand,²⁾ sträubte sich nicht zum Schein gegen die Kandidatur; er schwankte sichtlich bei dem Gedanken, ob er das ihm bekundete Vertrauen auch würde rechtfertigen können. Erst auf eindringliches Bitten gerade auch aus landwirtschaftlichen Kreisen der Versammlung erklärte er endlich seine Einwilligung.

Seine Braunsberger Kandidatenrede vom 25. Januar schloß er mit den charakteristischen Worten: „Mein ganzes Leben habe ich weder nach oben hingehielt, noch mich nach unten hin gebückt; das werde ich auch in Zukunft halten. Ich weiß wohl, daß dem jubelnden Hosiannah ein „Kreuzige ihn“ folgen kann. Ich werde mich nicht abhalten lassen, nach bestem Wissen und Gewissen meine Pflicht zu tun. Mein Wollen ist rein, und so will ich hoffen, daß mein Wirken der Partei, dem Vaterlande und der Allgemeinheit etwas sein wird. Was an mir liegt, dessen seien Sie versichert, werde ich tun, um mein Programm in die Wirklichkeit zu

¹⁾ E. Btg. 298 v. 24. Dez. 1918.

²⁾ a. a. O. Nr. 2 v. 3. Jan. 1919.

übersehen. Sollte ich indessen merken, daß meine Kräfte zur Erfüllung der Aufgabe nicht ausreichen, mein Wirken der Mehrheit meiner Wähler nicht gefallen sollte, dann werde ich ohne weiteres die Konsequenzen ziehen und das Mandat in Ihre Hand zurücklegen“.¹⁾

Am 26. Januar wurde Röhrich als Zentrumsabgeordneter in die Verfassunggebende preußische Landesversammlung gewählt. Damit fiel ihm zugleich ein Mandat für die ostpreußische Provinzialversammlung in Königsberg zu, in der bis zur Wahl eines Provinziallandtages die ostpreußischen Parlamentarier zur Beratung der besonderen ostpreußischen Angelegenheiten zusammentraten.

Über Röhrichs parlamentarische Tätigkeit ist wenig zu sagen. Daß er seine neuen Pflichten aufs gewissenhafteste zu erfüllen bemüht war, braucht bei seiner Charakteranlage nicht ausdrücklich betont zu werden. Indessen mit immer mehr sich steigendem Unbehagen erfuhr er an sich die Wahrheit des Wallenstein-Wortes:

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit,
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

(Wallst. Tod II, 2.)

Unmittelbar in die krasse Realität des parlamentarischen Lebens hineingestellt, fand er sich mit seinen Doktrinen und Ideen schwer zurecht. Die Zwangsläufigkeit der meisten politischen Entwicklungen, gegen die sich das reinste Wollen vergeblich aufbäumen mußte, die unerfreulichen Kämpfe und unbefriedigenden Kompromisse der Parteien, seine persönliche Ungeselligkeit und wohl nicht zuletzt das Empfinden, Hoffnungen zu enttäuschen, verleiteten ihm den Berliner Aufenthalt mehr und mehr. In der Fraktion meldete er sich kaum zum Wort, im Plenum sprach er nie, einem Ausschuß gehörte er nicht an; nur bei der Beratung des Kultusetats hat er einmal, am 26. November 1919, im Hauptausschuß über Univeritätsfragen, insbesondere die Privatdozentenfrage, gesprochen;²⁾ Unterstaatssekretär Dr. Becker versprach, den geäußerten Anregungen nach Möglichkeit nachkommen zu wollen, doch wandte er sich gegen Einzelheiten z. B. die Forde-

¹⁾ a. a. O. Nr. 22 v. 28. Jan. 1919.

²⁾ Drucksache Nr. 1357 der Verfassunggebend. Preuß. Landesversammlung 1919. Bericht des Staatshaushalts-Ausschusses über den Haushalt d. Minist. f. Wiss., Kunst u. Volksbild. Sp. 74 f.

rung der Befristung der *venia legendi*, die die Privatdozenten selbst ziemlich einstimmig abgelehnt hätten.¹⁾

Schon anlässlich der Unterzeichnung des Versailler Diktatfriedens, den er zuvor mit dem ganzen Feuer seiner Beredsamkeit als unannehmbares Schandwerk verworfen hatte,²⁾ war Röhrich drauf und dran, sein Mandat niederzulegen. Wenn er sich trotzdem zur Fortführung seiner parlamentarischen Tätigkeit bestimmen ließ, so wollte er allenfalls noch den Ablauf seiner kurzen Wahlperiode abwarten, um sich völlig aus dem politischen Leben zurückzuziehen. Die Rücksicht auf sein vorgerücktes Alter und Krankheits-symptome konnten ihn in diesem Entschlusse nur bekräftigen. So schied Röhrich mit den Landtagswahlen vom Februar 1921 mit einem Gefühl seelischer Befreiung aus dem preußischen Parlamente aus.

Beteiligt er sich zunächst seiner Absicht gemäß nicht mehr am öffentlichen politischen Leben, so rief ihn die Aufwertungsfrage wieder auf den Plan. Empfindliche eigene Vermögensverluste mögen wohl der Anlaß zu seinem Auftreten gewesen sein; je mehr er aber die jammervolle Notlage der verarmten Hypothekengläubiger und Sparer kennenlernte, und je mehr er sich in dies schwierige finanzwirtschaftliche Problem vertiefte, um so schreiender erschien ihm das Unrecht, das hier geschehen, um so stärker fühlte er sich im Gewissen verpflichtet, für Recht und Gerechtigkeit seine Stimme zu erheben. Das tat er in flammender Empörung nicht nur in Interessenten- und politischen Versammlungen, dafür warb er auch mit rückhaltloser Entschiedenheit in der Presse. In einer ersten Artikelserie in der *Erml. Btg.* verfocht er die Thesen, die volle Aufwertung sei zu erreichen, die volle Anerkennung der alten goldwertigen Forderungen sei für die deutsche Wirtschaft eine Lebensnotwendigkeit, die volle Aufwertung bedeute die volle Gesundung der deutschen Wirtschaft.³⁾ Ein weiterer historischer Aufsatz führte den Nachweis, wie gerecht der Deutschordensstaat Preußen nach dem Kriege mit den Polen i. J. 1418 die Aufwertungsfrage gelöst habe,⁴⁾ und ein letzter Artikel, der drei Tage vor seinem Tode in temperamentvollen Ausführungen die Äußerung des

1) a. a. D. S. 76.

2) Bericht über Röhrichs Rede in der Protestversammlung der Heilsberger Zentrumsortsgruppe vom 16. Mai 1919 in der *Warmta* 114 v. 18. Mai 1919.

3) *E Btg.* 237 (Weil.) v. 8. Okt., 258 (Weil.) v. 4. Nov., 269 v. 17. Nov. 1924.

4) a. a. D. Nr. 190 (Weil.) v. 8. Juni 1925.

Reichsbankpräsidenten Dr. Schacht, die Inflation sei auf höhere Gewalt zurückzuführen, zu widerlegen suchte, schloß mit den Worten: „Alle aber, die sich noch Christen nennen, mögen bedenken: Läßt man zu, daß aus den 10 Geboten, die Gott der Herr seinem Volke auf dem Berge Sinai gegeben hat, das siebente herausgebrochen wird, dann stürzen die anderen unaufhaltsam nach.“¹⁾ Daß Köhrich in diesem Kampfe die unbedingte Gefolgschaft der bedauernswerten Rentner und Rentnerinnen hinter sich hätte, versteht sich von selbst. Wenn aber die berufenen Organe der deutschen Wirtschaft und Gesetzgebung sich zu einer anderen Regelung der Aufwertung entschlossen hätten, so lagen doch wohl gewichtige Gründe dazu vor; der komplizierte Fragenkomplex ließ sich in der rauhen Wirklichkeit nicht so leicht lösen, wie es theoretischer Doktrinarismus glaubte.

Dieselbe Ideologie hatte Köhrich im Kriege (1917?) auch zu einer unrichtigen, freilich verständlichen Beurteilung der polnischen Frage geführt. Wenn sein gedruckter Vortrag über „Polens geschichtliche Entwicklung“²⁾ in den Sätzen endigte: „Um seiner eigenen Zukunft und Sicherheit wegen muß das neue Königreich Polen sich auf das engste an die Mittelmächte anschließen; denn nur diese, nicht Rußland und nicht die Westmächte haben an dem Bestand eines freien polnischen Reiches ein eigenes Lebensinteresse . . . Nur gestützt auf die Mittelmächte wird Polen sein oder nicht sein . . . Stoßen die Polen die dargebotene Hand zurück, dann wird dem finis nie wieder ein initium Poloniae folgen . . .“³⁾ dann haben ihm die seitherigen historischen Ereignisse leider ganz und gar nicht recht gegeben.

Zweifellos beruhte Köhrichs starker Gang zur Kritik, der ihn auch die kommunalpolitischen Verhältnisse in seiner Vaterstadt Wehlrad stets aufmerksam und mit einer fühlbaren Aktivität verfolgen ließ, auf einer besonderen persönlichen Veranlagung. Daß die Quelle seiner Kritik lauter war, die selbstlose Verteidigung dessen, was er als Recht, Freiheit und Wahrheit erkannte, muß aus dem Vorhergehenden hervorleuchten. Naturgemäß trug ihm seine politische Stellungnahme häufig heftige Gegnerschaft ein, die ihm schwere Stunden nicht ersparte.

¹⁾ a. a. D. Nr. 148 (Beil.) v. 24. Juni 1925.

²⁾ Sonderdruck v. D. u. J. in seinem Nachlaß.

³⁾ a. a. D. S. 15.

Dabei war Geheimrat Köhric als Mensch von edler Herzengüte und zuvorkommender Liebenswürdigkeit. Selbst außerordentlich anspruchslos in seinen Bedürfnissen, schlicht und einfach in seinem Auftreten, war er hilfsbereit gegen seine Freunde und Bekannten, treusorgend für seine Verwandten und Schutzbefohlenen. Mit echter, warmer Vaterlandsliebe verband er lebendiges Christentum und kindlichtreue Ergebenheit gegen die Kirche. Eine gewisse Schüchternheit lag in seinem Wesen, und wenn ihn gelegentlich im politischen Kampf sein Eifer und sein Temperament zum höchsten Affekt in der Rede hingerissen hatten, erschrak er wohl innerlich vor sich selbst. Seine aufrechte, gerade, idealgerichtete Gesinnung mußte auch seinen sachlichen Gegnern Achtung abgewinnen. Wenig empfänglich für die Freuden der Geselligkeit, verschlossen, war er Junggeselle geblieben; eine ausgesprochene Gelehrtennatur, die sich in der ruhigen wissenschaftlichen Arbeit am wohlsten fühlte. Während er sich in jüngeren Jahren auf weiten Reisen an den Schönheiten des Vaterlandes und fremder Länder begeistert hatte, konnte er sich in der letzten Zeit selbst nicht einmal zu einer sicherlich sehr heilsamen Badereise entschließen. Nur zögernd beteiligte er sich noch im verflossenen Winter als Rektor an der Hochschulkonferenz in Darmstadt; die Anstrengungen und Unbequemlichkeiten einer langen Fahrt mochte er nicht mehr auf sich nehmen. Sein Schrebergarten, in dem er mit wahrer Passion und bestem Erfolg sein Gemüse baute, schaffte ihm viel Freude und geistige Ausspannung. Obwohl er sich krank fühlte, leistete er gerade noch in den letzten Monaten eine erstaunlich reiche Geistesarbeit; er hatte keine Zeit müde zu sein. Noch der Morgen seines Todestages (27. Juni) sah ihn am Schreibtisch. Seine letzten Zeilen, noch immer kalligraphisch wie gestochen, waren Geburtswünsche an seinen nächsten Freund verbunden mit der Entschuldigung, daß er wegen vermeintlich „starker rheumatischer Schmerzen“ nicht persönlich gratulieren könne. Dann machte um 10 Uhr ein Herzschlag seinem verdienstvollen Leben ein plötzliches Ende. — Als ich ihn um $\frac{1}{4}$ 11 zur Vorstandssitzung des Historischen Vereins bei dem Hochwürdigsten Herrn Bischof für den folgenden Mittwoch einladen wollte, empfing mich seine ihm die Wirtschaft führende Cousine mit der jähen Trauerkunde. Der nächste Mittwoch sollte sein Begräbnistag werden.

Welche große weitverbreitete Verehrung der verstorbene Gelehrte genoß, trat bei seinem Tode und Begräbnis augenfällig in

die Erscheinung. Neben den warmen Nachrufen in der Presse eine fast unübersehbare Menge von Beileidsschreiben an die Angehörigen, die Akademie und den Historischen Verein. Immer wieder klang die hohe, allgemeine Anerkennung und Wertschätzung des bedeutenden Heimatforschers durch. Am Dienstag, 30. Juni nachmittags 5 Uhr erfolgte die Ueberführung des Entschlafenen aus seiner Wohnung zur Akademie. In stimmungsvoller Umrahmung wurde er hier aufgebahrt; zwischen ernstem Grün und freundlichem Blumen Schmuck, das Kreuzbild des Erlösers zu Häupten. Betende Theologiestudenten halten knieend die Totenwacht.

Am 1. Juli vormittags um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr setzt sich von der Akademie der schier endlose Trauerkondukt zur Pfarrkirche in Bewegung. 50 Geistliche und Kleriker schreiten dem Sarge voran. Prof. Dr. Switalski leitet als Freund und Fakultätskollege des Verstorbenen die Exorte und zelebriert das feierliche Requiem, das der Cäcilienverein mit dem klangvollen Vortrag der Trauermesse von Griesbacher begleitet. Dann geht der Leichenzug zum alten Johanniskirchhof, wo schon so viele Braunsberger Gelehrte dem jüngsten Tag entgegenschlummern. Mit seinem Diözesanbischof und mehreren Mitgliedern des Frauenburger Domkapitels geben dem Toten die Vertreter des Oberpräsidenten und des Regierungspräsidenten das letzte Geleite. Auch der Prorektor der Königsberger Albertina, die Vorsitzenden der Historischen Kommission für Ost- und Westpreußen und des westpreußischen Geschichtsvereins, wie der Vertreter der Elbinger Altertums-Gesellschaft gehören zu den auswärtigen Leidtragenden.¹⁾ Vollzählig vertreten sind die Braunsberger staatlichen, kirchlichen und städtischen Behörden. Dazu das große Gefolge Angehöriger, Freunde, Schüler, Bekannter und nicht zu vergessen der Rentner und Rentnerinnen, die um ihren Vorkämpfer trauern.

An der offenen Gruft die letzten Gebete, dann senkt sich der Sarg hinab, und Hunderte drängen sich, um dem verehrten Manne als Abschiedsgruß eine Handvoll Erde nachzusenden; indessen bringt der Cäcilienverein das ergreifende Lied: Ich weiß nicht, wann ich sterbe . . . zum Vortrag. Aus einem der prachtvollen Kränze löst sich lautlos ein duftiger Schmetterling und schwebt langsam empor in die sommerlichen Lüfte. Die Griechen des klassischen Altertums würden ihn als ein Zeichen der Un-

¹⁾ s. das Verzeichnis der betr. Namen in der E. Btg. 150 v. 2. Juli.

sterblichkeit gedeutet haben. Des Zeichens der Unsterblichkeit der Seele bedarf es für den gläubigen Christen nicht mehr, will der zarte Falter nicht aber ein Omen von Köhrichs irdischer Unsterblichkeit sein? So wertvoll und umfassend ist sein hinterlassenes Geisteswerk für die ermländische Geschichtswissenschaft, daß in ihr sein Name als einer der bedeutendsten und verdientesten in dankbarem Gedächtnis fortleben wird . . .

Wöchte unserer Heimat nie der historische Nachwuchs fehlen, der, von gleicher Heimatliebe und Arbeitsfreude beseelt, Köhrichs leuchtendem Vorbild nach Kräften nachzustreben bemüht ist!

R. i. p.

Der Tolkemiter Bildhauer Christoph Perwanger.

Von Dr. Aloys Marquardt.

Unter den nicht zahlreichen Künstlern und Kunsthandwerkern, die in unserem Ermland gelebt und gewirkt haben und deren Ruhm noch heute beachtenswerte Kunstwerke in unseren ermländischen Kirchen verkünden, verdient vor allem der Tolkemiter Bildhauer Christoph Perwanger genannt zu werden.

Ueber seine Jugend und seine Ausbildung ist uns nichts bekannt. Nur das steht fest, daß er in Tirol geboren ist und wahrscheinlich um 1735 in noch jungen Jahren nach Tolkemit kam, um sich hier dauernd niederzulassen. Sicher hat die schöne Lage des Städtchens, der Blick auf das Gaff und die bewaldeten Hügel die junge Künstlerseele angezogen und veranlaßt, gerade hier seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Am 6. November 1741 heiratete Christoph Perwanger Elisabeth, die Witwe des am 24. Mai 1740 verstorbenen Bürgers Peter Feldkeller, Tochter des Elbinger Bürgers Bartholomäus Siwert; sie war in erster Ehe (1728) mit dem Richter und Ratsherrn Peter Reimer und nach dessen baldigem Tode (24. Nov. 1732) mit Peter Feldkeller¹⁾ (auch Feldkenner geschrieben) vermählt. Bei allen drei Trauungen der Elisabeth waren Trauzeugen die Ratsherren Johann Wulff und Jakob Treptau; bei der Vermählung mit Perwanger sind als Trauzeugen außerdem die beiden Ortsgeistlichen Propst Johann Schwan und Kaplan Michael Schwach genannt, ein Beweis dafür, wie geachtet und angesehen schon damals Perwanger war. Am 16. Mai 1742 trat er in die Mälzenbräuerzunft ein, deren Mitglied er bis zu seinem Tode blieb. In den Jahren 1746 und 1756 war er deren Vorsteher. In dem Taufbuche der Tolkemiter Pfarrkirche wird er

¹⁾ Feldkenner = Falkener d. h. Falkenjäger.

häufig als Pate genannt, zuletzt am 5. Januar 1759 bei einem Sohne des Bildhauers Anton Kornowski, der wahrscheinlich sein Schüler war. Im Jahre 1759 trat P. als Bürgermeister an die Spitze der Stadtverwaltung. Am 19. Dezember 1759 wurde ihm seine Gattin Elisabeth, ohne daß sie ihm Kinder geschenkt hatte, durch den Tod entzogen. Schon am 28. Januar 1760 ging er mit Jungfrau Dorothea, Tochter des Christoph Meschel aus Tolkemit, eine 2. Ehe ein, wobei als Trauzeugen wiederum Propst Schwan, der Burggraf Krue und noch zwei Tolkemiter Bürger fungierten. Am 23. Juni 1761 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Johann Christoph erhielt. Paten waren Joseph Meschell und Regina Hartwardt. Nach dieser Angabe im Taufbuche verschwindet Perwangers Name aus den Tolkemiter Kirchenbüchern. Nach einer Ueberlieferung wohnte er in dem an der Nordseite des Marktes rechts gelegenen Eckhaus, wo er auch seine Werkstätte hatte. Das Haus wurde 1767 bei dem großen Stadtbrand zerstört.¹⁾ Jetzt steht an dieser Stelle das Haus des Akerbürgers Andreas Stobbe. Wo und wann Perwanger gestorben ist, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Er soll in den ersten sechziger Jahren seinen Wohnsitz an einen anderen Ort verlegt haben. Domherr Carolus († 1891) will von seiner Großmutter, die eine geborene Feldkeller und eine Verwandte des Perwanger war, gehört haben, P. sei nach Memel gezogen und dort gestorben.²⁾ Der Tod kann spätestens 1767 erfolgt sein; denn Propst Schwan nennt den Künstler in seinem Hausbuche bei Beschreibung des Tolkemiter Stadtbrandes von 1767 „selig“. In dem Totenregister der Mälzenbräuerzunft findet sich folgende Eintragung: Herr Christophorus Perwanger, Bürgermeister, Elisabeth seine Ehefrau.“ Leider sind die Eintragungen nicht nach Jahren geordnet, auch ist den Namen keine Jahreszahl beigefügt, sondern zwischen den Jahren 1656 und 1813 sind nur die Verstorbenen untereinander der Reihe nach aufgezählt. Etwa 12 Eintragungen nach Perwanger ist als verstorben vermerkt Propst Johann Schwan.³⁾ Da dessen Todestag der 5. Mai 1773 war, könnte man unter der Voraussetzung, daß die zwischen Perwanger und Schwan Genannten in richtiger zeitlicher Reihenfolge

¹⁾ Nach Kutschki, Geschichte v. Tolkemit.

²⁾ Nach einer Mitteilung des H. Subregens Brachvogel.

³⁾ Diese Mitteilungen aus dem Totenregister der Mälzerbräuerzunft verdanke ich Herrn Rektor Hantel-Tolkemit.

genannt sind, schließen, daß P. etwa 1766 gestorben ist. Jedenfalls war unser Künstler 1767 nicht mehr in Tolkemit und auch nicht mehr unter den Lebenden; denn auch ein Verzeichnis „der Namen und Zunamen der ganzen Bürgerschaft, so in dem höchst erschrecklichen Brand sind befindlich gewesen“ führt den Namen Perwangers nicht mehr auf.

Meister Perwanger hat dem Ermland eine Reihe bedeutender Kunstwerke geschenkt, die ihn über seinen Wirkungsort hinaus berühmt machten und die zum Teil noch heute Zeugnis ablegen von der Begabung und dem Fleiß dieses Künstlers.

Zur Zeit als Perwanger nach Tolkemit kam, befand sich die Pfarrkirche in einem sehr verwahrlosten Zustande. Der Visitationsbericht des Bischofs Potocki vom 20. Januar 1716¹⁾ rügte offen den schlechten baulichen Zustand der Kirche und tadelte den Hochaltar als sehr einfach und schlecht. Im Jahre 1738 wies auch Bischof Szembek bei der Generalvisitation²⁾ darauf hin, daß der Hochaltar der Kirche nicht zur Bierde gereiche. Propst Schwan ging daher bald nach Antritt seines Amtes (1733 Kommandarius 1736 als Pfarrer instituiert) an die Wiederherstellung und Ausschmückung der Kirche und fand dabei in dem Mitglied seiner Gemeinde Christoph Perwanger einen begabten und arbeitsfreudigen Künstler, der seiner Pfarrkirche 1747 zunächst einen würdigen Hochaltar baute. Die Tischler- und Bildhauerarbeit war, wie Propst Schwan in seiner Chronik berichtet, sehr kunstvoll und sinnreich ausgeführt. Von Kennern wurde der Altar angestaunt und bewundert. Der Kirchenpatron St. Jakobus thronte oben vor dem Fenster in einer Gloriole (Strahlenkranz) aus Gypsarbeit. Im nächsten Jahre wurde der Altar vergoldet und mit Delfarbe marmoriert. Im Jahre 1750 errichtete P. einen neuen Rosenkranzaltar. Er war aus Gypsmarmor hergestellt und gereichte der Kirche zur besonderen Bierde. Aus demselben Stoffe baute der Künstler 1751 eine neue Kanzel. Sie fand, wie wiederum die Chronik Schwans berichtet, bei Kunst Kennern soviel Anerkennung, daß sich von weit und breit Leute einfanden, um das Kunstwerk in Augenschein zu nehmen. Es war bei diesem Kunstgebilde das alte mit dem neuen Testamente so sinnreich durch Figuren verweben, daß die Darstellung des guten Hirten Jesus Christus und der beigefügte Wortlaut fecit utraque unum (= er

¹⁾ Bisch. Arch B 17 S 10 f.¹⁾

²⁾ Chronik d. Schwan. Reform. Dekt. 1739. B. A. B. 21. S. 157 f.

hat aus beiden eins gemacht) vollständig gerechtfertigt war. Leider wurden diese Schöpfungen Bertwangers schon 1767 bei dem großen Stadtbrand, dem auch die Kirche zum Opfer fiel, vernichtet.

Für Propst Schwan hatte B. ein Kreuzifix aus Elfenbein gearbeitet. Beim Brande am 29. Juli 1767 rettete dies Schwan außer den Kirchenbüchern allein von allen seinen Sachen aus dem schon brennenden Pfarrhause und stellte es in der Vorhalle der Kirche in einer gemauerten Nische nieder. Es blieb beim Brand der Kirche unversehrt, „obwohl alles, was in der Halle befindlich gewesen, daß Feuer nebst Türen und Fenstern und einem eichenen Gefäß zum Gebrauch des Weihwassers mit Dach und Fach verzehret.“ Propst Schwan sah darin eine besondere Gnade und schenkte das Kreuzifix der Kirche, in der es noch heute den Hochaltar ziert. Bereits 1743 hatte Bertwanger zwei Statuen, die hl. Jungfrau und Johannes von Nepomuk geschaffen, die frei auf dem Kirchhof standen und deswegen vom Brande verschont blieben. Propst Neubauer (1844—55) ließ sie auf Postamente setzen und zu beiden Seiten des Kirchenportals aufstellen.

Eine der Tolkmiter ganz ähnliche Statue des hl. Johannes von Nepomuk fertigte Bertwanger für Frauenburg, wo sie noch heute auf dem Kirchhofe neben der Pfarrkirche steht. Auch für die Kathedrale durfte der Meister schon 1738/39 eine Marienstatue aus Holz arbeiten, die nach dem ursprünglichen Plan den Hochaltar zieren sollte. Nur Bertwanger kann jedenfalls unter dem in den Akten genannten Tolkemiter Bildhauer gemeint sein, der nach Ausweis der Rechnung der Kustodie der Domkirche am 26. Februar 1739 Bezahlung für Herstellung einer Marienstatue erhielt. Da der Plan, zwischen den Säulen des Hochaltars eine Statue der hl. Jungfrau aufzustellen, geändert wurde, beschloß das Domkapitel, das Werk aus der Tolkemiter Kunstwerkstätte, der Schloßkapelle in Allenstein zu überlassen.¹⁾

Auch für die Pfarrkirche der anderen Nachbarstadt Tolkemits, Elbing, schuf Bertwanger im Jahre 1754 ein bedeutendes Werk, den Hochaltar, auf Kosten des Bischofs Adam Stanislaus Grabowski. „Er hatte an Höhe, schöner Arbeit und reicher Vergoldung wenige seinesgleichen in Preußen. Alles, was glatt war, war schwarz poliert — es sollte wohl das Ansehen von schwarzem Marmor haben —, die Reliefs, die Kapitäle und die Vasen der

¹⁾ Vergl. Dittrich, der Dom zu Frauenburg. G. B. XIX, S. 28 und 33.

Säulen wie alle sonstigen Zierraten waren reich vergoldet.“¹⁾ Leider fand auch dieses Kunstwerk durch den Brand von 1777 einen frühzeitigen Untergang. Der neue Hochaltar wurde dem zerstörten nachgebildet.

Von demselben Meister stammen auch die Kreuzwegbilder (Reliefs aus Gyps) in der Klosterkirche zu Cadinen, die noch heute — sehr stark beschädigt. — zum Teil in der Ruine auf dem Cadiner Klosterberg zu sehen sind.

Ganz ähnliche Stationsbilder hat er 1742 in der Klosterkirche in Springborn, die er noch mit anderen bedeutenden Kunstwerken bereicherte (für 550 fl.) geschaffen.²⁾ Am besten sind dem Künstler wohl die beiden Gruppen in den Muschelnischen neben der Orgel gelungen: die Stigmatisation des hl. Franz von Assisi und Petrus von Kantara.³⁾ Nach dem Urteil von Professor Ulbrich sind es Werke, in denen die religiöse Begeisterung bei dem einen und die religiöse Verzückung bei dem andern in selten überzeugender Weise zur Geltung kommt. Die beiden Gruppen zählen mit zu den besten Bildhauer-Arbeiten, die Ostpreußen besitzt. Ferner fertigte Perwanger die lebensgroßen Muttergottesfiguren in den Wegekappen nach Springborn (1742) und nach Kleiditten (1757) sowie die des hl. Franziskus am Wege nach Kervienen (1752) und des hl. Antonius an der Kenschdorfer Kapelle (1761), die heute nicht mehr vorhanden ist.

Auch für einen anderen und zwar unseren ältesten und berühmtesten Wallfahrtsort Heiligelinde durfte Perwanger eine Arbeit liefern. Die 44 Figuren auf der Vorderseite der Kolonnaden und dazu noch die 12 in den Eckkapellen gegen Osten und Südosten stammen aus seiner Werkstatt. Sie sind aus Sandstein in den Jahren 1744—48 hergestellt. Für jede Statue soll er 100 fl. erhalten haben. Ihr Kunstwert ist allerdings sehr verschieden, bei manchen sogar sehr gering, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Perwanger bei weitem nicht alle selbst hat schaffen können, zumal er ja zu gleicher Zeit mit anderen größeren Arbeiten beschäftigt war.

Christoph Perwanger war jedenfalls ein Künstler von mehr als mittelmäßigem Talent und voll großer Schaffensfreude, auf

¹⁾ Neue Preuß. Provinz. Blätt. Bd. VII, S. 414.

²⁾ Boenigl, Kloster Springborn G. R. XX, S. 265.

³⁾ Fest am 19. Oktober.

den das Ermland und in Sonderheit das Städtchen Tolkemit mit Recht stolz sein kann. War der Künstler auch nicht im Ermland geboren, so war ihm dieses doch seine zweite Heimat geworden, wo seine reiche Begabung einen fruchtbaren Boden gefunden hat.

Anzeigen.

Erich Caspar, Hermann von Salza und die Gründung des Deutschordensstaates in Preußen. Tübingen 1924.

Mit dieser Schrift hat Prof. Caspar, der Vertreter der mittelalterlichen Geschichte an der Universität Königsberg, eine empfindliche Lücke in unserer Literatur über die Gründung des Deutschordensstaates ausgefüllt. Er will diese Tat des großen Hochmeisters nicht in den Rahmen einer preußischen Territorialgeschichte eingezwängt wissen, sondern lenkt unsern Blick mit allem Nachdruck auf die größeren geschichtlichen Zusammenhänge jener Zeit. Hermann von Salza ist uns als der politische Ratgeber des großen Staufenkaisers Friedrich II. bekannt, hat aber andererseits auch immer eine unerschütterte Vertrauensstellung an der römischen Kurie zu behaupten vermocht. Caspar will nun zeigen, in welcher Weise der Hochmeister diese seine nahen persönlichen Beziehungen zu den beiden Häuptern der Christenheit für seinen Plan einer Staatsgründung im Preußenlande ausgenutzt hat. Der Versuch im siebenbürgischen Burzenland einen Ordensstaat zu schaffen — Hermanns Politik war hier, wie Caspar nachweist, zielbewußt und energisch auf völlige Autonomie gegenüber den rivalisierenden Lokalgewalten weltlicher und geistlicher Art gerichtet — war fehl geschlagen, und dieser Mißerfolg hat Hermann veranlaßt, in Preußen mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen und sich für seinen neuen Plan die größtmöglichen Sicherungen gegenüber seinen Mitbewerbern im Lande östlich der unteren Weichsel, gegenüber den Polen und dem Bischof Christian von Preußen, bei den höchsten Autoritäten jener Zeit zu verschaffen.

So ließ er sich, noch bevor er auf das Angebot Conrads von Masovien überhaupt einging, von Kaiser Friedrich II. im März 1226 (Preuß.-Urkundenbuch I Nr. 56.) die Genehmigung zur Erwerbung des Preußenlandes erteilen. Dieses Privileg ist nicht die Gründungsurkunde des Ordensstaates, sondern nur

ein Zukunftsprogramm und zeigt uns darum deutlich das Ziel Hermanns, der auf die Schaffung eines autonomen Staatswesens ausgeht. Die Erwerbung Preußens, die teils auf der Schenkung des Culmerlandes durch Conrad von Masovien, teils auf der Eroberung durch das Schwert der Ordensbrüder beruhen soll, wird der kaiserlichen Rechtsgarantie unterstellt, und dem Hochmeister werden ausdrücklich reichsfürstliche Rechte verliehen. Zu der Frage, Kraft welcher Gewalt Friedrich II. über diese fernen Gebiete an der unteren Weichsel verfügt habe, findet Casper eine durchaus einleuchtende Antwort. Einmal ist es die universalistische Theorie (auf die schon Ranke in seiner Weltgeschichte Bd. 8, S. 458 hingewiesen hat), wonach die ganze Welt unter der Monarchie des Imperium Romanum stehe; zweitens ist es das alte königliche Bodentregal, das Recht des deutschen Königs am herrenlosen Land. Der Hochmeister wird in dem Privileg von 1226, so zeigt Caspar weiterhin, garnicht zum Reichsfürsten erhoben, sondern er soll nach dem Wortlaut der Urkunde nur dieselbe Gerichtshoheit und Gewalt haben und üben, „wie sie irgend ein Reichsfürst in seinem Lande nicht besser haben kann.“ Absichtlich habe Hermann selbst diese vorsichtige Fassung des Satzes gefunden, die ihm die Garantie für eine volle landesherrliche Stellung bot, wie sie damals die Fürsten im Reiche zu erwerben im Begriffe waren, ohne ihm zu enge Fesseln anzulegen. Hier äußert Caspar eine durchaus neue Ansicht, die eine wesentlich einfachere und darum ansprechendere Erklärung gibt als die recht komplizierte Lösung, die mein hochverehrter Lehrer, Professor Werminghoff, in seinem Aufsatz „Der Hochmeister des Deutschordens und das Reich bis 1525“ (Hist. Zeitschrift Bd. 110—1213) gefunden hatte, wonach der Hochmeister durch die Kaiserurkunde von 1226 Reichsfürst nicht im nationalumgrenzten Reich des deutschen Königs, wohl aber im universalem Imperium Romanum des Kaisers geworden sei.

Dem Polenherzog gegenüber hat Hermann von Salza sein Ziel zu erreichen verstanden: nach schwierigen diplomatischen Verhandlungen durch vier lange Jahre hat er Conrad von Masovien endlich im Vertrag von Kruschwitz (Juni 1230 — Pr. Urkundenbuch I Nr. 78) zum Verzicht auf alle Rechte am Culmerland gebracht, und nun erst beginnt die militärische Tätigkeit des Deutschordens in Preußen. Wie aber gestaltete sich das Verhältnis des Ordens zu den geistlichen Gewalten? Im Burzenlande hatte

er mit tatkräftiger päpstlicher Unterstützung die völlige Exemption des Ordensgebiets von der Diözesangewalt des siebenbürgischen Bischofs durchgesetzt. In Preußen dagegen war bereits lange vor seinem Erscheinen der 1215 von Innozenz III. bestellte Missionsbischof Christian tätig, der hier nach dem Vorbild des großen livischen Bischofs Albert von Riga (1199—1229) sich selbst zum Herrn des Landes machen wollte. Mit klarem Blick erkannte Hermann von Salza in diesem Mann das Haupthindernis für die von ihm geplante Gründung eines autonomen Staates in Preußen. Schon in dem Kaiserprivileg von 1226 findet sich, wie Caspar zeigt, ein wenig freundlicher Hinweis auf die „vergebliche Arbeit“ des längst aus seinem Sprengel vertriebenen Preußenbischofs. Als Christian dann 1233 in die Gefangenschaft der heidnischen Preußen geriet, hat der Deutschorden keinen Finger zu seiner Befreiung gerührt, sondern diesen günstigen Zufall kräftig für seine Bestrebungen ausgenützt und sich 1234 von der Kurie das Preußenland zu Lehen geben lassen. Bischof Christian hat später nach seiner Befreiung gegen die Schmälerung seiner Rechte aufs schärfste protestiert und auch gegenüber den weiteren Verfügungen der Kurie, so vor allem gegen die Diözesaneinteilung von 1243, bis zu seinem Tode 1245 passiven Widerstand geleistet.

Diesen Gegner, der für Preußen eine bischöfliche Landeshoheit hatte schaffen wollen, hat Hermann von Salza also beiseite zu schieben vermocht. Aber um das zu erreichen, mußte er eine starke Beeinflussung der preußischen Verhältnisse durch die geistliche Zentralgewalt, die römische Kurie, in Kauf nehmen. Preußen gehörte ja ohnehin zu jenen Gebieten am Ostufer des Baltischen Meeres, auf deren Missionierung seit der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts das Papsttum sein Augenmerk gerichtet hatte. Den Anteil der Kurie an dieser baltischen Mission und das Gegenpiel des Kaisers und seines leitenden Staatsmannes Hermann von Salza (das seinen Niederschlag auch in dem Kaiserprivileg von 1226 findet) zeigt Caspar im einzelnen auf. In diesen großen Rahmen der Missionierung des Nordens stellt der Verfasser nun auch die Bulle Gregors IX. vom 3. August 1234 (Pr. Urkundenbuch I Nr. 108) — neben dem eben erwähnten Kaiserprivileg die wichtigste Urkunde für die Gründung des Pr. Ordensstaats. Wenn der Papst hier die Erwerbungen der Ordensritter in das Recht und Eigen des hl. Petrus und unter den besonderen Schutz des apostolischen Stuhles nimmt und sie dann

dem Orden zu ewigem freien Besitz verleiht, so steht das Ordensland damit tatsächlich in Lehnsabhängigkeit von der römischen Kurie, und die Päpste haben bis ins 14. Jahrhundert hinein ihre Rechte aus diesem Verhältnis gelegentlich wahrgenommen. Aber diese Lehnsabhängigkeit soll, wie Caspar im einzelnen zeigt, nur für die Gebiete gelten, die der Orden mit dem Schwerte in der Hand den Heiden entreißt, nicht auch für jene Preußen, die sich freiwillig bekehrten, und die darum nach dem Willen der Kurie ihre Freiheit behalten und päpstliche Schutzverwandte bleiben sollen, wie das auch sonst in den baltischen Ländern den freiwillig zum Christentum übertretenden Bewohnern wiederholt zugesichert wird — die päpstliche Missionstheorie setzt sich also hier vollkommen durch. Was mit dem Lande geschehen soll, wenn einmal alle Bewohner christlich sind, bleibt offen. So stellt auch die Papstbulle von 1234 nur ein Provisorium dar, das sich lediglich auf die im Entstehen begriffenen Verhältnisse bezieht, (Ob man bei diesem Abschnitt dem Verfasser in allen Einzelheiten seiner Beweisführung wird folgen können, scheint mir zweifelhaft; dem Ergebnis kann man indessen wohl mit gutem Grunde zustimmen).

Die von Hermann für das Preußenland erstrebte Autonomie findet also durch die päpstliche Mitwirkung eine starke Einschränkung. Das zeigt uns noch deutlicher eine andere Bestimmung jener Bulle, wonach die Kurie die kirchliche Einteilung Preußens und die Landausstattung der Bischöfe sich ausdrücklich vorbehält. Bei der endgültigen Regelung dieser Dinge im Jahre 1243 muß der Hochmeister ein Drittel seines Gebietes den vier Landesbischöfen abtreten und sie als gleichberechtigt anerkennen. Dieses theoretische Nebeneinander von fünf gleichgeordneten Gewalten — wozu dann später noch die vier Domkapitel kamen — hätte in der Praxis die schlimmsten Folgen für die Machtstellung des Hochmeisters haben können. Daher bemühte sich der Deutschorden aufs eifrigste auf die Besetzung der vier Bischofsitze in Preußen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, wie ich das in meiner Dissertation zu zeigen versucht habe (gedruckt in dieser Zeitschrift Bd. 20, S. 643 ff. und Bd. 21, S. 1 ff.)

Zusammenfassend läßt sich über die theoretischen Grundlagen der Ordensstaatsgründung feststellen, daß Hermann von Salza für die von ihm erstrebte Autonomie beim Kaiser volle Unterstützung erfährt, aber seitens der Kurie sich eine wesentliche Einschränkung gefallen lassen muß. Indem der Ordensstaat auch als

ein Missionsunternehmen unter päpstlichen Sanktion ins Leben tritt, ist Hermanns Werk in ganz andere Bahnen gewiesen worden, ist ein „Missionsstaat“ entstanden. Hermann hat als Mann von realpolitischem Blick dies Kompromiß hingenommen, aber dieser innere Widerspruch zwischen voller staatlicher Souveränität und der päpstlichen Missionstheorie ist nach Jahren der tiefste Grund für den schließlichen Zusammenbruch des Ordensstaates gewesen.

Zum Schluß untersucht Caspar den Anteil Hermanns an dem praktischen Aufbau dieses Staates. Mit klarem Blick hat er seinen Orden entschlossen aus den orientalischen Verhältnissen gelöst aus der Erkenntnis heraus, daß der Deutschorden in Palästina keine politische Zukunft habe. Schon in den Ordensstatuten finden sich Ansätze zu einem straffen Beamtenstaat; hierwie in manchen anderen Einzelheiten zeigen sich zahlreiche Ähnlichkeiten mit dem sizilianischen Staate des Staufers Friedrich II. Hermann hat dann weiterhin das Preußenland in engste Beziehungen wie zu Lübeck so auch zum Magdeburger Gebiet gebracht und damit sein Unternehmen in die große ostdeutsche Kolonisationsbewegung eingegliedert. So erscheint uns dieser Thüringer, in dem wir bisher mehr den glänzenden Diplomaten gesehen haben, als „ein schöpferischer Staatsmann großen Stils, auf den die deutsche Nachwelt stolz sein kann, wie auf den größten Staatsmann, der ihr beschieden gewesen ist, auf Bismarck.“ (S. 59).

Dr. H. Schmauch-Wormditt.

Burg und Amt Rößel. Ein Beitrag zur Burgenkunde des Deutschordenslandes. Mit 19 Abbildungen. Von Dr. Georg Matern, Erzpriester in Rößel und Regierungsbaumeister Kurt Matern, Dom- und Diözesanbaumeister in Paderborn. Königsberg i. Pr. 1925. Bernhard Leichert, Buch- und Kunsthandlung.

Der in der heimatlichen Geschichtsschreibung bestens bekannte Hauptverfasser hat hier seiner Meisterschaft in der Ausschöpfung der dünnsten Quellen, in der Gestaltung spröden Stoffes zu einer lebensvollen, flüssigen Darstellung, in der gewandten Zusammenschau der örtlichen mit der Bistumsgeschichte ein neues Denkmal gesetzt. Gerechtfertigt ist diese Einzelbarstellung einer ermländischen Bischofsburg äußerlich durch den Stillstand der von Steinbrecht begonnenen Bearbeitung der bischöflichen Burgen des Deutschordenslandes, innerlich durch die heimatliche Stellung des im

Schatten dieser Burg aufgewachsenen Verfassers und seines als hauseigenthümlichen Mitverfassers tätigen Bruders.

Die Geschichte der ersten, aus Holzwerk und Erdmällen geschaffenen Ordensburg, des Wild- und Wachthauses, wie es der Verfasser anschaulich nennt, umreißt in abgerundeter Zusammenfassung die Zeit der Preußenaufstände und der Stadtanlage, diese in einzelnen Zügen neu aufhellend; neu ist namentlich der Hinweis auf die der Stadt Köbel benachbarte altpreussische Siedlung. Die Baugeschichte der massiven Bischofsburg, der ganzen Abhandlung zweiter Abschnitt, gibt die kurzen Nachrichten der ermländischen Chronisten vor dem Jahre 1400 wieder und versucht mangels anderer Quellen durch sorgsame Auswertung einiger Rechnungsbücher aus dem 4. und letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts und durch gelegentliche vergleichende Herbeiziehung des spärlichen Schrifttums über andere geistliche Burgen des Ermlandes die Innenräume und die äußere und innere Ausstattung dieses rein zu Verwaltungszwecken bestimmten Bauwerkes zu ergründen; ganz wesentliche Hilfe leisten hierbei die im letzten Abschnitt des Buches von Kurt Matern frisch und klar auseinandergesetzten Ergebnisse seiner technischen Untersuchung der Burgruine, deren Südflügel gänzlich zerstört und zur Kirche der evangelischen Gemeinde umgestaltet ist. Die großen vorzüglichen bildlichen Wiedergaben des heutigen Bauzustandes und der Grund- und Aufrisse der im Anfang des 19. Jahrhunderts und heute festgestellten und vermuteten Bauteile lassen kaum erkennen, welche starke, aus der Dürftigkeit der benützten baugeschichtlichen Quellen aufspringende Lücken mit Vermutungen geschlossen werden mußten. Die Jahre von etwa 1353 bis 1375 gelten als Bauzeit des Köbeler Schlosses. Bis 1772 erfüllte es seine Aufgabe als Burggrafensitz und vorübergehend als kurzfristige Gastwohnung der bischöflichen Landesherren. In kurzen reizvollen Schilderungen gleitet das „Stilleben auf Burg Köbel“ in dieser Zeit an uns vorüber. Stadt und Pfarrkirche steuern aus ihrer, dem Verfasser durch eigene Forschungen gut bekannten Vergangenheit und ihren geschichtlichen Denkmälern manchen bereichernden Zug bei. Die wirtschaftlich-siedlungskundliche Beschreibung des Kammeramtes gehört zu den stoffgefülltesten Teilen des Buches. Der Ueberblick über die um Burg und Stadt sich abspielenden kriegerischen Vorgänge sammelt sich in einem wirkungsvoll ausgekleideten geschlossenen Rahmen. Die letzten Schicksale der Burg seit 1772 bis heute ge-

winnen aus manchen, ganz neu den Akten entnommenen Nachrichten erwünschte geschichtliche Einordnung. So treibt mit Macht diese gründliche, in ihrer Art vollendete Darstellung den Wunsch des Verfassers empor: „Röge der alten Wartburg gegen den feindlichen Osten bald der Tag der Auferstehung beschieden sein!“

Recht bedauerlich ist jedoch, daß der Verfasser nicht eine eigene selbständige Durchsicht der beiden Archive Frauenburgs vorgenommen und sich mit einer durch nichts gerechtfertigten Zbersicht begnügt hat. Wie sehr hätte sich die leider sehr schwach gestützte Baugeschichte, der wichtigste Abschnitt des Werkes, festigen und vervollständigen lassen, wenn der Verfasser den Folioband Y 6 des Domkapitulärischen Archivs, der fast ein Duzend Inventarverzeichnisse der Burg Kößel nebst den Inventaren der anderen bischöflichen Burgen von 1621 bis 1725 enthält, ferner das im Heft Y 11 desselben Archivs aufbewahrte Inventar von 1742 und vor allem die ganz ausführliche Beschreibung von 1767 im Folioband D 120 des Bischöflichen Archivs zur Hand gehabt hätte! Letzterer ist bereits von Steinbrecht benutzt worden, wie dessen handschriftlicher Nachlaß in der Marienburg zeigt. Obwohl die Inventarverzeichnisse des Domkapitulärischen Archivs teilweise in mehreren Abschriften vorhanden sind und schon früher eine diesen Quellen nachgehende Beschäftigung mit der Geschichte der Burg Heilsberg (man vergl. Steinbrecht, Beiträge zur Kunstgeschichte der Burg Heilsberg im Ermland, in der Zeitschrift für christliche Kunst, Jg. 25. 1912. Düsseldorf. S. 26 ff., und Dittrich's öffentlichen Vortrag 1905, in dieser Zeitschr. Bd. XV S. 783) stattgefunden hatte, waren sie merkwürdigerweise sämtlich unbekannt geblieben; erst die Bemühungen des jetzt begründeten Heilsberger Schloßbauvereins um die Mitarbeit des Ermländischen Geschichtsvereins, der sich gern und mit Eifer dazu bereit erklärte, waren dem unterzeichneten Berichtgeber ein ernster Anlaß zu der vor einigen Wochen vorgenommenen Auffuchung der Inventare. Welch außerordentlichen Einstrom von Quellenstoff die Baugeschichte der Burg Kößel daraus erhält und welche neuen Züge in die Darstellung geführt werden müssen, läßt sich am deutlichsten an dem Bauzustande des Jahres 1767 erkennen.

Den Eingang zur Burg bildet ein massives, offenes Tor mit dem bischöflichen Wappen, nicht weit davon ein zweites massives Tor mit einer vor zwei Jahren auf 2 massiven Pfeilern aus Holz neugebauten, mit Geländer versehenen Brücke, die unter einem

dritten massiven quadratischen Thor mit verschließbarer Doppeltüre und einer kleinen Durchlaßpforte endigt. In einer Mauernische dieses Thores grüßt eine Statue der Gottesmutter mit dem Jesuskinde. Vor dem Eintritt in den Burghof passiert man ein viertes ähnliches Thor. Inmitten des quadratischen, mit Steinen gepflasterten Hofes erhebt sich das Gehäuse eines im Sommer meist wasserlosen Ziehbrunnens. Rechts führt aus dem Hofe eine Holzstiege in den mit Ziegeln ausgelegten, mit Kalkdach und Pfannen und einer Bretterdecke geschützten, auf Pfeilern ruhenden vierseitigen Kreuzgang. Durch eine Türe betritt man vom Gange aus den kleinen alten mit Ziegelfliesen gepflasterten, mit Bretterdecke versehenen, einfenstrigen Vorraum des rechts daranstoßenden gewölbten Kammerers. Dieser zeigt einen Dielenfußboden, 3 Fenster, einen weißen Kachelofen, daneben ein Kamin. Es schließt sich an ein kleineres, zweifenstriges Schlafzimmer mit Kamin, blauem Kachelofen, Kamin. Dann kommt man wieder in einen einfenstrigen, nach dem Kreuzgange zu mit Türe versehenen Vorraum. Nach links gelangt man aus dem schon genannten Vorraum des Kammerers in ein zweifenstriges Gemach mit Kamin, ohne Ofen. Aus diesem durch eine mit dem Wappen des Bischofs Potocki bezeichnete Türe in eine kleine gewölbte einfenstrige Kammer mit Kamin. An dieser liegt ein unbenutztes Gemach mit 2 durch Bretter verschlossenen Fensteröffnungen; daraus führt eine Türe auf den Kreuzgang. (Die gen. Räume haben also wohl den Süd- und Ostflügel gefüllt.) Aus dem nördlichen Kreuzgang betritt man durch eine Türe zunächst eine kleine einfenstrige Kammer mit Ofen und Kamin, einen anschließenden kleinen einfenstrigen Vorraum, dann ein längliches, zweifenstriges Gemach mit Kamin, wiederum ein zweifenstriges Gemach mit Ofen und Kamin. Aus diesem gehts in einen engen, einfenstrigen Vorraum, von hier in ein leeres einfenstriges Gemach des Westflügels mit einem kleinen Kamin. Von hier führt ein Durchgang durch eine Türöffnung am Küchenschornstein und einem Fenster vorbei in ein längeres, dreifenstriges Gemach mit Ofen und Kamin. Von hier gehts zu einem Vorraum und in eine unmittelbar in der Ecke des Kreuzganges gelegene kleine Küche mit einem kleinen Herd. Neben dieser Küche in derselben Ecke nach rechts eine leere Kammer, darin zwei mit Brettern verschlagene Fensteröffnungen, eine vergitterte Luke und Kamin, ein zweiter ähnlicher Raum mit Fensterluke und einer Türe nach dem Kreuzgang, und ein dritter solcher Raum ebenfalls

mit Tür nach dem Gange. Aus der Ecke des nördlichen Kreuzganges führt ein kleiner hölzerner, oben bedeckter, an den Seiten offener Gang bis zur Mauer, in deren Mitte ein Turm steht. Steigt man hier eine Treppe hinauf, so kommt man in eine leere Dachkammer mit einer durch Bretter geschlossenen Fensterlufe. Von diesem Turme aus gelangt man nach rechts durch einen engen Gang zum östlichen auch mit Pfannen gedeckten Eckturm, hinein in ein Gemach mit zwei Fensterlufen, dahinter der Abort. Aus der Mitte dieses engen Ganges zweigt ein offener massiver Gang über einen gemauerten Bogen nach dem Schlosse ab. Aus der Ostende des Kreuzganges steigt man auf einer massiven Treppe zum Dachgeschoß des Flügels hinauf, zuerst zum Bodenraum und dann auf einer Holzstiege zum Dachstuhl. Zum Verschließen der Mauerlufen dienen 16 Holzklappen. Ein zweiter, hölzerner Ausgang zum Dachgeschoß liegt im südlichen Kreuzgange neben dem Vorraum des Remters; zum Dachstuhl führen hier Leitern. Zum Verschluß der Lufen dienen wiederum 16 Klappen. Unter dem Dach des West- und Nordflügels, welche die kleineren Gemächer enthalten, ist nur Bodenraum ohne Lufen.

Das Untergeschoß: Links vom Eingang liegt die enge, durch ein Fenster über der Türe und eins in der Wand erhellte Küche. (Die Annahme des Verfassers, daß diese „wie in allen Ordensburgen, unter dem Remter . . . So auch in Heilsberg“ lag, trifft ohnehin auch für Heilsberg nicht zu.) Aus dieser ging es in eine einfenstrige Kammer. Daneben, in der Ecke der Burg, lag ein vom Burghofe aus betretbarer kleiner Vorraum, aus dem man durch eine Türe in den runden Eckturm gelangte, der als Gefängnis diente. Neben diesem Turm gelangt man wieder durch einen besonderen Eingang vom Burghofe aus in einen kleinen, türlosen Raum, aus diesem nach links in eine kleine einfenstrige Kammer mit Ofen. Weiter kommt man im selben Nordflügel vom Hofe aus zu einem kleinen Raum, aus diesem nach rechts zu einem einfenstrigen Gemach mit Ofen und Kamin, nach links zu einem kleinen einfenstrigen Gemach mit Ofen und aus diesem in ein zweites ähnliches Gemach ohne Ofen und von hier in eine kleine Kammer. Im Ostflügel in der Ecke eine gewölbte Kammer, darin eine vergitterte Maueröffnung, daneben die Treppe zum Keller. Weiterhin, vom Hofe aus zu betreten, eine einfenstrige gewölbte Kammer, daneben eine zweite gewölbte Kammer, in der Ecke selbst der Eingang zu zwei Kellern. Beginnt man die

Wanderung vom Hoftor nach rechts, so stößt man hier auf die vierfenstrige Bühnenkammer. In der Südwestecke liegt die gewölbte, einfenstrige Backstube mit einer Kammer, an diese schließt sich im Südflügel die gewölbte einfenstrige Braustube mit einem Ausgange aus der Burg.

Außerhalb der Burg am Abhang des Flußtales liegt das Haus des Burggrafen, dessen mittlerer Teil vor etwa 30 Jahren in den Grund hinabgestürzt war. Die Burgmauer ist auf drei Seiten massiv, auf der vierten, der Südseite, ist sie durch einen Plankenzaun neu ersetzt. Neben dem Thor der Westmauer wohnt in einem Häuschen der sogenannte Stubenrauch. Im Zuge dieser Mauer liegt ein bedachtes quadratisches Türmchen. In der nördlichen Mauerecke erhebt sich ein großer gedeckter Turm mit einer Pforte. Auch die beiden oben genannten Türme der nördlichen Ringmauer sind mit Pforten versehen. In der nordöstlichen Mauerecke ist ebenfalls eine Pforte. Von der östlichen steinernen Ringmauer ist vor vielen Jahren an der Stelle, wo ein Abflußrohr aus dem Keller führt, ein Teil in die Schlucht abgestürzt. Links der Straße aus der Stadt zur Burg steht ein langes massives Stallgebäude. (Es folgen noch das Inventar des Brauhauses, das Burggrafenhaus, das Pfortnerhaus, das Malzhaus, die Schulzenmühle, die Burgmühle, die Niedermühle bei Wischdorf, die Mühle in Rabinen, die Biegelei, der Krug auf der Stadtfreiheit, der Krug in Heiligelinde, der Krug in Wischdorf, das Wortwerk Ramten, die Pfalz mit Kapelle, Park, Wortwerk und Speicher in Wischdorf, der Bestand an Geräten in Köfel und Wischdorf und an Vieh in Wischdorf und Ramten.)

Die ähnlich reichhaltigen andern Inventare des 18. Jahrhunderts geben ebenso wie das hier ausgeführte Beispiel Fingerzeige für die Aufhellung auch des früheren Bauzustandes aus den knapper gefaßten älteren Inventaren, und das große, in den zahlreichen Beschreibungen der andern ermländischen Burgen bereitliegende Material hebt das offenbar zweckmäßige Verfahren, durch Vergleiche Erläuterungen und Ergänzungen zu gewinnen, zu einer ergiebigen Fruchtbarkeit empor. In dieser Erkenntnis und im Zusammenhang mit der baugeschichtlichen Darstellung der Burg Heilsberg wird neuerdings der Plan einer Veröffentlichung sämtlicher Inventare der zurzeit stärker in den Blickpunkt der Forschung tretenden ermländischen Burgen erörtert; jedenfalls würde dadurch einer verfrühten Einzelstudie, wie im vorliegenden

Falle, am besten vorbeugt. Die Baugeschichte der Burg Rößel wird durch eine völlige Neubearbeitung ersetzt werden müssen.

Ebenso ist der Wert der Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte des Kammeramtes Rößel stark gemindert durch die bedauerliche Nichtbeachtung eines sehr bedeutenden archivalischen Materials. Wenn Joseph Kolberg in seiner dem Verfasser von Burg und Amt Rößel wohlbekannten Schrift „Aus dem Haushalt des erml. Bischofs und Kardinals Bathory (1589—99)“ auf weitere, neben den Rechnungen von 1594—97 vorhandene Rechnungsbücher des Bischöflichen Archivs hinweist, so ist die Benutzung dieses einzigen Folianten C 28 für Rößel sehr auffallend. Dies um so mehr, als der Registrant des Archivs auch die andern Rechnungsbücher verzeichnet. Der Foliant C 28 bildet den Anfang einer langen Reihe von mehr als 20 Folianten und Heften der Abteilung C, die ebenso Einnahmen und Ausgaben der Bischöflichen Kammerämter umfassen; sie erstrecken sich von 1615 ab mit mehr oder minder großen Lücken über den Zeitraum bis 1759, stellen also ein Material bereit, gegen das die wenigen für Rößel benützten wirtschaftlichen Nachrichten völlig verschwinden. Sehr wertvoll sind fraglos auch die Beiträge der Rechnungsbücher zu anderen Abschnitten des Werkes, zur Baugeschichte, Zeitgeschichte (schwedische Besetzung), zum Stilleben auf der Burg (Besuche). — Angemerkt sei der Standort der hier ohne nähere Angabe citierten Rechnungsbücher: Die Rat. Oec. von 1533 steht im Domkapitul. Archiv in Frauenburg unter II. 54, die von 1594—97 unter C 28 im Bischöfl. Archiv daselbst, die von 1590 im Westpr. Foliant 1042 des Staatsarchivs in Königsberg.

Es lohnt wohl nicht, die Hauptergebnisse hier zusammenzustellen. Wir werden die unumgänglich notwendige Neuauflage des Werkes abwarten müssen, in der sicheren Hoffnung, dann tatsächlich eine vollendete und vollständige Behandlung des Themas „Burg und Amt Rößel“ zu erhalten. Brachvogel.

Eugen Brachvogel, Nikolaus Koppernikus im neueren Schrifttum. (Altpreußische Forschungen. Herausgegeben von der Histor. Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. 1925, H. 2. Königsberg 1925, S. 5—46.)

(Selbstanzeige des Verfassers.) Mit dem Tode des von keinem ermländischen Geschichtsschreiber an schöpferischer Gelehrsamkeit und Kenntnis erreichten Forschers Franz Sipler († 1898)

ist auch die ermländische und überhaupt deutsche Kopernikusforschung ins Grab gesunken. Inzwischen erstanden zwar in den ermländischen Kopernikusstädten Frauenburg, Heilsberg und Allenstein Denkmäler zu Ehren dieses Altmeisters der neueren Sternkunde, und die ehemalige kopernikanische Sternwarte in Frauenburg beherbergt seit 1912 ein kleines Kopernikuseum. Gefördert wurde die gesamte Kopernikusforschung aber seit Hipler nur von dem polnischen Krakauer Professor Ludwig Anton Birkenmajer, die Untersuchung über die Stellung der kopernikanischen Entdeckung in der astronomiegeschichtlichen Entwicklung von dem Franzosen Pierre Duhem; sonst erfuhr dies Gebiet mit Ausnahme der von Georg Bender (in Breslau) beigebrachten Beweise für die umstrittene deutsche Herkunft des Kopernikus fast nur Berücksichtigung in zusammenfassenden Darstellungen. Bis zur Stunde ist nirgendwo ein Ansaß für die Wiederaufnahme der Kopernikusforschung in deutschen Gelehrtenkreisen wahrzunehmen. Im Laufe mannigfacher Bemühungen um die Pflege der Erinnerung an die merkwürdig wenig genannte, auf unserm heimatlichen Boden erwachsene Geistesstat (durch volkstümliche Zeitungsaufsätze, die Einrichtung des Kopernikuseums, die Verbreitung geschichtlicher Bildertafeln) wurde mir die Gewißheit der Gefahr, welche eine unter nationaler Blickstellung leidende Kopernikusforschung der Gegenwart für den geistigen Besitzstand des Ermlandes und seiner deutschen Urheimat bei längerer Anteillosigkeit der astronomie- und zeitgeschichtlichen deutschen Forschungsarbeit heraufführen muß. Diese verhängnisvolle Untätigkeit von der polnischen und französischen Forscherarbeit her zu beleuchten, dienten meine Vorträge bei der Kopernikus-Gedächtnisfeier am 19. Februar 1923 in Braunsberg (vgl. den Bericht in dieser Zeitschr. Bd. 21, S. 416) und bei der Pfingsttagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung 1925 in Braunsberg (vergleiche den Bericht Seite 339 dieses Heftes), und soll in noch weiteren Kreisen dienen die vorliegende, auf Wunsch der Historischen Kommission in ihre eigene Zeitschrift aufgenommene Neubearbeitung dieser Vorträge!

Die Abhandlung über das neuere Schrifttum zur Kopernikusforschung ist demnach ein aus Hilflosigkeit erwachsener Aufruf an die deutschen Fachgelehrten, nicht länger mehr abseits zu stehen. Sie will lediglich das bei uns fast gänzlich unbekanntes Schrifttum in seiner äußeren, in nationale Grenzen eingeschlossenen

und in seiner inneren, durch Kernfragen gegliederten Zusammengehörigkeit aufzeigen. Zu der für wissenschaftliche Erkenntnis so außerordentlich beklagenswerten Verschmelzung der Ergebnisse mit nationaler Empfindsamkeit hebt die Abhandlung folgende Gesichtspunkte hervor: „Die völlige Internationalität der europäischen Universitäten, Krakau mit einbegriffen, die völlig internationale Wissenschaft also, welche den Geist des Kopernikus befruchtete, und die Universalität der katholischen Kirche, deren Territorialfürsten, Bischof und Domkapitel von Ermland, die äußeren Bedingungen für die Geistesarbeit des Erneuerers der Himmelskunde schufen. Zwingt man uns gleichwohl zur Stellungnahme, so lassen wir folgende Tatsachen sprechen: Weber Thorn, das er als Kind verließ, noch Breslau, wo er ein paar Jahre Schulunterricht erhalten haben soll, noch Krakau oder die italienischen Universitäten, an denen er seine Studienjahre verlebte, können sich mit dem Anteil messen, den das nach Ursprung und Bevölkerung deutsche Bistum Ermland und seine geistlichen Residenzen Heilsberg und Frauenburg an der Schöpfung des heliozentrischen Systems durch Kopernikus tragen; Heilsberg als Werkstätte des zuerst entworfenen heliozentrischen Büchleins, des Commentariolus, Frauenburg als Arbeitsstätte des kopernikanischen Hauptwerkes und der meisten Himmelsbeobachtungen.“ In eine kritische Stellungnahme der hier genannten irgend wie auf Kopernikus bezüglichen Neuerscheinungen einzutreten, dieses Ziel konnte sich die Abhandlung, von einigen gelegentlichen Bemerkungen abgesehen, nicht stellen, sie konnte hierfür nur die vorbereitende Aufgabe der Sammlung des kopernikanischen Schrifttums leisten. Und dies mußte endlich einmal geschehen, selbst in der Erwartung, daß die Skizzierung mancher Gedanken wegen der Notwendigkeit einer von anderer Seite zu leistenden Uebersetzung und wegen der fehlenden fachwissenschaftlichen Kenntnisse unter der Feder berufener Beurteiler Veränderungen erfahren wird.

Die Abhandlung gliedert sich in die Hauptabschnitte: 1. Das Werden der kopernikanischen Geistesstat. 2. Zum Lebensgang des Kopernikus. 3. Die Schriften des Kopernikus. Der erste Teil beantwortet die Fragen nach griechischen, französischen, italienischen und deutschen Vorläufern des Kopernikus sowie nach dem polnischen Einschlage. Im zweiten werden Beiträge zur Nationalität, zur Schreibweise des Namens mit einem p oder Doppel-p, zur Herkunft der mütterlichen Ahnen, zur Geschichte einzelner

Verwandter und zur Jugendgeschichte des Kopernikus gegeben. Der dritte berichtet über neu entdeckte Notizen von der Hand des Kopernikus, über Schriften von ihm bezüglich der Kalenderreform, der Politik, des Münzwesens, über den Kommentariolus, das kopernikanische Hauptwerk, mathematische und astronomische Einzelheiten, und bringt zuletzt Urteile über die Geistesarbeit des Kopernikus. Brachvogel.

Erich Keyser, Der Kampf um die Weichsel. Untersuchungen zur Geschichte des polnischen Korridors. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart 1926.

Erst durch den Versailler Vertrag ist vielen von uns zum Bewußtsein gekommen, wie sehr Rhein und Weichsel Schicksalsströme des deutschen Volkes sind, daß mit ihrem freien, ungeschmälernten Besitz innerhalb der früheren Reichsgrenzen Deutschlands Größe und Blüte, mit ihrer Unfreiheit und ihrem Verlust Deutschlands Niedergang und Ohnmacht untrennbar verbunden sind. Während die Rheinlande wegen ihrer überragenden wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Bedeutung seit Kriegsende im Brennpunkt des internationalen Interesses stehen und auch auf deutscher Seite eine überaus reiche Literatur gefunden haben, zumal in dem ablaufenden rheinischen Jubiläumsjahr, wird leider die Frage des unteren Weichselgebietes vielfach als eine Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung angesehen. Und doch ist sie nicht nur für die nächsten Anwohner namentlich in den abgetrennten Ostmarken, sondern auch für alle Volksgenossen im Vaterland, ja für Osteuropa und den Weltfrieden von eminenter Wichtigkeit. Es ist daher nur freudig zu begrüßen, wenn sich seit jenen unheilvollen Entscheidungen im deutschen Osten eine größere geistige Aktivität bemerkbar macht, die die vorgeblichen Gründe für die politische Neuordnung des westpreußischen Weichsellandes und auch des Memellandes wissenschaftlichen Nachprüfungen unterzieht und immer von neuem der weitesten Öffentlichkeit das Unrecht von Versailles klargelegt. Zusammenfassend und am eindringlichsten dient dieser Aufgabe das soeben erschienene Werk „Der Kampf um die Weichsel“, das der auf dem Gebiete der Danziger und westpreußischen Geschichtsforschung bestens bewährte Danziger Staatsarchivar Keyser unter Mitwirkung einer Reihe anerkannter Spezialforscher herausgegeben hat.

Im ersten Abschnitt gibt der Hallenser Privatdozent Geisler einen Aufriß der Korridor-Landschaft. (S. 1—18). Er zeigt ihre Gestaltung in der Eiszeit, ihre Veränderung durch den Menschen. Dabeierfährt die ebenso gewaltige wie verdienstliche Kulturarbeit der Deutschen an der Einbeichung des unteren Weichseltales und an der Befiedlung des Weichseldeltas die rechte Würdigung. Auf deutschen Einfluß ist auch der mitteleuropäische Charakter der westpreußischen Kulturlandschaft zurückzuführen, der wesentlich von dem osteuropäischen südlich der alten Reichsgrenze bei Thorn absticht. Museumsdirektor La Baume-Danzig behandelt die vor- und frühgeschichtliche Bevölkerung Ostdeutschlands (S. 19—35). Als Ergebnis der neuesten prähistorischen Forschung legt er dar, wie sich schon seit Ende der Bronzezeit (1000 v. Chr.) mit Sicherheit Germanen auf dem linken unteren Weichselufer nachweisen lassen, die sich, verstärkt durch nordische Stämme, in der ältesten Eisen- und La Tènezeit östlich zunächst bis zur Alle und später darüber hinaus vorschoben und hier bis zur Völkertwanderung verbleiben. Anschauliche Kartenskizzen erläutern diese Entwicklung. Erst zu Anfang des 7. Jahrhunderts mögen Slaven in die aufgegebenen Gebiete Ostdeutschlands bis zur Weichsel nachgerückt sein, während östlich die Preußen vordrangen. Die deutschen Siedlungen in Pommerellen zur Zeit der Herzöge und des deutschen Ritterordens behandelt der Herausgeber Kehler (S. 37—53). Schon seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts waren von den pommerellisch-kaschubischen Fürsten deutsche Mönche, Geistliche, Bürger und Bauern in ihr Land gerufen worden; der deutsche Ritterorden förderte naturgemäß nach seiner Besitzergreifung Pommerellens i. J. 1309 die deutsche Siedlungs- und Kulturarbeit aufs erfolgreichste, so daß während der Ordenszeit nicht nur die pommerellischen Städte deutsches Recht und fast ausschließlich deutsche Bevölkerung aufwiesen, sondern auch die zum Teil kaschubischen Dörfer zumeist die deutsche Wirtschaftsverfassung einführten. Ueber Sprache und Volkstum der Kaschuben verbreitet sich Dr. Lorenz-Zoppot (S. 57—68), der soeben bei H. Hobbing-Berlin eine umfassende, auf gründlichen Studien und eingehender Sachkenntnis beruhende Geschichte der Kaschuben (172 S. mit einer Karte) herausgegeben hat. Die Kaschuben in Pommerellen sind ein slavischer Volksstamm von 150000 Seelen, der mit den Polen den lechischen Zweig der Westslaven bildet, zu dem früher auch die jetzt ausgestorbenen Slavenstämme in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Holstein

gehörten. Das Kaschubische geriet aber schon früh unter den Einfluß des Polnischen und büßte dadurch viele seiner ursprünglichen pomoranischen Eigentümlichkeiten ein. Die Kaschuben sind auch ihrer Gesinnung nach keine Polen, wie ihre Geschichte dartut.

Archivdirektor Kaufmann-Danzig verbreitet sich über das Verhältnis von Westpreußen und Polen zwischen 1454—1772 (S. 69—87.) Nicht nationale Gründe oder gar Vorliebe für die Polen hatten die westpreußischen Stände i. J. 1454 zur Personalunion mit dem polnischen König geführt; die Freiheit reizte sie, die ihnen von der polnischen Krone für Verfassung, Recht und Verwaltung zugesichert wurde. Indessen schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts setzten die Polonisierungsbestrebungen ein, die schließlich zu dem Rechtsbruch des Lubliner Reichstages i. J. 1569 führten, auf dem Preußen durch königliches Dekret seine Autonomie verlor und in eine polnische Provinz umgewandelt wurde. Wenn gegen Bischof Hofius als Präses der westpreußischen Stände der Vorwurf erhoben wird, er habe hierbei die deutsche Sache und das Interesse des Landes zugunsten der polnischen Absichten verraten (S. 80), so wird man dem entgegenhalten können, daß Hofius als Pole bei der schließlichen Aufgabe des Widerstandes gegen die königlichen Unionsbestrebungen¹⁾ mit dem einflußreichsten westpr. Adel, Boiwoden und Kastellanen, einig ging und sich in seiner Politik hauptsächlich von kirchlichen Gesichtspunkten leiten ließ. Die religiöse Spaltung trug zweifellos zu der für das deutsche Volkstum ungünstigen Entwicklung in Westpreußen wesentlich bei; sie schwächte die deutsche Einheit und verschärfte die nationalen

¹⁾ Daß Hofius es zunächst nicht an der Absicht und an Versuchen, die preußischen Landesprivilegien zu verteidigen, fehlen ließ, ist nicht nur aus der Darstellung bei Lengnich, Gesch. der Preuß. Lande Rgl.-Poln. Theils (Danzig 1723) II, 383 ersichtlich, sondern geht auch aus folgendem Rezeß hervor, der die Steuern ausschrieb, die der ermländische Landtag zu Heilsberg am 18. Jan. 1569 dem Kardinal zur Bestreitung der Reisekosten nach Lublin bewilligt hatte: (Bisch. Arch. Freibg. Acta Carlas A. 2. f. 206—7). „Wir Stanislaus etc. Thun kundt hiemit Jedermenniglichen, denen solches zu wissen vonnöten. Nachdem in neßt gehaltenen dieser Lande tagefarth zu Elbinge (4. Dezember 1568; Lengnich a. a. O. S. 369 ff) Rb. May . . . die herren Rete neben allenn anderen Stendenn dieser Königlichenn Lande Preußen auff gemeynen Reichstag in der Krone zu Polen gegen Lublien aufgefordert vnd die herren Rete neben anderen Stendenn aller einstimmiglichen sich eingelassen, Weill die sache groß vnd wichtig vnd dieser Lande Priuilegien, Freyheittenn vnd von Alters wohlhergebrachten gewohnheitenenn thete belangenn vnd angehen, auff gemelten Reichstag sich semplich zu bögebenn, vnd alda mit allem treuen vleiß eintrechtigerweise

Gegensätze. Im übrigen gewann das seit Dublin schrittweise vordringende Polentum hauptsächlich nur im Süden des Landes an Boden. Selbst der frühere polnische Außenminister Dmowski gibt i. J. 1909 zu, daß Westpreußen während seiner ehemaligen Zugehörigkeit zu Polen zur Hälfte deutsch war. Studienrat Hübner-Poppot zeichnet den kulturellen Zustand Westpreußens am Ende der polnischen Zeit (S. 89—106), der auf allen Gebieten und fast überall entsprechend der staatlichen Auflösung traurige Zeichen des Verfalls aufwies. Wenn die Verfolgung der westpr. Protestanten im 18. Jahrhundert, etwa $\frac{2}{7}$ der Bevölkerung, scharf verurteilt wird, so fand sie doch auch umgekehrt in protestantischen Ländern gegenüber dem Katholizismus ihr Gegenstück und kann vom Standpunkte der modernen Toleranz schwerlich gewertet werden. Studienrat Millak-Danzig zeigt in seinem Aufsatz Friedrich der Große und Westpreußen (S. 107—27), wie der preußische König i. J. 1772 sozusagen widerstandslos das alte deutsche Kulturland seinem Staate einverleibte und in erstaunlich kurzer Zeit aus seiner Verarmung und Verwilderung heraus hob. Die Bedeutung seiner deutschen Kulturarbeit besteht weniger in seiner Berufung deutscher Einsiedler, — 3297 Familien für Westpreußen und den Nekeidistrikt in 14 Jahren machten nur etwa 3% der Einwohnerzahl aus — als vielmehr in durchgreifenden Reformmaßnahmen auf den Gebieten des Wirtschaftslebens und Schulwesens, der Verwaltung und Rechtspflege, die das Land rasch einer neuen Blüte entgegenführten.

Professor Laubert-Breslau gibt einen Ueberblick über Westpreußen im 19. Jahrhundert (S. 129—48). Er bezeichnet die politische Stimmung der westpreußischen Bevölkerung i. J. 1772, von Teilen des Adels und des niederen Klerus abgesehen, als indifferent oder preußenfreundlich. Charakteristisch für die willige Eingliederung des gemischtsprachigen Landes in die preußische Monarchie ist die Tatsache, daß selbst Napoleon I. bei seiner Gründung des Herzogtums Warschau von der Bildung eines polnischen Korridors in Westpreußen Abstand nahm. Der Warschauer

obgesehen dieses gemeinen Vaterlandes Privilegia vnd freihaitten legen vnd wieder alle nemigkeit, so da wieder albereidt eingefurth vnd man noch einzuführen gennet, zu vertreten vnd semptlichen Handt zu habenn. Welchem gemeinen Schluß wihr vnß auch auff aller Rete vnd Stende inständigen bitten vnd anhaltenn gerne bequemet vnd solche schwere vnd ferne reise in diesem vnseren hohen Alter (Kosius war am 5. Mai 1504 geboren) vff vnß genommen . . . Gegeben vff vnserem Schloß Heißeberg den 19. Januarij anno 1669."

Novemberaufstand v. J. 1830 ließ die westpr. Polen völlig unberührt. Auch in den 40er Jahren blieben schwache national-polnische Äußerungen in der Provinz auf einzelne beschränkt. Erst seit dem Aufstand von 1863, als die französischen Verständigungsversuche mit Rußland alle Hoffnungen auf die Westmächte als trügerisch erscheinen ließen, begann das Programm der „organischen Arbeit“, einer aktiven Wirtschaftspolitik, auch die westpreußischen Polen zu erfassen. Der Kulturkampf, dessen Bedeutung hier auffallenderweise übergangen wird, trug zur Entfremdung der kath. Polen wesentlich bei, und es darf wohl von uns auch als ein schwerer Fehler bezeichnet werden, daß die preußische Ostmarkenpolitik in ihrer einseitig protestantischen Einstellung nicht die deutschen Katholiken zu ihren großen Aufgaben heranzuziehen vermochte. Wenn auch das zielbewußte Polentum in Westpreußen beachtliche wirtschaftspolitische und nationale Erfolge zu erzielen wußte, so waren die Deutschen in der Provinz durchaus im Ubergewicht, wie eine Volksabstimmung selbst nach dem unglücklichen Kriegsausgange offenkundig bewiesen hätte; um so mehr, als die Abstimmung im Juli 1920 im Regierungsbezirk Marienwerder gezeigt hat, daß von den 15% polnisch sprechenden Einwohnern nur 7,5% für Polen votiert hatten, daß also sprachliche Zugehörigkeit und nationale Gesinnung sich keineswegs decken.

Staatsarchivar Rehser baut auf reichem statistischen Material eine Untersuchung über die Bevölkerung und Wirtschaft im Weichsel-Korridor vor und nach dem Kriege auf (S. 149 bis 65). Er zeigt, wie die Bevölkerung Westpreußens i. J. 1910 zu 65% deutsch und zu 35% polnisch war, daß die Deutschen weit gleichmäßiger als die Polen in der Provinz verteilt waren und nicht nur in den Städten, sondern auch im ländlichen Grundbesitz den Polen bedeutend überlegen waren. Entgegen allen feierlichen Versprechungen vom Selbstbestimmungsrecht ist also eine bedeutende deutsche Mehrheit zugunsten einer polnisch-litauischen Minderheit vergewaltigt. Wie sehr die polnische Politik seit ihrer Besitzergreifung des blühenden deutschen Kulturlandes die lästigen Deutschen herauszubrängen gewußt hat, zeigen Rehser's letzte Zahlenreihen: rund 225 000 Deutsche waren in der Zeit vom 1. Dezember 1918 bis 30. Juni 1921 aus Westpreußen, 504 000 aus Polen abgewandert! Nur Trümmer einer reichen deutschen Siedlung sind übriggeblieben. In der letzten Abhandlung gibt Geisler (S. 167—76) Erläuterungen zu seiner dem Buche bei-

gegebenen Nationalitäten-Karte des Weichsellandes, die nach der Volkszählung von 1910 den Anteil der Deutschsprechenden und die Volksdichte nicht nach Kreisen, sondern in den einzelnen natürlichen Landschaften graphisch darstellt. Dieses auf neuer Methode bearbeitete Kartenbild zeigt dem Beschauer augenfällig, wie wenig Berechtigung dem Ausdruck „polnischer Korridor“ zukommt. Ein Verzeichnis von Schriften zur Einführung in die Landeskunde des Weichsellandes schließt das Werk ab.

Möge das dankenswerte, verdienstliche Buch in seiner wissenschaftlichen Gehiegenheit und Ueberzeugungskraft im Sinne des Herausgebers weithin aufklärend und aufrüttelnd wirken. Das historische und volkliche Recht des Deutschen Reiches auf den westpreußischen Boden und auf seine Menschen klingt immer wieder als eindringlicher Grundakkord aus den einzelnen Untersuchungen heraus. Möge er an den verantwortlichen Stellen endlich offene Ohren finden und eine friedliche Revision der Versailler Vertragsbestimmungen herbeiführen helfen!

Franz Buchholz.

Bericht des Konservators der Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen über seine Tätigkeit in den Jahren 1920 bis 1924 an die Provinzialkommission zur Erforschung und zum Schutze der Denkmäler in der Provinz Ostpreußen. (19. bis 23. Jahresbericht). Königsberg i. Pr. 1925.

Nach vierjähriger Pause erscheint wieder ein Bericht des Konservators an die Provinzialkommission, für die als Vertreter des Kreises Braunsberg anstelle unseres verstorbenen Vorstandsmitgliedes Dr. Fleischer am 28. Nov. 1924 das Vorstandsmitglied des ermländischen Geschichtsvereins Subregens Brachvogel vom Landeshauptmann ernannt wurde. Das 51 Quartseiten umfassende, mit Abbildungen ausgestattete Heft gibt zunächst allgemeine Fingerzeige über die Auswahl von Baumeistern, Malern, Bildhauern, die Ausbesserungsbedürftigkeit der Kirchengebäude, ihre Heizung, die Beschaffung von Kirchenglocken, die Pflege des Friedhofs, die Anlage von Leitungsröhren und farbigen Anstrich von Häuserfronten. Es schließen sich an hinweisende Berichte über Ausstellungen, Lehrgänge, Ortsräte zum Schutze gegen Verunstaltungen, über die Tagungen für Denkmalspflege und Heimatschutz 1920 in Eisenach, 1922 in Stuttgart und 1924 in Potsdam, deren Entschlüsse zum Teil wiedergegeben werden.

Die Übersicht über die wichtigere örtliche Tätigkeit des Konservators läßt eine rege Inanspruchnahme seiner Dienste gerade aus dem Ermland und den der ermländischen Diözese zugehörigen Kirchengemeinden erkennen. In Allenstein wurde die Jerusalemkapelle in der Vorstadt (vgl. darüber Matern, Jerusalem und Labyrinth in Preußen, in dieser Zeitschr. Bd. 16 Seite 667 ff.) wiederhergestellt. In Braunsberg kam in Betracht der Ausbau des Rathauses der Altstadt, die Erhaltung der mittelalterlichen Stadtmauer in der Nähe des Gymnasiums, die Freihaltung des Vorplatzes am „Goldenen Löwen“ (Fachwerkspeicher am Passargeufer) und der berühmte Marienkronleuchter der katholischen Pfarrkirche (vgl. darüber „Zur Geschichte der inneren Ausstattung der St. Catharinenkirche in der Altstadt Braunsberg“ in Mittheil. des Ermländ. Kunstvereins, 2. Heft, Braunsberg 1871, S. 11 ff., S. 32. Der hier als wahrscheinlich ins Ende des 15. Jahrhunderts angelegten Datierung widersprechen einige Merkmale des angehenden 16. Jahrhunderts.) Der Konservator beklagt außerordentlich, daß dieser Leuchter bei der Anlage der elektrischen Kirchenbeleuchtung erheblich, insbesondere durch das Abschneiden der kerzenhaltenden Dorne, beschädigt ist. Eine vorzügliche ganzseitige Abbildung des Leuchters in seinem früheren Zustande schmückt das vorliegende Berichtsheft. Zur Beratung stand in Braunsberg ferner der Anbau eines Klosters der Redemptoristen an die Kreuzkirche. Der Bau „bildet mit der Kirche eine außerordentlich wohl gelungene Baugruppe“. Der Marktplatz in Heilsberg soll an Stelle zweier niedergebrannter Häuser Neubauten im Einklang mit dem altertümlichen Gepräge der Laubenhäuser erhalten. Im zweiten Obergeschoß des jetzt von Katharinen-schwestern bewohnten Flügels des Heilsberger Schlosses sind Fresken aus der Zeit um 1400 entdeckt, die kirchliche Würdenträger darstellen; unter der Lünche sind noch mehr Wandgemälde verborgen. Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde, „die in ganz Ostpreußen eine besondere Stellung einnimmt“ (vgl. Anton Ulbrich, Die Wallfahrtskirche in Heiligelinde. Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 29. Heft. Stralsburg 1901.) hat eine Wiederherstellung der reichen Ausmalung des Innern „dank der besonderen Latkraft des Propstes Krause“ erfahren. Bei der Ausstattung der neuerbauten Kirche in Kalkstein ist der Konservator für Wiederaufstellung denkmalwerter alter Einrichtungsstücke eingetreten. Die Pfarrkirche in Pitwitten bedurfte am Dach und besonders den Giebelseiten der Ausbesserung. Der leerstehende

Flügel des ehemals domkapitulärischen Schlosses in Mehlsack war in Gefahr, zu Wohnungen eingerichtet zu werden und dabei in seinem ganzen alten Zustand vernichtende Veränderungen zu erleiden. Jetzt ist der Flügel mit geringfügigen Veränderungen für Zwecke der Jugendpflege freigegeben. Das am Fuße des Schloßberges erbaute elektrische Kraftwerk hat dem Bestreben, den Zugang zum Walschtal und das Bild des Stadthügels nicht zu beeinträchtigen, Rechnung getragen. In der Kirche in Reichenberg sind die Wandmalereien des Chorraums, die den Malereien der Kirche in Heiligelinde verwandt sind („gleichzeitig von Angehörigen derselben Künstlerfamilie hergestellt, welche die reiche Ausmalung der Wallfahrtskirche in Heiligelinde bewirkte“) wiederhergestellt, und die ganze Kirche ist neu ausgemalt; die Bemalung findet nicht in allweg die Billigung des Konservators. Die Entnahme von Steinen aus dem Bach im Grunde der Stadt Kößel zum Um- und Neubau der Erzpriesterei und Kaplanei wird bedauert; das Lebendige des fließenden Wassers hat darunter gelitten. Für eine Neuausmalung der Kirche in Schönbrück sind Entwürfe begutachtet. Die Erweiterung der Orgelempore in der Pfarrkirche in Seeburg gab Anlaß, das Mißverhältnis zwischen den neugotischen Formen der Empore und dem „inneren Wesen der alten Ordenskirche“ zu erörtern. (Wir werden uns zwar daran gewöhnen müssen, ein ermländisches Bauwerk nicht nach dem Eigentümer, sondern nach den Formen der im ganzen Deutschordenslande einheitlichen Baukunst, also Kirchen und Burgen des Bischofs als Ordenskirchen und Ordensburgen bezeichnen zu lassen, werden aber stets dann für die Benennung nach der Landesherrschaft eintreten, wo die Gefahr oder gar die Absicht einer Schwämmerung der Verdienste der ermländischen Landesherrn um die von ihnen errichteten Bauwerke vorliegt). Die Kirche in Siegfriedswalde hat eine neue Kanzel erhalten. Für die Klosterkirche in Springborn sind Vorschläge zur Beseitigung der seit langen Jahren beklagten Wandfeuchtigkeit gemacht. Beim Neubau der Orgel in der Pfarrkirche in Sturmhübel ist für Erhaltung des alten Orgelgehäuses und seiner Wirkung Sorge getragen worden. Die katholische Pfarrkirche in Lilsit besitzt eine gute Kopie der Kreuzabnahme von Rubens; sie war schadhaft und ist jetzt „in erfreulicher Weise“ wiederhergestellt. Für den Neubau des Kaplaneigebäudes in Wartenburg sind Vorschläge in der Richtung gemacht, die harmonische Einfügung ins Stadtbild an der Kirche zu wahren. Der

Holzturn der Kirche in Wernegitten (vgl. über die hölzernen Glockentürme Ostpreußens Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen. Berlin 1911. Seite 61 ff.) ist seinem Denkmalkwert entsprechend ausgebessert worden. Die Kirche in Wolfsdorf ist durch den Anbau einer Apsis und einer Sakristei erweitert worden.

Sehr bemerkenswert ist die Mitwirkung des Konservators bei der Errichtung von Kriegerdenkmälern z. B. in Braunsberg, Glockstein, Kitwitten, Schalmeh; leider scheint seine Beratung nicht für alle Denkmäler in Anspruch genommen zu sein. Die Nachwelt wird ganz gewiß nicht an manchem betrüblichen Stück dieser Art, zu dem sich im Ermland keine Uebergangsformen finden und nur landfremde, isolierte Einfühlung zustimmende Stellung nehmen dürfte, ohne Mißbilligung vorübergehen. Mit dieser unter Lebenden nicht näher ausführbaren Kennzeichnung hat der Ermländische Geschichtsverein wohl seine Schuldigkeit vor Mit- und Nachwelt erfüllt.

Den Schluß des Berichtsheftes bilden die Mitteilung neuer Gesetze und Erlasse auf dem Gebiet der Denkmalpflege und das Verzeichnis der neu erworbenen Stücke der amtlichen Bücherei des Konservators.

Brachvogel.

W. Quade, Die historischen Tiese in der Frischen Nehrung. (Mitteilungen des Westpreuß. Geschichtsvereins. Jg. 24. 1. Jan. 1925. Nr. 1.) An den Untersuchungen über die Gestaltung dieser Nehrung hat auch die ermländische Geschichtsforschung durch die Beiträge von H. Kolberg (Die Seegattswiechsel, Braunsberg, 1877. Wulfstans Seekurs, in dieser Zeitschr. Bd. 6 Seite 1 ff.) ihren Anteil. Quade gibt hier eine dankenswerte Zusammenfassung der Quellen und Abhandlungen über diese Frage und erkennt Kolberg das Verdienst zu, das Schmergruber Tief trotz der Dürftigkeit der geschichtlichen Nachrichten nachgewiesen zu haben. Dieses Tief hatte, bis das Lochstädter Tief im 13. Jahrhundert seine Bedeutung erlangte, seine Aufgabe zu erfüllen. Vom 14. bis zu den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts erlebte das Balgaer Tief seinen Vorrang. Von da ab ging der Hauptverkehr durch das Billauer Tief. Daneben haben noch einige Tiese bestanden, die für den Verkehr ohne Bedeutung gewesen sind.

Brachvogel.

Chronik des Vereins.

258. Sitzung in Braunsberg am 20. Februar 1925.

Geheimrat Röhrich zieht aus seinen Studien über die Kolonisation des südlichen Ermlandes den Schluß, daß hier die ursprünglichen Kirchdörfer von deutschen Ansiedlern angelegt wurden, während die zugehörigen anderen Dörfer fast ausnahmslos eine preußische Bevölkerung aufwiesen.

Bischöfl. Sekretär und Dombikar Marquardt bespricht eine in den Miscellanea Ehrle erschienene Abhandlung von Subregens Brinktrine-Paderborn über die theologischen Schriften des erml. Bischofs Hermann von Prag. (1338—49.)

Geheimrat Röhrich weist am Grenzstreit des Bistums Ermland mit dem Orden (1369—74) die oft bestrittene Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit des erml. Chronisten Johannes Blastwich nach.

Subregens Brachvogel legt die beiden ersten Kapitel der von Prof. Basmann angefertigten Uebersetzung des kürzlich erschienenen Werkes von Birkenmajer, *Stromata Copernicana* vor. Der bekannte polnische Koppernikusforscher führt darin den Nachweis, daß die Familie Wagenrode, aus der Koppernikus mütterlicherseits stammt, aus dem schlesischen Wagenrode bei Schweidnitz stammt und um 1360 in Thorn und Kulm eingewandert ist. Dieser Familie schreibt Birkenmajer slavischen Ursprung zu. Ebenso verfolgt er die Tendenz, die Keime der koppernikanischen Entdeckung möglichst in dessen Krakauer Studienzeit zurückzulegen.

Subregens Brachvogel bespricht weiter die Würzburger Dissertation von Georg Wand über Bischof Lukas Wazelrode v. J. 1920, die sowohl in der Verwendung der Literatur wie in ihren Ergebnissen für die erml. Geschichte bedeutungslos ist.

Derselbe berichtet über die *Geografia polskiej Warmii* von Pfarrer Barczewski. Die populäre Schrift fördert weder methodisch noch inhaltlich wissenschaftliche Ergebnisse zutage und

bleibt für die Fragen der polnischen Besiedlung des südlichen Ermlandes, der Herkunft der polnischen Ansiedler und deren Sprache unzulänglich. Merkwürdig sind nur die Beiträge zur Wirtschaftsgegeschichte und Volkskunde im südlichen Ermland.

Subregens Brachvogel legt ferner vor: das Programm eines Jesuiten-Schulspiels am Braunsberger Gymnasium v. J. 1735, das den Propheten Daniel in Babylon behandelt, und das Verzeichnis der Präfecten der kleinen Marianischen Kongregation am Braunsberger Gymnasium von 1644—1781.

Studienrat Buchholz überreicht als Geschenk des Ehrenherrn und Erzpriesters Bader-Mehlfack die i. J. 1662 bei Peter Freymuth in Braunsberg gedruckte Satzung der Mehlfacker Koratebruderschaft.

Derselbe legt eine Anzahl von Braunsberger Quartierbilleten aus den Jahren 1813—16 aus dem Besitz der Rentnerin M. Kalhorn-Braunsberg vor.

Geheimrat Köhlich gibt einen Beitrag zur Geschichte der Rechtspflege in der Altstadt Braunsberg im 18. Jahrhundert. (S. Unf. erml. Heimat 1925 Nr. 7 u. 8.)

Die nächste Vorstandssitzung wird mit der Jahresversammlung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, die in der Pfingstwoche in Braunsberg stattfinden soll, verbunden werden.

Lehrgang für Heimatkunde in Braunsberg. 2.—4. April 1925.

Der Ermländ. Geschichtsverein veranstaltete in Gemeinschaft mit den Verbänden der kath. Lehrer und Lehrerinnen des Ermlandes in der Aula des Gymnasiums einen Lehrgang für Heimatkunde, der von etwa 300 Teilnehmern, zumeist Lehrern und Lehrerinnen des Ermlands, besucht war. Die Veranstaltung verlief nach folgendem Programm:

Donnerstag, 2. April 9 Uhr: Eröffnung des Lehrganges durch Regierungsdirektor Dr. Reichelt-Königsberg.

9¹⁵—11 Uhr: Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Köhlich-Braunsberg: Begrüßung im Namen des Erml. Geschichtsvereins und Vortrag über die Besiedlung des Ermlandes (S. oben S. 256—79.)

- 11—12 Uhr: Museumsdirektor Dr. Gaerte-Königsberg: Ostpreußische Urzeit (mit Lichtbildern).
- 4—6 Uhr: Seminaroberlehrer Korinth-Braunsberg: Die Wunder der kleinen Welt unserer heimischen Gewässer (mit Mikroskopen).
- 8 Uhr: Heimatabend im kath. Vereinshaus. Knabenchöre, altermländ. Spinnstube, Lichtbildervortrag von Subregens Brachvogel-Braunsberg über die Schönheiten des Ermlandes.
- Freitag, 3. April 9—11 Uhr: Subregens Brachvogel: Ermländische Volkskunde.
- 11—12 Uhr: Studienrat Buchholz-Braunsberg: Ueberblick über die erml. Kulturgeschichte.
- 2 Uhr: Fahrt nach Frauenburg, wo unter Führung von Subreg. Brachvogel der Dom, das Ermländische und das Kopernikus-Museum besichtigt wurden.
- Sonnabend, 4. April 8—10 Uhr: Seminaroberlehrer Dohmann-Hamm i. W.: Methodik des heimatkundlichen Unterrichts.
- 10—12 Uhr: Studiendirektor Dr. Poschmann-Röfel: Die wirtschaftliche Entwicklung des Ermlandes im 19. Jahrhundert.

**Jahresversammlung der Historischen Kommission
für ost- und westpreußische Landesforschung in Braunsberg
am 10. Mai 1925.**

Der Vorstand des Erml. Geschichtsvereins durfte am 10. Mai im Professorenzimmer der Akademie die Vertreter der vor zwei Jahren begründeten Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung begrüßen, in der sich die Geschichtsvereine von Königsberg, Danzig, Braunsberg, Elbing, Marienwerder, Osterode, Insterburg und Löben, unter wohlwollender

Unterstützung von Staat, Provinz und Freistaat Danzig, zu gemeinsamer Arbeit zusammengeschlossen haben. Geheimrat Dr. Köhlich sprach im Namen des Erml. Geschichtsvereins freundliche Begrüßungsworte, Landrat Stankewitz für den Kreis Braunsberg.

Nach Regelung geschäftlicher Angelegenheiten, wobei der bisherige 1. Vorsitzende Geheimrat Dr. Krauske-Königsberg wiedergewählt wurde, hielt Senator Dr. Strunk-Danzig einen Vortrag über Flurnamen-Forschung. Die systematische Sammlung und Durchforschung der ost- und westpreußischen Flurnamen verspricht auch für die Siedlungsgeschichte reichen Ertrag. Die Leitung dieser Forschungen übernahmen der Vortragende und Prof. Dr. Ziesemer-Königsberg. — Auch der Vorstand des Erml. Geschichtsvereins ist zur Mitarbeit auf diesem Gebiete gern bereit und bittet seine Mitglieder, die mehr und mehr schwindenden alten Flurnamen in der Heimat sammeln und ihm mitteilen zu wollen.

Staatsarchivar Dr. Kessler-Danzig verbreitete sich über die Bedeutung der Stadtpläne für die Geschichte der Städte. Die Kommission beauftragte ihn mit der Sammlung und Bearbeitung dieser Pläne, wobei sie auf die Unterstützung aller Stadtverwaltungen hofft. (S. Altpreuß. Forschungen 1925, 2. Heft, S. 113—20.)

Nach gemeinsamem Mittagessen im „Rheinischen Hof“ erfolgte nachmittags 2 Uhr ein gemeinsamer Ausflug nach Frauenburg, wo unter Führung von Subregens Brachvogel der Dom, das Ermländische und das Koppernikus-Museum besichtigt wurden. Im Gasthof „Koppernikus“ fand anschließend eine Sitzung statt, in der Subregens Brachvogel über den neuesten Stand der Koppernikus-Forschung sprach. Die angeregte Aussprache zeigte, mit welchem Interesse der Vortrag aufgenommen worden war. In erweiterter Form ist er in den Altpreußischen Forschungen, dem Organ der Hist. Kommission, soeben veröffentlicht worden. (S. oben.)

259. Sitzung in Frauenburg am 10. August 1925.

Der Vorstand ist einer Einladung des Hochw. Herrn Bischofs gefolgt.

Professor Lühr widmete als ältestes Vorstandsmitglied dem am 27. Juni verstorbenen Vorsitzenden Geh. Regierungsrat Professor Dr. Köhlich einen ehrenden Nachruf.

Studientrat Buchholz überreicht für das Ermländische Museum folgende Geschenke: 1. von Frau Rittergutsbesitzer Braun-

Spertwatten eine gebrannte Tonvase aus dem 15. Jahrhundert, 2. von Bäckerobermeister Kapella-Wormditt aus seinem früheren Bäckereigrundstück zwei Fensterscheiben mit den graugemalten Wappen von Robert Lineolne und Daniel Bardmann aus dem Jahre 1674, 3. ein lithographisches Porträt des ermländischen Malers und Bildhauers Anton Freundt aus dem Nachlaß des † Bistumsstifts Buchholz.

Unter Vorlegung einiger malerischer und plastischer Arbeiten Freundts gibt Studienrat Buchholz einen Lebensabriß des 1827 in Langwalde geborenen und 1856 in Berlin verstorbenen hoffnungsvollen Künstlers, dessen Bildhauerarbeiten auch in der preussischen Königsfamilie die verdiente Anerkennung fanden.

Subregens Brachvogel spricht über die Inventarverzeichnisse der Burg Heilsberg von 1565, 1644, 1711 und 1725 aus dem domkapitulärischen Archiv in Frauenburg, die bisher unbekannt waren. Besonders wichtig für die Baugeschichte des Schlosses erscheint das nach dem Tode des Bischofs Szyszkowski aufgenommene Verzeichnis von 1644. Unbekannt war bisher auch der Katalog der Heilsberger bischöflichen Bäckerei von 1633. Nach Ratenbringl teilt er eine Reihe lateinischer Sinnsprüche und bildlicher Darstellungen aus dem Schloß, insbesondere aus dem sog. Sibyllenzimmer, mit.

Domvikar Dr. Arendt, der als Gast zugegen ist, gibt Auszüge aus seiner Geschichte der Allensteiner Jakobuskirche.

260. Sitzung in Braunsberg am 26. Oktober 1925.

Der Vorstand beschließt eine Eingabe an den Magistrat der Stadt Braunsberg, worin um Ueberlassung eines geeigneten Lokales für das Erml. Museum gebeten wird. Die von Fachmännern in ihrer Bedeutung anerkannten Sammlungen des Vereins sind zur Zeit in Frauenburg notdürftig untergebracht. Der Vorstand hat den Wunsch, das Museum gerade in der Schulstadt Braunsberg wieder aufzustellen; sind hier keine geeigneten Räume zu erlangen, so müßte die Sammlung nach den Burgen Heilsberg oder Allenstein überführt werden, von wo günstige Angebote vorliegen.

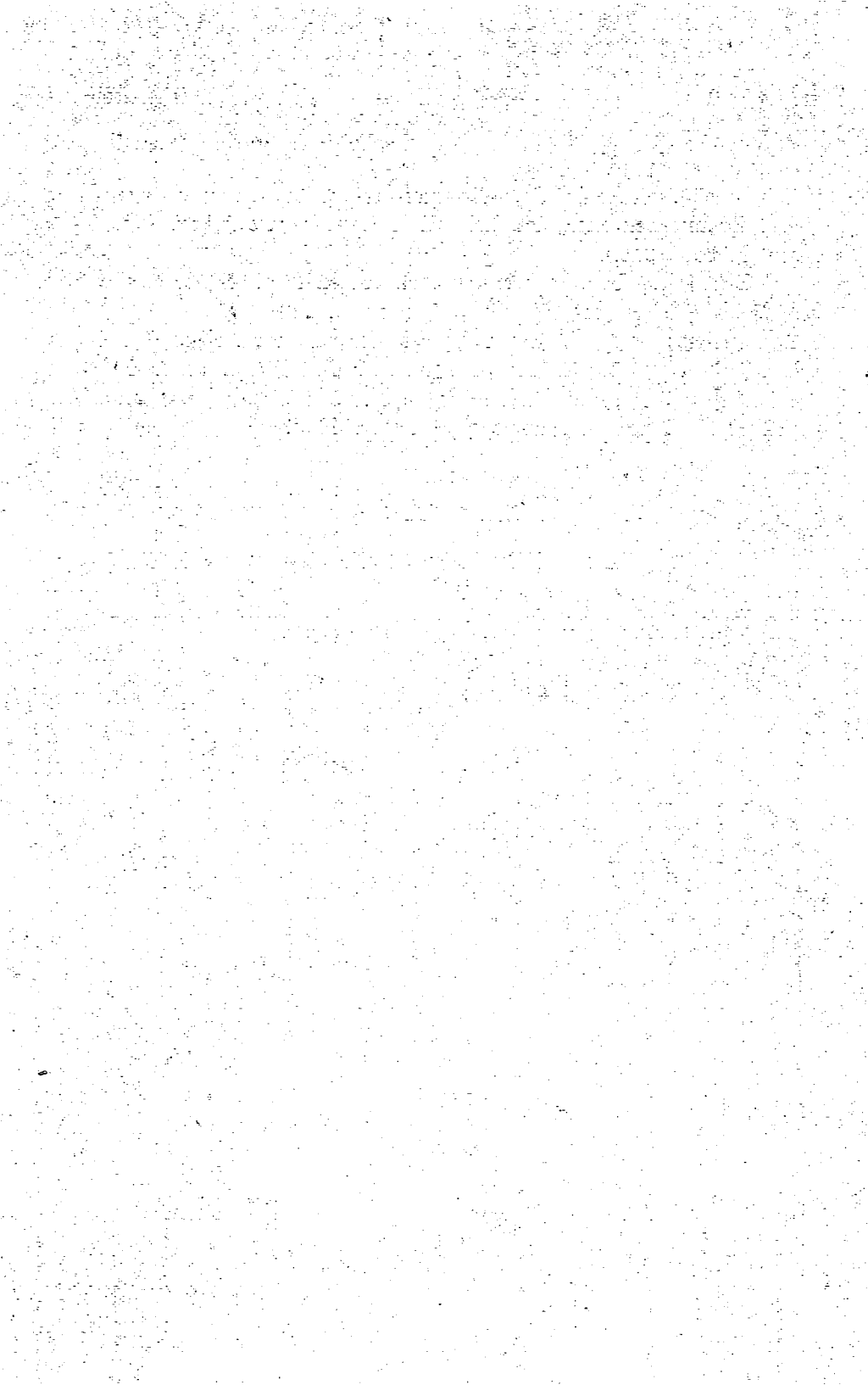
Auf Anregung von Subregens Brachvogel soll an den Braunsberger Magistrat ein weiteres Schreiben gerichtet werden, in dem diesem das noch erhaltene mittelalterliche Wappen der Altstadt zur Wiedereinführung empfohlen wird; das jetzige Stadt-

wappen ist auf die Zeit nach dem ersten schwedisch-polnischen Kriege zurückzuführen und hat später noch weitere entstellende Umgestaltungen erfahren.

Bischöfl. Sekretär Dr. Marquardt spricht über den aus Tirol stammenden erml. Bildhauer Christoph Perwanger. (S. oben S. 308—313.).

Studienrat Buchholz entwirft ein Lebensbild des Vereinsvorsitzenden Geheimrat Köhrich. (S. oben S. 280—307.)

Derselbe legt aus dem Besitz des Telegraphendirektors Karl Pohl-Insterburg Tagebuchblätter von der Römerfahrt des 1909 verstorbenen Domherrn Julius Pohl aus den Jahren 1861 bis 1862 vor. (S. Erml. Hauschatz 1925, Nr. 46 ff.)



Beiträge zur Geschichte der Kirchen- Patrozinien im Deutschordenslande Preußen bis 1525.¹⁾

Von Erika Ueblich.

Einleitung.

Unter Patrozinium hat man nach dem heutigen kirchlichen Sprachgebrauch die Schutzherrschaft eines Heiligen über eine Kirche zu verstehen. Seit Rampschulte²⁾ nachgewiesen hat, daß die Patrozinien durchgängig in geschichtlichen Vorgängen und Einflüssen begründet sind, gehören diese zu den wichtigsten Quellen für die Kenntnis der Christianisierung eines Landes. Im folgenden sind sie zum ersten Mal für den Bereich des alten Ordensstaates Preußen zusammenfassend dargestellt und verwertet worden. Gegenstand der Untersuchung sind außer den Pfarrkirchen auch die selbständigen Kapellen, Stifts- und Klosterkirchen, soweit sie bis 1525 gegründet wurden und ihr Patrozinium nachweisbar ist. Die Gruppierung der Patrone ist nach den Grundlagen vorgenommen, auf denen die Verehrung der einzelnen Heiligen beruht. Hierzu gehören: a) die hl. Schrift, b) das Beispiel Roms, c) das Vorbild benachbarter oder fremder Länder, d) lokale Einflüsse. Infolge der Zerstreutheit und Lückenhaftigkeit des verfügbaren Materials konnte Vollständigkeit nicht erreicht, sondern nur Sammelarbeit geleistet und der weiteren Forschung der Weg gewiesen werden.

Ueber Begriff, Ergebnisse und Aufgaben der Patrozinienforschung orientiert Joh. Dorn.³⁾ Da man bei ihm, Benzerath⁴⁾

¹⁾ Königsberger Dissertation von 1925.

²⁾ G. Rampschulte, Die westfälischen Kirchenpatrozinien. Baderborn 1867.

³⁾ Dorn, Beiträge zur Patrozinienforschung. Arch. f. Kulturgesch. Bd. 13. 1917.

⁴⁾ Benzerath, Die Kirchenpatrone der alten Diözese Lausanne im Mittelalter. Freiburg 1914.

und Jost Trier¹⁾ die gesamte Literatur zur Patrozinienfrage bis zum Jahre 1924 übersichtlich zusammengestellt findet, genügt es, an dieser Stelle auf ihre Veröffentlichungen zu verweisen. Ueber das Ordensland im allgemeinen geben das umfangreiche Geschichtswerk von Voigt²⁾ und die kurz gefaßten Darstellungen von Weber³⁾ und Lohmeyer⁴⁾ Auskunft. Zur Rekonstruktion der ehemaligen Diözesangrenzen dienen die geographischen Angaben bei Loeppen⁵⁾ und Weber⁶⁾. Das gedruckte Quellenmaterial reicht im wesentlichen hin, um ein abschließendes Urteil über die alten preussischen Kirchenpatrozinien zu gewinnen. Der Bestand der im Ordenslande errichteten Gotteshäuser läßt sich aus den Bau- und Kunstdenkmälern von Ost-⁷⁾ und Westpreußen⁸⁾ ersehen. Aufmerksamkeit verdient der Kreis Marienburg, der ganz besonders dem Einfluß des Haupthauses ausgesetzt war, so daß man ihn als Fundgrube für die vom Orden propagierten Heiligen bezeichnen kann. Bei jeder Kirche wird hier überall zwar der Patron genannt, aber nur in den selteneren Fällen die Geschichte des Patroziniums angedeutet. Zuberlässige Angaben darüber bieten vielfach das Preussische⁹⁾, Kulmer¹⁰⁾, Pomesanische¹¹⁾, Ermländische¹²⁾, Samländische¹³⁾, Pommerellische¹⁴⁾, Livländische Urkundenbuch¹⁵⁾ und der

1) Trier, Der heilige Jodocus. Sein Leben und seine Verehrung. Germanist. Abhandlungen, hrsg. von F. Vogt, 56. Heft. Breslau 1924.

2) Voigt, Geschichte Preußens. 9 Bde. Rgb. 1827—1839.

3) Weber, Preußen vor 500 Jahren. Danzig 1878.

4) Lohmeyer, Gesch. von Ost- und Westpreußen. 3. Aufl. Gotha 1908.

5) Loeppen, Histor.-Comparative Geographie von Preußen, mit Atlas. Gotha 1858.

6) Weber, cap. 14: Einteilung und Geographie des Landes.

7) Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen, 9 Hefte. Rgb. 1898—1899.

8) Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen. Bd. 1: Pommerellen. Bd. 2: Kulmerland und Ubbau. Bd. 3: Pomesanien. Bd. 4: Kreis Marienburg, bearb. von B. Schmid. Danzig 1884—1919.

9) Philippi-Woelfy-Seraphim: Preuß. Ub. Bd. I, 1. und 2. Hälfte Rgb. 1882, 1909.

10) Woelfy, Ub. des Bisthums Culm. — 2 Teile. Danzig 1885, 1887.

11) Cramer, Ub. zur Gesch. des vormal. Bisthums Pomesanien. Marienwerder 1885.

12) Woelfy-Saage, Cod. Dipl. Warm. Monum. Hist. Warm. Bd. I, 1, 2, 3.

13) Woelfy-Mendihal, Ub. des Bisthums Samland. 3 Hefte. Leipz. 1891—1905.

14) Perlbach, Pommerellisches Ub. Danzig 1882.

15) v. Bunge, Liv- Est- u. Aurländisches Ub. 12 Bd. Riga, Moskau 1900—1910.

Codex Diplomaticus Prussicus¹⁾. Allerdings ist nur in wenigen Stiftungsurkunden der Name des Schutzheiligen enthalten; meist muß man sich mit seiner erstmaligen Erwähnung begnügen. Die Geschichte einzelner Kreise und Ortschaften ergibt für die Patroninnen wenig Neues. Möglich ist die Zusammenstellung der „Evangelischen Kirchen Ost- und Westpreußens“ von Harnoch, der viele sonst unbeglaubigte Ueberlieferungen altpreußischer Schriftsteller wie Hennenberger²⁾ und Hartknoch³⁾ und altpreußischer Sammlungen wie die „Acta Borussica“⁴⁾ und das „Erleuterte Preußen“⁵⁾ aufgenommen hat. Bei zahlreichen Gotteshäusern, läßt sich der Patron nur aus sekundären Quellen wie die Iconographie, Glocken- und Siegelkunde, aus einer Inschrift oder sonst einem Ueberrest erschließen, und bei einer langen Reihe besonders von Dorfkirchen ist der ursprüngliche Patron garnicht mehr festzustellen.

In den Verwaltungsbüchern des Deutschen Ordens werden die Schutzheiligen der Ordenskapellen ausdrücklich nur selten genannt; dagegen erhält man hier ein gutes Bild von der Heiligenverehrung der Ritterbrüder überhaupt. Von den ungedruckten Beständen des Kgb. St. A. kommen hauptsächlich die Schadenbücher aus den Jahren 1411—1419⁶⁾ in Betracht, in denen eine Menge heiliger Namen erwähnt wird, ferner einige Ordensfolianten aus den Jahren 1507—1520⁷⁾.

Die Kirchenpatroninnen stehen in enger Beziehung zu dem offiziellen Heiligenkult eines Landes, der sich vor allem in den Heiligentesten widerspiegelt⁸⁾. Die wichtigsten Quellen zur Geschichte dieser

1) Voigt, Cod. Dipl. Pruss. 6 Bde. Kgb. 1836—1861.

2) Hennenberger, Erleuterung der Preuß. größern Landtaffel. Kgb. 1595.

3) Hartknoch, Preuß. Kirchen-Historia. Frankf. und Leipzig 1686.

4) Acta Borussica. 3 Bde. Kgb. u. Leipzig 1730—1732.

5) Erleutertes Preußen. 5 Bde. Kgb. 1724—1742.

6) Schadenbücher, Ordensfoliant 5a, 5b, 11a. Kgb. St. A.

7) Ordensfolianten Nr. 22a, 24a, 37, 38, 40, 42, 123, 135, 136, C. 366—368.

Kgb. St. A.

8) „Die heiligen Zeiten“, so führt Kellner in seinem Werke „Geortologie oder das Kirchenjahr und die Heiligentage in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Freiburg 1901.“ aus, „sind ein wichtiges Element des Kultus überhaupt, indem sie dazu dienen, die Menschheit zum Christentum zu erziehen. Durch sie lebt man sich leicht in das Christentum hinein.“ Die bekannteste Einteilung der Feste, die unter sich verschiedene Rangklassen haben, ist die in *festas chori*, d. h. solche, deren Feier auf das Innere der Kirchengebäude beschränkt bleibt, und *festas fori*, d. h. solche, deren Feier sich auch im bürgerlichen Leben, besonders durch die Sabbatrufe, bemerkbar macht. S. 3 und 9—11. Zu den letztgenannten gehörten

Feste sind die liturgischen Bücher der Kirche, vornehmlich Missalien und Breviere¹⁾, dann Kalendarien²⁾, Gottesdienstordnungen und Feiertagslisten, die für den Orden in seinen Statuten³⁾ und für die Bistümer in den Synodalverordnungen⁴⁾ enthalten sind.

Nächst der Fixierung der alten Patroninnen handelt es sich darum, den Einflüssen nachzuspüren, die auf die Auswahl der Kirchenheiligen in Preußen eingewirkt haben, und da naturgemäß in diesem Kolonialgebiete zahlreiche Einfuhrpatrone verehrt wurden, ist auf Deutschland und das Ausland möglichst weitgehend Bezug genommen worden.

Zu den Faktoren, die für die Einführung und Verbreitung der Heiligenverehrung in Preußen in Betracht kommen, gehören der Deutsche Orden, die Landesbischöfe⁵⁾ und die Mönchsorden⁶⁾, die den Rittern bei Predigt und Seelsorge in den aufblühenden

im Mittelalter: semiduplex, duplex, totum duplex. Vgl. z. B. Berlbach, Die Statuten des D. O. Halle 1890. Kalender, S. 1—12. Um die Entstehung und geschichtliche Entwicklung einzelner Feste zu verstehen, muß man von der Tatsache ausgehen, daß die Bischöfe früher das Recht hatten, in ihren Diözesen Feste einzuführen resp. deren Feier zu verhindern. Zur Blütezeit der Mönchsorden gestaltete sich die Sache meist so, daß ein neuer Heiligenkult von irgend einem Kloster ausging, beim Volke Beifall fand, von dem ganzen Orden aufgenommen und schließlich durch die Bischöfe anerkannt wurde. Kellner, S. 19, 20. Auf diese Weise bildeten sich die „Lokalarten der katholischen Kirche“ heraus, von denen Stückelberg in seiner „Heiligengeographie. Arch. f. Kulturgesch. VIII. 1910. S. 42 ff.“ treffend spricht. In Preußen lagen die Dinge anders. Hier stand über den Mönchsorden und neben den Bischöfen der Deutsche Orden mit einem eigenen Festerzeichnis, und wir werden weiter unten sehen, wer hier in Wahrheit den Import neuer Feste in der Hand hatte.

¹⁾ Ueber die im Ordenslande gebrauchten liturg. Bücher vgl. Krüger, Der kirchl. Ritus in Preußen während der Herrschaft des D. O. 3046, Bd. 3, S. 694 ff.

²⁾ Die Kalender der deutschen Bistümer und Orden siehe bei Grotefend, Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Bd. II. Hannover 1898.

³⁾ Berlbach, Statuten, S. 76, 77: De festivitibus.

⁴⁾ Hipler, Constitutiones synodales Warmienses, Samb., Pomesan., Culm. necnon provinciales Rigenses. Braunsberg 1899.

⁵⁾ Ueber das eigenartige Gefüge des Ordensstaates Preußen vgl. Paul Keh, Das Verhältnis des D. O. zu den preuß. Pf. im 13. Jahrhundert. 3046, Heft XXXV. 1896. S. 37 ff. Schmauch, Die Besetzung der Bistümer im D. O. Staate bis zum Jahre 1410. 3046, Bd. 20, 21. Braunsberg 1919, 1920. Caspar, Hermann v. Salza. Tübingen 1924.

⁶⁾ Vgl. Roth, Die Dominikaner und Franziskaner im D. O. Land Pr. bis zum Jahre 1466. Diss. Kgl. 1918. Simson, Gesch. der Stadt Danzig. 1918. Bd. I. S. 378—383.

Städten unentbehrlich waren. Standen die weltlichen Herrschaftsrechte den Bischöfen auch nur im dritten Teile ihrer Diözesen zu, so übten sie doch die „iura ordinis“ und die geistliche Jurisdiktion in ihrem ganzen Amtsbezirke aus, allerdings unter Berücksichtigung der besonderen Privilegien des Deutschen Ordens¹⁾, der seit 1221 dieselbe bevorzugte Stellung einnahm wie die beiden älteren Ritterorden²⁾. In Preußen erhielt er u. a. das Patronatsrecht über die Hospitäler³⁾ und besaß das Visitationsrecht über die Domkapitel⁴⁾. Vermöge seiner Einrichtung als mönchische Genossenschaft war er ebenso wie die Bischöfe und Äbte dazu befähigt, an dem Ausbau des Kultes tatkräftig teilzunehmen. Im Jahre 1199 hatte ihm Papst Innocenz III. die Regel der Johanniter in Bezug auf die Pflege von Armen und Kranken und die Regel der Templer für die Ritter und Geistlichen bestätigt.⁵⁾ Vor 1244 nahm er durch päpstliche Vermittlung das Dominikanerbrevier an, dessen Form nach seinen Bedürfnissen abgeändert wurde⁶⁾. Die liturgischen Vorschriften, nach denen sich die Ordenspriester⁷⁾ richten sollten, wurden am Ende des 13. Jahrhunderts in die „Notula dominorum Theutonicorum“ zusammengefaßt, die nicht nur für die Kirchen des Ordensgebietes galt, sondern auch den Landesbischöfen aufge-

¹⁾ Jacobson, Gesch. der Quellen des kathol. Kirchenrechts der Provinzen Preußen und Posen, mit Urkunden und Regesten. Rgb. 1837. Cap. 3. S. 77–82.

²⁾ Berlbach, Statuten, Einleitung S. XLIV/V.

³⁾ Vgl. den Abschnitt vom heiligen Geiste.

⁴⁾ Wir haben eine Anweisung des Hochmeisters aus dem Jahre 1497, wie die Domherren zu Miga, Kurland, Königsberg und Miesenburg zu visitieren seien. Diese hätten das Privileg, von zwei Priesterbrüdern des D. O. visitiert zu werden, während sich der Orden sonst eines Ritter- u. eines Priesterbruders bediente L. Ub. I. 470.

⁵⁾ Berlbach, Einleitung, S. XLIII/IV. Vgl. Schnitzer, Die ursprüngliche Templerregel. Studien und Darstellungen a. d. Gebiete der Gesch. Bd. II. Freiburg 1903. S. 130 ff.

⁶⁾ Berlbach, S. L.

⁷⁾ Das Verhältnis zwischen den Ordensgeistlichen und den Landesbischöfen hatte sich infolge der Ordensprivilegien sehr eigenartig gestaltet. Näheres hierüber bei Reh, S. 39, 40. Es scheint, so führt er u. a. aus, als ob nicht alle Geistlichen an Ordenskirchen Priesterbrüder des Ordens waren. Der klare Beweis dafür läßt sich durch eine Urkunde vom 3. März 1458 im L. Ub. XI. Nr. 253 erbringen, wo von den weltlichen Kaplänen und Schülern gesprochen wird, die man in den Kirchen der Ordenshäuser zu verwenden pflege und die beim Gottesdienste nicht die Venien (Kniebeugen) der Ordensbrüder mitmachen, weil sie den damit verknüpften Ablass nicht erwerben könnten.

nötigt wurde. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts waren fast alle Abweichungen in den Feiertagslisten, Missalien und Brevieren der preußischen Bistümer verschwunden.¹⁾

Ein kurzer Hinweis ist noch notwendig auf diejenigen, denen man die Segnungen des Christentums brachte, nämlich auf das Volk, das bei der Ausgestaltung der Heiligenverehrung eine große Rolle gespielt hat. Zu beachten ist für das erste Jahrhundert der Kolonisation der Unterschied zwischen Stammpreußen und Siedlern. Der im schonungslosen Kampfe besiegten Urbevölkerung zwang man den christlichen Glauben ohne weiteres auf. So mußten im Friedensvertrage vom 7. Februar 1249 die Pomesanier, Warmier und Ratanger ihre alten Götter, Sitten und Gebräuche abschwören und versprechen, eine bestimmte Anzahl Kirchen zu bauen.²⁾ Welche Erfolge dieses rigorose Vorgehen, besonders auf dem Lande, gehabt hat, darüber wird uns die vorliegende Arbeit Auskunft geben. Von der Menge der deutschen Ansiedler heben sich, für uns hauptsächlich wahrnehmbar, die rittermäßigen Leute ab, die aus folgenden Gegenden Deutschlands eingewandert sind: a) aus Niedersachsen, b) aus den wettinischen Landen, c) aus Lübeck, d) aus Schlesien.³⁾ Bei ihnen und bei den Lokatoren der Dörfer⁴⁾ werden wir unser Augenmerk darauf zu richten haben, ob etwa ihre Niederlassungen an besonderen, aus ihrer Heimat mitgebrachten Heiligen kenntlich sind. Aufmerksamkeit beanspruchen noch die Städte, die eigentlichen Zentren der Germanisierungs- und Kolonisationsarbeit im Ordenslande,⁵⁾ da in ihnen das Wirken all der genannten Faktoren in die Erscheinung tritt.

Darstellung der Kirchenpatroninnen im Ordenslande Preußen bis 1525, geordnet nach Gruppen von Patronen.

a. Titularkirchen.

Im Ordenslande Preußen läßt sich eine Gruppe von Kirchen nachweisen, die nicht einem Heiligen, sondern einem Glaubensge-

¹⁾ Vgl. Krüger, Der kirchliche Ritus.

²⁾ ODW. I, 19.

³⁾ Krollmann, Die Herkunft der dt. Ansiedler in Pr. ZWGV, Heft 54. 1912. S. 5, 6, 9, 10.

⁴⁾ Der Lokator, der zweifellos die Aufgabe hatte, seine Gemeinde aus dem Mutterlande herbeizuführen, war manchmal ein rittermäßiger Mann; in den meisten Fällen aber war und blieb er dem Wesen nach ein Bauer. Krollmann, S. 99.

⁵⁾ Steinhausen, Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig und Wien 1913. Bd. I, S. 385—390.

heimnis geweiht waren, die sogen. Titelfkirchen, die, wie in allen christlichen Ländern, so auch hier aus praktischen Gründen in der Minderzahl vorkamen.¹⁾ Da die Titel dieser Gotteshäuser, soweit es sich urkundlich feststellen ließ, fast ausschließlich die drei göttlichen Personen zum Gegenstande gehabt zu haben scheinen, soll die Besprechung der preußischen Kirchenpatrozinien mit ihnen beginnen.

I. Das erhabenste Mysterium des christlichen Glaubens ist das der hl. Dreifaltigkeit. Ihre Festfeier am Sonntage nach Pfingsten wurde von Papst Johannes XXII. im Jahre 1334 allgemein für die römische Kirche vorgeschrieben.²⁾ In Preußen stand eine der vier Domkirchen unter dem Patrozinium der hl. Dreifaltigkeit, nämlich die Kathedrale zu Kulmsee, die Heidenreich, der erste Bischof von Kulm, im Jahre 1251 stiftete.³⁾ Ein Jahrhundert später wurde zu Königsberg ein Nonnenkloster begründet, das Hochmeister Heinrich Dusemer nach dem Sieg an der Strebe über die Litauer gelobt hatte. Bischof Jacob von Samland weihte im Jahre 1350 Kirche, Hochaltar und Kirchhof dem dreieinigen Gotte und der Jungfrau Maria zum Zeichen dafür, daß die höchsten Mächte des Himmels selbst dem Orden beigestanden hatten.⁴⁾ Die interessanteste Stiftung zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit war das Augustiner-Kloster zu Patollen im Ermland, das von dem Junker Peter Nagel vom See erbaut wurde.⁵⁾ Nicht weit davon soll sich einst, wie Simon Grunau berichtet, „Richardot, der thum der Preußen in irem irthumb und die unglaublich große Eiche“ mit den drei preußischen Göttern Patollos, Potrimpos und Perkunos befunden haben,⁶⁾ woraus Voigt einen nicht ganz zutreffenden Schluß auf die Wahl des

¹⁾ Vgl. hierüber Benzerath, S. 17. 18. Dieser führt folgende Gründe an: 1. war jedes Gotteshaus ohne weiteres Gott geweiht. 2. man brauchte im Verkehr mit Gott einen Mittler, den heiligen Patron. 3. die Titel waren zu abstrakt für die große Menge. 4. bei den Titelfkirchen fehlten die Reliquien.

²⁾ Buchberger, Kirchliches Handlexikon. 2 Bd. München 1912. Artikel: Dreifaltigkeitsfest. Ueber seine Entstehung siehe Kellner, S. 77.

³⁾ Vgl. BM. Ferner Maerder, Gesch. d. Kreises Thorn. Danzig 1899, 1900. S. 145—148.

⁴⁾ Vgl. BM. Der Trinität geweiht waren auch Kloster und Kirche der Franziskaner zu Danzig.

⁵⁾ Vgl. BM.

⁶⁾ Grunau, Preuß. Chronik, hrsg. v. Perlbach. Leipzig 1876, 1889. I. S. 348. Ihm folgt Hartknoch, S. 193. Vgl. auch Erleut. Preußen, Bd. III. S. 265 Anm. Ferner Lucas David, Preußische Chronik. Rgb. 1812—1817. I. S. 25—35.

Klosterpatroziniums gezogen hat.¹⁾ Ueber die Glaubwürdigkeit des ermländischen Mönches finden wir Auskunft bei Bertuleit. Dieser zweifelt nicht an der Existenz des Kultortes Kidohot, der, da Grunau sehr anschaulich von ihm erzählt, in der Nähe seiner Heimat, wahrscheinlich im Ermland, gelegen haben muß. Dagegen setzt er auseinander, daß es sich hier nicht um das Zentrum der gesamten preußischen Götterverehrung handelt, wie Grunau es darstellt, sondern um eine der größeren Kultstätten, die allem Anschein nach jede Landschaft hatte.²⁾ Daß er auf die oben genannten Götter aufmerksam mache, sei historisch berechtigt, daß er sie aber ausdrücklich zu einer Dreieit zusammenfasse, sei das Spiel seiner Phantasie.³⁾ Demnach darf das Dreifaltigkeitspatrozinium des Klosters Ratollen nicht, wie z. B. Voigt es versucht hat, so ausgelegt werden, als solle es auf die preußische Göttertrias zurückweisen, die ja Grunau nur erfunden hat. Es genügt anzunehmen, daß es den Sieg des Christentums über das Heidentum versinnbildlichen sollte, dem hier ein wichtiger Stützpunkt entrisen worden war.⁴⁾ Matern erwähnt noch anscheinend selbständige Dreifaltigkeitskapellen in Braunsberg und Elbing und bemerkt, daß die meisten Pfarrkirchen der ermländischen Städte in älterer Zeit einen Trinitatisaltar hatten.⁵⁾

II. Der zweiten Person der Gottheit sind in Preußen unter dem Titel des hl. Reichnams und des heiligen Kreuzes Kirchen geweiht worden. Der erste, der anordnete, daß man „an unsirs herren lychamstage sal vleissichlich processien halden“,⁶⁾ war Hochmeister Winrich von Kniprode (1351—1382). Die nach Materns Angabe in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts entstandenen Schützenbruderschaften traten in Preußen von vornherein im Zusammen-

1) Vgl. E. Z. Bd. 3 S. 521.

2) Bertuleit, Das Religionswesen der alten Preußen mit litauisch-lettischen Parallelen. Abgedr. i. d. Sitzungsber. der Altertumsgef. Prussia. 25. Heft. Abg. 1924. S. 70 und S. 77—79. Ueber die „Sitten und Gebräuche der alten Preußen“ vgl. auch Bohmeyer, Buch 1, Kap. 2.

3) Bertuleit, S. 54.

4) Ratollen wurde ein vielbesuchter Wallfahrtsort, seitdem man das kleine Marienbild, das früher in Georgenau bei Friedland gewesen war, hierher gebracht hatte. Eysenblätter, Die Klöster der Augustiner-Eremiten im N.-D. Deutschlands. Mitpr. Nf. Bd. 35. S. 386.

5) Matern, Die kirchl. Bruderschaften in der Diözese Ermland. Braunsberg 1920. S. 12.

6) Berlbach, Statuten, S. 155. Ueber die Entwicklung des Fronleichnamsfestes in der römischen Kirche, siehe Kellner, S. 78—81.

hang mit diesem hl. Geheimnis auf, dem sich die Andacht des gläubigen Volkes sogleich zuwandte.¹⁾ Glottau, der am frühesten beglaubigte Wallfahrtsort des Ermlands,²⁾ seit 1343 der Sitz eines Kollegiatstifts s. Salvatoris et omnium Sanctorum, war schon 1347 altberühmt wegen des wundertätigen allerheiligsten Sakramentes, das viel Volk herbeizog.³⁾ Ebenso war die im Jahre 1402 geweihte Leichnamskirche in der Altstadt Elbing ein bekannter Wallfahrtsort. Hier hatte man nach dem Brande der Kapelle des Georgenhospitals im Jahre 1400 den hl. Leichnam unverfehrt vorgefunden, worauf an vielen gebrechlichen Leuten große Zeichen geschehen sein sollen und die oben genannte Kirche gegründet wurde.⁴⁾ Einige Jahre früher wird ein Hospital zum hl. Leichnam in Danzig erwähnt, das Aussächtige, aber auch andere Kranke

1) Matern, Die kirchlichen Bruderschaften in der Diözese Ermland, S. 127 und 133. Als öffentlicher Feiertag wird das Fronleichnamsfest erst in den Festverzeichnissen von Pomesanien (1411) und Samland (1427) bezeichnet, doch finden wir die Verehrung des Corpus Christi schon früher bei einzelnen Bischöfen. So stiftet Johannes von Samland 1327 eine Vikarie zum Fronleichnam und Leiden Christi in seiner Königsberger Kathedrale (CDW I. Regest 363.). Ferner weiht Otto von Kulm 1339 den Altar der Schloßkapelle zu Strassburg dem Fronleichnam und der Jungfrau Maria (BKD Wpr. Bd. 2. S. 420). Heinrich III. von Ermland (1373—1401) ordnet für fast alle Tage eine Commemoratio ss. sacramenti an. (E. Pbl. 1874. Jg. 6, S. 81 ff.)

2) Anscheinend bildeten die Hügel um Glottau einst einen politischen und religiösen Brennpunkt altpreussischen Lebens. Hier also mußte die Tätigkeit der Missionare vor allem anknüpfen. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. ZCAE, 1902, Bd. 14, S. 323, 324. Schon 1312 wird hier ein Parrer erwähnt, und zwar scheint der Patron der ersten Glottauer Kirche St. Andreas gewesen zu sein, denn dieser wird als Mitpatron der späteren Wallfahrtskirche angeführt. Zwischen 1312 und 1347 ist dann Glottau ein vielbesuchter Wallfahrtsort geworden. Die alte Ueberlieferung berichtet, daß ein Ochse auf einer der Anhöhen eine Hostie gefunden und durch Kniefall verehrt habe. Der Klerus habe dreimal versucht, das Heiligtum von der Fundstätte zu entfernen, doch sei es immer wieder dahin zurückgeführt, bis man ihm schließlich hier eine besondere Kirche erbaut habe. Wie die Hostie auf den Glottauer Berg gekommen ist, darüber gibt es keine sichere Nachricht. Vielleicht ist ein Frevel an ihr verübt worden. Neg. Müller, Das hl. Deutschland. Köln 1887. Bd. 2. S. 211 ff. Sühnesstätten für die Frevel, die böser Uebermut einst an Heiligtümern begangen hat, gibt es mehrere in Preußen, so die Kreuzkirchen zu Stegmannsdorf, Braunsberg und Schönwiese im Ermlande, die aber alle drei der Neuzeit angehören. Müller, S. 201 ff. 226 ff. 234 ff.

3) Das Stift war 1341 bei der Kirche Merheiligen in der Nähe von Braunsberg gegründet worden und wurde 1343 nach Glottau verlegt. Vgl. Pfl.

4) Vgl. Loeppen, Elbinger Antiquitäten. Danzig 1871. S. 150 ff. Matern, S. 133.

und alte Leute aufnahm. Ueber die Reichnamskapellen in Osterode und Hanswalde ist nichts Näheres bekannt.¹⁾

Einer ganz besonderen Verehrung erfreute sich im Deutschen Orden das Kreuz, das Symbol der erlösten Menschheit, das die Ritterbrüder in schwarzer Farbe auf dem weißen Mantel trugen. Im Jahre 1233 war der Orden im Besitze einer „Crux de ligno domini gloriosa“, die Papst Gregor IX. mit einem zehntägigen Ablass ausstattete und den Kreuzfahrern in Preußen zur Verehrung empfahl.²⁾ So war der Kreuzeskult von vornherein eng mit dieser Genossenschaft verknüpft und fand bald eifrige Förderung. Im Jahre 1263 errichteten die Ordensritter in Thorn eine Burgkapelle zu Ehren des hl. Kreuzes, „cuius bona pars“ mit anderen Reliquien dort untergebracht werden soll, wozu Anselm, Bischof von Ermland und päpstlicher Legat, allen, die den Bau unterstützen würden, einen Ablass von 100 Tagen für gewisse Feste verheiß.³⁾ Auch die Ordensburg Rheden hatte eine Kirche s. Crucis, die 1286 von Landmeister Conrab von Thierberg dotiert wurde.⁴⁾ Hochmeister Gottfried von Hohenlohe bestimmte 1297, daß die beiden in der ganzen Kirche verbreiteten Feste Inventio (3. Mai) und Exaltatio (14. September) s. Crucis⁵⁾ vom Orden als tota duplicia (i. classis) begangen werden sollten,⁶⁾ und bahnte dadurch auch ihre öffentliche Feier in den preussischen Diözesen an.⁷⁾ Als Eberhard von Sehne den Brüdern in Preußen Elbing als Haupthaus bezeichnete, hatte er auch angeordnet, daß sie hier alljährlich am Tage Kreuzerhöhung (14. September) ein Generalkapitel abhalten

¹⁾ Vgl. *BR.*

²⁾ *ODPr* I. 34. Nach *Loeppen* ist dieses Kreuz ohne Zweifel identisch mit der „magna pars s. crucis“, die, wie *Dusburg* berichtet, Hochmeister Hermann von Salza von Kaiser Friedrich II. zum Geschenk erhielt und nach Preußen sandte. Die Reliquie soll nach Elbing gekommen sein, was insofern viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, als Elbing bis 1309 das Haupthaus des Ordens in Preußen war. Daß das Heiligtum noch zu *Dusburgs* Zeiten hier viele Wunder gewirkt und insofgedessen großen Zulauf gehabt haben soll, findet sich u. W. nur bei diesem Chronisten. *Dusburg*, *Scriptores Rerum Prussicarum*. Leipzig 1861 bis 1874. I. Pars 1. cap. 5. S. 31, 32. Anm. Ueber seinen Verbleib läßt sich nichts Bestimmtes ausagen.

³⁾ Vgl. *BR.*

⁴⁾ *Ebda.*

⁵⁾ *Kellner*, Die beiden Feste zu Ehren des hl. Kreuzes. S. 184—189.

⁶⁾ *Berlbach*, Statuten, S. 144.

⁷⁾ Siehe die Festverzeichnisse bei *Hipler*, *Constitutiones*

sollten,¹⁾ ein Brauch, den man später in Marienburg beibehielt.²⁾ Im Ermland verordnete der bischöfliche Vogt von Pogesanien, der Ordensbruder Heinrich von Buter, im Jahre 1335 zwei Preußen ein neu zu gründendes Dorf mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es eine Capella s. Crucis erhalten und den Namen Heiligenkreuz tragen sollte.³⁾ So gab der Deutsche Orden seinem Lande ein rühmliches Beispiel der Kreuzesverehrung,⁴⁾ und auch einzelne Bischöfe haben für den Kult dieses Symbols besonders gesorgt.

¹⁾ Werlbach, Statuten, S. 161.

²⁾ Ebda, S. 102.

³⁾ ODW. I. 272. Dieser Fall kommt sehr selten vor. In der Regel werden in den preußischen Handfesten nur die Pfarrhufen für die zu errichtende Kirche festgesetzt.

⁴⁾ Im Laufe des 14. Jahrhunderts sind wiederholt Kreuzpartikeln im Zusammenhange mit dem Orden nach Preußen gekommen. So brachte der Bruder von Bleckenstein (Ueber diesen Ritter vgl. die Besprechung des hl. Iodocus) ein „lignum dominicum“ nach Brandenburg am Frischen Haff, das 1322 den kleinen Sohn eines angesehenen Preußen wieder zum Leben erweckt haben soll. Zum Zeichen, daß die Reliquie echt sei, habe sie Bruder Gebhard von Mansfeld ins Feuer geworfen, aus dem sie „herausprang“. Dusbürg, S. r. Pr. I. Pars IV cap. 122 S. 213. Im Jahre 1374 erhielt Winrich von Kniprode von König Karl V. von Frankreich ein mit Gold verziertes Kreuz vom Holze Christi als Ehrengabe, das er mit großer Freude in Empfang nahm. Voigt, Geschichte Marienburgs. Rgb. 1824. S. 170 und 182. Es gehörte zu den kostbarsten Heiligtümern des Haupthauses, denn vermutlich ist es identisch mit den „schönen, großen Stücken vom hl. Kreuz, mit Silber und Gold beschlagen“, die der Hochmeister bei seinem Abzuge von der Marienburg ausdrücklich hat mitnehmen zu dürfen. Voigt, ebda. S. 455, 456. Umgekehrt hat auch der Orden, allerdings selten, Reliquien verschenkt. Kostbare Stücke vom hl. Kreuze, vom Blute Christi u. a., alles von „ehrenhaften Ritters“ mitgebracht, erhielt 1383 der Augustinerkonvent zu Konitz vom Komtur von Tuchel, Rüdiger von Elner, der für diese Heiltümer einen vierzigtagigen Ablass vom Erzb. von Gnesen erwirkte. OD. Pr. IV. 24. Dieser Ablass, der jährlich einmal erteilt wurde, zog Tausende von Pilgern hierher und dauerte bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1819. Die Augustiner hatten sich mit Erlaubnis Winrichs von Kniprode in Konitz angesiedelt, das eine im Mittelalter viel umstrittene Stadt an der Heerstraße vom germanischen Westen nach dem Ordenslande war. Man nannte sie deshalb „die Pforte des Ordens gegen Deutschland“. Eisenblätter, Mittr. Ms. Bd. 35. S. 372—374. Sie stand in hoher Gunst beim Orden. VAD Wpr. 1 S. 363. Ein anderes Beispiel: Im Februar 1455 erbat sich der Markgraf von Brandenburg, der die Vermittlung zwischen dem Orden und Polen übernehmen wollte, zum Lohn für seine Mühe vom Hm. Ludwig von Erlichshausen einige Heiligtümer aus der Marienburg, da er für die neue Kapelle auf seinem Schlosse in Köln a. d. Spree Reliquien brauche. Der Hochmeister willfahrte ihm. Voigt: Geschichte Marienburgs. S. 434.

Von großem Interesse ist die Kirche „s. crucis apud Sudowitas“, die im heutigen Heiligkreuz, früher Biskopniken, von dem samländischen Bischof Jacob (1344—1358) im Jahre 1353 gegründet wurde. In dieser Gegend, so berichtet Pfarrer Gebauer, hat sich einst der heilige Hain der Samländer befunden. Hier mag die Stätte des heftigsten Kampfes der Heiden für ihre alten Götter gewesen sein. Der Teil, in dem das Dorf St. Lorenz entstand, scheint sich dem Orden schneller gefügt zu haben als der sog. „Sudauische Winkel“, denn um St. Lorenz gibt es eine große Menge zu freiem Erbrecht verliehener Güter, womit der Orden die sich ihm anschließenden Preußen zu belohnen pflegte, im Sud. Winkel dagegen nur wenige.¹⁾ Nun wird in der Kirchspielschronik von Heiligkreuz erzählt, daß das Gotteshaus ursprünglich in der Nähe errichtet werden sollte, daß aber das Baumaterial über Nacht immer wieder an den jetzigen Standort gewandert sei.²⁾ Diese oft vorkommende Sage ist nach Fastlinger³⁾ so zu deuten, daß der Bischof die Kreuzkirche ursprünglich nicht an der heidnischen Kultstätte erbauen wollte und erst, als die Sudauer von dieser nicht abließen, den alten Opferplatz in ein christliches Gotteshaus umwandelte.⁴⁾ So ist denn dieses schon von Gregor d. Gr. angeratene Verfahren⁵⁾ auch in Preußen von der Kirche geübt worden, wofür die vorliegende Arbeit noch einige Belege geben wird.

Heinrich III. Sorbom, der große Kolonifator von Ermland, weihte die Kirchen zu Tolkemit und Open dem siegreichen Kreuze, der hl. Jungfrau und dem Apostel Jacobus,⁶⁾ und Bischof Johannes I (Mönch) von Pomesanien (1378—1409) legte nach dem Vorbilde des Ordens für die Tagung des Generalkapitels in seiner Diözese ebenfalls ausdrücklich das Fest Kreuzerhöhung fest.⁷⁾ Auch

1) Pr. Pr. Bl. 1835. Bd. 13. S. 570, 571.

2) Vgl. Harnoch, S. 69, 70.

3) Fastlinger, Die Kirchenpatrozinien in ihrer Bedeutung für Altbayerns ältestes Kirchenwesen. Oberbair. Arch. 50. 1897. S. 344.

4) Hf. Jacob stammte aus der Familie der Landritter von Wudau, die in der Nähe von Fischhausen saßen, wird also selbst genau gewußt haben, wo die Missionierung in erster Linie einsetzen mußte. Schmauch, Bd. 20, S. 738.

5) Vgl. Dorn, S. 28, 29.

6) Vgl. W. Ueber Bischof Sorbom vgl. den Abschnitt: Apostel.

7) Ps. II. S. 116—119: „ut celebritas sanctissime crucis in die suo tanto venerabilius peragatur a fratribus nostris.“ Die Generalkapitel kamen im Laufe des 13. Jahrhunderts auf. Der Grund für ihre Einführung war, daß an ihnen nicht nur die residierenden, sondern sämtliche Domherren teilnehmen

zwei religiöse Genossenschaften in Preußen hatten Kirchen zu Ehren des hl. Kreuzes, nämlich die Benediktinerinnen zu Thorn, deren Kloster nach dem Siege des Ordens bei Woplaufen im Jahre 1311 gegründet wurde,¹⁾ und anscheinend die Franziskaner in Königsberg.²⁾ Der Titel der Pfarrkirche zu Dirschau (zum hl. Kreuz und S. Nicolaus) ist vermutlich auf die Kreuzreliquie zurückzuführen, die, in ein gotisches Krucifix eingeschlossen, dort aufbewahrt wurde, und ebenso lassen die Kreuzkapellen in Neuenburg und Christburg auf eine tatsächlich vorhandene Reliquie schließen.³⁾ Sonst begnügte man sich mit einem Nebenaltar zum hl. Kreuz, der sich in fast allen preußischen Kirchen, auch auf dem Lande, findet, und zwischen Schiff und Altarraum brachte man in der Regel einen Krucifixus in Lebensgröße an, um überall die Beter an den Opfertod Christi zu erinnern.⁴⁾

III. Dem hl. Geiste war in vielen Städten Deutschlands ein Hospital geweiht. Das Beispiel hierzu hatte der Orden vom hl. Geiste gegeben, ein bürgerlicher Spitalorden, den Guido von Montpellier in seiner Vaterstadt gründete, und der sich, nachdem ihm Papst Innocenz III. das Hospital St. Spiritus in Saxia zu Rom übertragen hatte, in kurzem das ganze Abendland eroberte⁵⁾. Mit den Deutschherren standen die Hospitaliter vom hl. Geiste insofern in Zusammenhang, als ihre Regel auf die Revision der Deutschordensregel, bald nach 1244, Einfluß gehabt hat.⁶⁾ So erklärt es sich, daß in Preußen nicht nur das Bürgertum und die Landesbischöfe, sondern auch die Ritter meist das älteste Hospital der

mußten. Sie wurden entweder besonders angelegt, oder sie fanden an ganz bestimmten Tagen statt. Vgl. die Termine für Bütlich, Mainz, Speier, Hildesheim bei Hauck, *RG. Deutschlands*, 1900—1911. Bd. IV, S. 207. Anm. 5.

¹⁾ Vgl. *BN*.

²⁾ Vgl. *BN*. Die Ansicht, daß die Franziskaner Kirche und Kloster zum hl. Kreuz in Königsberg auf der Burgfreiheit inne hatten, wird ausgesprochen bei v. Bacze, *Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg*. 1787. S. 43, 44, und angedeutet bei Faber. *Die Haupt- und Residenzstadt Kbg. i. Pr.* 1840. S. 99. Nähere Einzelheiten darüber haben wir nicht erlangen können.

³⁾ Zu allen diesen Kirchen vgl. *BN*.

⁴⁾ Siehe *Matern*, S. 16, 17. *Boetticher*, VIII. 97.

⁵⁾ Vgl. *Heimbucher*, *Die Orden und Kongregationen der kathol. Kirche*. Waderborn 1907, 1908. II. S. 31, 32.

⁶⁾ *Berlbach*, *Einleitung*, S. XLVII/VIII.

Städte dem hl. Geiste geweiht haben.¹⁾ Am frühesten bezeugt ist das Hospital zu Elbing „nomine s. spiritus et b. virg. Marie“, das von den Bürgern für Fremde, Arme und Kranke erbaut und am 15. Februar 1242 von dem päpstlichen Legaten bestätigt wurde.²⁾ Etwas später, am 6. April 1242, erteilte Wilhelm v. Modena dem Deutschen Orden das Patronatsrecht über die Hospitäler zu Elbing und Thorn und alle anderen, die noch in seinem Gebiete gegründet wurden.³⁾ Direkt vom Orden gestiftet wurden u. a. die Hl. Geist-Spitäler in Königsberg und Marienburg⁴⁾ und das Hl. Geist- und Allerheiligenspital vor der Stadt Br. Holland, das nach Aussage einer Urkunde von 1449 durch die Hochmeister errichtet worden war.⁵⁾ Die Liste der Hl. Geist-Häuser im Ordenslande siehe bei Kinf, S. 24, 25. Wir können aus dem von uns benutzten Material noch die zu Schievelbein⁶⁾ und Schlochau⁷⁾ hinzufügen. Daß die christliche Caritas unter der Leitung eines Ordens, der selbst aus einer Spitalbruderschaft erwachsen war⁸⁾ und die Krankenpflege zu seinen vornehmsten Pflichten zählte, in Preußen zu besonderer Blüte kam, versteht sich von selbst. Zeugen dafür sind die größeren Städte wie Danzig, Königsberg, Elbing, Kulm, Thorn u. a., die mehrere Hospitäler besaßen. Ueber sie wird noch bei den einzelnen Patronen gesprochen werden.⁹⁾

b. Biblische Heilige.

1. Die Jungfrau Maria.

Einer der großartigsten Zeugen für die Marienberehrung des Mittelalters ist der Deutsche Ritterorden,¹⁰⁾ dessen Mitglieder den

¹⁾ Vgl. Kinf, Die christliche Liebestätigkeit im Ordenslande Preußen bis 1525. Diff. Freiburg 1911. S. 22, 23.

²⁾ ODW I, 3

³⁾ Ebda. Regest 9.

⁴⁾ Boigt, Gesch. Mbg. S. 157.

⁵⁾ Abg. St. A. Schieblade 18, 14 f. Genannt schon 1408. Joachim, Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409. Abg. 1896. S. 491, 11.

⁶⁾ in Pommerellen. Schadenbuch, 1411—1414. Abg. St. A. Ordensfoliant 5a. S. 94.

⁷⁾ Ebda. 1431. GNB 658, 28.

⁸⁾ Berlbach, Einleitung, S. XLII/III.

⁹⁾ Einzelheiten über die christliche Caritas in Preußen siehe bei Kinf.

¹⁰⁾ Weiffel, Die Verehrung UJF in Deutschland während des Mittelalters. Stimmen aus Maria-Laach. Erg. Bd. XVII. Heft 66. S. 124, 125.

offiziellen Titel „*fratres domus hospitalis S. Mariae Theutonicorum Jerusalemitanæ*“ führten. Bei der Aufnahme gelobten sie Gott, St. Marien und dem Hochmeister Gehorsam bis zum Tode,¹⁾ und fortan wurden sie auf Schritt und Tritt daran erinnert, daß die Gottesmutter „ohne hotvtrame und beschirmerinne ist unfers ordens,“²⁾ vor allem durch die vorgeschriebenen Tagzeiten, in denen die Mariengebete einen breiten Raum einnehmen.³⁾ Darstellungen der hl. Jungfrau schmückten die Siegel der Hochmeister und Großkomture, der Landmeister von Preußen und Livland,⁴⁾ ein Muttergottesbild prangte auf der großen Fahne, die dem Ordensheere in der Schlacht vorangetragen wurde,⁵⁾ und für eine besondere Vereinigung innerhalb des Ordens, „die man nennet der diener brüderschafft und in die ere gots Marie,“ stellte Hochmeister Konrad von Jungingen (1393—1407) den Hauptbrief aus.⁶⁾ Den Namen der Or-

¹⁾ Berlbach, Aufnahme-ritual, S. 128.

²⁾ Kapitelsbeschuß des Hm. Ludwig von Erlichshausen vom Jahre 1452. Abgedr. bei E. Hennig, Die Statuten des D. D. Rtg. 1806. S. 156, 157. (fehlt bei Berlbach.)

³⁾ Vgl. Riefemer, Eine bisher unbekannte D. D. Handschrift. *BBWB.* Heft 54. S. 230 ff. Ueber die liturgische Verehrung Mariens im D. D. und deren Einfluß auf die Liturgie der preussischen Bistümer gibt Matern gute Auskunft. Er zeigt, wie einzelne Hochmeister und Bischöfe sich beeilten, die von Rom neu verordneten Marienfeste in ihrem Gebiete einzuführen. Er zählt die vor den Marientagen üblichen Vigilien mit Fastengebot auf, er erinnert daran, daß der Sonnabend seit dem 9. Jahrhundert in der ganzen Christenheit der Gottesmutter geweiht war, und spricht von den „*horas de B. Virgino*“ oder den „*Gezeiten* *USZ*“, die von Klerus und Laien im Ordenslande mit zahlreichen Stiftungen bedacht wurden. S. 25—29. Welchen Wert der Orden gerade auf diese Gebetsübungen legte, das beweist die folgende Verordnung aus dem Jahre 1438: „Item czum ersten eyn meister vorsichtig sey, das in den conventen die gezeite usfir lieben frauen und von dem tage, tag und nacht gehalten werden nach usfir nottel.“ *L. Ub. IX.* 275. § 1.

⁴⁾ Auf den Siegeln der Hochmeister und des großen Ordenskapitels ist die thronende Maria mit dem Kinde, der Großkomture die Krönung Mariae, der ersten Landmeister von Preußen die Flucht der hl. Familie und der Landmeister von Livland die Geburt Christi dargestellt. Vossberg, *Gesch. der preuß. Münzen und Siegel bis zum Ende der Herrschaft des D. D. Berlin 1845.* S. 52, 53, 58, 214.

⁵⁾ Vossberg, *Ebda.* S. 9.

⁶⁾ Voigt, *Gesch. Rtg.* S. 315 und Beilage 14. Nach der Angabe des Hm. Ludwig von Erlichshausen (1450—1467), der sie bestätigte, wurde sie gestiftet „von unsern Vorfarn seligen, etzlichen gebietigern, brüdern, Pristern, Dienern nnd halbbrüdern, der, die doruß vorscheiden sein und nach vorscheiden werden, czu troste und felickeit, in usfir kirchen uff unserm Hwusse Marienburg.“

denspatronin trug auch das Haupthaus der mächtigen Genossenschaft, die Marienburg. Von der Außenwand der Kapelle im Hochschloß grüßt noch heute eine riesige Statue der Maria Immaculata in Mosaiktechnik¹⁾ herab, ein erhabenes, eindrucksvolles Werk und ein weithin sichtbares Wahrzeichen der Eroberer, die im Namen Christi und Mariae von Preußen Besitz ergriffen hatten. Die Marienkapelle selbst, das Hauptheiligtum des Ordens, war, wie es seinem hohen Ansehen entsprach, reich und prächtig ausgestattet.²⁾ Alle fünf Jahre, am 1. Mai, war sie das Ziel vieler Pilger, die herbeieilten, um die feierlich ausgestellten Reliquien zu verehren und einen besonders wirksamen Ablass zu erwerben.³⁾ In einer Kirchenvisitation vom Jahre 1637 werden silberne Reliquientafeln erwähnt, die unter vielem anderen mehrere Partikeln von den Kleidern den Haaren und dem Gürtel Mariae enthalten haben sollen.⁴⁾ Vermutlich haben einzelne Mitglieder des Ordens diese Stücke direkt aus dem hl. Lande mitgebracht.⁵⁾

Volkstümlicher noch als diese Gebetsstätte war die sogen. Fährortkapelle der Marienburg, d. h. eine Kapelle auf dem Fähr- oder Marientor nach der Rogat hin, mit einem vielbesuchten Marienbilde. Hochmeister Konrad von Erlichshausen erklärt im Jahre 1448, daß er zu Herzen genommen habe, „die wunderliche große gnade und manigfaltige wunderwerk, die got der almechtige durch

¹⁾ Ehrenberg, Deutsche Malerei und Plastik von 1350—1450. Bonn und Leipzig 1920. S. 46, 47. Dieser schreibt das Werk einem italienischen Meister zu, der sich anscheinend kurze Zeit im Ordensland aufhielt.

²⁾ Vgl. Voigt, Gesch. Mbg. S. 126.

³⁾ 1389 genehmigte Papst Urban VI., daß die Reliquien in der Marienburg alle 5 Jahre nur einmal gezeigt würden. CDPr. IV. 57. Papst Bonifaz IX. verlieh 1397 den Besuchern der Marienkapelle bei dieser Gelegenheit denselben Ablass, den die Besucher des Frauenburger Domes in der Oktav Mariae Himmelfahrt erwerben konnten. OD Pr. V. Regest, S. XXV. Solche feierlichen Ausstellungen von Reliquien spielten auch anderwärts eine wichtige Rolle, so in Rom, Aachen, Trier, Köln, Cornelimünster, Maastricht, Magdeburg. Stüdelberg, Gesch. der Reliquien in der Schweiz. Bd. I. Zürich 1902. S. XXXVIII. Auch im Dom zu Mainz fand alle 7 Jahre eine große Heiligtums-Ausstellung statt. „Der Katholik“. Jg. 86. 1906. Bd. 34. Heft 6. S. 57, 58.

⁴⁾ Kirchliche Altertümer von Marienburg. E. Bbl. 1906—1908. Jg. 38 bis 40. S. 3 ff.

⁵⁾ Eine Zusammenstellung der Kreuzfahrer aus dem Kreise des D. D. gibt Abbricht, Beiträge zur Gesch. der Kreuzzüge. Berlin 1874, 1878. II. S. 383 ff. Vgl. ferner über die Andenken, besonders Reliquien, welche die Pilger, wenn sie Jerusalem verließen, mit nach Hause nahmen: Abbricht, Deutsche Pilgerreisen nach dem hl. Lande. Innsbruck 1900. S. 22.

seyne gebenedicte mutter maria uffen febertore unser Stadt Marienburg gemeynlichlichen zu wurken von manchen enden war besucht und angeruffen," und daß er für den Altar mit dem wundertätigen Bilde U. L. Frauen eine ewige Messe und Vikarie gestiftet habe.¹⁾ Die Sage identifiziert dieses Bild mit demjenigen, das vor den Zeiten der Ordensherrschaft in einer Kapelle bei dem alten Dorfe Alhem, etwa an der Stelle der heutigen Stadt Marienburg, verehrt wurde. Vorausgesetzt, daß ein wahrer Kern in dieser Tradition steckt, so könnte es sich nur um eine Nachbildung des Originals handeln, die man wahrscheinlich bei Kriegsgefahr in den Bereich der Marienburg geschafft und auf dem Fährtor untergebracht hat, wo auch das Volk Zutritt erhielt.²⁾

Wie in der Marienburg, so hat der Kult der Gottesmutter auch in anderen Ordensburgen sichtbare Spuren hinterlassen. U. L. Frau geweiht waren die Kapellen zu Schlochau, Lubenicz, Beesk, Bratean und Neidenburg;³⁾ Marienaltäre lassen sich nachweisen zu Osterode, Ragnit, Neiden, Elbing, Rhein,⁴⁾ Strassburg,⁵⁾ Graudenz⁶⁾, Danzig⁷⁾; Marienstatuen, zum Teil in Silber, werden genannt auf den Häusern zu Königsberg⁸⁾, Danzig, Balga⁹⁾, Insterburg.¹⁰⁾

Unmittelbaren Einfluß auf die Marienverehrung des Volkes scheint der Orden im Kreise Marienburg gehabt zu haben. Hier waren die Kirchen von Fürstenwerder, Kunzendorf und Palschau¹¹⁾ ausdrücklich der hl. Jungfrau geweiht, und bei den Ortschaften

1) Voigt, Gesch. Mbg. Beilage Nr. 27.

2) Ebda, S. 1 und 376—379. Kirchliche Urtümer von Marienburg. S. 3 ff. Erfurs über Bantir. ZMG II. S. 192 ff.

3) Vgl. zu diesen Kapellen das BM.

4) Vgl. Biesemer, Das große Kemterbuch des D. D. (= GW). Danzig 1921. Sachregister unter: Maria.

5) GW 388, 12. Ferner BKD Wpr. 2. S. 420.

6) GW 605; 13, 14. Ferner BKD Wpr. 2. S. 490.

7) Simson, I. S. 53.

8) Hipler, Das Schatzverzeichnis der Pbg. Schloßkirche. Mitt. G. Ko. III 1875. S. 54 ff. Hier werden mehrere Marienbilder von verschiedenem Werte genannt.

9) Auf dem Hause Balga wird 1387 ein Bild „unser frauen“ erwähnt, dem der Knechtträger jährlich $\frac{1}{2}$ Stein Wachs zinsen mußte. Rogge, Die Kirchen des ehemaligen Amtes Balga. Pbg. 1868 S. 27, Nr. 3.

10) Kronen und Gewänder für eine Madonna mit dem Kinde werden 1451 erwähnt. Kiewning u. Lufat, Urkunden zur Gesch. des ehemaligen Hauptamtes Insterburg, 1896. S. 16, Nr. 9.

11) Zu diesen drei Dörfern siehe BKD Mbg. S. 48 ff. 90. 247.

Ladefopp, Groß Lichtenau, Gr. Montau, Schönsee und Liegenhagen¹⁾ kann man von den noch vorhandenen gotischen Altären oder Statuen mit einiger Sicherheit auf Maria als ursprüngliche Kirchenpatronin schließen. Auch die übrigen Gotteshäuser des Kreises haben in der Mehrzahl irgend welche Zeugnisse des Marienkultes aufbewahrt.

Das wundertätige Marienbild der Fährortkapelle war nicht das einzige seiner Art im Ordenslande. Hartknoch nennt als die wichtigsten Wallfahrtsorte, die durch die Popularität solcher „wunderbaren“ Madonnen entstanden, Heiligelinde²⁾ und Georgenau³⁾ im Ermland, Juditten⁴⁾ im Samland. Die Entstehungszeit der Judittener Pfarrkirche setzen Storch⁵⁾ und Hagen⁶⁾ in das Ende des 13. Jahrhunderts. Storch führt aus, daß sie wohl ziemlich gleichzeitig mit der Burgkapelle zu Lochstedt und der Kathedrale zu Fischhausen entstanden und vom Orden erbaut worden sei.⁷⁾ Ihre dicken Mauern lassen die Vermutung zu, daß sie vielleicht ein Teil einer größeren, befestigten Ordensanlage werden sollte,⁸⁾ die dann eine Station auf der Heerstraße von Königsberg nach Schloß Lochstedt gebildet hätte. Irreführend durch den Namen der Kirche haben einige preussische Schriftsteller die selige Jutta von Sangerhausen für ihre Patronin gehalten, so Hartknoch⁹⁾ und Voigt¹⁰⁾. Demgegenüber führt Storch einleuchtend aus, daß Juditten, wofür in Preußen die alte Form Joditen oder Joduten üblich war, zu dem Gebiete des vornehmen Stammpreußen Gedete (Jodute) gehört haben kann, der nach seinem Uebertritt zum Christentum 1296 in der Gegend von Wargen mit großem Landbesitz ausgestattet wurde.¹¹⁾ Der Name Juditten hat also mit der Kirchenpatronin nichts zu tun. Diese

1) Zu diesen fünf Dörfern siehe ebda. S. 105. 127. 180. 283, 346.

2) Hartknoch, S. 179 ff.

3) Ebda, S. 194. Das Marienbild von Georgenau kam später nach Wetzellen. Vgl. hierzu den Abschnitt: Titelfkirchen zur hl. Dreifaltigkeit.

4) Ebda, S. 193.

5) Storch, Die Kirche und das Kirchspiel Juditten im Landkreise Rbg. 1861. S. 3.

6) Gebler und Hagen, Der Dom zu Rbg. i. Pr. 1835. Teil II. S. 11.

7) Storch, S. 3 und 6.

8) Ebda, S. 19.

9) Hartknoch, S. 192, 193.

10) Voigt, Gesch. Preußens. V. S. 508 ff.

11) Storch, S. 4, 5.

war nicht Jutta, sondern die Jungfrau Maria, die Schützerin des Deutschen Ordens, von der eine prächtige, überlebensgroße Statue noch heute erhalten ist.¹⁾ Die Gottesmutter zog viele Pilger herbei, und Suditten wurde ein weitberühmter Wallfahrtsort,²⁾ wohin, wie Storch versichert, vor allem Seeleute kamen, die vor oder nach ihren gefährvollen Fahrten über Haff und Ostsee hier zu Maria dem „Meeresstern“ beteten.³⁾

Von den mittelalterlichen Wallfahrtsstätten⁴⁾ des Ordenslandes Preußen hat Heiligelinde im Ermland allein noch die alte Bedeutung. Wie sie entstand, darüber sind nur Sagen auf uns gekommen. Kolberg⁵⁾ hat sie historisch zu deuten versucht und sieht in der „Capella in Linda“, wie sie 1482 zum ersten Male genannt wird, eine Stätte der Erinnerung an den Sieg des Großkomturs Heinrich von Plökt bei Woplauken in der Nähe von Raftenburg über Witowd, den Großfürsten von Litauen, im Jahre 1311. Zum Dank für den glücklichen Ausgang des Kampfes sei eine Marienstatue an einem Lindenstamme angebracht worden, die allmählich ein vielbesuchtes Gnadenbild geworden sei. Es ist einleuchtend, daß die Aufstellung dieses Bildes mit dem Deutschen Orden in Zusammenhang steht, der, anscheinend noch 1311, in Woplauken auf den Resten einer altpreussischen Befestigung eines seiner Wildhäuser errichtete,⁶⁾ leichte Befestigungswerke, mit denen er die preussische Wildnis zum Schutze seiner Expeditionen an vielen Stellen besetzte.⁷⁾ Dagegen äußert sich Kolberg nicht zu der interessanten Frage, warum man gerade einen Lindenstamm wählte. Zahlreiche Vorbilder dazu gab es namentlich in Deutschland und Frankreich⁸⁾, wo die hl. Jungfrau wahrscheinlich einen alten, heidnischen Baumkult⁹⁾ verdrängt hat. Nun galten auch bei den

¹⁾ Ebda. S. 9. Maria ist als Immaculata dargestellt, die Statue gehört also vermutlich ins 15. Jahrhundert, in die Zeit des Immaculatastreites.

²⁾ So zog im Jahre 1389 Herzog Wilhelm von Geldern, der sich auf einer Preußenfahrt befand, hierher. Voigt, a. a. D.

³⁾ Storch, S. 11.

⁴⁾ Sie werden bei Hartnoch, S. 193—198, aufgezählt.

⁵⁾ Kolberg, Gesch. der Heiligelinde. BGE. Erg. Bd. III. 1864.

⁶⁾ Beckherra, Die St. Georgenkirche zu Raftenburg. Altpr. Ms. Bd. 20. S. 233 ff.

⁷⁾ Vgl. Lothar Weber, S. 109—111.

⁸⁾ Menzel, Christliche Symbolik. Regensburg 1854. 1. Teil. S. 119 und 228.

⁹⁾ E. S. Meyer, German. Mythologie. Berlin 1891, § 114, 115, 116: Ueber den volkstümlichen Kultus des Baumes.

Preußen Eichen und Linden als heilig,¹⁾ und vielleicht hat sich bei Woplaufen solch ein ehrwürdiger Baum befunden, den die Ordensritter, um die Preußen vom Götzendienste abzubringen, und zugleich um ihre Schutzherrin zu verherrlichen, der Jungfrau Maria weihten.²⁾ Vermutlich ist sie dann hier zunächst in abergläubischer Weise verehrt worden, denn nach einem sehr bekannten Sagenmotive³⁾ soll die Statue zweimal nach der Rastenburger Pfarrkirche gebracht worden und ebenso oft nach der Linde zurückgeführt sein.⁴⁾ D. h. der Rastenburger Pfarrer hat gefürchtet, der Kult des angeblich wunderthätigen Wilbes könne ausarten, und hat ihn deshalb in seiner Nähe unter ständiger Kontrolle haben wollen; das Volk aber hing an der altherwürdigen Stätte und zwang den Pfarrer, nachzugeben. So entstand die oben erwähnte Kapelle zur Linde.

Verföhllen sind heute die beiden Marien-Wallfahrtsorte Sip und Sont⁵⁾ in der Diözese Kulm. Der Ursprung von Sip ist sagenhaft. Sont soll eine alte heidnische Kultstätte gewesen sein, an der Vogt Philipp von Kleeberg zwischen 1400 und 1401 eine Marienkapelle erbaute. Größere Anziehungskraft muß die Marienkapelle beim Dorfe Jakobsdorf gehabt haben, die der Komtur Jodocus von Schlochau mit Zustimmung des Hochmeisters Michael Kuchmeister zwischen 1414 und 1417 dort errichtete⁶⁾. Die Einnahmen aus den Wallfahrten waren so bedeutend, daß sie 1417 teilweise, 1429 insgesamt von dem Hochmeister den Nonnenklöstern zu Kulm und Thorn verschrieben wurden.

Selbst mit dem Andenken an den dunkelsten Tag in der Ordensgeschichte, mit der Niederlage bei Tannenbergl, ist Maria eng verbunden. Am 6. Oktober 1412 erteilte Papst Johannes XXIII.

¹⁾ Vertuleit, S. 14.

²⁾ Zu dieser Version vgl. Neg. Müller, Die Heiligelinde, Bd. 2. S. 170, 171, der aber nicht seine Quelle hierfür angibt.

³⁾ Auch das Marienbild, das seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zu Kroffen im Ermland als wunderthätig verehrt wird, lehrte der Sage nach immer wieder an den Drewenzfluß zurück, wo man es gefunden hatte, bis ihm schließlich am Flußufer eine Kapelle errichtet wurde. Vgl. Neg. Müller, Die Wallfahrt zur allerheiligsten Jungfrau in Kroffen, Bd. 2, S. 221, 222.

⁴⁾ Siehe Kolberg.

⁵⁾ Vgl. W. Ferner Tief, Die Stadt Abbau in Wpr. Marienwerder 1892. S. 410, 411, 417. S. 30.

⁶⁾ Ebda.

einen Ablass von 10 Jahren und 10 Quadragenen¹⁾ denjenigen, die jährlich an bestimmten Festen die Kapelle der Jungfrau Maria besuchen würden, die Hochmeister Heinrich von Plauen auf dem Tannenberger Schlachtfelde zum Seelenheile der Gefallenen errichtet und ausgestattet habe.²⁾ Besser konnte der Orden sein Vertrauen zur Gottesmutter kaum ausdrücken als dadurch, daß er noch die Seelen seiner Toten ihrem besonderen Schutze empfahl. Sie soll bei der genannten Kapelle mancherlei Wunder gewirkt haben.³⁾

Als allezeit hoch verehrte Patronin des Deutschen Ordens hat Maria auch in seiner Literatur eine gewisse Rolle gespielt; so begannen die Werke des Chronisten Nicolaus von Jeroschin und des Meisters Tilo von Kulm in ihrem Namen. Für unser Thema genügt es, hier auf die zusammenfassende Darstellung von Strauch⁴⁾ hinzuweisen.

Es wurde den Deutschherren um so leichter, den Kult u. S. Frau bei ihren Untertanen zu fördern, als auch die in ihrem Gebiete wirkenden Mönchsorden das gleiche Ziel verfolgten. Zisterzienser und Praemonstratenser, Augustinereremiten, Karmeliter und Karthäuser, Dominikaner und Franziskaner.⁵⁾ sie alle haben ebenfalls in Maria ihre Hauptpatronin gesehen und ihr im Ordenslande eine Reihe von Kirchen errichtet. Die bedeutendsten davon entfallen auf Pommerellen und stammen noch aus der Zeit der Herzöge, die die Mönche sehr begünstigten.⁶⁾ Im eigentlichen

¹⁾ Ablass einer Quadrage ne ist der Nachlass der zeitlichen Sündenstrafen, die früher durch eine strenge, vierzig tägige Kirchenbuße zu tilgen waren. Siehe Buchberger, Artikel Quadrage ne.

²⁾ Strehlke, Ein Kloster auf dem Tannenberger Schlachtfelde. Mpr. Ms. 7. S. 43 ff. Den Wortlaut der Ablassbulle siehe Abg. St. A. Sch. 9. 366.

³⁾ Vgl. S. r. Pr. III. 333.

⁴⁾ Philipp Strauch, Die Deutschordensliteratur des MA. Halle 1910. Ueber die aus dem Orden selbst hervorgegangene Dichtung siehe: F. Gulhoff, Der Deutsche Ritterorden in der deutschen Dichtung des MA. Programm, Batorze 1907.

⁵⁾ Weiffel, Die Verehrung u. S. Frau in Deutschland während des MA. S. 63—80. Heimbacher, Hinweise auf die Marienverehrung bei den einzelnen Orden.

⁶⁾ Am meisten bevorzugten die pommerell Herzöge das Kloster Oliva, das Herzog Sambor 1178 zuerst mit Landbesitz ausstattete, der später gewaltig anwuchs. Von hier aus wurde zwischen 1220 und 1235 das Zisterzienser-Nonnenkloster Jarnowitz gegründet, dessen Kirche der Jungfrau Maria geweiht wurde, ebenso wie die Kirche des Praemonstratenser-Nonnenklosters Zudau, das Herzog Westwin I. 1209 stiftete. Zisterzienser waren es, die, 1274 von Westwin II.

Preußen wählten die Dominikaner zu Elbing, deren Kloster der Landmeister Hermann Balk 1238 gestiftet hatte, Maria zur Schutzherrin ihrer Kirche, der ältesten Pfarrkirche der Stadt.¹⁾ Hier hatte auch das. Hl. Geist-Hospital als einziges im Ordensgebiet die hl. Jungfrau zu Mitpatronin.²⁾ Das Franziskanerkloster zu Thorn besaß ebenfalls eine prächtige Marienkirche;³⁾ im Juni 1252 siegeln die Minderbrüder mit dem Wilde der Verkündigung Mariae,⁴⁾ und auch das Hauptiegel der Altstadt Thorn zeigte ursprünglich die gekrönte Maria mit dem Kinde.⁵⁾ Marienkirchen errichteten noch die Franziskaner zu Braunsberg, im Jahre 1296 von Bischof Heinrich I. dort angesiedelt,⁶⁾ die Benediktiner-Nonnen in Königsberg, bei deren Patronswahl, wie wir gesehen haben,⁷⁾ der Einfluß des Ritterordens maßgebend gewesen ist, und die Augustiner-Eremiten in Heiligenbeil, deren Kloster im Jahre 1372 von Winrich von Kniprode zum Dank für den Sieg bei Rudau gestiftet wurde.⁸⁾

Große Verdienste um die Ausgestaltung des Marienkultes haben sich auch die Bischöfe der preußischen Diözesen erworben. Wie der Dom des übergeordneten Erzstifts Riga,⁹⁾ so hatten auch drei der preußischen Kathedralen Maria zur Haupt- oder Mitpatronin. Die Mutterkirche Ermlands wurde, nachdem ihre erste mit Land beschenkt, ihre Abtei zu Pselpin in erster Linie unter den Schutz Mariens stellten, und auch das von demselben Herzog 1289 gegründete Dominikanerkloster zu Dirschau weihte seine Kirche der Gottesmutter. Vgl. hierzu *WPD Wpr.* 1. S. 23, 60, 96, 191 ff., 157.

¹⁾ *CDW* I. 1. 4. 14. *Loeppen, Elbinger Antiquitäten*, S. 132, 133.

²⁾ Vgl. den Abschnitt vom Hl. Geiste.

³⁾ *Roth*, S. 126 ff.

⁴⁾ *Pr. Ub.* I. 259.

⁵⁾ *Wobberg, Münzen und Siegel der preuß. Städte, Danzig, Elbing Thorn*. Berlin 1841. S. 29.

⁶⁾ *Roth*, S. 139 ff.

⁷⁾ Vgl. den Abschnitt: Titellkirchen zur hl. Dreifaltigkeit.

⁸⁾ *CDW* III. 96. S. r. *Pr.* II. 568.

⁹⁾ Der Dom zu Riga wird als „*ecclesia b. Mariae*“ zuerst zum Jahre 1205 erwähnt. v. *Bruiningh, Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche im späteren M. A.* Riga 1904. S. 326. *H. Albert I.* hatte, als er sein Stift nach Riga verlegte, dieses und ganz Livland der Gottesmutter geweiht, und *Papst Innocenz III.* versprach ihm 1215, daß er „*sicut terram Filii* (d. h. das Hl. Land), *sic et terram Matris* (nämlich Livland), *paternae sollicitudinis nostrae studiis semper promoverè curabimus.*“ Fortan galt Alt-Livland sowohl in staatsrechtlicher Beziehung wie in der Vorstellung des Volkes als Eigentum der hl. Jungfrau. *Edda*, S. 324, 325.

Anlage in Braunsberg von den aufständischen Preußen vernichtet worden war, nach Frauenburg verlegt, zu Ehren „Virginis gloriose Marie“ erbaut¹⁾ und für die Oktav von Mariae Himmelfahrt (15. August) mit dem großen Ablass von Badsstena²⁾ ausgestattet. Dem Marienpatrozinium entsprechend führten auch das Ermländische Domkapitel³⁾ und Generalvikariat⁴⁾ sowie einige Bischöfe⁵⁾ die Gottesmutter im Siegelfelde. Von ihr leitet u. G. auch die Stadt Frauenburg, in den Urkunden als „Castrum Dominae Nostrae“ bezeichnet, ihren Namen her,⁶⁾ zumal das älteste große Stadtsiegel die über einem Thron thronende Maria mit dem Kinde zeigt.⁷⁾

Marienwerder, der Sitz des Bischofs von Pomesanien, war eine der frühesten Gründungen des Ordens auf preußischem Gebiet, und es ist bezeichnend, daß er sie nach seiner himmlischen Schützerin benannte.⁸⁾ So lag es nahe, die hl. Jungfrau auch zur Hauptpatronin des Domes zu wählen, der im Jahre 1343 durch Bischof Berthold zu Ehren Mariae und des Apostels Johannes neuer

1) Vgl. BR. Der vollständige Titel des Domes lautet „Maria assumpta et Andreas ap.“ Woelfh-Saage, *Scriptores Rer. Warm. Monum. Hist. Warm.* Bd. II. 1, Anm. 124. Ueber das Andreas-Patrozinium vgl. den Abschnitt: Apostel.

2) CDW III. 263. Dieser Ablass hat folgende Bedeutung: Papsf Urban VI. verlieh dem schwedischen Kloster Badsstena für das Fest s. Petri ad Vincula alle die päpstlichen Ablässe, welche die Kirche s. Petri ad Vincula zu Rom erhalten hatte. Dieselbe Vergünstigung wurde nun auch dem Erml. Dome zuteil, ferner, wie wir schon gesehen haben, der Hauptkapelle auf der Marienburg und der Stiftskirche zu Gutstadt (ODW III. 264).

3) CDW I. S. 109.

4) Kulm. Ub. Nr. 803.

5) So Bf. Johannes (CDW III. 604.) und Bf. Franz (CDW IV. 113.) von Ermland. Besonders gefördert wurden von den Bfen aller Diözesen die „horae dominae nostrae“. Am Frauenburger Dom müssen sie schon im Laufe des 15. Jahrhunderts eingeführt worden sein, denn 1491 ist von einem Hause die Rede, das der ermländische Kanoniker Thomas Kinast in seinem Testament zur Förderung dieser Andacht bestimmte. Kulm. Ub. Nr. 739. Matern nennt die früheste Stiftung zu diesem Zwecke erst ums Jahr 1505. (S. 28.)

6) Anderer Ansicht ist Hartknoch, der behauptet, daß Frauenburg seinen Namen zu Ehren seiner Stifterin trage, einer reichen Preussin, die nach ihrer Bekehrung dem Bf. Heinrich I. von Ermland ihren bedeutenden Grundbesitz schenkte, auf dem er dann die Stadt erbaute. Hartknoch, S. 151.

7) Vossberg, *Gesch. der preuß. Münzen und Siegel.* S. 37.

8) S. r. Br. I, 57. Marienwerder wurde als Kastell unter dem Namen „Insula s. Mariae“ im Jahre 1233 von den Ordensrittern angelegt.

und schöner aufgebaut werden sollte.¹⁾ Auch hier waren die Siegel des Domkapitels und des Propstes sowie einiger Bischöfe mit dem Bilde Mariens geschmückt.²⁾

Als Hauptpatrone der samländischen Kathedrale werden während des 14. Jahrhunderts ausschließlich die Heiligen Adalbert und Elisabeth genannt.³⁾ Schon 1335 aber zeigt das Siegel des samländischen Domkapitels die Krönung Mariae,⁴⁾ und in einer Urkunde vom Jahre 1421 wird die hl. Jungfrau, gemeinsam mit St. Adalbert, ausdrücklich als Schutzherrin des Domes genannt.⁵⁾ Bischof Johannes II., der Aussteller dieser Urkunde, hat sich um den Marienkult besonders verdient gemacht, denn in demselben Jahre stiftete er mit Zustimmung seines Kapitels eine ewige Marienmesse, die täglich vor dem Marienaltar des Domes durch einen Priester und drei Gehilfen vor drei Uhr morgens gefeiert werden sollte.⁶⁾ In ähnlicher Weise wurde auch in der Kathedrale zu Kulmsee, die als einzige kein Marienpatrozinium hatte, die Verehrung der Gottesmutter gefördert.⁷⁾

¹⁾ Vrgl. *PK.*

²⁾ Vrgl. *Pomes. Ub. S. II—XVI.* Unter den pomesan. Pfen scheint Johannes I. Mönch (1378—1409) ein besonderer Verehrer Mariae gewesen zu sein. In einer Urkunde von 1389 nennt er mehrere Altäre im Dome zu Marienwerder, an denen täglich zu Ehren Mariae Messe gehalten werden solle. *CDPr. IV. 67.* Ferner erbaute er eine Marien-Begräbniskapelle in der Vorstadt zu Riesenburg, die für die Bewohner des bischöfl. Schlosses bestimmt war. *Pomes. Ub. Nr. 124.*

³⁾ Ueber sie zwei besondere Abschnitte.

⁴⁾ *S. Ub. I. 492.*

⁵⁾ Gehser und Hagen, *Der Dom zu Rbg. S. 125 und 177.*

⁶⁾ *Ebda, S. 177, 178.* Die Namen, die Maria in dieser Urkunde beigelegt werden. „Himmelskönigin, Allerheiligste Jungfrau und Gottesgebärerin, Morgenstern, Mutter der Barmherzigkeit, Freundin und Trösterin des Menschengeschlechts, eifrige und wachsame Filtersprecherin am Throne Gottes,“ spiegeln sowohl ihren Rang in der Glaubenslehre wie ihr Verhältnis zu der leidenden Menschheit schön und klar wider. Zu dem Reichtum der symbolischen Beziehungen Mariae vrgl. Menzel, *Christliche Symbolik, Teil II. S. 80 ff.* Auch Bf. Johannes I. Clare von Samland war ein eifriger Marienverehrer. 1327 gründete er am Fronleichnamsalter des Domes eine ewige Vikarie mit der Bestimmung, daß hier täglich eine Messe gelesen werden solle, und zwar am Dienstag „de annunciacione b. Marie,“ am Sonnabend, wie üblich, „de b. Virgino.“ Gehser und Hagen, *S. 84—87.* In seinem Sekretsiegel führte der Bf. das Bild der Jungfrau mit dem Kinde (*S. Ub. I. 315*), und auf seinem Grabstein liest man den frommen Wunsch „*Quom Protego Virgo Maria*“. *Ebda, S. 101.*

⁷⁾ Im Jahre 1509 stiftete Bf. Nicolaus von Kulm 100 *M.*, aus denen die Horen und Messen seiner Herrin, der Allersel. Jungfrau Maria, in der Domkirche besprochen werden sollten. Wer an den Gezeiten *WPF* teilnimmt, kann einen

Einen Mariendom errichtete auch Bischof Gumundus von Kurland in Memel,¹⁾ wo er 1290 ein Domkapitel stiftete.²⁾ Die Burg Memel war 1252 von Bischof und Orden gemeinsam angelegt worden,³⁾ und die bei ihr entstandene Stadt ging 1393 mit ihren drei Kirchen ganz in den Besitz des Ordens über, der ihr Gebiet in zwei Komtureien zerlegte.⁴⁾

Unnötig ist es, hier noch einmal alle die vielen Marienkirchen aufzuzählen, die schon im Patronsregister genannt werden. Frommer Bürgerflinn, angeregt durch das Vorbild der kirchlichen Gewalten in Preußen, hat sie entstehen lassen, und sie sind ein sprechendes Zeugnis dafür, wie lebendig die Verehrung der Gottesmutter im preußischen Volke gewesen sein muß.⁵⁾ Kurz hingewiesen sei nur noch auf die reichste und größte aller Marien-Stadtkirchen, auf St. Marien zu Danzig.⁶⁾ Vielleicht darf man sagen, daß in dieser Stadt für den Kult u. d. Frau der Boden am besten bereitet war, denn hier hatte der Deutsche Orden seine Einflußsphäre, hier wirkten Dominikaner und Franziskaner⁷⁾ und auf der Jungstadt die Karmeliter oder Weißmönche, die sich „u. d. Frauen Brüder“ nannten.⁸⁾ Ihrer Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, daß das Kloster Karthaus oder Marienparadies, das 1380 in der Nähe der Stadt gegründet wurde, durch Danziger Bürger eifrige Förderung erfuhr.⁹⁾

2. Die Apostel und Johannes der Täufer.

Die Apostel sind die auserwählten Boten des Heilandes, die nach seinem Kreuzestode sein Lebenswerk fortsetzten und damit vierzigjährigen Ablaß gewinnen. U. Culm, Nr. 778. Ein Jahr später stattete er vier Kanoniker des Domes mit besseren Einkünften aus, verlangte dafür aber von ihnen, daß sie vier Kapläne und vier Chorfänger „ad decantandum horas de domina et tenendum“ anstellen sollten. U. Culm, Nr. 786.

1) Vgl. BR.

2) L. U. I. 530.

3) Pr. U. I. 1. Hälfte. Nr. 261. Der Orden setzte bei der Kurie die Auffassung durch, daß auch Kurland zu Preußen gehöre. Vgl. Reh, S. 72.

4) Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von der Kgl. Preuß. Immediat-Stadt Memel. Abg. 1792. S. 7—11.

5) Will man noch weitere Beweise hierfür, so wird man in den BSK Ost- und Westpreußens eine erstaunlich große Anzahl alter Marienaltäre und -glocken vor allem in den preuß. Dorfkirchen feststellen können.

6) Vgl. BR.

7) Vgl. Roth, Anhang.

8) Simson. I. S. 170.

9) Ebda. I. S. 118.

zum Fundament der katholischen Kirche wurden. In der Apostelgeschichte¹⁾ werden sie folgendermaßen aufgezählt: Petrus und Johannes, Jacobus (der Ältere) und Andreas, Philippus und Thomas, Bartholomaeus und Matthaeus, Jacobus (der Jüngere), Simon und Judas (Thaddeus). Zu ihnen wird an Stelle des Verräters noch Matthias hinzugewählt. Diese Anordnung bleibt im römischen Meßkanon fast dieselbe. Petrus, meist mit Paulus verbunden, steht immer an erster Stelle; ihnen folgen Andreas, Jacobus d. Ä. und Johannes als bevorzugte Jünger Jesu. Die Verehrung der Apostel im Abendlande nahm naturgemäß ihren Ausgang von Rom, wohin im Laufe der christlichen Jahrhunderte Reliquien von ihnen allen gebracht wurden, und verbreitete sich von dort aus, zunächst durch die Glaubensboten,²⁾ dann durch päpstlichen Erlaß,³⁾ in der ganzen Welt.⁴⁾

In Preußen waren alle Aposteltage *festi fori* mit vorangehendem Fasttage. Wer an ihnen eine Ordenskirche oder Kapelle besuchte, konnte einen päpstlichen Ablass von 1 Jahr und 40 Tagen erwerben.⁵⁾ In einem bischöflichen Erlaß betreffs der Ordensmühlen werden sie den Marienfesten gleichgestellt, d. h. die Arbeit mußte unbedingt an ihnen ruhen.⁶⁾ Orden und Bischöfe sorgten dafür, daß, wie überall, so auch in den preußischen Kirchen die Bilder der hl. Zwölfboten die Wände schmückten, die in der Regel Spruchbänder mit den einzelnen Sätzen des apostolischen Glaubensbekenntnisses in den Händen hielten, ein geschickt gewähltes Mittel, um das Volk mit der katholischen Lehre vertraut zu

¹⁾ Apostelgesch. Cap. 1, Vers 13 und 29.

²⁾ So war der hl. Pludger, der Missionar Westfalens und Gründer des Bistums Münster, im Besitze von Reliquien sämtlicher Apostel. Tibus, Gründungsgesch. der Stifter, Pfarrkirchen, Klöster und Kapellen im Bereiche des alten Bistums Münster. 1885. S. 1 und 504.

³⁾ Buchberger, Apostelfeste. Im Jahre 1298 erklärte Bonifaz VIII. ihre Festtage als *tota duplicea*.

⁴⁾ Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone und ihre Auswahl für die Erzbischofe Köln und für die Bischöflicher Münster, Paderborn, Trier, Hildesheim und Osnabrück. Paderborn 1892. S. 337.

⁵⁾ Diesen Ablass bestätigten die Päpste Innocenz IV., Clemens (IV.) und Honorius IV. Undatierte Urkunde aus dem 15. Jahrhundert. Abg. St. A. Schieblade 17, 567. Hier werden die Apostel mit dem alten Namen „Zwölfboten“ bezeichnet.

⁶⁾ ODW I. 46.

machen.¹⁾ Die volkstümlichsten Aposteltage waren Cathedra Petri²⁾ am 22. Februar, zu dessen Zeit in den Städten des Ordenslandes die Neuwahlen der Ratsherren stattfanden,³⁾ und Philippi et Jacobi am 1. Mai, an dem, wie schon erwähnt, alle fünf Jahre die Reliquienschätze der Marienburg gezeigt wurden.⁴⁾ Ein Blick auf das Patronsregister belehrt uns darüber, daß, abweichend von einer Reihe abendländischer Diözesen, wo die Apostelfürsten als Kirchenpatrone besonders bevorzugt wurden,⁵⁾ in Preußen die beiden Johannes (der Täufer und der Evangelist) und St. Jacobus jenen den Rang streitig machten.

Johannes der Täufer wurde von Anbeginn in der ganzen christlichen Kirche verehrt. Sein Geburtsfest war in der römischen Liturgie früher in hohem Grade ausgezeichnet,⁶⁾ und seit der Auffindung seiner Reliquien im 4. und 5. Jahrhundert wurden ihm sehr viele Gotteshäuser, vor allem Taufkirchen, geweiht.⁷⁾ Eifrig

¹⁾ Boetticher, Bd. VIII. 94.

²⁾ Vgl. Kellner: Die Feste Petri Stuhlfeier (Cathedra Romana am 18. Januar, Cathedra Antiochena am 22. Februar). S. 173—178.

³⁾ Werbter, Die Verfassung der Städte im Ordenslande Preußen. BGGW. Heft XIII, 1884. S. 11.

⁴⁾ Jacob Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1844. II. S. 1003, nennt diesen Tag „einen der hehrsten des ganzen Heidentums“. Auf ihn fiel das Anzünden des hl. Feuers, das frühliche Maireiten. An ihm fand die alte Maiverammlung des Volkes statt und wurden noch Jahrhunderte lang die ungebotenen Gerichte gehalten. In der Walburgisnacht zogen die Hexen zum Bloßberg. Dem Volke war also von alters her der erste Mai als Gerichts- und Freudentag vertraut. Auch in Preußen scheint er die Bedeutung des Frühlingsanfangs gehabt zu haben, denn für Mehlack wird 1326 die Bestimmung getroffen, daß vom Feste Philippi et Jacobi bis zur Ernte nur Pferd und Jungvieh auf der Gemeineweise weiden dürften (ODW I. 229.), und in Bartenstein brauen die Mälzenbräuer nicht das ganze Jahr hindurch, sondern nur von Michaelis bis Philippi et Jacobi. Behnisch, Versuch einer Geschichte der Stadt Bartenstein in Ostpr. Abg. 1836. S. 691. So wäre es nicht unmöglich, daß der D. D. im Hinblick auf alte festliche Volksbräuche den oben erwähnten Gnadentag ausgewählt hat. Vgl. ferner E. S. Meyer, Deutsche Mythologie. § 263. S. 196, 197.

⁵⁾ Hierzu gehören Köln (vgl. Korth, Die Patrozinien der Kirchen und Kapellen im Erzbistum Köln. Düsseldorf 1904), Münster (vgl. Kampfschulte), Bremen (vgl. Hauck, RG Deutschlands. II. 1900. S. 388.), Lausanne (vgl. Benzerath, S. 61—63).

⁶⁾ Vgl. Kellner, S. 138 und 140.

⁷⁾ Buchberger, Artikel: Johannes. So erhielt die älteste Kirche Roms, die Erbfestkirche, nach ihrem Einsturz im Jahre 896 Johannes den Täufer zum Patron. Ebda, Artikel: Lateran.

gefördert wurde er durch den Johanniterorden,¹⁾ der auch in Pommerellen begütert war. Dort finden wir seine Spuren in Schöneck, dessen Siegel das Haupt des Ordensheiligen zeigt,²⁾ und in Stargard, wo die Genossenschaft eine Johanniskirche errichtete.³⁾

Johannes der Evangelist hatte ursprünglich seinen Gedächtnisstag mit Jacobus dem Jüngeren gemeinsam, woraus deutlich hervorgeht, daß er an Bedeutung hinter dem Täufer zunächst zurückstand. Dann aber verdrängte er im Abendlande allmählich den Jacobus⁴⁾, bekam den 27. Dezember für sich allein und wurde schließlich im Range seinem hl. Namensvetter ebenbürtig. Die Johanniter feierten seinen Festtag als t. dpl.⁵⁾, ebenso die Dominikaner⁶⁾, und infolgedessen finden wir auch beim Deutschen Orden die Hauptfeste der beiden Johannes im Kalender verzeichnet, Nativitas Ioh. Bapt. als duplex (am 24. Juni), Johannes Evang. (am 27. Dezember) als t. dpl.⁷⁾. Beiden sind in Preußen ungefähr gleich viele Kirchen geweiht worden, wie es sich aus dem Patronsregister ergibt, und nur in vereinzelt Fällen haben sie ein gemeinsames Patronat erhalten. So legte Hochmeister Heinrich Dufemer 1345 „sont Johans burg das hús“ an,⁸⁾ d. h. die Stadt Johannsburg in Masuren, die, obwohl unausgesprochen, anscheinend beide Heiligen zu Schützern hatte, denn das Stadtwappen führt den Täufer, das Gerichtssiegel den Apostel im Felde.⁹⁾ Ferner stand die Kirche der Benediktiner-Nonnen zu Kulm unter dem Schutze beider.¹⁰⁾ Benedikt von Nursia hatte einst den Täufer besonders bevorzugt,¹¹⁾ und daß diesem hier wie selbstverständlich

¹⁾ Tibus, Gründungsgesch., macht darauf aufmerksam, daß infolge der Verbreitung des Johanniterordens, der auch in Westfalen Niederlassungen hatte, viele Kirchen unter das Patronium des Johannes Baptista gestellt wurden. S. 504.

²⁾ Bogberg, Gesch. der preuß. Münzen und Siegel, S. 49. Schöneck gehörte den Johannitern und wurde 1370 vom Orden angekauft.

³⁾ Vgl. P. R.

⁴⁾ Vgl. Kellner, S. 170, 171.

⁵⁾ Vgl. Kalender der Johanniter b. Grotefend II. S. 42, 44.

⁶⁾ Vgl. Kalender der Dominikaner b. Grotefend II. S. 35, 37.

⁷⁾ Vgl. Kalender des D. O. b. Grotefend II. S. 28, 30.

⁸⁾ Vgl. P. R.

⁹⁾ Weotticher, Bd. VI.

¹⁰⁾ Vgl. P. R.

¹¹⁾ Er zersetzte bei den Anwohnern des Mons Casinus in Latium einen uralten Apollotempel und erbauete an dessen Stelle ein Kirchlein zu Ehren St. Joh. Bapt., der schon frühzeitig als „Anfänger und Patron des Mönchtums“ galt. Heimbucher I. S. 212.

der Evangelist an die Seite gestellt wurde, beweist, wie sehr die Heiligen im Laufe des Mittelalters miteinander verschmolzen waren.¹⁾ Die einzige Täuferkirche in Preußen, von der man annehmen kann, daß sie ein Mittelpunkt der Christianisierung gewesen ist, befand sich im Dorfe Althorn, das Bischof Christian im Jahre 1280 an den Deutschen Orden abtrat, der hier eine Befestigung anlegte. Dieses Gotteshaus, in dem viele Ritterbrüder ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, dürfte zu den ältesten des Ordens im Kulmerlande gehören.²⁾ Sein Patrozinium wird für die Johannis-Pfarrkirche der Altstadt Thorn zum Vorbild gebient haben, deren Bau noch im 18. Jahrhundert begonnen wurde.³⁾ Von dieser hat die Altstadt das Bild des Täufers in ihr Sekretiegel übernommen.⁴⁾ In Braunsberg, Elbing und Wartenstein erscheint er als Schutzpatron von Friedhöfen mit den dazu gehörigen Kapellen,⁵⁾ die man sonst dem Erzengel Michael zu weihen pflegte.⁶⁾

Der Apostel Johannes wurde schon frühzeitig in Memel verehrt. Hier bestimmen im Jahre 1258 Bischof Heinrich und der Provinzialkomtur Burchard von Hornhusen, daß die Johannis-Kirche „sit parrochialis ecclesia sive matrix“. Ohne Frage ist der Titel von dem Bischof ausgewählt worden, denn diesem stand zu-

1) Im deutschen Volksglauben spielten sie eine bedeutsame Rolle. Dem Evangelisten zu Ehren wurde „Minne getrunken,“ denn der Heilige soll ohne Schaden vergifteten Wein genossen haben, und man hoffte, der ihm geweihte Trank, würde vor Vergiftung schützen. Dem Täufer hatte die Kirche schon sehr früh die aus dem Heidentum stammenden Sonnenwendfeuer zugeschrieben. Casp. Hennenberger schildert in einem besonderen Abschnitt das Notfeuer am Abende des Täufers, das in Preußen auf dem Lande an manchen Orten noch 1596 angezündet wurde. Es sollte vor Viehsterben, Weiderei (Zauberei) und Milchenehmung, ferner vor Donner und Hagel schützen. (S. 323, im Anschluß an den Artikel Mühlhausen.) Diese beiden volkstümlichen Bräuche werden ohne Frage dazu beigetragen haben, die Vorstellung von den Heiligen im Volke zu vermischen. Vgl. Grimm, *Dis. Mythologie* I. S. 53—55. 591, 595. Ferner *MG.* von Herzog-Hauck, Artikel: Johannisfeuer.

2) Maercker, *Alt-Thorn*, S. 551—554.

3) Vgl. *RM.* Beginn des Baues ca. 1260. *W.D. Wpr.* 2. S. 255.

4) *W.D. Wpr.* Münzen und Siegel von Danzig, Elbing, Thorn. S. 29.

5) Vgl. *RM.* Auch in Miga ist 1485 von einem „St. Johans Kerchhove“ bei der Johannis-Kirche in der Vorburg des Ordenschlosses die Rede. v. Bruiningk, S. 442, 443.

6) Vgl. den Abschnitt über St. Laurentius.

erst das Präsentationsrecht an dem Gotteshause zu.¹⁾ Ein Beispiel dafür, daß sich der Evangelist im Kulte gern zur Gottesmutter gesellt, die der Heiland am Kreuze seinem Lieblingsjünger empfahl,²⁾ ist der Dom zu Marienwerder.³⁾ St. Johannes wurde der Spezialheilige der Pomesanischen Kirche und Patron des Bistums, für dessen würdige Verehrung Bischöfe und Domkapitel unermüdlich sorgten. Vor allem die Oberhirten, die selbst den Namen Johannes trugen, haben sich um ihren Namenspatron verdient gemacht. So stiftete Bischof Johannes I. (Mönch) im Dome einen Wandschmuck in Mosaik, der das angebliche Martyrium des Evangelisten im Delfessel darstellt,⁴⁾ und einen hohen Reliquien-schrein mit kostbaren Malereien, auf dem er selbst von den beiden Johannes dem Himmel empfohlen wird.⁵⁾ Bischof Johannes II. Rymann (1409—1417) bestimmte in den Synodalstatuten von 1411, daß die Pfarrer seiner Diözese jeden Tag bei der Messe eine Commemoratio s. Johannis patroni einzulegen und jeden Monat wenigstens eine eigene Messe ihm zu Ehren zu halten hätten.⁶⁾ Bischof Johannes IV. endlich vermehrte noch den Kult des Heiligen dahin, daß er im Jahre 1480 die Johannismesse für

1) Pr. Ub. I. 2. Nr. 63. So lange die Johanniskirche in Memel die einzige bleibt, soll zuerst der Bf. an ihr das Recht der Präsentation haben, dann die D. D. Bruder, und so immer wechselweise beide Parteien.

2) So entwickelte sich am Dome zu Riga, der St. Marien geweiht war, im Laufe der Zeit anscheinend ein sekundäres Patronat des Joh. Ev. (er tritt 1434 zum ersten Mal in die Erscheinung), der besonders innerhalb des Domkapitels verehrt wurde. v. Bruiningf., S. 449, 450. Demgemäß ist die ständige Verbindung der beiden genannten Heiligen im Titel der Kathedrale zu Schwerin so wie der meisten Kirchen in Mecklenburg keine „sonst unbekannte Erscheinung,“ wie Salis, Forschungen zur älteren Gesch. des Bistums Ramin. Baltische Studien NF. Bd. XXVI. Stettin 1924. S. 107, glaubt.

3) Vgl. Bf.

4) Die Legende erzählt, daß der Evangelist unter Domitian vor dem Lateinischen Tore zu Rom in siedendem Del gemartert worden sei. Er sei unversehrt daraus hervorgegangen und dann nach der Insel Patmos verbannt worden. Vgl. Buchberger, Artikel: Johannes. Hieran erinnert auch der Titel „Johannes ante portam Latinam“ der Kirchen zu Langwalde und Siegfriedswalde im Ermland. Vgl. Bf. Da das betreffende Fest am 6. Mai nur in Pomesanien öffentlich gefeiert wurde (vgl. die Feiertagsliste), im Ermland aber nicht populär war, haben die erwählten Kirchen ihren Namen vermutlich von dem konsekrierenden Bf. erhalten.

5) Ehrenberg, S. 45.

6) Const. syn. Spalte 280, 281.

den Dienstag jeder Woche anordnete und denjenigen, die ihr beiwohnen würden, einen Ablass von 40 Tagen verheiß, wie es auch schon sein Vorgänger getan hatte.¹⁾ Auch die offiziellen Wahrzeichen der Pomesanischen Kirche deuteten zum Teil auf das Johanniskpatrozinium hin. So schmückte das Symbol des Apostels, der Adler, das Banner des pomesanischen Bischofs und das Wappen seiner Kirche, ebenso das Siegel des Bischofs Berthold (1333—1346), während Nikolaus I. (1360—1376) den Evangelisten im Deltessel in seinem Siegel führte.²⁾

Außer Marienwerder haben nachweislich nur Marienburg und Fischau³⁾ in der Diözese Pomesanien den Apostel Johannes zum Kirchenpatron gehabt. Seine Verehrung hat sich also hier im wesentlichen auf den Bischofssitz beschränkt,⁴⁾ und wir werden darauf zu achten haben, wie es in dieser Hinsicht mit den Spezialpatronen der übrigen Bistümer bestellt war.

Die Verehrung des hl. Jacobus des Älteren wurde populär durch die angebliche Auffindung seiner Reliquien in Spanien und die Errichtung einer Kirche und eines Klosters über seinem Grabe um 829. An dieser Stelle entstand die Stadt Santiago de Compostella, die nach Jerusalem und Rom im Mittelalter der besuchteste Wallfahrtsort wurde.⁵⁾ Dieser Apostel, der selbst einst in die Welt hinausgewandert war, um das Evangelium zu verkünden, wurde der Patron der Pilger, die einzeln oder in Scharen, die weiten und gefährvollen Wege nach einem berühmten Gnadenort antraten.⁶⁾ Hilfe wurde ihnen nur zuteil durch Orden und Bruderschaften, die sich überall zusammentaten, um arme Reisende zu beherbergen und zu verpflegen, und die oft den Namen des apostolischen Pilgers annahmen, wie z. B. die Hospitaliter vom hl. Jacobus.⁷⁾ Auch für Preußen hat Matern einige Jacobibruderschaften nachgewiesen.⁸⁾ Eine wichtige gemeinnützige Stiftung zu seiner Ehre war das Siechenhaus St. Jacobi zu Danzig, das

1) Ebda, Synode v. J. 1480. Abschnitt 18.

2) Pö. Ub. S. II—XVI.

3) Vgl. Pö.

4) Vgl. hierzu die Angabe von Salis (S. 107), daß sich auch der Patron des Kamminer Doms, St. Joh. Bapt., nicht über die Diözese verbreitet hat.

5) Vgl. Buchberger. Artikel: Santiago.

6) Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone. S. 223.

7) Heimbucher, II. S. 256—258. Vgl. auch Hauck, RE, Bd. 8: Hospitaliter.

8) Matern, S. 91.

der Orden den Danziger Schiffern zum Danke für ihre wichtigen Dienste bei der Verteidigung der Marienburg im Jahre 1410 zubilligte und weiterhin förderte.¹⁾ Man hätte erwarten sollen, daß dieses Haus unter den Schutz St. Nicolai, des Hauptpatrons der deutschen Schiffer, gestellt worden wäre, aber das wäre unpraktisch gewesen, weil schon die älteste Kirche Danzigs jenem Heiligen geweiht war. Es ist interessant zu beobachten, daß St. Jacob auch im Dorfe Quebnau bei Königsberg die Stelle des hl. Nicolaus eingenommen hat; nach dem Berichte Hartknoch's wurde er hier von Schiffern und Seefahrern verehrt, die vor ihm Gelübde ablegten und ihm nach glücklicher Reise Geschenke darbrachten.²⁾ Der Grund für die Gleichsetzung der Heiligen ist darin zu suchen, daß beide im Bereiche des ostdeutschen und baltischen Handels geradezu als charakteristische Kirchenpatrone erscheinen.³⁾ Was den großen Wanderapostel betrifft, so ist es eine durchaus verständliche Entwicklung, daß sich im Volksglauben sein ursprüngliches Patronium schließlich auch auf die Pilger und Reisenden zur See erstreckte.⁴⁾ Es liegt in der Natur der Sache, daß uns Jacobus, ebenso wie Nicolaus, sowohl in Mitdeutschland⁵⁾ als auch in Preußen⁶⁾ vorzugsweise in größeren Städten begegnet. Man darf wohl annehmen, daß die Bettelorden, deren Tätigkeit sich hauptsächlich auf die Städte erstreckte, vielfach solche im Volke besonders beliebten Heiligen propagiert haben,⁷⁾ wie wir es bei den Franziskanern zu Kulm sehen, deren Kirche den Titel St. Jacobi et Nicolai trug.⁸⁾

Den Apostelfürsten Petrus und Paulus begegnen wir im Ordenslande verhältnismäßig selten. Ungünstig für ihre Verbreitung war der Umstand, daß im Gegensatz zu einer Reihe von

¹⁾ Simson I. S. 166. 217. IV. Nr.: 123, 133.

²⁾ Vgl. W. Ferner Harnoch, Quebnau. S. 16, 17.

³⁾ Vgl. Salis, S. 108, 109.

⁴⁾ Salis (S. 108, Anm. 2) stellt diese Entwicklung in Frage und begnügt sich mit der Erklärung, daß es Heilige gibt, die „in einem gewissen Bezirk ohne ersichtlichen Anlaß plötzlich Mode werden.“ Der oben verfolgte Gedankengang erscheint jedoch einleuchtender.

⁵⁾ Ueberall erhoben sich seit dem 9. Jahrhundert Jacobikirchen, besonders in bedeutenden Städten, z. B. zu Köln und Münster, und an mächtigen Heerstraßen, z. B. zu Soest. Samson, Die Aposteltage und ihre Feier im christlichen Volke. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Bd. XV. Heft 3. 1894. S. 78.

⁶⁾ So zu Danzig, Elbing, Kulm, Thorn, Stargard. Vgl. W.

⁷⁾ Vgl. hierzu den Abschnitt über den heiligen Nicolaus.

⁸⁾ Vgl. W.

abendländischen Kathedralen¹⁾ keine einzige der preußischen Domkirchen sie zu Patronen hatte. Auch bei der Beschreibung der Deutschordenskapellen im GAB fehlt ihr Name gänzlich, und im Kreise Marienburg haben sie nicht ein einziges Patrozinium gehabt. Das Fest Petri Kettenfeier im August, das außer dem 29. Juni in der Feiertagsliste des Ritterordens vorgesehen war,²⁾ fiel in Preußen fort.³⁾ Dagegen hat der Tag Petri Stuhlfeier, wie schon bemerkt, als Termin für die Ratsherrenwahlen in den preußischen Städten eine große praktische Bedeutung erlangt. Es ist interessant, nach den Gründen für die Einbürgerung dieses Brauches zu forschen, aber da eine solche Untersuchung über den Nahmen der vorliegenden Arbeit hinausgeht, mußte sie in einen Anhang verwiesen werden. Mit Ausnahme der Pfarrkirche St. Petri zu Althaus bei Kulm⁴⁾ erscheinen stets beide Apostel als Kirchenpatrone wie auch ihr Festtag gemeinsam am 29. Juni in der ganzen Kirche gefeiert wird.⁵⁾ Drei der wenigen ihnen geweihten Gotteshäuser entfallen auf die Städte Heilsberg, Mehlsack und Köffel im Bistum Ermland.⁶⁾ Die Pfarrkirche zu Heilsberg soll 1315 von Bischof Eberhard konsekriert worden sein, der als erster unter den ermländischen Hirten hier seine ständige Residenz nahm.⁷⁾

1) Vgl. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 336. Sehr anschaulich legt Ebdif, Gründungsgeschichte S. 72—74, auseinander, wie sich die Begründer der im alten Sachsenlande entstandenen Diözesen in der Wahl der Dompatrone nach den Bischofsitzen gerichtet haben, von denen die Belehrung Sachsens ausging, nämlich nach Köln und Aachen. Bremen, Minden und Osnabrück rezipierten direkt den Patron Kölns, den hl. Petrus, und für Münster wurde St. Paulus gewählt, der nach kirchlicher Auffassung St. Peter am nächsten steht. Dagegen haben sich Verden, Baderborn und Hildesheim, die nicht dem Kölner Kirchenverbande angehörten, für die Jungfrau Maria entschieden, die Patronin des Aachener Doms.

2) Mit dem Vermerk „secundum consuetudinem patrie.“ Perlbach, Statuten, S. 76, 77.

3) Die preuß. Diözesen haben es nicht in ihren Feiertagslisten. Dagegen beging Riga sowohl Cathedra wie Vincula Petri als f. fori, weil St. Peter der Patron der ältesten Pfarrkirche Rigas und anscheinend auch der patronus loci war. von Bruiningk, S. 179. 518. 522, 523.

4) Vgl. BM.

5) Vgl. Kellner, S. 163—165.

6) Vgl. BM.

7) Möhrich, Bd. 14. S. 139. 175, 176. Zu dem bsl. Schloß in Heilsberg legte Johannes I. v. Meißn (1350—1355) den Grundstein. Mit ihm nahmen die Pse hier ihren dauernden Wohnsitz. Ebda, S. 170.

Vielleicht hat derselbe Bischof auch das Patrozinium der Mehlsacker Kirche bestimmt, für die in der Handfeste vom Jahre 1312 sechs Hufen ausgelegt werden,¹⁾ und sein Beispiel könnte weiterhin für Köffel maßgebend gewesen sein. Erwähnenswert sind noch das Peter-Pauls-Hospital zu Thorn, das nicht mehr vorhanden ist, als einziges seiner Art im Ordenslande und die Peter-Pauls-Kirche zu Hela auf der gleichnamigen Halbinsel, die ehemals ein für sich bestehendes Eiland war.²⁾ Wenn irgendwo, dann paßte das Patrozinium des hl. Petrus, der vor seiner Berufung durch Christus selbst Fischer gewesen war, für diese Fischergemeinde,³⁾ deren Siedlung auf einem schwer zugänglichen, weit in die Ostsee vorgeschobenen Platze liegt. St. Peter mit Schlüssel und Krone erscheint auch auf dem Siegel des Landes Hela.⁴⁾

In der römischen Liturgie folgt unmittelbar auf die Apostelfürsten der Bruder Petri, St. Andreas, der Erstberufene unter den Aposteln,⁵⁾ der ebenfalls ein Patron der Fischer und Schiffer geworden ist.⁶⁾ Vielleicht sind es diese Eigenschaften gewesen, die Bischof Anselm von Ermland dazu bewogen, an dem Handelsplatze Braunsberg in der Nähe des Frischen Haffes eine Kirche zu Ehren des hl. Andreas zu errichten und diese im Jahre 1280 zur Kathedrale seines Bistums zu bestimmen.⁷⁾ Es könnte auch

1) CDW I. 282. Die Stadt Mehlsack wurde neben der alten Preußenfeste Malcekufe gegründet, deren Name „Gehölz der Unterirdischen“ bedeutet und auf eine heidnische Kultstätte in jener Gegend hinweist. Möhrich, Bd. 13. S. 755. Man wunnte den Titel Peter und Paul der Pfarrkirche hierzu in Beziehung setzen, denn Petrus und Michael galten als die gewaltigsten Feinde der Dämonen, weshalb man ihnen mit Vorliebe die Orte des dämonischen Götterdienstes weihte. Hagiologisches aus Alt-Bivland. „Der Katholik“, (Jg. 83—85. 1903—1905.) Jg. 84. 1904. Bd. 30. S. 38. Allerdings gibt es keine Sicherheit dafür, daß der konsekrierende Bf. wirklich diesem Gedankengange gefolgt ist.

2) Ueber die Geschichte Helas vgl. die Angaben von Franz Schulz, Gesch. der Kreise Neustadt und Butzig. Danzig 1907. S. 569—573.

3) Auch das Fischamt Butzig, nicht weit von Hela, hatte eine Pfarrkirche St. Peter und Paul, die noch auf die pommerellische Zeit zurückgeht (bis 1310). Schulz, S. 181—183. Der hl. Petrus hat als Patron der Fischer vielfach hohe Verehrung gefunden. So wird an der belgischen Küste und in den Fischerdörfern Flanderns am St. Peterstage das Meer gesegnet und für die Fischer und Schiffer um gute Fahrt gebetet. Samson, Die Apostelstage, S. 69.

4) Bockberg, Gesch. der preuß. Münzen und Siegel, S. 49.

5) Vgl. Johannes, cap. 1. Vers. 35—42.

6) Samson, Die Schutzheiligen, Waderborn 1889, S. 85.

7) Vgl. BM.

die alte Tradition, die sich auf Eusebius stützt, mitgesprochen haben, daß Andreas ganz Scythien als Arbeitsfeld erhalten haben soll, weshalb ihn z. B. die Russen als ihren Apostel verehren.¹⁾ Diese Ueberlieferung muß auch in Preußen lebendig gewesen sein, denn Hartknoch spricht von „etlichen Scribenten, die dafür halten, daß der hl. Apostel Andreas, sowie in dem ganzen Europäischen Sarmatien, also auch in Preußen, welches zu dem alten Sarmatien gehörig gewesen, den Samen des Göttlichen Wortes zu erst ausgestreuet.“²⁾ Der Andreasdom zu Braunsberg hat nicht lange bestanden; im zweiten Preußenaufstande, der 1260 begann, wurde die Aufieblung zerstört und die ermländische Mutterkirche nach Frauenburg verlegt,³⁾ wo die prächtige Marienkathedrale entstand, die den hl. Andreas zum Mitpatron erhielt.⁴⁾ Wie in Pomesanien St. Johannes, so wurde im Ermland St. Andreas zum Spezialpatron des ganzen Bistums.⁵⁾ In Braunsberg erinnerte später noch eine Hospitalkirche an ihn.⁶⁾ Von seinem Mitpatrozinium über die Wallfahrtskirche zu Glottau ist bereits bei den Titelfkirchen die Rede gewesen. Leicht erklärlich ist es, daß die Franziskaner ihr Kloster zu Wartenburg unter den Schutz des Bistumsheiligen stellten,⁷⁾ denn St. Franziskus war ein begeisterter Verehrer des Kreuzes, und mit diesem Kulte hängt derjenige des Brüderpaares Petrus und Andreas wegen ihrer Marter am Kreuze naturgemäß zusammen.⁸⁾ Im allgemeinen ist zu sagen, daß St. Andreas, dem in der Erzdiözese Köln und Westfalen zahlreiche Kirchen geweiht wurden,⁹⁾ im Ermland eine recht spärliche, in Preußen fast gar keine Verbreitung gefunden hat.¹⁰⁾ Er teilt dieses Los mit den Apostelfürsten, die, wie wir eben gesehen haben, sich auch im Ordenslande keiner großen Beliebtheit erfreuten. Wie Peter und Paul der Jungfrau Maria, so mußte Andreas gewissermaßen der Verehrung des Kreuzes selbst weichen.

1) Hauck, *RE*, Artikel: Andreas.

2) Hartknoch, *Buch 1. cap. 1. S. 5.*

3) Rippel, *Die Kolonisation des Ordenslandes Preußen bis zum Jahre 1309. Mitpr. Ms. Bd. 58. 1921. S. 176 ff. 239 ff. cap. 6 und 10.*

4) *Vgl. BM.*

5) *E. Bbl. 1881. Jg. 13. S. 124 ff.*

6) *Vgl. BM:*

7) *Ebda.*

8) Samson, *Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 26 und 116.*

9) *Ebda, S. 115, 116.*

10) *Vgl. BM.*

Dem hl. Bartholomaeus, dem „advocatus der Sünder“¹⁾ und Patron der Winger²⁾ sind mit Ausnahme von Seeburg³⁾ nachweislich nur auf Ordensgebiet Kirchen errichtet worden. Es hat den Anschein, als ob der Deutsche Orden ihn direkt propagiert hätte. In der Marienburg selbst gab es eine Kapelle St. Bartholomaei et Alberti im Mittelschloß beim Winterrefektorium, und 1380 bestimmte der Orden in der Handfeste für die von ihm gegründete Danziger Jungstadt den Apostel zum Patron der Pfarrkirche, die dort erstehen sollte.⁴⁾ Das Ratsiegel dieser Stadt aus dem Jahre 1387 zeigt Bartholomaeus, wie er auf einem Stode seine eigene Haut trägt und in der Rechten sein Marterwerkzeug hält.⁵⁾ Eines Wingerpatrons bedurfte man im kalten Preußen nicht. So ist denn die Verehrung des Apostels, dem in den Diözesen Köln und Trier eine Reihe von Kirchen geweiht wurde⁶⁾, im Ordenslande nicht volkstümlich geworden, sondern auf den Deutschen Orden beschränkt geblieben, der sie vermutlich durch die Vermittlung seiner westdeutschen Vallen kennen gelernt und übernommen hat.

Den Aposteln Philippus und Jacobus (d. J.) war die Pfarrkirche des Dorfes Grunau geweiht, das, gemeinsam mit dem Gotteshause, von den Komturen zu Balga gegründet worden war.⁷⁾ Eine Filiale von Grunau ist Passarge, in dessen Fischergemeinde sich noch besondere Gebräuche erhalten haben sollen.⁸⁾ Nach Harnoch⁹⁾ wird seit alter Zeit hier St. Jacobi als Kirchweihstag gefeiert. Ist darunter nun der 1. Mai oder der 25. Juli zu verstehen? Da es oft geschah, daß die Filia denselben Schutzheiligen erhielt wie die Mater, dürfte man annehmen, daß die Kirche zu Passarge ebenfalls dem Apostelpaare Philippus und Jacobus geweiht gewesen ist.

1) Der von allen Aposteln das grausamste Martyrium erlitt (er soll geschunden worden sein), übt die schönste Großmut, indem er hauptsächlich für die Sünder bittet. Menzel, Christl. Symbolik. I. Teil. S. 112.

2) Samson, Der hl. Apostel Bartholom. und die Wingerpatrone. Der Kunstfreund. N. F. 19. 1903. S. 86, 87.

3) Die Seeburger Pfarrkirche zu s. Barth. soll 1345 von Wf. Hermann gegründet worden sein. Vrgl. Wf.

4) Ebda.

5) Simson, I. S. 94.

6) Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 140.

7) Rogge, S. 41, 42.

8) Ebda, S. 43.

9) Harnoch, S. 111.

Nur je eine Kirche im ganzen Ordenslande hat sich für die Apostel Matthaeus¹⁾ und Matthias feststellen lassen. Eine gewisse Beachtung darf die Pfarrkirche zum heiligen Matthias in Bischoffstein beanspruchen, da man an ihr Patrozinium einige zusammenfassende Bemerkungen über den Apostelkult im Ermland anknüpfen kann. Im Jahre 1346 gründete der ermländische Bistumsvogt Bruno von Luter ein Dorf Schönfließ oder Stromangen und bestimmte 6 Hufen für eine Pfarrkirche, die der hl. Martha gewidmet werden sollte.²⁾ Bischof Heinrich III. Sorbom erhob 1385 dieses Dorf zur Stadt unter den Namen Bischoffstein³⁾ und weihte hier, nach der Ueberlieferung im Jahre 1400, eine Kirche zum hl. Matthias.⁴⁾ Daraus ist gefolgert worden, daß der Bischof den ursprünglich für das Gotteshaus bestimmten Titel geändert, St. Martha durch St. Matthias ersetzt habe, und das E. Pbl. von 1893⁵⁾ stellt Betrachtungen darüber an, warum er gerade diesen Apostel gewählt habe. In einer neuen, noch nicht veröffentlichten Arbeit⁶⁾ aber wird darauf aufmerksam gemacht, daß in Bischoffstein zwei Kirchen erbaut worden sind, die Dorfkirche St. Marthae, später eine Martha-, heute eine Michaeliskapelle, und die Stadtkirche St. Matthiae, die von Sorbom geweiht wurde. Die Patronswahl des Bischofs läßt also nicht auf eine besondere Vorliebe schließen, für die nicht genügend Belege gegeben werden können, sondern sie stellt eine an sich belanglose Amtshandlung dar und erhält erst Bedeutung, wenn man sie mit anderen Patroninnen vergleicht, die auf den großen Kolonisateur Sorbom zurückgehen. Wir stellen die von ihm nachweislich geweihten Kirchen in chronologischer Reihenfolge zusammen:

- Lolkemit:** Pfarrkirche St. Crucis, BVM et Jacobi ap. Wohl 1376 geweiht.
- Wormditt:** Pfarrkirche zu Ehren Gottes, Mariae, Joh. Ev. und Bapt. 1379 geweiht.
- Lrung:** Pfarrkirche St. Bartholomaei. (Titel schon 1320 vom Komtur von Elbing bestimmt): 1389 geweiht.

1) Am 1. Januar 1310 verleihen die Komture von Christburg und Elbing dem Dorfe Reichenbach 4 Hufen für eine Kirche s. Matthei. Vgl. *BR.*

2) *CDW* II, 73.

3) *Ebda.* III, 149.

4) Vgl. *BR.*

5) *E. Pbl.* 1893. *Jg* 25. *S.* 85. *Ann.* 78.

6) Eugen Brachvogel. *Gesch. des Kirchspiels Bischoffstein.* Manuskript im *Bfl. Arch.* zu Frauenburg.

Bischoffstein: Pfarrkirche St. Matthiae. Wohl 1400 geweiht.
Open¹⁾ h. Pfarrkirche St. Crucis, Mariae, Jacobi maj. et Wormditt) omnium Sanctor. 1400 geweiht.
 Schon diese kurze Uebersicht läßt erkennen, daß Sorbom bei den Weiheakten ganz augenscheinlich den kleinen Kreis von Heiligengestalten bevorzugt hat, die eng mit Christus und seinem Lebenswerke zusammenhängen: die Jungfrau Maria und die Apostel. So lernen wir ihn als verständnisvollen religiösen Erzieher seiner Diözesanen kennen, denen er durch die Auswahl geeigneter Patrone die einfachen Tatsachen der biblischen Geschichte immer wieder einzuprägen suchte. Aber auch vor ihm, wie wir schon sahen, und nach ihm haben die ermländischen Hirten vielfach die Apostel als Kirchenpatrone bevorzugt. Hier von legen nächst dem Frauenburger Dome vor allem die Pfarrkirchen der (12) Städte des alten Hochstifts Ermland Zeugnis ab, deren acht unter einem Apostelpatronium stehen.²⁾ Die Grundlage für diese Vorliebe ist in der allgemeinen Tatsache zu suchen, daß die Bischöfe des Erdkreises sich stets als Nachfolger der Apostel betrachtet und diesen gern besondere Verehrung gezollt haben³⁾, wenn nicht lebendige Lokaltraditionen sie auf andere Wege wiesen, wie es z. B. beim Bistum Samland der Fall war. Immerhin ist es auffallend, daß unter den preussischen Kirchenfürsten gerade die ermländischen Bischöfe diese römische Tradition so stark unterstrichen haben, und wenn man nicht nur an erzieherische Absichten glauben will, so könnte man auf den Gedanken kommen, daß man im Ermland durch einen betonten Apostelkult dem Orden gegenüber auf die apostolische Sendung besonders hinweisen wollte. Ein direkter Beweis hierfür läßt sich natürlich nicht erbringen.

c. Römische Heilige.

1) Der hl. Laurentius.

Als Heilige galten in den ersten christlichen Jahrhunderten nur die Märtyrer oder Blutzeugen und die Bekenner oder Konfessoren. Die Gebeine vieler von ihnen ruhten in Rom, dem

¹⁾ Vgl. zu den genannten Kirchen das *W.*

²⁾ Allenstein — s. Jacobus, Bischofsburg — s. Joh. Bapt., Bischoffstein — s. Matthias, Heißeberg — s. Peter und Paul, Mehlsack — dieselben, Rößel — dieselben, Seeburg — s. Bartholomaeus, Wormditt — s. Joh. Bapt. et Ev. Vgl. hierzu *S. r. W. I. S. 400 ff.*

³⁾ Vgl. die Bistumspatrone in der Erzbischofskathedrale Köln bei *Libus*, S. 72—74.

Häupte der Kirche, oder wurden dorthin überführt, und die Missionare, welche die Kurie ins Abendland hinaus sandte, ferner die Hunderttausende, die sich nach Rom wandten, um Reliquien für ihre Kirchen und Altäre zu erbitten¹⁾, verbreiteten die spezifisch römischen Heiligen in der ganzen Welt. In Preußen hat Rom keinen unmittelbaren Einfluß auf die Heiligenverehrung ausgeübt. Durch die reichen Privilegien, die die Päpste dem Deutschen Orden gewährten, haben sie ihm dieses Feld von vornherein überlassen, und wir werden im Verlaufe der Arbeit immer klarer erkennen, welche Heiligen er in erster Linie bevorzugte. Nur ein einziger römischer Märtyrer hat in Preußen Verehrung gefunden und kommt wiederholt als Kirchenpatron vor: St. Laurentius.

Die Legende macht ihn zum römischen Diakon, der am 10. August 258 für seinen Glauben auf glühendem Roste starb. Ueber seinem Grabe entstand eine der sieben Hauptkirchen Roms²⁾. In Deutschland wurde der Heilige populär durch die Schlacht auf dem Lechfelde am 10. August 955, in der Otto I. die Ungarn besiegte. Der König, der sich durch Empfang der Sakramente und durch Gelübde auf den Kampf vorbereitet hatte, und seine Mitstreiter schrieben dem Tagesheiligen Laurentius den Sieg zu und verbreiteten seinen Ruhm im ganzen Reiche.³⁾ Sein Fest wurde sowohl in Riga⁴⁾ wie im Ritterorden und in den preußischen Diözesen als *f. fori* gefeiert.⁵⁾ Die in Preußen vorkommenden Kirchen des Märtyrers lassen sich fast alle auf die Deutschherren zurückführen. Die Marienburg selbst besaß in der Vorburg eine Lorenzkapelle, die in einem silbernen Behältnis ein Armreliquie ihres Schutzpatrons bewahrte.⁶⁾ Im Jahre 1358 erhielt sie von 16 Bischöfen zu Avignon einen Gnadenbrief, in welchem bei ihr „*infirmi in egritudine iacentes*“ erwähnt werden,⁷⁾ woraus man schließen darf, daß ein Hospital mit der Kapelle verbunden war. Hier stiftete die Ordensbruderschaft zu Ehren Mariae im Jahre 1442 eine neue Vikarie und eine ewige Messe für die

1) Etüdelberg, Gesch. der Reliquien in der Schweiz. I. S. LIV.

2) Buchberger, Artikel: Laurentius.

3) Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone. S. 264, 265.

4) Merkwürdig ist, daß sich trotz seiner hohen Verehrung in Livland nur verhältnismäßig wenige ihm geweihte Kirchen dort nachweisen lassen. „Der Katholik“, Jg. 84. 1904. Bd. 30. S. 33. Dasselbe gilt von Preußen.

5) Vgl. die Feiertagslisten.

6) Visitation von 1637. E. Bbl. 1906—1908.

7) Voigt, Gesch. Mdg. S. 315 und Beilage VII.

Seelen der verstorbenen Bruderschaftsmitglieder.¹⁾ Es ist nicht verwunderlich, daß der Erretter aus der Ungarnnot bei den Ordensrittern, die an der Ostgrenze des Reiches ihrerseits gegen Heiden zu kämpfen hatten, Verehrung fand, aber es ist auffallend, daß St. Laurentius im Deutschen Orden dieselbe Rolle gespielt zu haben scheint wie im alten Deutschland der hl. Michael, dem kraft seines Amtes als Führer der Seelen in die Ewigkeit viele Friedhofskapellen geweiht waren²⁾. Ganz deutlich geht dies hervor aus einem Briefe des Ordenskomturs zu Rhein an den Bischof Lucas von Ermland vom 17. März 1493, in dem es heißt: „sso das eyn dingk mit eynander ist das sloss und die cappell (zcu sant Lorenz in Rhein) mit kelchen und kirchengereth und das begrebniss zcu sant Lorenz ist“³⁾. Auch Thorn besaß eine Lorenzkapelle mit Kirchhof, neben die Hochmeister Werner von Orseln 1327 das Nonnenkloster zu verlegen verspricht, und Voetticher berichtet, daß vor der Stadt Friedland ein Lorenz-Kirchhof liege, der auf eine frühere Lorenzkapelle schließen lasse.⁴⁾ Eine Erklärung für diesen Wechsel des Patronats läßt sich insofern geben, als der Erzengel Michael ohnehin der Schützer der gesamten Kirche war,⁵⁾ so daß es für den Orden näher lag, einen anderen Ritterpatron für seine Friedhöfe zu wählen. Wir können hier schon vorweg nehmen, daß St. Laurentius neben dem hl. Georg der beliebteste Berufspatron des Deutschen Ordens gewesen ist. Im Jahre 1322 stiftete Hochmeister Lutter von Braunschweig im Dorfe Montig eine Kirche „Gott zu Lobe und dem guten Herrn St. Laurentio dem Märtyrer zu Ehren,“ und Lorenzkapellen hatten die Komtureien Engelsburg und Golub.⁶⁾ Auf eine sehr alte Lorenzkirche läßt das

¹⁾ Ebda. Vgl. den Abschnitt über die Jungfrau Maria.

²⁾ Dorn, Beiträge, S. 31, 32. „Bei unseren Alvordern gilt St. Michael vor allem als der Geleiter der Seelen zum Throne Gottes, als der praepositus paradisi. Das Bild des hl. Michael trägt im deutschen Volksglauben unverkennbar manche Züge des Wodan“. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter. Freiburg 1902. S. 276, 277. Vgl. hierzu E. S. Meyer, Germ. Mythologie. S. 219. In einer Handschrift des 15. Jahrhunderts heißt es: „elliche sprechen, wenn sich die seele von dem leichnam scheidt, sei sie die erste nacht bei sanct Gerdraut, die zweite bei sanct Michael, die dritte da, wo sie hin verdient habe“. Grimm, II. S. 796—798.

³⁾ Vgl. RN.

⁴⁾ Ebda.

⁵⁾ Vgl. den Abschnitt über s. Michael.

⁶⁾ Vgl. RN.

Dorf St. Lorenz im Samland schließen, das zum Besitze der Bischöfe gehörte. Nach Gebauer¹⁾ kann hier vielleicht schon unter Bischof Jacob²⁾ eine Kapelle erbaut worden sein, die dieser nach dem beliebten Ordensheiligen benannte.

2) Die hl. Cosmas und Damianus.

Ganz kurz hingewiesen sei auf die Kirche zu Ehren des römischen Märtyrerpaares Cosmas und Damianus in Heiligenthal, deren Hochaltar von Bischof Sorbom geweiht worden ist.³⁾ Vermutlich hat dieser Reliquien der hl. Zwillingbrüder in den Altar eingeschlossen,⁴⁾ die dann der Kirche den Titel gegeben haben. Der Name dieser Heiligen,⁵⁾ die in Preußen keinerlei Bedeutung gehabt haben, kommt auch nur in der alten ermländischen Marienheiligenlitanei vor.⁶⁾

3) Die hl. Agnes.

Der hl. Agnes, der berühmten Patronin der Jungfrauen, die als Tochter vornehmer römischer Eltern in jugendlichem Alter den Martertod erlitt,⁷⁾ war nur eine bescheidene Kapelle zu Kulm errichtet, über deren Gründungsgeschichte nichts bekannt ist. Die Bischöfe von Kulm betrachteten sie als Filiale der Pfarrkirche St. Marien, die etwa zwischen 1215 und 1251 entstand.⁸⁾

d. Fränkische Heilige.

1) Der hl. Martin.

Die Verehrung einiger fränkischen Heiligen hat das Ordensland durchweg von Deutschland übernommen. Am volkstümlichsten

1) Ebda.

2) Auf Veranlassung dieses Bf. wurde eine Menge neuer Kirchen im Bistum Samland erbaut. Vgl. den Abschnitt über das hl. Kreuz.

3) Vgl. W.

4) Der Prälat, der die Altäre weihte, brachte in der Regel die dazu nötigen Reliquien mit. Stückelberg, Gesch. d. Reliquien in der Schweiz, I. S. LXXXVII.

5) Ihre Geschichte ist vollkommen zur Legende geworden. Im Süden galten sie vielfach als die Nachfolger der Dioskuren. Delehaye, Die hagiographischen Legenden, übers. von E. A. Stückelberg. Rempten u. München. 1907 S. 81 u. 190.

6) E. Pbl. 34. Jg. 1902. S. 18 ff. 42.

7) Vgl. Buchberger, Artikel: Agnes.

8) Seemann, Die Kulmer Pfarrkirche. Programm 1856.

von ihnen wurde St. Martin,¹⁾ der große Nationalheilige der Franken. Sein Fest hatte, wie in der ganzen Kirche, so auch in Preußen den Rang eines f. fori,²⁾ und der 11. November wurde, wie es alle preußischen Urkundenbücher bezeugen, weitaus am häufigsten als Zinstermin gewählt.³⁾ Als Kirchenpatron dagegen taucht er nur einmal in Kulm auf, ohne daß sich feststellen ließe, wann und von wem die ihm hier geweihte Filialkirche erbaut wurde.⁴⁾ Im Jahre 1411 besaß die Ordenskapelle zu Osterode ein Bild und 1507 einen vergoldeten Finger St. Martini.⁵⁾ Sonst hat der Heilige im kirchlichen Kulte keine Spuren hinterlassen, denn er ist weder unter den Patronen der Bruderschaften⁶⁾ noch unter der Schar von Heiligen zu finden, deren Statuen oder Bilder die gotischen Altäre der Stadt- und Landkirchen schmückten.⁷⁾

2) Der hl. Jodocus.

Besonders interessant ist es, den Kult des hl. Jodocus in Preußen zu verfolgen. Zum Jahre 1280 finden wir bei Peter von Dusburg die Notiz, daß St. Jodocus in Pomesanien begonnen

¹⁾ Unter allen deutschen Diözesen haben wohl das Erzbistum Köln und das Bistum Erzer die meisten Martini-Kirchen. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone. S. 296.

²⁾ Vgl. die Feiertagslisten.

³⁾ Wir geben davon zwei Proben: Im Samländischen Urkundenbuch werden zwischen 1255 und 1384 als Zahlungstermine genannt:

Martini	124 mal
Mariae Lichtmeß	9 "
Weihnachten	4 "
Philippi et Jacobi	3 "
Ostern	2 "
Aiskermittwoch	2 "
Michaelis	2 "
Joh. Baptista	2 "

Im Preußischen Urkundenbuch I. 2. werden zwischen 1258 und 1308 als Zahlungstermine genannt:

Martini	50 mal
Mariae Lichtmeß	5 "
Walpurgis	3 "
Weihnachten	2 "
Ostern	2 "

⁴⁾ Vgl. W. M.

⁵⁾ G. M. B. 328, 18 und 343, 22.

⁶⁾ Vgl. Matern.

⁷⁾ Mitt. G. Rv. III, S. 1 ff.

habe Wunder zu tun.¹⁾ Dasselbe berichtet, nur mit etwas mehr Worten, sein Nachahmer Nicolaus von Jeroschin,²⁾ und gestützt auf diese beiden Autoritäten glaubt Hartknoch, daß Jodocus ein preussischer Heiliger gewesen sei und im Bistum Pomesanien gelebt habe.³⁾ Zutreffend äußert Jost Trier, der über den Heiligen eine aufschlußreiche Arbeit geschrieben hat, daß die beiden Ordenschronisten unzweifelhaft eine Jodocusreliquie meinen, die kurz zuvor durch den Deutschen Orden nach dem Bistum Pomesanien gebracht worden war und Ursache der Jodocusverehrung in Preußen wurde.⁴⁾ Vermöge seiner umfassenden Forschungen ist es ihm möglich gewesen, auch die Persönlichkeit festzustellen, die höchst wahrscheinlich die erwähnte Reliquie nach Preußen eingeführt hat, einen Herrn von Fleckenstein, der zwischen 1266 und 1280 als Ordensritter nachweisbar ist und Familienbeziehungen zu Speyer hatte, wohin damals die Verehrung des Heiligen schon gedungen war.⁵⁾ Das Kultzentrum war die Abtei St. Josse-sur-mer an der Nordküste der Bretagne, wo der hl. Jodocus, der Sproß einer Grafenfamilie, als Einsiedler 669 sein Leben beschlossen hatte. Als Schifferpatron wurde der Heilige zu Labiau im Samland verehrt. Dort soll vormals eine hohle, alte Eiche gestanden haben, in welche die Schiffer für ihren Beschützer, den hl. Jodocus, Geld zu werfen pflegten. Als einmal ein Dieb den Schatz leerte, sei die Eiche verborrt.⁶⁾ Es fragt sich nun, wie dieser seltsame, heidnisch anmutende Brauch zu erklären ist. Die Stadt Labiau, als alt-preussische Siedlung Labegowe schon 1258 erwähnt, liegt an der Deime, einem Nebenflusse des Pregels, nicht weit von ihrer Mündung ins Kurische Haff. Es war also ein für die Schifffahrt von Anbeginn sehr günstiger Platz,⁷⁾ dessen Pfarrkirche später,

1) Peter v. Dusburg, *Chronica terrae Prussiae*, pars IV: De incidentibus. Nr. 67. S. r. Pr. I. S. 204.

2) Jeroschin, *Kronike v. Bruzinlant*, 123 c. S. r. Pr. I. S. 512.

3) Hartknoch, S. 194.

4) Trier, S. 205—207.

5) Edda, S. 227. ff.

6) Siehe Menzel, 1. Teil, S. 229; ferner Hartknoch, S. 194.

7) Der Orden hatte das erkannt und errichtete, wohl erst nach 1274, dort eine Burg. S. r. Pr. I. Dusburg. III. S. 134, Anm. 2. Etwa ein Jahrhundert später, im Jahre 1395, benachrichtigte der Hochmeister den Komtur von Elbing, daß er mit dem Großkomtur und dem Treßler „zu Rate wurden ihn und wellen lasen den graben zu Labiow graben, wen wir hoffen das her nu gut sien wirt zu graben.“ OD Pr. VI. Nr. 14. Es handelt sich um einen Kanal, der die

wie wir noch sehen werden, beziehungsweise dem hl. Nicolaus geweiht wurde. Der Hergang ist wohl so zu denken, daß die Labiauener Schiffer in vorchristlicher Zeit eine ehrwürdige Eiche am Deime- oder Haffufer verehrt haben,¹⁾ die der Orden, nachdem er sich hier angesiedelt hatte, dem Schiffspatron Jobocus weihte, zu dessen Kult er nach den Stellen bei Dussburg und Zeroshin in enger Beziehung stand. Propagiert hat er den Heiligen, soweit sich erkennen läßt, nur kurze Zeit, vermutlich nur solange, als die Wunderkraft seiner nach Bomesanien eingeführten Reliquie von sich reden machte. Begrenzt wird diese Periode durch das Jahr 1280, das uns Dussburg überliefert, und das Jahr 1343, in dem die einzige Jobocuskirche in ganz Preußen erwähnt wird. Sie befindet sich in dem ermländischen Dorfe Santoppen, das als „villa St. Iodoci“ mit seinen Einkünften vom Domkapitel zum Bau der Frauenburger Kathedrale bestimmt wird.²⁾ Auf den inneren Flügeln des Altars der Pfarrkirche sind vier Szenen aus der Legende des Heiligen dargestellt.³⁾ Wer diese Kirche geweiht hat, läßt sich nicht ermitteln, doch kann man auf den Einfluß des Ordens schließen, zumal das ermländische Domkapitel zu Beginn

Deime mit der Gilde, einem der Memelarme, verbinden soll, und neben dessen Resten der heutige Große Friedrichsgraben 1689 begonnen wurde. Boetticher I. S. 68—73.

¹⁾ „Das Religionswesen der alten Preußen mit litauisch-lettischen Parallelen“ schildert, wie schon erwähnt, Hans Bertuleit. Nach den ältesten Quellen habe der Naturkult einen breiten Raum in der Religion der alten Preußen eingenommen. S. 15. Bestimmte Bäume, besonders Eichen und Linden, seien heilig gehalten worden. S. 14. Nach älterer Auffassung habe man die Bäume als selbständige Wesen gewertet, die allerdings nur gegen kleinere Uebel halfen. S. 28. Auf einer höheren Religionsstufe aber seien sie als Mittler zwischen den Menschen und höheren geisthaften Wesen verehrt worden. Damals haben die alten Preußen eine Reihe von Gottheiten gekannt und angerufen. S. 29. Die Eiche bei Labiau erwähnt Bertuleit nicht. „Ueber das Verhältnis des hl. Jobocus zu seinem Vorgänger in dieser Eiche“ kann sich Trier kein rechtcs Bild machen. Nach den Ausführungen von Bertuleit kommen nur zwei altpreußische Götter für diese Stätte in Betracht, entweder Potrimpos, der Gott des Lebens und damit auch der Beschützer des von den Gefahren auf dem Meere bedrohten Lebens (S. 42 bis 44), oder Perkunos, der „deus tonitruum ac tempostatum“, der, höchstwahrscheinlich auch bei den Preußen, alle anderen Götter überragt hat. Ihm galten die Eichen als heilig. (S. 51—53.) Eine sichere Entscheidung zwischen den beiden ist bei der spärlichen Ueberlieferung nicht möglich.

²⁾ CDW. II. 27,

³⁾ Die Bilder entstammen vielleicht der Nürnberger Malerschule, die um 1450—1500 blühte. Mitt. G. Bv. III. S. 13 ff.

des 14. Jahrhunderts zahlreiche Ordensfreunde aufweist.¹⁾ Santoppen bildet ein Beispiel zu der Feststellung Triers, daß die Pfarrkirchen zum hl. Jodocus in der Regel draußen auf dem Lande zu finden sind, und daß die Bischöfe, die den Jodocus-Kult gefördert haben, Ausnahmen bilden.²⁾ In den preussischen Diözesen hat er sich nicht durchsetzen können,³⁾ und auch im Orden ist er allmählich vollkommen vergessen worden.

3) Der hl. Hubertus.

Eine ebenfalls sehr beschränkte Verehrung genoß in Preußen St. Hubertus, der erste Bischof von Lüttich, den die Legende zum Schutzpatron der Jäger gemacht hat.⁴⁾ Sein Fest wurde unter Winrich von Kniprode eingeführt⁵⁾ und findet sich auch in den Festverzeichnissen der Diözesen Ermland, Samland und Pomesanien als *f. chori*.⁶⁾ Wieder ist es Peter von Dusburg, der uns darüber Auskunft gibt, weshalb der Kult des Heiligen vom Orden propagiert wurde. Er berichtet zum Jahre 1306, daß „in Prussia in castro Kunigsbergk inceptus dominus facere miracula propter reliquias St. Ruperti, et multi homines et canes et alia jumenta a diversis languoribus sunt curati.“⁷⁾ Demnach befanden sich Hubertus-Reliquien im Besitze

1) „So wird auch Jordan (Bf. seit 1327) in den besten Beziehungen zum Orden gestanden haben.“ Vgl. Schmauch, *BWZ.*, Bd. 20, Heft 3, S. 710. Ferner „verdankte Martin von Guideto seine Wahl (1334) zweifellos dem Einfluß des Ordens auf die im ermländischen Kapitel überwiegende Ordenspartei.“ Ebda, S. 715. Endlich begegnet der spätere Bf. Johannes I. 1353 als Notar des Hochmeisters. Ebda, S. 717.

2) Trier, S. 250.

3) Ganz vereinzelt wird ein Jodocus-Altar in der Lössenicht. Pfarrkirche zu Königsberg genannt. Harnoch, S. 33.

4) Buchberger; Artikel Hubertus.

5) Krüger, *BWZ.* Bd. 3, S. 694 ff.

6) Hipler, *Const. synod.* Spalte 6, 269 und 281.

7) Dusburg, IV: De incidentibus, Nr. 101. S. r. Pr. I. S. 210. Sowohl Dusburg wie die *Const. syn.* Spalte 281 schreiben „Rupertus“, und im *GW* gibt es außer der Rubrik „Hubertus“ noch einen Abschnitt „Ruprecht“, gemeint ist aber immer nur St. Hubertus der Jäger, der in Preußen Wunder gewirkt haben soll. Das geht deutlich hervor aus der oben angeführten Stelle bei Dusburg, in der von „geheilten Menschen und Hunden“ die Rede ist, denn St. Hubertus wurde namentlich gegen Tollwut angerufen. Vgl. Buchberger. Im übrigen gibt es in der Hagiologie auch einen hl. Rupertus. Ueber diesen vgl. Hauthaler, Die dem hl. Rupertus, Apostel von Bayern, geweihten Kirchen und Kapellen. Salzburg 1885. Das kleine Werk ist eines der ersten, in denen die Kirchenpatroninnen für die Missionsgeschichte eines Landes verwendet werden.

der Komturei Königsberg, von deren Verehrung die beiden Hubertusbilder, eines aus Holz, eines aus Silber, Zeugnis ablegen, die im Schatzverzeichnis der Königsberger Schloßkirche vom Jahre 1518 aufgeführt werden.¹⁾ Da der Kult des hl. Jägersmannes besonders am Rhein blühte,²⁾ so darf man wohl annehmen, daß ein aus dieser Gegend stammendes Mitglied des Deutschen Ordens sich Reliquien des Heiligen von hier verschafft und nach Preußen mitgebracht hat: derselbe Weg, wie ihn Trier für das Iodocus-Heilium erwiesen hat.³⁾ Nachdem die oben erwähnten Wunder zu Königsberg geschehen waren, ließ es sich der Orden angelegen sein, in einer ganzen Reihe seiner Kirchen Hubertus-Reliquien zur Verehrung auszustellen. So hatten die Kirchen zu Christburg, Fr. Mark, Strassburg und Mewe⁴⁾ Bilder des Heiligen, vier davon in Silber, die Kirche zu Osterode ein Haupt, der Hochaltar zu Brandenburg am Frischen Haff zwei Hände und ein silbernes Haupt des Heiligen, die Kirche zu Graudenz vier Monstranzen „de St. Huperto“ und die zu Papau⁵⁾ ein silbernes Bild, zu dem verschiedenes Gerät gehörte. Ob es sich in den beiden letzten Fällen nur um besonders ausgestattete Seitenaltäre oder um den Hochaltar gehandelt hat, dessen Patron zugleich dem Gotteshause den Namen verlieh, läßt sich schwer entscheiden. Bezeichnend ist, daß der Hubertus-Kult nur in den Ordenskapellen Spuren hinterlassen hat, daß er also völlig auf den Ritterorden beschränkt geblieben ist.⁶⁾

4) Der hl. Leonhard.

Auch der hl. Leonhard, der Patron der Gefangenen und der Landleute, der bei den Alemannen und Franken, in Böhmen und

¹⁾ Mitt. E. Kv. III. S. 54 ff.

²⁾ Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone. S. 219. In Köln gab es nicht weniger als 11 Kirchen, die behaupteten, Reliquien des hl. Hubertus zu besitzen. Die Hauptstätte seines Kultes war das Kirchlein BMV in Pasculo, das zum Dome gehörte, wo das Fest am 3. November gefeiert wurde. Acta SS. I—III Novembris. Paris 1887. S. 859—861. 911.

³⁾ Vgl. den Abschnitt über s. Iodocus.

⁴⁾ GVB 138, 32. 146, 20. 388, 4. 743, 8.

⁵⁾ GVB 328, 20. 232, 35. 600, 5 und 601, 36. 518, 29.

⁶⁾ Evelt, Die Verehrung des hl. Antonius Abbas im M. A. B. i. vaterl. Gesch. u. Altertumskunde. Bd. 33. 1875. 2. Abtlg. I. S. 10. — weist darauf hin, daß St. Hubertus, der mit Antonius zu den vier hl. Marschällen gehörte (Vgl. hierzu den Abschnitt über St. Antonius), in Westfalen häufig als Patron von Burgkapellen vorkommt. Er erklärt dies damit, daß der Adel sich ganz besonders zu diesem hl. Standesgenossen hingezogen fühlte.

Oesterreich zu den größten Volksheiligen gehörte,¹⁾ wurde in Preußen hauptsächlich von dem Deutschen Orden gefördert.²⁾ Im Jahre 1487 bestimmte der Komtur von Brandenburg, daß die Leonhardkirche in Stradaunen zu der neu gegründeten Pfarrei Jucha in Masuren gehören solle,³⁾ und 1495 wurde die Leonhardkapelle zu Kreuzburg vom ermländischen Bischof interdiziert, weil wiederum der Komtur von Brandenburg die Opfergaben der Gläubigen dajelbst beschlagnahmt hatte.⁴⁾ Daraus, daß beide Kirchen zu der Diözese Ermland gehörten, erklärt es sich, daß nicht nur der Orden,⁵⁾ sondern auch Ermland⁶⁾ zum Leonhardstage, dem 6. November, eine Commemoratio hatte. Dem entspricht es, daß St. Leonhard sowohl in der niederdeutschen⁷⁾ wie in der altermländischen Allerheiligenlitanei⁸⁾ unter den Confessores angerufen wurde. Sonst haben ihm nachweislich nur noch die Franziskaner zu Saalfeld ihre Kirche geweiht, die mit dem Kloster im Jahre 1480 von dem Ordensmarschall v. Gebefattel gegründet wurde.⁹⁾ Volkstümlich scheint der Heilige nicht geworden zu sein. Zu der Frage, woher der Deutsche Orden die Anregung zu seiner Verehrung erhalten hat, läßt sich nur so viel sagen, daß die Ge-

1) Buchberger, Artikel: Leonhard. Ferner Samson, Die Schutzheiligen, S. 216, 217.

2) Sein Fest fand in der rigischen Diözese keinen Eingang, wohl aber bei dem livländischen Zweige des D. v. Bruiningk, S. 462.

3) Die Urkunde vom Jahre 1500, welche die Beziehungen der Gotteshäuser in Jucha — Stradaunen — Lych — Kallinowen zueinander regelt, wirft helles Licht auf die kirchlichen Verhältnissen in Masuren. Wichtig ist vor allem folgende Stelle: „Weil die tatsächlichen Verhältnisse lehren, daß alle Kirchen dieser wenig bewohnten Gegend, abgesehen von der Kirche in Lych, neue Pflanzungen und von den ehrwürdigen Herren des D. D. gegründet sind, so haben diese als Patronen und Gründer je nach den Zeitumständen und den Bedürfnissen des Volkes bald dieses, bald jenes Dorf einer beliebigen Kirche zuweisen können, wie sie es tatsächlich getan haben (z. B. mit der oben erwähnten Leonhardkirche zu Stradaunen).“ Biedtke, Urkunden über kirchl. Orte und Geistliche in Masuren aus der Zeit vor der Reformation. Sep. Abdr. a. d. Mitt. d. Literar. Ges. Masovia G. Heft. 1900. Nr. 5.

4) Vrgl. *PK*.

5) Kalender des D. D. bei Grotefend, Bd. II.

6) Die Festa Fori i. d. Diözese Ermland. *E. Pbl.* 6. 1874. S. 81 ff.

7) *E. Pbl.* 8. 1876. S. 129, 130.

8) *Ebda.*, 7. 1875. S. 47, 48.

9) Vrgl. *PK*.

nossenschaft viele süddeutsche Mitglieder hatte¹⁾ und vielleicht ihnen zuliebe dem hl. Leonhard einen bescheidenen Platz in seiner Liturgie einräumte. Auch haben die Dominikaner, deren Ritus die Ritter annahmen, in zwei Ausgaben ihres Breviers das Fest St. Leonhardi als duplex verzeichnet.²⁾

5) Die hl. Gertrud.

Zu den gefeiertsten fränkischen Heiligen gehörte St. Gertrud, Tochter Pippins von Landen und Hebtiffin des von ihrer Mutter gestifteten Klosters Nivelles in Belgien.³⁾ Ihre große Nächstenliebe, die sich nach der Legende besonders darin offenbarte, daß sie „die nötigen Unterkunftsstätten für Fremde“ erbauen ließ,⁴⁾ hat sie im Mittelalter zur beliebten Patronin der Gasthäuser und Herbergen gemacht. Eine der vielen norddeutschen Städte, in denen Glenden- d. h. Fremdenherbergen zu St. Gertrud bestanden, war Danzig, wo die christliche Caritas anscheinend besonders eifrig gepflegt worden ist.⁵⁾ In der Handfeste von 1342—1343 wird bereits ein Gertrudenkirchhof auf der Stadtfreiheit erwähnt, bei dem später eine kleine Kirche auftaucht, die mit einem Gertrudenhospital verbunden war.⁶⁾ Eine ähnliche Stiftung sollte in Königsberg entstehen: Am 8. April 1392 schenken eine Frau Gertrud und ihr Sohn Werner dem erst noch zu erbauenden Siechenhause zu St. Gertrud eine ewige Lampe. Der Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, denn 1396 beurkundet Hochmeister Konrad von Jungingen, daß von Rom aus zwar die Errichtung eines Gertrudenhospitals in Königsberg gestattet worden sei, daß aber das Samländische Domkapitel hiervon eine Schädigung des hl. Geist-Hospitals befürchtet und dieses wieder den Ritterbrüdern übergeben habe. Darauf habe der Orden auf die Einrichtung einer neuen Wohlfahrtsstätte verzichtet.⁷⁾ Der

¹⁾ Vgl. die Aufzählung der Konventsmitglieder in einzelnen Ordenshäusern im *GWB*, S. 37, 38, 107, 108, 143, 165, 166, 230, 668, 708, 709.

²⁾ Kalender der Dominikaner bei Grotefend, *Vd. II*.

³⁾ Buchberger, Artikel: Gertrud.

⁴⁾ Vgl. v. Bruiningk, *Aurufung der hl. Gertrud*, S. 425, 426. In Riga war sie eine bevorzugte Patronin der Schwarzen Häupter, deren Haus allzeit vor allem dem reisenden deutschen Kaufmann gastlich offen stand. Vor der Stadt Reval, am Hafen, gab es ein Gertrudenhospital, hauptsächlich für Schiffer.

⁵⁾ Vgl. Simson, *Vd. I*.

⁶⁾ Vgl. *RM*.

⁷⁾ Mendthal, *Urkundenbuch der Stadt Königsberg i. Pr. I. Kgb. 1910. Nr. 121*.

Tag der hl. Gertrud (17. März) wurde in Preußen nicht gefeiert, und ihr Name findet sich nur in der Allerheiligenlitanei der ermländischen Agende¹⁾, das beste Zeichen dafür, daß ihr Kult nicht erst von der Obrigkeit befohlen werden mußte, sondern im Volke wurzelte. Nach Grimm hat sie das Erbe der germanischen Göttin Frehja angetreten,²⁾ während E. S. Meyer sie dem Namen und Wesen nach zu den Schlachtwalkyrien rechnet.³⁾

e. Kölnische Heilige.

1) Die hll. Drei Könige.

Die Patroninnen des „hl. Köln“, von dem es treffend heißt: „nullam in universo orbe catholico, Roma excepta, urbem reperiri pluribus ornatam divis tutelaribus, pluribus munitam patronis ac defensoribus,“⁴⁾ und das eines der vornehmsten deutschen Erzstifte war, sind für Deutschland vielfach vorbildlich gewesen.⁵⁾ In Preußen wurden hauptsächlich seine speziellen Schutzheiligen, die Drei Könige und St. Ursula mit ihren Gefährtinnen, bekannt. Daß diese sich allgemein einer großen Beliebtheit erfreut haben müssen, geht aus einem Briefe des Landkomturs von Koblenz, Ludwig von Sainsheim, vom 2. August 1512 hervor. Er schickt dem Hochmeister die bestellten Paternoster und betont, daß sie noch nicht geweiht, aber in Köln mit den Reliquien der hll. Drei Könige, der Heiligen Ursula, Cordula, Gereon und Genossen, Albin, dem Finger Catharinae und vielem andern Heiligtum berührt worden seien.⁶⁾ Das Fest der hll. Drei Könige oder der Weisen (Magi) aus dem Morgenlande, die einst zuerst den neugeborenen Heiland angebetet haben, war ursprünglich nur ein

¹⁾ E. Bbl. 34. 1902. S. 18 ff.

²⁾ Grimm, I. S. 53—55. 282. II. 796—798.

³⁾ E. S. Meyer, S. 177.

⁴⁾ Korth, Anhang: Die Schutzheiligen der Stadt Köln.

⁵⁾ Vgl. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone.

⁶⁾ Hgb. St. A. Ordensfoliant O 366—368. Die Anzahl von Heiltümern, die im M. A. verehrt wurde, läßt sich nur dadurch erklären, daß als Reliquien im Sinne der Kirche nicht nur die körperlichen Ueberreste der Heiligen galten, sondern auch alle möglichen Gegenstände, die mit dem Leibe, Grab, Gewand, Leinentuch oder sonstigen Andenken des Heiligen in Berührung gekommen waren. Es bedurfte also nicht der Fälschung, um Reliquien zur Verfügung zu haben, die von Hoch und Niedrig mit Leidenschaft begehrt wurden. Stüchelberg, Gesch. der Reliquien in der Schweiz. I. S. LXXVI—LXXIX. Hiersfür gibt die vorliegende Arbeit mehrere Beispiele.

Teil des Festes Epiphanie, der aber im Abendlande zum Hauptgegenstand der Festfeier wurde.¹⁾ Von großem Einfluß auf die Verbreitung des Patroziniums der drei hl. Magier in Deutschland wurde die Uebertragung ihrer Häupter von Mailand nach Köln durch den Kanzler Rainald von Dassel im Jahre 1164.²⁾ Nach diesem Ereignis setzte sich im Volksgebrauch für das Epiphaniastfest allmählich der Name „Hl. Drei Könige“ oder „Trium Regum“ durch, wie er sich z. B. im Marienburger Aemterbuch zur Bezeichnung des 6. Januar 1397 findet. In Thorn pflegte man die Willkür, d. h. die Vorschriften über das städtische Leben, jährlich „am tage der heiligen drey konige“ in der Pfarrkirche zu verlesen.³⁾ In der Liturgie blieb der Name Epiphanie auch weiterhin allein üblich; die Feiertagslisten des Deutschen Ordens und der preußischen Diözesen bringen den 6. Januar ebenfalls nur unter diesem Titel. Desgleichen findet man nirgends an offizieller Stelle die altüberlieferten Namen der drei Weisen, Caspar, Melchior und Balthasar, einzeln aufgeführt, die der volkstümlichen Heiligenverehrung durchaus geläufig waren, wie es ein silbernes Amulett im Königsberger Geheimarchiv beweist. Es stammt nach Wokberg wohl aus der letzten Zeit der Ordensherrschaft und nennt die drei Magier neben dem Heiland, Maria, Anna, Margret und Helena.⁴⁾ Als Kirchenpatrone erscheinen die hl. Drei Könige selbst in den Rheinlanden nicht häufig, weil sie als allgemeine Patrone der katholischen Kirche betrachtet werden.⁵⁾ In Preußen ist nur ein einziges Gotteshaus zu ihrer Ehre entstanden, die Pfarrkirche der Neustadt Elbing.⁶⁾

1) Kellner, Das Fest der Erscheinung des Herrn. § 18. Auf diese Wandlung, die das Epiphaniastfest allmählich erfahren hat, paßt die Bemerkung von Delehaye (S. 41), daß das Volk seine Erinnerungen an greifbare Gegenstände knüpfe: Es feierte am 6. Januar nicht mehr das Kollektivfest Epiphanie oder Erscheinung des Herrn bei drei verschiedenen Gelegenheiten seines Lebens, sondern ein Heiligenfest zum Andenken an die drei Männer, die ein wunderbarer Stern zu dem Christuskinde geführt hatte, und deren Reliquien es tatsächlich zu besitzen glaubte. Daher auch die Abneigung der großen Masse gegen die Titelfkirchen, die ihrem Sinn für das Materielle nicht entsprachen.

2) Buchberger, Artikel: Die hl. Drei Könige.

3) Werbter, S. 29.

4) Wokberg, Gesch. der preuß. Münzen und Siegel. S. 41 Anm.

5) Kampshulte. 6. Abschnitt. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 253.

6) Vgl. RN.

2) Die hl. Ursula und ihre Gefährtinnen.

Die Legende erzählt, daß Ursula, die Tochter eines britanischen Königs, mit elftausend Jungfrauen bei Köln von den Hunnen getötet und dort beerdigt worden sei.¹⁾ In Preußen ist es hauptsächlich der Orden gewesen, der, wie wir schon sahen, durch seine Mitglieder in den westdeutschen Ballen zu ihrem Kulte angeregt wurde. In der Marienburg hat es eine Ursulakapelle gegeben,²⁾ und in den Ordenskirchen zu Balga, Brandenburg, Osterode, Graudenz,³⁾ Königsberg⁴⁾ werden Häupter von den elftausend Jungfrauen genannt. In der Kirche zu Br. Holland befanden sich sogar vier solcher Kopfreliquiare⁵⁾ von der Gesellschaft s. Ursulae, die ein Graf Pfenburg dorthin gebracht hatte. In einem Schreiben vom 12. November 1516 bittet Hochmeister Albrecht den Grafen, der z. B. in der Ballei Elsaß weilte, er möge ihm doch die Namen jener Häupter mitteilen, da er „solchem und anderm Heilum Ehre zu erbieten geneigt und schuldig.“⁶⁾ Dieser Brief ist ein neues wichtiges Dokument für die Tatsache, daß die lebhaften Beziehungen des Ritterordens zu seinen Konventen in Deutschland auch seiner Heiligenverehrung zugute kamen. Öffentlich gefeiert wurde der Tag der elftausend Jungfrauen (21. Oktober) in Preußen nicht, doch wurde die hl. Schar dem Volke durch die Allerheiligenlitaneien⁷⁾ bekannt. Eine Bruderschaft zu ihrer Ehre verzeichnet Matern nicht.

1) Vgl. die Entwicklung der Ursula-Legende bei Buchberger. Die Hagiographen liebten es, die Reihe der Heiligen zu verlängern. Delehaye, S. 81, 82.

2) Vgl. *WM.*

3) *GMW.* 167, 6. 247, 10. 328, 23. 600, 6.

4) *Mitt. G. Rv.* III, S. 54 ff.

5) Die äußere Form des Reliquienbehälters ergibt eine Rekonstruktion des Grabes oder der Reliquie. Für einen Teil vom Haupte des Heiligen wird ein Behälter in Form eines ganzen Hauptes, für einen Armteil einer in Armform, für einen Fußteil einer in Fußform hergestellt. Es entsteht dann der Sprachgebrauch, diese oft sehr kleinen Teile mit dem Namen des Ganzen zu bezeichnen. Wer also behauptet, daß er mehrere Leiber, Köpfe, Hände oder Füße von einem Heiligen kenne, der „beweist seine Unwissenheit im volkstümlichen wie kirchlichen Sprachgebrauch des MA“. Sillkötter, *Gesch. der Reliquien in der Schweiz*, I. S. XII, XIII.

6) *Rgb. Ct. A.* Ordensfoliant 38. S. 947.

7) *Vgl. G. Bbl.* 7. S. 47, 48; 8. S. 129, 130; 34. S. 18 ff.

f. Heilige aus der Kreuzzugszeit und dem Spätmittelalter.

Die epochemachende Bedeutung der Kreuzzüge für die Heiligenverehrung des Abendlandes haben Dorn, Stephan Weiffel¹⁾ und Benzerath ausführlich gewürdigt. Aus dem Orient kam damals eine Unmenge Reliquien von Heiligen, die dem Occident bis dahin entweder garnicht oder wenig bekannt gewesen waren, wie z. B. St. Nicolaus, Katharina, Georg, Antonius. Ihr Kult fand zunächst hauptsächlich in den Städten Eingang, da hier infolge der verschiedenen Berufstätigkeit vieler dicht beieinander wohnenden Menschen und der schweren gesundheitlichen Gefahren, denen diese ausgesetzt waren, auch eine besonders große Schar heiliger Helfer nötig war. Die zahlreichen Altäre der Stadtkirchen, die von einzelnen Bruderschaften unterhalten wurden, geben einen guten Ueberblick über die damals im christlichen Volke besonders beliebten Schutzheiligen.²⁾ Es wird jetzt von den einzelnen Standesheiligen zu sprechen sein, soweit sie im Ordenslande Kirchenpatrone geworden sind.

aa) Ritterheilige.

1) Der Erzengel Michael.

Der vornehmste aller Ritterpatrone, der Erzengel Michael, galt wegen seines traditionellen Sieges über den Drachen, d. h. den Satan, seit ältester Zeit als Beschützer der christlichen Kirche, des gläubigen Volkes und der christlichen Heere im Kampfe gegen die Heiden. Er wurde der Schlachtenheros speziell des deutschen Volkes, dessen Heeresfahne sein Bild trug, Schutzheiliger der Ritter und Patron vieler Burgkapellen.³⁾ Sein Fest am 29. September wurde in der ganzen Kirche in foro gefeiert.⁴⁾ Die Templer leiteten es mit Vigilien ein,⁵⁾ während es bei dem Deutschen Orden ein duplex ohne Fastengebot war.⁶⁾ Die Jo-

¹⁾ Weiffel, Die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien in Deutschland während der zweiten Hälfte des M. A. Stimmen aus Maria-Vaach. Erg. Bd. XII. Heft 54. cap. 3.

²⁾ Vgl. u. a. Hipler, Die ältesten Schatzverzeichnisse der ermländischen Kirchen. ZGUC. Bd. 8, S. 491 ff.

³⁾ Buchberger, Artikel: St. Michael. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone. S. 312. Tibus S. 99.

⁴⁾ Vergl. Kellner, S. 183.

⁵⁾ Knüppler, Die Ordensregel der Tempelherren. Histor. Jahrbuch d. Görres-Ges. Bd. 8, 1887. S. 666 ff.

⁶⁾ Berlbach, D. D. Kalender.

hanniter hatten in Schöneck, dem Sitz ihrer Komture in Pommernellen, eine Michaelskirche errichtet, die 1370 in den Besitz der Deutschherren überging;¹⁾ dagegen haben diese selbst nicht eine einzige Schloßkapelle dem Erzengel geweiht.²⁾ Wir haben bereits in dem Abschnitt über St. Laurentius festgestellt, daß St. Michael im Deutschen Orden durch andere Ritterpatrone scharfe Konkurrenz erhielt, und auch eine Erklärung dafür zu geben versucht. So darf es nicht auffallen, daß sein Kult in Preußen nur schwache Spuren hinterlassen hat. Alte Michaelskirchen gab es in den pomesanischen Dörfern Bestlin, das zu den frühesten, von den Komturen angelegten Siedlungen im Ordenslande gehört,³⁾ und Mielenz im Kreise Marienburg.⁴⁾ Vielleicht war auch bei der Wahl des Titels für das Hospital zu St. Michael oder Aller Gottes Engeln in der Danziger Jungstadt⁵⁾ der Ordenseinfluß maßgebend. Was die preußischen Bischöfe betrifft, so wissen wir nur von Wibold von Kulm, daß er eine Kapelle zum hl. Michael und Johannes Baptista beim Schlosse Löbau gegründet hat.⁶⁾ Dagegen läßt sich nicht feststellen, auf wen der Titel der Michaeliskirche in dem ermländischen Dorfe Freimarkt zurückgeht, die schon bestand, als Bischof Johannes im Jahre 1353 die Handfeste des Ortes bestätigte.⁷⁾

2) Der hl. Georg.

Weit größere Verbreitung hat St. Georg, der Kriegermann und Drachentöter, in Preußen gefunden. Seine Geschichte hat einen völlig legendenhaften Charakter, so daß man seine Existenz überhaupt in Zweifel gezogen hat. Menzel z. B. faßt ihn lediglich als Symbol auf, als das irdische Abbild des kriegerischen Erzengels Michael und das Vorbild des christlichen Rittertums.⁸⁾ Andere haben ihn mit dem griechischen Heros Perseus, der die Meduse tötet, oder mit dem ägyptischen Gotte Horus, der mit der Lanze ein Krokodil erlegt, zu identifizieren versucht. Delehaye aber verwirft diese Ansichten und erklärt, daß St. Georgs eigene Legende

¹⁾ Vgl. RN.

²⁾ Erwähnenswert ist die Darstellung des Erzengels auf einem der Wandgemälde des Schlosses Lochstedt, die etwa um 1390 entstanden sind. Ehrenberg, S. 61. Ferner ist St. Michael als Kanzelträger in der Kirche von Wargen „eine der schönsten ma. Statuen im Samlande“. Voetticher 1.

^{3)–7)} Vgl. RN.

⁸⁾ Menzel, 1. Teil, S. 325, 326.

den Stoff zu seiner Darstellung als Drachentöter geliefert habe.¹⁾ Schon in früher Zeit war er, ebenso wie St. Michael, sowohl in der griechischen als auch in der lateinischen Kirche verehrt worden, doch nahm sein Kult durch die Kreuzzüge einen mächtigen Aufschwung. Zur gleichen Zeit nämlich, als der Deutsche Orden gegründet wurde, im Jahre 1190, erschien er dem Heere Friedrich Barbarossa in Kleinasien und half ihm, die weit überlegene Macht der Türken zu besiegen,²⁾ wodurch er naturgemäß zu einem beliebten Patron der Krieger und Ritter wurde.³⁾ Der Deutsche Orden beging sein Fest als duplex.⁴⁾ Dem Banner mit dem Bilde St. Georgs folgten das Ordensheer und die fremden Kriegsgäste in die Schlacht,⁵⁾ und ihm bestimmte der berühmte Ordensmarschall Henning Schindkopf, als er Komtur von Balga war, die Pfarrkirche zu Rastenburg.⁶⁾ Als Patron von Schloßkapellen scheint auch dieser Ritterheilige nicht häufig gewesen zu sein.⁷⁾ Eine sehr frühe Ordensanlage ist die Georgenburg bei Insterburg, die von den Rittern zur Unterwerfung des umliegenden Landes erbaut wurde und, als dieser Zweck erreicht war, in den Besitz der Bischöfe von Samland überging.⁸⁾ An die ersten Zeiten der Kolonisation in Preußen scheint ferner die Georgenkirche zu Tiefenau bei Marienwerder zu erinnern, die uralt sein muß, da hier schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts auf altem Fundamente ein neues Gotteshaus errichtet wurde.⁹⁾ Die großen Güter um Tiefenau gehörten ursprünglich dem Rittergeschlechte der Depenaus und gingen um 1288 in den Besitz des um Pomesanien hochverdienten Ritters Dietrich Stange über.¹⁰⁾ So liegt es nahe, den Titel der erwähnten Georgenkirche auf die ersten Besitzer jener Gegend zurückzuführen.

1) Delehaye, S. 190, 211, 212.

2) Caes. Baronius, *Annales ecclesiastici*, Bd. XII. Mainz 1609. Spalte 1016, 1017. Abschn. IX. Sein Bericht wird wiedergegeben von Hartknoch, S. 198—202.

3) So stifteten fremde Ritter und Edle 1336 einen Altar zu Ehren der hl. Jungfrau und des hl. Georg im Georgenhospital zu Königsberg „ad salutem animarum et ad delendum sordidam maculam viciorum“. *Samld. Ub. I.* 295.

4) Vgl. Grotefend, *D. D. Kalender*.

5) *Mhg. Trb.* S. 572, 37.

6) Vgl. *PM.*

7) Er wird nur erwähnt als Mitpatron der Kapelle zu Schlochau. Vgl. *PM.*

8) und 9) *Ebda.*

10) Vgl. Krollmann S. 28 ff.

Alt wird vermutlich auch das Georgspatrogenium der Kirche zu Schalmey im Ermiland sein. Der Grunenberg nämlich, der sich auf dem ehemaligen Felde Salmien erhebt, war einst eine Preußenfeste und heidnische Opferstätte, und als 1280 die Brüder des ermiländischen Bischofs, Albert und Johannes Fleming, Güter in diesem Territorium erhielten,¹⁾ ist es denkbar, daß sie, gemeinsam mit dem bischöflichen Bruder, St. Georg zum Schutzherrn der neuen Pfarrkirche auswählten, um den Sieg des Christenglaubens über das Heidentum zu versinnbildlichen.²⁾

Populär wurde St. Georg wie in ganz Europa,³⁾ so auch in allen preußischen Städten vor allem durch sein Patrogenium über die Leprosenhäuser, d. h. die Anstalten zur Aufnahme und Pflege von Aussägigen,⁴⁾ die stets mit einer Georgskapelle verbunden waren. Der Umstand, daß regelmäßig neben dem üblichen hl. Geist-Hospital für Arme und Kranke noch eine Zufluchtsstätte für Aussägige geschaffen wurde, läßt darauf schließen, wie weit diese vom Orient eingeschleppte, furchtbare Krankheit infolge mangelnder Hygiene auch in Preußen um sich gegriffen hatte.⁵⁾ Die Schutzherrschaft des hl. Georg über die Leprosen hängt anscheinend damit zusammen, daß er nach der Legende einen „draconem pestiferum“ tötete,⁶⁾ mit dem man den Aussatz treffend verglich. Als berühmtestes der preußischen Leprosenhäuser wird von Hartknoch das Georgshospital in der Altstadt Elbing bezeichnet, wohin man früher Wallfahrten unternommen habe.⁷⁾ Außerdem hatten die Deutschen in der Neustadt Elbing noch ein besonderes Georgenspital inne, wie es auch zu Danzig je ein Leprosenhaus in der Alt- und

¹⁾ Möhrich, Bd 13, S. 381—385, 393—395.

²⁾ Dieser Gedankengang ist bereits angedeutet von Matern, Ueber den Titel der Kirche von Bettelkau. G. Vbl. 35. 1903. S. 6 ff.

³⁾ Buchberger, Artikel: Aussatz.

⁴⁾ Vgl. die Liste der preuß. Georgshospitäler bei Mint, S. 86—89.

⁵⁾ Die Leprosenhäuser, mit Kapelle und Kirchhof verbunden, lagen außerhalb der Städte. Die Schwerkranken wurden unter kirchlichen Zeremonien aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen. War kein Spital vorhanden, so mußten sie einzelne Feldzellen vor den Toren beziehen. Vgl. das Cap. über die „Sorge für die Aussägigen“ bei Mint, S. 83 ff.

⁶⁾ Vgl. „Der Katholik“. Bd 29, S. 387. Ferner Dreves, Latein. Hymnendichter des M. A. Leipzig 1905. Nr. 454.

⁷⁾ Hartknoch, S. 198—202. Den Grund siehe in dem Abschnitt über die Reichnamskirchen.

Jungstadt gab,¹⁾ wofür in diesen wichtigen Hansestädten²⁾ ohne Zweifel eine Nothwendigkeit vorgelegen haben muß.

3) Der heilige Christophorus.

Als Ritterpatron³⁾ wie als Nothelfer⁴⁾ erfreute sich St. Christophorus in Deutschland einer großen Beliebtheit. In Preußen findet sich sein Name nur in der niederdeutschen Allerheiligentanei,⁵⁾ mit ein Beweis dafür, daß diese dem Kreise des Deutschen Ordens angehört, und auch die beiden Kapellen, die zu seiner Ehre im Ordenslande errichtet wurden, gehen auf die Deutschherren zurück. Es sind die Schloßkapelle zu Christburg⁶⁾ und eine Christophkapelle, die Hochmeister Friedrich von Sachsen (1498—1510) an die Kreuzkirche zu Königsberg anbaute.⁷⁾ Dem Heiligen, der als Patron zur Abwendung eines unbußfertigen Todes angerufen wurde,⁸⁾ widmete Hochmeister Albrecht in der Königsberger Kapelle einen Altar und eine Bruderschaft mit der Bestimmung, daß hier für die Hochmeister und Prälaten des Ordens Seelenmessen gehalten werden sollten.

bb) Ordensheilige.

1) Der hl. Antonius Eremita.

Wir haben bereits gehört, daß es in Preußen eine Reihe von Klöstern gab, in denen naturgemäß der Kult der Ordensstifter gefördert wurde. Es soll also in diesem Abschnitt unsere

¹⁾ Vgl. *RN*.

²⁾ Wie in allen Hansestädten, so war auch in den preussischen, zu denen Danzig, Königsberg, Thorn, Kulm, Elbing und Braunsberg gehörten, die Georgenbruderschaft der Sammelpunkt des Adels und der Großkaufleute, die sich hier zur Pflege der Geselligkeit und der ritterlichen Künste zusammentaten. Vgl. *Matern*, Die kirchlichen Bruderschaften, S. 138 ff.

³⁾ Buchberger, Artikel: Christophorus. *Libus*, S. 639.

⁴⁾ Durch die Zusammenfassung mehrerer Heiligen in einem Messformular hoffte man, Gottes Erbarmen um so sicherer herabsehen zu können. So entstand u. a. die Verehrung der 14 Nothelfer, die während der Pest des Jahres 1348 weite Verbreitung fand. *Franz*, S. 171, 172.

⁵⁾ *E. Bbl.* 8. 1876. S. 129, 130.

⁶⁾ und ⁷⁾ Vgl. *RN*.

⁸⁾ Das Volk glaubte, daß man an dem Tage, an dem man den hl. Christoph sehe, nicht sterbe. Deshalb brachte man überall in Deutschland am Portal der Kirchen große Christophbilder an. *Samson*, Die Schutzheiligen S. 162, 163. *Matern* nennt in Guttstadt, Schalmern und Danzig solche Bilder S. 96. *Capar Stein*, Das alte Königsberg, überf. v. A. *Charissus*, Kzb. 1911. S. 62, registriert einen großen Christoph mit Jesuskind in der Kirche des Kgl. Georgenhospitals. St. Christoph findet sich auch unter den Wandgemälden des Schlosses Lochstedt. *Ehrenberg*, S. 61.

Aufgabe sein, diejenigen Heiligen aus dem Ordensstande zu ermitteln, die in Preußen zu Kirchenpatronen geworden sind. Als „Vater der Mönche“ ist St. Antonius Emerita zu nennen, der in Aegypten die erste Einsiedlergemeinde schuf. Im Mittelalter wurde er gegen das sogen. Antoniusfeuer, eine epidemische Hautkrankheit, angerufen, zu deren Bekämpfung im 11. Jahrhundert in Frankreich der Orden der Antoniter entstand, der sich der Krankenpflege widmete und weiteste Verbreitung fand. Da seine Mitglieder hauptsächlich den Landbau und an manchen Orten die Schweinemast betrieben, wurde St. Antonius mit seinem nicht mehr recht verstandenen Attribute, dem Schwein, zu einem außerordentlich beliebten Patron der Haustiere.¹⁾ In Preußen finden wir den Eremiten als Schützer von zwei Hospitälern, die zum ermländischen Bistum²⁾ gehörten. Der Edle van Straten aus Tournay errichtete mit mehreren anderen eine Kapelle des Heiligen auf der Königsberger Vorderen Vorstadt,³⁾ die 1376 mit päpstlicher Indulgenz versehen wurde, und bei der später der Prieppöfische Rat ein Hospital gründete.⁴⁾ Ganz kurze Zeit nur hat die Antoniterpräzeptorie in Frauenburg bestanden, für die Bischof Lucas im Jahre 1507 eine Schenkungsurkunde ausstellte. Interessant ist seine Erklärung daß er das Volk von abergläubischen Gebräuchen, schädlichen Irrtümern, Wahrsagen, Zaubersprüchen und Zauberei abzubringen wünsche und dem hl. Antonius, dem er „specialiter“ ergeben sei, Verehrung erweisen wolle, damit auf seine Fürbitte das Volk mit seinen Haustieren von Pest und Seuchen verschont bleiben resp. geheilt werden möge.⁵⁾ Diese Urkunde weist darauf hin, daß die Landbevölkerung am Anfang des 16. Jahrhunderts noch tief im Aberglauben steckte. Der Bischof schlägt das für diesen Fall allgemein übliche Verfahren der Kirche ein, indem er den heidnischen Kult durch Konkurrenz zu vernichten strebt, wie es Delehaye

1) Heimbucher, I. S. 95. Das dem Heiligen beigegebene Schwein war wohl ursprünglich eine Verkörperung des Teufels, der ihn oft versucht hatte.

2) Der Name St. Anton's kommt innerhalb des Ordenslandes nur in der Allerheiligenlitanei der ermländischen Agenda vor. S. Bbl 1902. Jg. 34. S. 18 ff.

3) Von der Stadt Kgb. gehörte der auf dem linken Pregeluser liegende Teil zur ermländischen Diözese. Pfarrkirchen gab es hier nicht, nur die Hospitäler zu St. Georg und St. Antonius und seit 1537 eine Kapelle auf dem Haberberge. Brgl. S. r. W. I. Anm. 272.

4) Brgl. BM.

5) Brgl. BM.

ausdrückt.¹⁾ Er empfiehlt seinem Volke den berühmten Wunderthäter Antonius, zu dem schon Tausende mit Erfolg gefleht hatten um das Treiben der Weidler und Weibelinnen, d. h. der preussischen Priester und Priesterinnen niederer Ordnung auszuschalten, welche die heimlichen Träger heidnischen Wesens geblieben waren.²⁾ Zu ihrer Tätigkeit gehörte nach Simon Grunau: das Volk, die Kranken und das Vieh zu segnen, Saat und Ernte des Getreides anzuordnen, zu voraussagen und die Kinder das Vater Unser mit abergläubischen Zusätzen zu lehren.³⁾ Ein anderes Beispiel für diese kirchliche Konkurrenz stellt die im römischen Brevier vorgefehene „Benedictio equorum et animalium“ am Feste des hl. Antonius (17. Januar) dar,⁴⁾ die in etwas abweichender Form an den Antoniuskirchen der ermländischen Dörfer Sonnwalde und Wuslack üblich ist,⁵⁾ wenn man sie zum Beispiel mit dem bekannten Merseburger Zauberspruch vergleicht, der einem verletzten Pferde wieder zum Gebrauch seiner Glieder verhelfen sollte.⁶⁾ Auch hier ist das geschickte Ablenken der religiösen Triebe der großen Masse auf christliches Gebiet bemerkenswert. Weicht war es aber nicht, dem Landvolke den Unterschied zwischen Götzen und Heiligen klar zu machen, und Bischof Lucas war nicht der einzige, der über „noxii erroribus“ flagte. In der Landesordnung vom 30. November 1408 bestimmte Hochmeister Ulrich v. Jungingen, daß „eyn yderman sal syne undersaffen dorczu halben, daß sie beichten und gote recht thun, und wer zowbereh und andern ungelowbin under im dirferet, der sal is weren und

¹⁾ Delehane, S. 170.

²⁾ Bertuleit, S. 79. In der Vorrede der preussischen Kirchenagende von 1530 stellen die ehemaligen Bf. von Samland und Pomelanien mit großem Erstaunen fest, daß nach den Ermittlungen ihrer Geistlichkeit die Mitglieder der Landgemeinden noch so wenig vom Geiste des Christentums berührt seien, daß sie ihren alten, heidnisch-religiösen Ueberlieferungen im Stillen huldigten und eine Reihe von Göttern verehrten. S. 32.

³⁾ Grunau, I. S. 94, § 3.

⁴⁾ Antonius gehört zu den vier hl. Marschällen (Cornelius, Quirinus, Hubertus), die in der Diözese Pöln gefeiert wurden als „quatuor patroni, qui Marscales omnipotentis dei ob eorundem singularia merita et auxilia nuncupantur.“ — Franz, S. 171.

⁵⁾ Die Hafer- und die Pferdeweihung an den Festen der Heiligen Stephanus und Antonius. S. Bbl. 9. 1877. S. 34, 35. Die Pfarrkirche zu Sonnwalde wurde 1583 dem hl. Antonius geweiht. Vgl. S. r. W. I. Ann. 227. Wann die Pfarrkirche zu Wuslack ihren Titel erhalten hat, steht nicht fest. Ebda., Ann. 234.

⁶⁾ Vgl. Jacob Grimm, S. 1181.

storen, so her beste mag.“¹⁾ Die Provinzialsynode zu Riga vom Jahre 1428 bedrohte mit scharfen Maßnahmen alle die, welche „supersticiöse idolatrie“ anhängen²⁾, und fortwährend mußten von den geistlichen Oberen Gebote zur würdigen Beobachtung der Sonn- und Feiertage erlassen werden.³⁾ Im Deutschen Orden haben wir keine Spur einer Antoniusverehrung feststellen können.

2) Der hl. Rochus.

Ueber „Die Dominikaner und Franziskaner im Deutsch-Ordensland Preußen bis zum Jahre 1486.“ existiert eine gute und ausführliche Dissertation von Werner Roth. Es genügt, hierauf zu verweisen, da weder dem hl. Dominicus⁴⁾ noch dem hl. Franziskus eine der Klosterkirchen ausdrücklich geweiht war. Ein Tertiariar des Franziskanerordens war der hl. Rochus (+ ca. 1327), der auf Grund seiner Legende als Pestpatron verehrt wurde. Nachdem das Konzil zu Konstanz seinen Kult anerkannt hatte, wurden ihm viele Gotteshäuser, Spitäler und Bruderschaften

¹⁾ Loeppen, Akten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des DD. Bd. I. Leipzig 1874. S. 117.

²⁾ Const. syn. Spalte 323; 342.

³⁾ Const. syn. Spalte 89, 90. Ferner: Akten der Ständetage Preußens, Bd. I und II, Sach- und Wortregister unter „Kirchliches Leben“.

⁴⁾ Den größten Zulauf fanden die Dominikaner zu Danzig durch den sog. Dominiksmarkt, einen vielbesuchten Jahrmarkt am Festtage ihres Stifters (5. Aug.). Simson I. S. 21. Dieser wird zuerst im Jahre 1400 erwähnt, als Herr David (vermutlich ein Ordensbruder) „len Danzif zum Domenif“ zog, um Pergament zu kaufen und Bücher zu schreiben. Mbg. Erb. S. 57, 1. Dieselbe Quelle, und unseres Wissens nur diese, nennt noch einen preußischen Jahrmarktstermin, den Borghard oder Burchardt am Feste des hl. Bf. Burchard von Würzburg (11. oder 14. Oktober). Zu diesem Tage hat Hm. Konrad von Jungingen, recht wie ein gütiger, fürsorglicher Landesvater, wiederholt, wo er sich gerade aufhielt, der Jugend ein Scherlein gesendet, so 1399 den Jungfrauen zu Graudenz (Mbg. Erb. 33, 13), 1402 den Schülern von Westlin (Ebda 188, 24), 1403 den jungen „mehdeln“ (Ebda 268, 14) und 1404 den Schülern zu Marienburg (Ebda 322, 9). Vielleicht hat der Hm., der aus Schwaben stammte, selbst erst diesen Brauch aus Süddeutschland herübergebracht, wo, nach Grotesend, das Fest in Würzburg, Mainz und Basel bekannt war. Jedenfalls scheint der Borghard nur auf Ordensgebiet stattgefunden zu haben, denn aus den preuß. Bistümern liegen keine Nachrichten darüber vor, und auch in Riga kannte man ihn nicht. v. Bruiningf., S. 378. Aus dem Datum „obiit a. d. 1391 in feria quinta octo die post festum s. Borchardi“ auf der Grabplatte des Großkomturs Kunz v. Liebenstein in der Pfarrkirche zu Neumark (BND Wpr. 2. S. 687) könnte man schließen, daß der Borghard in Preußen auf den 11. Oktober fiel.

geweiht.¹⁾ In Preußen hat er vor der Reformation wenig Bedeutung gehabt.²⁾ Nach Materns Angabe³⁾ wurde er im Ermland vermutlich durch Bischof Abezier bekannt, der als Gesandter des Domkapitels an dem Konzil teilgenommen hatte. Das Rochus-Spital in der Danziger Jungstadt, das 1435 ohne nähere Angaben genannt wird, war wenige Jahrzehnte später schon wieder verschwunden,⁴⁾ doch wohl, weil Danzig an Hospitälern Ueberfluß hatte. Dauerhafter war das geistliche Lehren, das der Leipziger Dr. Christophorus Ruppener in seiner Vaterstadt Löbau stiftete. Es sollte dienen „zu enthaltunge anfenglichen zwelfff armer menschen in deme natwen hospitali, (zo) vor der Lobam in Prewssen gebawet worden ist, gote deme almechtigen unde sehnem heiligen patronen, nemlichen sancte Anne, sancto Hieronimo,⁵⁾ sancto Wolffgango,⁶⁾ Rocho unde sancto Johanni Baptiste.“⁷⁾ Zu Ehren der genannten Heiligen sollten jeden Montag und Mittwoch in dem Spital Frühmessen gelesen und jeden Freitag ein Requiem für den Stifter und sein ganzes Geschlecht gehalten werden. Das Testament,⁸⁾ das diese Bestimmungen enthält, zeigt die kirchliche Gesinnung des wohlhabenden Bürgerstandes im ausgehenden Mittelalter in hellstem Lichte. Der Stifter verfehlt nicht, die Fürbitte der Unterstügten für seine arme Seele fast überreichlich in Anspruch zu nehmen, ein Brauch, der auf den Grundsatz der katholischen Kirche zurückgeht, daß es ein heiliger und heilsamer Gedanke sei, für die Verstorbenen zu beten, damit sie von ihren Sünden erlöst werden.⁹⁾ Weitere Verbreitung in Preußen hat St. Rochus anscheinend erst seit der Pest von 1709/10 gefunden.¹⁰⁾

¹⁾ Buchberger Artikel: Rochus.

²⁾ In Riga hatte seine Verehrung überhaupt keinen Eingang gefunden. v. Bruiningk, S. 538.

³⁾ Matern, S. 98.

⁴⁾ Vgl. Bk.

⁵⁾ Hieronymus ist einer der vier latein. Kirchenlehrer (Gregorius, Augustinus, Ambrosius). Vgl. Buchberger.

⁶⁾ St. Wolfgang, Bf. von Regensburg (924--994), machte sich um die Verwaltung seiner Diözese hochverdient. Vgl. Buchberger. Ein Altar zum hl. Wolfgang wird 1481 in der Pfarrkirche der Altstadt Thorn erwähnt. Ub.Culm, Nr.696.

⁷⁾ Zu der Frage, ob Ruppener der Stifter oder nur der Hauptwöhlthäter dieses Hospitals gewesen ist, vgl. Bief, Die Stadt Löbau, S. 426 ff.

⁸⁾ Vgl. Bk.

⁹⁾ Hierzu die Belege bei Buchberger unter dem Artikel: Fürbitte.

¹⁰⁾ Anfang Juli 1709 vertrieb die in Danzig herrschende Pest die Mutter des Königs von Polen. In Marienburg machte sie Station und schmäckte das

3) Die hl. Birgitta von Schweden.

Ueber die Ordensstifterin und Mystikerin Birgitta von Schweden, deren Offenbarungen im Mittelalter hochangesehen waren,¹⁾ können wir uns kurz fassen, da ihre Bedeutung für Preußen bereits von Strehlke²⁾ und Simson³⁾ gewürdigt worden ist. Mit dem Deutschen Orden steht Birgitta insofern in Zusammenhang, als sie ihm den Untergang vorausgesagt hat,⁴⁾ und eine Erinnerung an diese Prophezeiung sollte vermutlich das Birgittenkloster sein, das König Jagello nach seinem Siege bei Tannenberg in der Nähe des Schlachtfeldes zu errichten beabsichtigte.⁵⁾ Weiteren Kreisen bekannt wurde die Heilige dadurch, daß ihre Gebeine bei der Ueberführung nach Schweden 1374 für einige Zeit in Danzig ruhten, wo in der Folge unter Mitwirkung des Hochmeisters ein Birgittenkloster entstand.⁶⁾ Der seligen Dorothea von Montau, die in Danzig verheiratet war, ist St. Birgitta Muster und Vorbild gewesen,⁷⁾ und dem Volke wurde der Name der frommen Frau durch die Allerheiligenlitaneien⁸⁾ geläufig.

Wir sehen also, daß die Zahl der in Preußen zu Kirchenpatronen gewählten Ordensheiligen verschwindend klein ist, wie es schließlich bei der Wachsamkeit des Ritterordens über den Einfluß der Klöster nicht anders zu erwarten war. Innerhalb der einzelnen Niederlassungen wurden die Ordensstifter naturgemäß überall besonders verehrt. So erhielten, um nur ein Beispiel zu nennen, die Benediktiner-Nonnen zu Thorn 1489 einen Ablaß, der u. a. für die Lage s. Benedicti und Bernardi galt.⁹⁾

cc) Allgemein kirchliche Heilige.

1) Der hl. Nicolaus.

Als den volkstümlichsten Heiligen dieser Gruppe kann man wohl St. Nicolaus von Myra bezeichnen, der, im Morgenlande hoch

Heiligtum s. Annae mit zwei Altären zu Ehren der Heiligen Nepomuk und Rochus. E. Bbl. 88-40. Jg. 1906-1908. S. 3 ff. Ferner Matern, S. 98.

¹⁾ Vrgl. Buchberger, Artikel: Birgitta.

²⁾ Strehlke, Ein Kloster auf dem Tannengerger Schlachtfelde. S. 48 ff.

³⁾ Simson, I. S. 116, 117.

⁴⁾ Loeppen, Elbinger Antiquitäten, S. 139 ff.

⁵⁾ Strehlke, aa.D.

⁶⁾ Simson, a. a. D.

⁷⁾ S. r. Br. II. Anm. 258.

⁸⁾ E. Bbl., a. a. D.

⁹⁾ Ab. Culm, Nr. 713.

gefeiert, nach den Kreuzzügen auch im Occident weiteste Verbreitung fand.¹⁾ Seine vielseitige Vita, in der er als Schützer der Kinder, als Retter aus Wassers- und Feuergefähr, als Helfer in Hungersnot, Armut und bei Diebstahl gepriesen wird,²⁾ bewirkte, daß er sozusagen als „Patron in allen Lebenslagen“³⁾ in den Städten angerufen wurde, vor allem in Seestädten oder solchen mit lebhaftem Handel und Verkehr. Sein Fest wurde z. B. in Hamburg, Bremen und Lübeck gefeiert,⁴⁾ und da besonders Lübeck in nahen Beziehungen zum Ordenslande stand, so ist zu vermuten, daß die Verehrung des hl. Nicolaus direkt von deutschen Schiffern hierher verpflanzt worden ist.⁵⁾ Ein Beweis dafür ist die älteste preußische Nicolauskirche zu Danzig, die 1227 unter diesem Titel den Dominikanern verliehen wurde und das Gotteshaus der deutschen, Schifffahrt treibenden Ansiedler war.⁶⁾ Hier wie in den Handelsstädten Elbing, Graudenz, Königsberg,⁷⁾ Memel, wo überall im Laufe des 13. Jahrhunderts Nicolausheiligtümer entstanden, tritt uns der große Menschenfreund von vornherein, unabhängig von den Mönchsorden,⁸⁾

1) Vgl. die Angaben bei Buchberger, Benzerath, Kampfschulte. Ferner: Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 317—319.

2) Breuer, Alte Heiligenlegenden aus dem Kölner Passional vom Jahre 1485. M. Gladbach 1919. S. 25 ff.

3) Im Hamburg. Brevier wird St. Nicolaus als „pater nautarum“ bezeichnet und Gott angefleht, „at ejus meritis et precibus a ghehennae ignis incendiis et a periculis omnibus liberamur“. Mittheil. a. d. Gebiete d. Gesch. Liv-, Est- und Kurlands. Bd. 4. S. 287—289.

4) Vgl. Grotefend, Bd. II.

5) Ueber seine weite Verbreitung im Bereiche des baltischen Handels vgl. den Abschnitt vom hl. Jacobus.

6) Simson I. S. 20.

7) In Königsberg wurden dem hl. Nicolaus sogar zwei Kirchen geweiht. Die Stadt war „circa ecclesiam paroch. s. Nicolai in monte juxta castrum Kunig-borgk“ gegründet worden. Diese Nicolauskirche auf dem heutigen Steindamm war also das älteste Gotteshaus Königsbergs und des Samlands. Im zweiten Preußenaufstande, der 1261 begann, wurde aber die auf dem Steindamm gelegene Siedlung zerstört und Kgb. darauf in den Schutz des Schloßberges verlegt. Die neu entstehende Pfarrkirche der Altstadt wurde ebenfalls dem hl. Nicolaus geweiht, und die zuerst erbaute Kirche „s. Nicolai in monte“, die nun vor den Loren lag, wurde vermutlich Filiale des Altstädtischen Gotteshauses. Wendthal, Ab. Kgb. Nr. 12. Ann. Beckhern i. d. Altp. Ms. 27. S. 403 ff. Harnoch, S. 18 und 36, 37.

8) Dem gegenüber nennt Gustav Vossert, Die Kirchenheiligen Württembergs bis 1250. Württ. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. VIII. 1885. S. 282 ff. den hl. Nicolaus den „Typus des streitbaren Mönchstums“, dessen Kult von den

als Volksheiliger entgegen, und wenn ihn die Franziskaner in Kulm und die Dominikaner in Thorn propagiert haben, so ist die Initiative dazu sicherlich auch hier dem Volke zuzuschreiben. In der Folge hat St. Nicolaus gerade im Weichselgebiet besondere Verehrung genossen, denn die Ortschaften Königsdorf, Lieffau und Wernersdorff besaßen Pfarrkirchen auf seinen Namen,¹⁾ und die Weichselfahrer weihten ihm eine Bruderschaft, die in allen Städten des Stromes ihre Herbergen hatte.²⁾ Auch sonst finden wir den hilfreichen Heiligen, dessen Festtag (6. Dez.) sowohl im Deutschen Orden wie in den preußischen Diözesen als *f. fori* begangen wurde,³⁾ vorzugsweise in der Nähe des Wassers. So ordnen Bischof Heinrich von Kurland und der Provinzialkomtur Burchard von Hornhusen im Jahre 1258 an, daß die Kirche St. Nicolai in Memel „*per se sit semper ecclesia sive matrix.*“ Memel, „eine alte Stadt zur Zeit des heidnischen Preußen“, die allem Anschein nach schon vor der Ordensperiode „einigen Handel“ getrieben hat,⁴⁾ liegt am Tief des Kurischen Haffs, so daß die Wahl des Kirchenpatrons ohne weiteres verständlich erscheint. Diese geht zweifellos auf die Ritterbrüder zurück, denen das Patronat über das Gotteshaus zustand.⁵⁾ Bezeichnend ist es, daß der „*pater nautarum*“ auch in mehreren Ortschaften am Frischen Haff Verehrung gefunden hat. Das GUB erwähnt Geräte zu St. Nicolaus in den Schlössern Balga

cluniacensischen Klöstern absichtlich gefördert worden sei. Dieser Ansicht tritt Benzerath (S. 159–161) entgegen. Er weist darauf hin, daß der Hl. durch Wallfahrten nach seinem Grabe zu Bari zum Modeheiligen des 12. und 13. Jahrhunderts geworden sei. Wer im Ordenslande für seine Verbreitung sorgte, das sehen wir oben.

¹⁾ Zu allen genannten Nicolauskirchen vgl. BN.

²⁾ Matern, S. 98. Unwillkürlich wird man hierbei an die Verehrung des Meeresgottes Poseidon im Altertum erinnert, und Delehaye (S. 191) gibt auch zu, daß St. Nicolaus der Nachfolger jener Gottheit genannt werden dürfte, aber er setzt einleuchtend auseinander, daß diese Erscheinung auf Zufall beruhe.

³⁾ Vgl. Die Feiertagslisten.

⁴⁾ Vgl. Sammlung einiger Denkwürdigkeiten der Stadt Memel, S. 61, 62.

⁵⁾ Br. Ab. I. 2. Nr. 64. Trotz Errichtung der Nicolauskirche soll dem DD. das Recht der abwechselnden Präsentation des Geistlichen an der Johanniskirche vorbehalten bleiben. Vgl. hierzu den Abschnitt über den Apostel Johannes. Damit sind die Fertlmer von Boetticher, Bd. V., und Sembriski, Altpr. Ms. 40. S. 522 ff. über die drei Kirchen Memels berichtet. Zu dem Mariendom daselbst vgl. den Abschnitt über Maria.

und Brandenburg,¹⁾ und Pfarrkirchen zu seiner Ehre erhoben sich in Frauenburg, Neukirch und Elbing (am Elbingfluß, der sich ins Haff ergießt).²⁾ Ferner hatte die Marienburg an der Rogatbrücke eine Nicolauskapelle und Labiau, dessen Ordensburg rings von Wasser umgeben war,³⁾ eine Pfarrkirche des gleichen Titels. Zu beachten ist die Handfeste des Dorfes Rosengarten,⁴⁾ die 1437 für Nicolaß Plaswidde und seine Erben ausgestellt wurde, und die gleichzeitig vier Pfarrhufen „In die Ehre Gottes des Allmächtigen und des Herrn Sancti Nicolai“ festsetzte. Ohne Zweifel besteht hier zwischen dem Namen des Lokators und dem Patron ein Zusammenhang, der sich sonst aus den preußischen Urkunden nur selten nachweisen läßt. Zwei anschauliche Berichte über Nicolaus-Heiligtümer in Pommerellen liegen in den Schandbüchern des Ordens vor. Sehr lebendig wird geschildert, wie die Polen in die Kirche zu Landsberg in der Neumark eingebracht sind und „iuvate nunc Katherina, si potes, iuvate nunc Nicolae, si potes“ dort gehaust haben.⁵⁾ In der Bemerkung „iuvate, si potes“ des sonst sehr nüchternen Chronisten steckt eine reichliche Dosis Ironie über die Machtlosigkeit der Kirchenpatrone, die nicht verhindern, daß ihr Haus entweiht wird. Der andere Bericht ist besonders ausführlich, was für die Wichtigkeit des Vorfalles spricht. Wir übertragen ihn unverfürzt:

In dem Dorfe Undischen (Wuneschin)⁶⁾ befand sich ein St. Nicolausbild, das „Zeichen tat“. Da ließ der Herzog von Pommern durch seinen Mühlmeister Nideldeh zu Stolp im Dorfe Undischen eine Kirche bauen, ohne nach dem Willen des Pfarrers und des Lehnherrn des Kirchengebietes, Stybor Grelten, zu fragen. Grelten aber war Lehnsmann des Ordens und nicht des Herzogs, und so beklagte er sich beim Orden. Darauf entführte der Mühlmeister das Nicolausbild von Undischen nach dem (pomm.) Saveritz. Es kehrte aber wieder nach Undischen

¹⁾ GAB. 167, 16 und 36. 172, 3 und 11. 242, 4 und 24. Man darf wohl nur an Nicolauskaltäre denken, denn von Brandenburg wenigstens werden wir noch hören, daß seine Kirche der hl. Katharina geweiht war.

²⁾ Vrgl. *WM*.

³⁾ Zu der Lage der Stadt Labiau vrgl. den Abschnitt über den hl. Jodocus.

⁴⁾ und ⁵⁾ vrgl. im *WM*.

⁶⁾ Zum Kammeramt Lauenburg, Komturei Danzig, gehörig. Die Quellenangabe vrgl. im *WM*.

zurück, da der Orden dieses Dorf schon 100 Jahre besaß und das größere Anrecht auf das Bild hatte. Zur Sicherheit ließ der Vogt von Lauenburg das Heiligtum nach Lauenburg bringen.

Es handelt sich also um einen Kompetenzstreit zwischen dem Deutschen Orden und dem Bommernherzog in Bezug auf ein wunderstätiges Heiligenbild, das naturgemäß viel besucht wurde und reiche Einkünfte brachte. Nur so versteht man, daß das Bild als weltliches Machtobjekt betrachtet wird und von der Kirche bei der ganzen Sache nicht die Rede ist. Die dreiste Entführung des Heiligtums zeigt, wie unsicher nach der Schlacht bei Lannenberg¹⁾ die Verhältnisse in dem Grenzgebiet gewesen sein müssen. Ohne Frage hatte der Herzog den Orden herausgefordert, doch hat sich der Mühlmeister anscheinend auf eigene Faust zu weit vorgewagt, denn „das Bild kehrte wieder nach Undischen zurück“, d. h. der Orden wird bei dem Herzog Beschwerde eingelegt haben, und dieser hat es für ratsam gehalten, einzulenzen und den Raub herauszugeben zu lassen.

Eine Begründung für die eifrige Verehrung, die St. Nicolaus bei den Rittern vom Deutschen Hause genoß, ist bereits versucht worden.²⁾ Man hat darauf hingewiesen, daß die Genossenschaft als deutsches Hospital „retro in cimiterio s. Nicolai“ zu Alton im Jahre 1190 ihren Anfang genommen habe, hat aber zu betonen unterlassen, daß es gerade Kaufleute aus Lübeck und Bremen waren, die dieses deutsche Feldlazarett ins Leben riefen,³⁾ denn in ihrer Heimat hatte sich der Kult des hl. Nicolaus damals schon eingebürgert.⁴⁾ In Erinnerung an diese besonderen Umstände bei seiner Gründung mag ihn der Deutsche Orden unter seine Spezialpatrone aufgenommen haben.

1a) Der hl. Olaf.

Die Hauptmomente zur Verehrung des nordwegischen Schifferheiligen Olaf im Ost- und Nordseegebiet finden wir bei v. Bruiningk⁵⁾ zusammengetragen. Dieser hat festgestellt, daß St. Olaf,

¹⁾ Der obige Bericht ist abgefaßt in den Jahren 1411—1414.

²⁾ Die Festa Fori in der Diözese Ermland. E. Bbl. 6. 1874. S. 81 ff.

³⁾ Bruß, Die geistlichen Ritterorden. Berlin 1908, S. 62 ff.

⁴⁾ Im Jahre 1163 werden als Patrone des Lübecker Domstifts St. Maria und Nicolaus genannt. Hauck, IV. S. 977.

⁵⁾ v. Bruiningk, S. 498—506.

der hochgefeierte Schutzpatron Norwegens,¹⁾ in kein deutsches Heiligenverzeichnis aufgenommen worden ist und in den deutschen Diözesen nur eine ganz beschränkte Verehrung gefunden hat, eine Angabe, die sich für das Ordensgebiet und die preußischen Bistümer bestätigt. Nur eine einzige Kirche zu Ehren des Heiligen, in Weichselmünde, ließ sich ermitteln, über die aber Näheres nicht bekannt ist.²⁾ Blasbruderschaften existierten in Königsberg,³⁾ Danzig⁴⁾ und Elbing.⁵⁾

2) Der hl. Valentin.

Zum Patrozinium des hl. Valentin, des Abtes und Bischofs der Rätier in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts⁶⁾ bemerkt Delehane⁷⁾ treffend, daß sich das Volk hier durch einen Kalauer habe führen lassen, denn Valentin wird bei Fallsucht oder Epilepsie angerufen, und zwar nicht etwa im Zusammenhange mit seiner Vita, sondern auf Grund der bei beiden Worten ähnlich klingenden ersten Silbe. Als Kirchenpatron läßt er sich nur im Kulmer Bistum nachweisen. Hier war ihm zu Strassburg⁸⁾ ein Hospital errichtet, über das aber keine Einzelheiten vorliegen. Da sich ein Haupt des hl. Valentin früher in der Hl. Geist-Kirche zu Kulm befunden haben soll,⁹⁾ könnte man die Möglichkeit in Erwägung ziehen, daß diese Reliquie zur Verbreitung des Heiligen in der Diözese Kulm beigetragen hat.

3) Die hl. Katharina.

Von den Nothelfern haben außer St. Georg und Christophorus in Preußen noch die drei hl. Jungfrauen Katharina,

¹⁾ Buchberger, Artikel: Blas.

²⁾ Vgl. *BR*.

³⁾ Der Kneiphöf. Gemeindegarten zu Kgb. ist „aus fente Blaffs gilbe orsprinlich gebuwet und begriffen.“ Perlbach, Quellen-Beiträge zur Gesch. der Stadt Königsberg im N. Göttingen 1878. S. 37. Nr. 37.

⁴⁾ Matern, S. 98.

⁵⁾ In dem Inventar der Elbinger Kirchen von 1544 wird i. d. Pfarrkirche der Altstadt eine Kapelle S. Blas genannt. *ZGHC*. 8. S. 494 ff.

⁶⁾ Es gibt mehrere Männer des Namens Valentinus, die im christlichen Altertum und im N als Märtyrer und Heilige verehrt wurden. Der Bischof der Rätier ist der am besten beglaubigte von ihnen. Vgl. Herzog-Hausf, *RE*, Artikel: Valentinus.

⁷⁾ Delehane, S. 49.

⁸⁾ Vgl. *BR*. Das Valentin-Hospital mit Kapelle in Abbau wurde erst 1616 durch den Bf. errichtet. Vief, Die Stadt Abbau, S. 442. Nichts Näheres, ist von einer alten Valentinskappelle bei Bobrau (Kr. Strassburg) bekannt. Plehn Ortsgesch. des Kreises Strassburg i. Wpr. Heft 39 der *Z. d. histor. Ver. f. d. Reg.-Bez. Marienwerder*. Kgb 1900 S. 3.

⁹⁾ Seemann, Die Culmer Pfarrkirche.

Barbara und Margareta Bedeutung erlangt, die seit alter Zeit als Patrone des Lehr-, Wehr- und Nährstandes gelten.¹⁾ Zum Verständnis für ihre Ausbreitung ist es wichtig, daß eine Messe „de sanctis quatuor virginibus capitalibus,“²⁾ das sind Katharina, Barbara, Margareta und Dorothea, aus Kölner Missalien bekannt geworden ist, die auch im Deutschordens-Missale Eingang gefunden hatte:³⁾ ein neuer Beweis für den großen religiösen Einfluß, den Köln auf das Ordensland ausgeübt hat. Auf dem Wege über die Liturgie wurde diese Heiligenreihe, der wir auch in den Allerheiligenlitaneien begegnen, außerordentlich populär.⁴⁾ Voetticher spricht geradezu von den „üblichen vier preußischen Heiligengestalten.“⁵⁾ Unter ihnen tritt St. Dorothea im öffentlichen Kult ganz zurück.⁶⁾ Beliebt bei der großen Masse sind vor

1) Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 139.

2) Man stellte im M.A. gern Heilige zusammen, deren Fürbitte man für besonders wirksam hielt, und von den vier *virgines capitales* berichten die Bitten übereinstimmend, daß sie vor ihrem Martertode Gott angefleht hätten, „ut memoriam eius faceret, quod in omni tribulatione auxilium tam anime quam corporis inveniret.“ Vgl. v. Bruining, S. 471. Ferner Breuer, S. 22 u. 113.

3) Franz, S. 171.

4) Beiträge aus der Ikonographie:

a. Mittelalterliche Altaraufsätze mit den Bildern aller 4 Jungfrauen in Schalmeh (Mitt. G. Rv. III. S. 1 ff.), Caymen, Laptau, Richtenhagen, Cremitten, Wörschen, Waltersdorf, in der Köbn. Hospitalkirche zu Rgb. (Voetticher, II.)

b. Altaraufsätze mit den Bildern von Katharina, Barbara und Margareta in Wigehehen. (Mitt. G. Rv. III. S. 1 ff.), Braunsberg (Ebda. II. S. 11 ff.)

c. Reliefbilder aller vier Jungfrauen in Peterswalde. (BFD Wpr. 3. S. 313.) Ihre Bilder auf einer Tafel in Bludau. (ZGUE. 8. S. 587.)

d. Reliquien von ihnen in einem großen Reliquiar, das 1388 von dem Elbinger Hanskomtur bestellt wurde. (Vogberg, Gesch. d. preuß. Münzen und Siegel, S. 216.)

5) Voetticher, II. S. 147.

6) Zwischen 1332 und 1344 erhält eine nicht näher bezeichnete Kirche der hl. Dorothea in Boniesanien von mehreren Pfen. einen Ablass. Welche Kirche dies sein könnte, läßt sich nicht feststellen. Daß sie nicht etwa der seligen Dorothea von Montau geweiht war, ergibt sich aus der Jahreszahl. Samld. Ab. I. 354. Ueber die Bruderschaften zu Ehren der hl. Jungfrau Dorothea z. Rgb., Elbing und Danzig siehe Matern, S. 100. Simson (I. S. 119, 120.) behauptet, daß eine Danziger Priesterbruderschaft in der Marienkirche der seligen Dorothea geweiht gewesen ist. Dagegen spricht, daß sich hier nach Ehrenberg. (S. 86, 87.) ein sehr kostbarer Dorotheenaltar mit Marterszenen befindet, der sich nur auf die Jungfrau Dorothea beziehen kann.

allem St. Katharina und Barbara gewesen, weil Reliquien von ihnen unter besonderen Umständen nach Preußen gelangten, deren Verehrung von vornherein dem Volke nahegelegt wurde.

St. Katharina v. Alexandrien,¹⁾ einer der volkstümlichsten Heiligen in der griechischen und lateinischen Kirche, wurden im Ordenslande nächst der Jungfrau Maria die meisten Gotteshäuser geweiht. Die ältesten hiervon, die Pfarrkirchen zu Danzig und Braunsberg aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts,²⁾ sind ein Beweis dafür, daß der Kult dieser Martyrin von den Einwanderern direkt aus Altdeutschland herübergebracht worden ist. Für seine Verbreitung hat vor allem der Deutsche Orden Sorge getragen. Im Jahre 1297 bestimmt Hochmeister Gottfried von Hohenlohe, daß St. Katharinen als t. dpl. mit feierlicher Oktav begangen werden soll;³⁾ im Jahre 1422 hören wir, daß am Tage vorher zu fasten ist.⁴⁾ In der Zwischenzeit war eine wertvolle Reliquie der Heiligen nach Preußen gekommen. Kaiser Karl IV. machte sie dem Komtur von Brandenburg, Günter von Hohenstein, für seine Tapferkeit zum Geschenk, und Bischof Heinrich III. von Ermland überbrachte sie ihm, als er 1379 vom kaiserlichen Hofe in sein Bistum zurückkehrte. Die ausführliche Schilderung, die wir von diesem Ereignis besitzen,⁵⁾ zeigt uns aufs neue, wie sehr die mittelalterlichen Menschen an dem Besitze von Reliquien hingen. Der Kaiser trennte sich nur schwer von der Particula seines Katharinenheiltums, und „Gunterus gratulatur ex corde iocundo de tanto dono“, ließ die kaiserliche Gabe in eine kostbare Katharinenstatue einschließen und erwählte sich die Heilige „in sponsam et amicam.“ Mit großer Feierlichkeit wurde das Reliquiar⁶⁾ in die Kapelle des Ordenschlosses Brandenburg getragen und dem Volke das Geschick mitgeteilt, das ohne Frage dazu beigetragen hat, sowohl beim Orden wie bei den Laien die Katharinenverehrung zu beleben. Der größere Teil der im Patronsregister genannten Katharinenkirchen erhob sich im eigent-

1) Delehaye, S. 58. Buchberger, Artikel: Katharina.

2) Vrgl. PR.

3) Verlbach, Statuten, S. 144.

4) Ebda, S. 157.

5) S. r. Pr. II. S. 597 ff.

6) Es kam später nach der Marienburg, wo es in des Hochmeisters Kapelle aufgestellt wurde und hohe Verehrung genoß. Voigt, Gesch. Marienburgs. S. 172

lichen Ordensgebiet, drei davon im Kreise Marienburg¹⁾, und im 16. Jahrhundert weisen die Ordenskapellen so viele Altäre, Bilder und Gerät der Marthrin²⁾ auf, daß alle anderen von den Rittern verehrten Heiligen weit dahinter zurückbleiben. Demnach darf man St. Katharina als eine Lieblingspatronin des Deutschen Ordens bezeichnen.³⁾

Auch in den preußischen Diözesen wurde der 25. November als öffentlicher Feiertag begangen, im Ermland,⁴⁾ das eine stattliche Anzahl von Katharinenkirchen aufweist,⁵⁾ spätestens seit der erwähnten feierlichen Translation nach Brandenburg. Nur Samland scheint eine Ausnahme gebildet zu haben. Die Feiertagsliste von 1427 bringt den Katharinentag als *idpl.*, und 1441 erklärt Bischof Michael sogar, daß die Suffragien (das sind besondere Kommemorationen an den Heiligtagen) St. Katharinae im Samland nicht üblich seien. Wenn aber jemand *privatim* dieser hl. Jungfrau seine Ehrerbietung erweisen wolle, so sei das gestattet.⁶⁾ Hierher würde es gehören, daß auf dem Siegel des Bischofs Nicolaus II. Kreuder zur Linken der Jungfrau Maria die hl. Katharina steht.⁷⁾ So muß man die seltsame Tatsache konstatieren, daß die sonst im Ordensgebiete hochgefeierte Heilige allein im Samland nicht propagiert worden ist und infolgedessen hier auch wenig Bedeutung gehabt hat.⁸⁾ Die Gleichgültigkeit der samländischen Bischöfe gegen die große Martyrin ist schwer verständlich, besonders da nahe bei Königsberg, in Arnau am Pregel, eine

1) *BRD Mbg.* S. 16, 259, 261: Die Kirchen zu Barendt, Br. Rosengart und Schadmalde.

2) *GWB* Alphabet. Register. Als Ergänzung hierzu: Dixer, Das Schatzverzeichnis der Kgb. Schloßkirche. Mitt. G.Rv. III. 1875, S. 54 ff.

3) Darstellungen von ihr mit Schwert und Rad findet man häufig auf den Siegeln der Ordensgebietiger Alt-Livlands. „Der Katholik“. Bd. 32. S. 220, 221.

4) In der Festordnung des Bf. Heinrich III. (1373—1401) wird es als *f. fori* genannt. Denselben Rang hatte es 1411 in Pomesanien, wo am Vortage gefastet wurde (vgl. Die Feiertagslisten), und im Kulmer Bistum. Hierzu vgl. *Haritknoch*, S. 210—213.

5) Vgl. *PR.*

6) *Nova statuta per Mich. ep. Samb. edita.* G. Pbl. 29. 1897 S. 114.

7) Erich Weise, Das Urkundenwesen der Bfse. von Samland. *Diff. Kgb.* 1920.

8) Es gab keine Katharinen-Kirche oder -Kapelle an dem Bischofsitze Königsberg, ebenso unseres Wissens im Dome selbst keinen Katharinenaltar. Dagegen hatten das Georgenhospital (Altpr. Mts. 18. S. 33) und die Löbenicht-Kirche (Boetticher, VII) einen solchen.

alte Wallfahrtskirche zu St. Katharinen existierte.¹⁾ Arnau gehörte dem Orden, der hier ein „Castrum“ errichtet hatte, und auf ihn läßt sich der Kirchentitel zurückführen, dessen hohes Alter durch zwei Sprüche in gotischen Buchstaben auf den Kirchentüren beglaubigt ist, in denen die hl. Katharina angerufen wird. Dieses Gotteshaus, das 1349 dem Marienkloster in Königsberg verschrieben wurde²⁾, ist das einzige im Samland, dessen Katharinenpatrozinium man einwandfrei feststellen kann.³⁾

3a) Die hl. Barbara.

Die Verbreitung des Kultes der hl. Barbara hängt mit der Geschichte des Deutschen Ordens eng zusammen. Zur Zeit der ersten Kämpfe mit den heidnischen Preußen, die von dem christlichen Pommernerzog Swantepolk unterstützt wurden, gelang es dem alten Marschall Theoderich v. Bernheim, die herzogliche Burg Sartowik im Dezember 1242 zu überrumpeln und ein „incomparabilem thesaurum, caput vid. b. Barbarae virg.“ zu erobern, das nach den Angaben der Ordenschronisten Dusbürg und Jeroschin in einer silbernen Nigis im Keller gefunden wurde. Voller Freude geleiteten die Ordensritter die Reliquie nach Kulm, wo Klerus und Volk sie feierlich empfingen. Man brachte sie im Ordensschlosse Althaus unter, „et multa signa meritis b. virg. ibidem facta dignoscuntur“,⁴⁾ so daß sie an dieser Stätte lange

¹⁾ Boetticher, I: Arnau, und VIII, S. 2.

²⁾ Harnoch: Arnau, S. 10, 11. Faber: Arnau, S. 168—171.

³⁾ In Medenau, dessen Kirche je eine Glocke und Figur der Jungfrau Maria und der hl. Katharina bewahrt hat, (Gebauer, Ueber Medenau. N. Pr. Br. VI. Bd. 7. 1849. S. 149 ff.) könnte St. Katharina eventuell Mitpatronin gewesen sein.

⁴⁾ Wir sind der kurzen Angabe der „Älteren Chronik von Oliva“ gefolgt (S. r. Pr. I. S. 681, 682.), weil diese nur Tatsachen angibt: die Eroberung der Burg und die Auffindung der Reliquie. Das Ereignis haben ferner geschildert die Ordenschronisten Peter von Dusbürg, pars III cap. 36. S. r. Pr. I. S. 69, 70. und Nicolaus von Jeroschin, S. r. Pr. I. S. 375—379. Beide sind auf den Pommernerzog, einen gefährlichen Gegner des Ordens, sehr schlecht zu sprechen und nehmen die Gelegenheit wahr, zu zeigen, wie Gott und die Heiligen das Eroberungs- und Befehrungswerk in Preußen sichtbarlich gefördert haben. Ihr Gedankengang ist etwa folgender: Herzog Swantepolk hatte durch den kühnen Handstreich sowohl sein festes Schloß als auch ein wertvolles Heiligtum verloren. Das war die Strafe des Himmels für die Unterstützung, die er den heidnischen Preußen gegen christliche Ritter geleistet hatte, und die ihm von Dusbürg den Titel „filius dyaboli“ eintrug. Bei solch einem Gottesfeinde konnte sich die hl. Barbara

Zeit hohe Verehrung¹⁾ genöß. Fast ein Jahrhundert verging indes, ehe der Orden dafür sorgen konnte, das Andenken an St. Barbara, die sich ihm gnädig erwiesen hatte, in würdiger Weise zu ehren. Erst Hochmeister Lutter von Braunschweig (1331—1335) verordnete, daß man „sente Barbaren taf sal haldin sdpl. mit ihrer eigenen hystorie“,²⁾ und verfaßte ein Reimgedicht in deutscher Sprache von der Heiligen, das uns nicht erhalten ist, das aber bei Jeroschin erwähnt wird.³⁾ Fortan finden wir mehrfach Spuren ihres Kultes innerhalb des Ordens, so eine Barbarakapelle in der Marienburg⁴⁾ und silberne Statuen von ihr in

nicht wohl fühlen, sondern mußte wünschen, zu den wahren Streitern Christi überzugehen. Als die Ordensritter, merkwürdigerweise gerade am Vorabend ihres Festtages, die feindliche Burg angriffen, verhalf sie ihnen zum Siege und ließ ihnen durch den Mund einer Matrone verkünden, daß sie nach Kulm übersiedeln wolle, weil sie dort größere Verehrung genießen werde als in Cartowitz. Freudig erfüllte man ihren Wunsch, und reicher Segen ging von der Reliquie in Althaus aus.

Unter dem Haupte der hl. Barbara hat man nach den Erklärungen Stülkelbergs nur ein Kopfreliquiar mit einer Partikel vom Barbarahaupte zu bestehen. Ueber seine Translation nach Pommern existieren nur Sagen in verschiedenen Fassungen. Drei davon, die wahrscheinlich in Preußen entstanden sind, siehe in den S.r.Pr. II S. 397 ff., eine andere Fassung bei Hennensberger, S. 419, 420, Artikel: Scharzewis. Uebereinstimmend berichten diese, daß das Heiligum aus Rom gekommen sei, und hiermit stimmt die Notiz in den Acta S. Maji Tomus I Venedig 1737, S. LIV. überein, daß sich das heilige Haupt „cum aliis nonnullis eiusdem reliquiis“ in Rom befinde. Von hier aus hat die in Silber gefaßte Reliquie in einer noch aufzuklärenden Weise den Weg nach Pommern gefunden, wo sie von den Herzögen als Schatzstück betrachtet und sorgfältig aufbewahrt wurde, bis das Kriegsglück sie den Deutschherren in die Hände spielte. Damit aber ging für Pommern der natürliche Mittelpunkt eines Barbara-Kultes verloren, und hierdurch könnte vielleicht die „auffallende“ Erscheinung erklärt werden, daß man im Bistum Kammin keine Barbarakirche antrifft, obwohl doch dessen Exemption nach der Legende mit der Translatio s. Barbaras zusammenhängt. (Salis, S. 109.) Einen ähnlichen Fall werden wir in Preußen bei St. Adalbert kennen lernen.

¹⁾ Im Jahre 1400 reiste die Gemahlin des Litauerfürsten Witold zum Hm. nach der Marienburg und besuchte auch heilige Stätten in Preußen, darunter Althaus. Voigt, Gesch. Mbg. S. 203, 204.

²⁾ Perlbach, S. 148: Am Vorabend und an dem Tage selbst sollen zwei Bedürftige gespeist werden.

³⁾ Vgl. Strauch, Die Deutschordensliteratur des MA. Halle 1910. S. 15.

⁴⁾ Vgl. RR.

Althaus,¹⁾ Bratthan,²⁾ Königsberg³⁾ und im Glendenhof zu Danzig⁴⁾. Sehr lehrreich ist ein Vergleich zwischen den beiden morgenländischen Märtyrinnen nach den Angaben des GNB. Hier werden Barbaraheligtümer an drei, Katharinenheligtümer an elf Stätten aufgezählt, wie ja auch das Patronsregister zur vorliegenden Arbeit etwa doppelt soviel Katharinen- als Barbarakirchen aufweist. Der Grund zu diesem auffallenden Unterschiede ist vermutlich darin zu suchen, daß die Translation der Katharinenreliquie zur Blütezeit, die des Barbarahauptes ganz am Anfange der Ordensherrschaft erfolgte, so daß die eine Heilige sogleich, die andere erst nach längerer Zeit propagiert werden konnte. Welchen Wert das Heligtum in Althaus für den Orden besaß,⁵⁾ geht daraus hervor, daß Hochmeister Ludwig von Erlichshausen es bei drohender Kriegsgefahr zu Beginn des Jahres 1454 nach der Marienburg bringen ließ. Zunächst murrte das Volk über diese Maßnahme, weil es den Krieg mit Polen schon für fest beschlossen hielt⁶⁾, als dann aber noch in demselben Jahre die Belagerung der Marienburg erfolgte, fühlte es sich durch die Anwesenheit der hochverehrten Reliquie gestärkt⁷⁾ und schrieb ihr sogar ein Regenwunder zu.⁸⁾ St. Barbara Bild und Haupt gehörten zu den Heligtümern, die dem Hochmeister bei seinem Abzuge aus der Marienburg zu Pfingsten 1457 zugesichert worden waren, die ihm aber im letzten Augenblick alle von den Polen geraubt wurden.⁹⁾ Zwei Danziger Ratsherrn, die den König Kasimir von Polen nach der verlassenen Marienburg begleiteten, gelang es, das silberne Bild für ihre Vaterstadt zu erlangen, wo es in einer besonderen Kapelle der Marienkirche aufgestellt wurde.¹⁰⁾ So ging St. Barbara, die für den Orden und sein Land gewissermaßen

¹⁾ GNB. 512, 10.

²⁾ Ebda. 370, 36.

³⁾ Mitt. G. Bv. III, S. 54 ff.

⁴⁾ GNB. 712, 14.

⁵⁾ E. v. Szibak, Die Edelschmiedekunst früherer Zeiten in Preußen. Leipzig 1908. II. S. 30, schildert es als ein Kopfreliquiar im Gewichte von einem Bentner, das bei Prozessionen von 4 Personen getragen werden mußte.

⁶⁾ Voigt, Gesch. Preußens, VIII. S. 312. 353.

⁷⁾ Ebda S. 395.

⁸⁾ Voigt, Gesch. Mbg. S. 301, 302.

⁹⁾ Ebda, S 451, 455, 456.

¹⁰⁾ Simson, I. S. 248, 269.

ein Symbol des Erfolges, ein „*prisant alsò hêr*“¹⁾ gewesen war, von ihm und nahm die alte Macht und Herrlichkeit für immer mit sich.

Zu beachten ist die Stellung der preußischen Bischöfe zur Barbaraverehrung. In Kulm, wo sich das Kultzentrum der Heiligen befand, und in Pomesanien, dem Gebiete des Ordenshaupthauses, wurde der 4. Dezember als öffentlicher Feiertag begangen, dagegen haben ihn Ermland und Samland nur als „*sdpl sine celebritate*“²⁾ und dementsprechend verteilen sich auch die Barbarakirchen auf die einzelnen Bistümer.³⁾ Im Bereiche der Diözese Kulm hat außer Althaus nur die Barbarakapelle in Barbarken oder Vormühle, einem Wallfahrtsort in der Nähe von Thorn, Bedeutung gehabt. Sie gehörte der Stadt,⁴⁾ fand aber so großen Zuspruch⁵⁾, daß ihre Einnahmen unter den Pfarrer der Marienkirche zu Thorn und das Kulmer Domkapitel geteilt werden konnten.⁶⁾ Von großen Städten haben nur Königsberg und Danzig Barbarakirchen gehabt. Die „*sante Barbarn gilde*“, die in der Kirche zu Königsberg „*uffm berge*“, d. h. im Löbenicht, eine besondere Kapelle inne hatte, muß bedeutende Einkünfte an Wachs und Wein gehabt haben, die ihr der Pfarrer Michel, anscheinend ein Ordensbruder, in den Jahren 1405 und 1406 zu schmälern suchte. Sie wurde jedoch durch den Ordensmarschall und den Königsberger Komtur in ihren Rechten geschützt.⁷⁾

3b) Die hl. Margareta.

St. Margareta, ebenfalls eine morgenländische Heilige, gehörte zu den beliebtesten Patronen des christlichen Volkes, besonders der Landleute, und ihr Festtag am 20. Juli, zu Beginn der Erntezeit, war schon früh in Mitteleuropa ein wichtiger Zinstermin.⁸⁾ In Preußen tritt ihr Patrozinium nicht besonders hervor. Ihr weihte der Orden die Pfarrkirche der Stadt Bütow, die 1346

¹⁾ So von Jeroschin bezeichnet. S. r. Pr. I. S. 379.

²⁾ Vgl. die Feiertagslisten.

³⁾ Vgl. *WM*.

⁴⁾ *Maerker*, S. 175, 176.

⁵⁾ *Harinkoch*, S. 195, berichtet, daß die Kapelle alle Jahre am 3. Pfingstfeiertage das Ziel einer feierlichen Prozession der Thorner Katholiken war.

⁶⁾ Vgl. *WM*.

⁷⁾ *Berlbach*, *Quellen-Beitr. zur Gesch. Pgb. Nr. 2, 3, 8*.

⁸⁾ *Samson*, *Die Heiligen als Kirchenpatrone*, S. 290. In der Diözese Köln zählt *Tibius* (S. 549) dreizehn Margaretenkirchen auf.

von dem Hochmeister Dusmer v. Arffberg ihre Handfeste erhalten hatte.¹⁾ Ferner hatten die Dorfkirchen zu Bettelkau²⁾ und Wernegitten im Ermland sie zur Schützerin. Ein öffentlicher Feiertag war ihr Gedenktag in Preußen nicht, doch prägte auch ihre Gestalt sich durch die erwähnten Darstellungen der „*virgines capitales*“ dem Gedächtnis des Volkes ein.³⁾ Der Deutsche Orden besaß je ein silbernes Haupt von ihr auf den Burgen Elbing und Memel⁴⁾, und die zum Ordensgebiet gehörende Stadt Tuchel in Pommerellen hatte das Bild der Heiligen sowohl auf dem alten großen als auch auf dem kleineren Stadtsiegel.⁵⁾

4) Die hl. Mutter Anna.

Erst im späteren Mittelalter setzte sich die Verehrung der hl. Anna im Abendlande durch,⁶⁾ die als Mutter der Jungfrau Maria dann einen besonders hohen Rang unter den Heiligen erhalten hat. Im Jahre 1378 wurde ihr Kult zunächst für England gestattet; doch war er damals auch schon in Deutschland, desgleichen im Ordenslande Preußen,⁷⁾ bekannt und breitete sich im Laufe des 15. Jahrhunderts überraschend schnell aus.⁸⁾ Dem Deutschen Orden mußte die Anerkennung der Mutter seiner erhabenen Schutzherrin besonders am Herzen liegen. Schon Hochmeister Werner von Orseln (1324—1330) bestimmte, daß der St. Annentag (26.

¹⁾ Vgl. Bf.

²⁾ Matern weist nach, daß Margareta in Bettelkau einst nur zweite Patronin neben der Jungfrau Maria gewesen ist. Seiner Ansicht nach hat sich hier früher eine Kultstätte der Preußen befunden, worauf die Wahl St. Margaretas mit ihrem Drachen hindeuten soll. E. Pbl. 35. 1903. S. 6 ff. Außerdem war Bettelkau Filiale von Schalmey, das den hl. Georg zum Kirchenpatron hatte. Georg und Margareta stehen insofern zueinander in Beziehung, als sie beide Drachenbezwinger sind. Es lag also nahe, ihnen zwei benachbarte Kirchen zu weihen.

³⁾ Margareta gehört zu den hl. Jungfrauen, die sich am häufigsten auf Bildern in der näheren Gesellschaft der Gottesmutter befinden, wie St. Katharina, Barbara, Ursula, Dorothea, Caecilia u. a., und die gleichsam deren einzelne Tugenden personifizieren. Menzel, Teil II. S. 80.

⁴⁾ GNB. 93, 5. 308, 7.

⁵⁾ Bockberg, Gesch. der preuß. Münzen und Siegel, S. 46.

⁶⁾ Bis zum 5. Jahrhundert wurden in der christlichen Kirche nur Märtyrer verehrt (vgl. Buchberger unter: heilig), desgleichen im Frühmittelalter außer Maria nur Märtyrinnen. Benzerath, S. 174.

⁷⁾ Vgl. Matern, S. 85, der ausführliche Belege gibt.

⁸⁾ Franz, S. 168. Er stand in engster Verbindung mit dem Streit um die unbefleckte Empfängnis, d. h. die Erbsündefreiheit Mariae. Vgl. Dorn, Beiffel, Benzerath. „Der Katholik“, Bd. 83. II. 1903. S. 46 ff.

Juli) als „sdpl. ane vire“ begangen und bei den Mahlzeiten an diesem und am Vortage mindestens ein Bedürftiger gespeist werden sollte.¹⁾ Im Ordenskalender hat das Fest später der Rang eines duplex.²⁾ Es ist bezeichnend, daß die meisten nachweisbaren Annenkirchen zu den ehemaligen Ordensdritteln gehören. Ein leuchtendes Beispiel gaben die Hochmeister, die ihre letzte Ruhestätte zu ebener Erde des Marienburger Hochschloßes der hl. Anna, der Patronin eines seligen Todes, weihten. Besonders häufig begegnen wir ihr im Kreise Marienburg. Kirchen waren ihr dort nur in Marienau und Lannsee³⁾ geweiht, aber bildliche Darstellungen von ihr finden wir auf einer ganzen Reihe von Hoch- und Seitenaltären,⁴⁾ und zwar erscheint sie fast nirgends allein, sondern, da sie mit der Geschichte Mariae und Christi eng verknüpft ist, als Anna Selbdrith oder Mettercia⁵⁾ mit beiden vereint. Viel besuchte Wallfahrtsorte zu St. Annen waren Laggarden⁶⁾ und Mühlhausen⁷⁾ im ermländischen Teile des Ordensgebietes. Annenbilder besaßen die Schloßkapellen zu Ortelsburg, Eckersburg und Löben, einen Annenaltar das Schloß Lochstedt;⁸⁾ ferner waren der ehrwürdigen Heiligen die Kapellen zu Allenstein, Christburg und Königsberg⁹⁾ gewidmet. Im Jahre 1519 erhielt der Ordensprocurator den Auftrag: „Wollet, wenn Ihr in Rom seid, endlich erlangen, daß man das hl. Sakrament in der St. Annenkirche auf dem Rgb. Schloße öffentlich handeln und wandeln möchte“, ¹⁰⁾ d. h. der in Rgb.

1) Perlbach, Statuten, S. 147.

2) Grotefend, Vb. II.

3) Vgl. *WM*.

4) So in Bärwalde, Groß-Bichtenau, Lieffau, Rogendorf, Schöneberg und Schönsee. Vgl. *WFD. Mbg.* S. 24, 127, 142, 233, 265, 283.

5) Vgl. Buchberger: Selbdrithbilder. Ferner Dezel, *Christl. Monographie. Freiburg* 1896. S. 76 ff. Dieses Motiv wurde durch die Lehre von der Immaculata Conceptio im 15. und 16. Jahrhundert sehr beliebt. Es kehrt u. a. wieder in den samländ. Kirchen Gumehnen und Sarkau, ferner in der Pfarrkirche zu Friedland. Boetticher I und II.

6) Beleg für das hohe Alter der Kapelle bei Harnoch, S. 100.

7) Die Kirche erhielt durch Vermittlung des Mitters Daniel von Kunheim 1492 einen Ablahbrief. Ohne Zweifel war sie damals schon alt, (Harnoch, S. 57) doch muß das Jahr 1294, das im Samlb. Ub. Nr 165 für sie angegeben wird, ein Versehen sein, weil sich St. Anna für eine so frühe Zeit in Preußen nicht nachweisen läßt.

8) *GW.* 117, 38 206, 1. 253, 6. 53, 2.

9) Vgl. *WM*.

10) Ordensfoliant 42. S. 3. Rgb. St. A.

residierende Hochmeister wünschte, daß die bisher nur den Ordensmitgliedern zugängliche Schloßkapelle dem Volke geöffnet würde. Für diese war das silberne, mit Steinen und Perlen geschmückte Annenbild bestimmt, das Friedrich von Sachsen bei dem Nürnberger Goldschmied Kilian Rudolf im Jahre 1510 bestellt und ein Jahr später erhalten hatte,¹⁾ und das die Krone der reichen Reliquienschätze gebildet haben muß, die uns in einem Verzeichnis vom Jahre 1518 geschildert werden.²⁾ Die Schloßkirche war auch eine Station der feierlichen Prozession, die sich im Jahre 1519, von den Bischöfen von Pomesanien und Samland und dem Hochmeister geführt, durch Königsberg bewegte.³⁾ Einige Jahre vorher hatte „ein neue wallfartt in St. Anna ere, ungeferlich ain halbe mehl von der Balge (von Balga) in einem holz, der Weißerwaldt genant entbornt“, von sich reden gemacht. Es gelingt sehr selten, der Entstehung eines Gnadenbildes auf die Spur zu kommen,⁴⁾ so daß es angebracht erscheint, den ausführlichen Bericht des Hochmeisters Albrecht über dieses Ereignis aus dem Jahre 1515 wiederzugeben. Der Komtur von Balga hatte ihm folgendes angezeigt: Ein gemeiner Mann, Stadtknecht zu Danzig, habe jemand ein St. Annenbild gegeben mit dem Auftrage, es an einen bestimmten Baum im (heutigen) Büsterwalde zu hängen. Er habe gelobt, das zu vollbringen. Der Auftrag sei ausgeführt worden, und zunächst habe man sich nicht sonderlich um das Bild gekümmert. „in dieser pflag“ aber, d. h. wohl bei Ausbruch einer Seuche, seien viele Leute dorthin gepilgert, und eine Jungfrau habe sogar die Sprache wiedererlangt. Nun finde man täglich brennende Kerzen an jener Stätte, und Leute aus Braunsberg, Heiligenbeil und der übrigen Umgegend seien zum Komtur gekommen, um ihn um Schutz für das Heiligtum zu bitten. Zugleich mit dieser Information erkundigte sich der Komtur bei dem Hochmeister, wie er sich verhalten solle, und Albrecht wies ihn an, die Sache noch nicht zu unterstützen, denn die neue Wallfahrt war zwar „in unser obrigkeit“, aber „in dem sprengel des stifts Helsingberg gelegen und ain gaistlich werck.“ Da der Hochmeister allein nicht zu entscheiden wagte, bat er den Bischof von Kiesenburg, dem er den ganzen Sachver-

¹⁾ Ordensfoliant 22a. S. 79, 80, 81. Abg. St. A.

²⁾ Mitt. G. Ab. III. S. 54 ff.

³⁾ Hartknoch, S. 198. Gebser und Hagen, Teil II. S. 42, 43.

⁴⁾ Delehaye, S. 215, sagt, daß wir bei den großen Wallfahrtszentren meist nur fabelhafte Angaben über ihren Ursprung und den hier verehrten Schutzpatron haben.

halt schilderte, ihm mitzutellen, ob er sich „derselbigem wallfartt anmassen solle oder nicht.“¹⁾ Am 17. Januar 1516 hören wir weiter von der Angelegenheit. Der pomesanische Bischof hat zum Vergleich geraten, und der Hochmeister macht seinem „freund von Selspergt“ von den wachsenden Pilgerzügen im Gebiete Walga Mitteilung, deren Ziel er durch Bauten und gute Werke zu unterstützen wünsche. Der Bischof möge die ihm dort gebührenden Opfergaben zum Bau (einer Kapelle) verwenden lassen; auch der Orden würde seinen Anteil hergeben. Darauf verzichtete der Bischof von Ermland für zehn Jahre auf seine Einkünfte bei dem Gnadenbilde.²⁾ Dieser ganze Bericht ist so einfach und klar, daß man ihm nichts hinzuzufügen braucht und an seiner Glaubwürdigkeit nicht zweifeln darf. Daß gerade die hl. Anna Gegenstand der Wallfahrt wurde und überhaupt in jener Zeit besondere Verehrung fand, läßt sich daraus erklären, daß um 1500 die Aufsehen erregende Entführung ihres Hauptes von Mainz nach Düren stattfand,³⁾ denn jede wichtige Translation zog immer weite Kreise im christlichen Volke.⁴⁾

Ueber den Annenkult im Ermlande vergleiche Matern, S. 85—90. Als Patronin der Kranken wurden ihr die Hospitäler zu Frauenburg, Zinten und Löbau geweiht.⁵⁾

4a) Die hl. Maria Magdalena.

Zu den biblischen Frauen, deren Gedächtnis die römische Kirche erst spät zu feiern begann, gehört auch St. Maria Magdalena, die große Büßerin. Nach griechischer Tradition wurde ihr Leib 800 von Ephesus nach Byzanz übertragen,⁶⁾ und zum Jahre 1280 vermerkt der Ordenschronist Peter von Duxburg, daß „Karolus rex Salernitanus et postea rex Cecillie corpus Marie Magdalene relevavit.“⁷⁾ Ihrem Patrozinium entsprechend⁸⁾ wurde im 13. Jahr-

¹⁾ Ordensfoliant 37, S. 268—270. Fgb. St. A.

²⁾ Ordensfoliant 38, S. 342, 344. Fgb. St. A.

³⁾ Stadler, Vollständiges Heiligen-Lexikon, Augsburg 1857 Bd. I. Kampfschulte, Abschn. 10.

⁴⁾ Translationen von Heiligenleibern hatten in der Regel eine erhöhte und allgemeinere Verehrung des Heiligen, Verbreitung seiner Reliquien und seine Wahl zum Patron neu errichteter Kirchen zur Folge. Tibusz, S. 1219.

⁵⁾ Vrgl. W.

⁶⁾ Vrgl. Buchberger, Artikel: Magdalena.

⁷⁾ S. r. Nr. I. S. 204, Nr. 65.

⁸⁾ Sie ist Patronin aller reuigen Sünderinnen, vorzüglich derer, die zu viel geliebt haben. Menzel, Teil II, S. 63.

hundert der Orden der Magdalenerinnen oder Heuerinnen zur Befehrung gefallener Mädchen gestiftet, der in Deutschland weite Verbreitung fand.¹⁾ Im Ordenslande, das den Magdalenenstag am 22. Juli als *f. fori* feierte,²⁾ gab es Institute dieser Art in Königsberg und Danzig.³⁾ Das Königsberger Kloster wird nur kurz erwähnt. In seiner Kirche, die am Schloßteich lag, soll 1370 der Ordensmarschall Henning Schindkopf beigelegt worden sein. Im Jahre 1517 erhielten die Franziskaner die Erlaubnis, hier ihre Horen zu singen,⁴⁾ und 1521 traten die Brüder die Kirche wieder an den Orden ab,⁵⁾ alles Anzeichen dafür, daß das Magdalenenkloster zu Königsberg völlig in der Hand des Ordens war. Mehrfach ist St. Magdalena auch zur Kirchenpatronin in Preußen erwähnt worden.⁶⁾ Eigenartig ist ihre Zusammenstellung mit Katharina, der büßenden Sünderin mit der reinen Jungfrau, an der Braunsberger Pfarrkirche.⁷⁾ Obwohl nur *patrona secundaria*, ist Maria Magdalena hier Stadtpatronin geworden, und dieses Patronizinium könnte dann für Frauenburg vorbildlich geworden sein, wo sie ebenfalls als Stadtheilige erscheint.⁸⁾

4b) Die hl. Martha.

Die Verkörperung der unermüdblichen Hausfrau im Neuen Testament, die hl. Martha,⁹⁾ tritt in den liturgischen Büchern des Ordenslandes nirgends hervor. Ueber die einzige Kirchengründung zu ihrer Ehre in Bischoffstein vergleiche den Abschnitt über den Apostel Matthias.

¹⁾ Heimbucher, II. S. 295—297.

²⁾ Vgl. die Feiertagslisten.

³⁾ Simlon, I. S. 116, 117.

⁴⁾ Arnoldt, Kurzgefaßte RG. des Königreichs Preußen. Rgb. 1769. S. 184.

⁵⁾ Faber, S. 95. Stein, S. 89, setzt auseinander, daß das Magdalenenkloster sich außerhalb der drei Städte befunden habe.

⁶⁾ Vgl. *PK*.

⁷⁾ Ueblicher ist die Verbindung der M. Magdalena mit Johannes Ev. als Vorbilder der büßenden und der reinen Liebe, die beide während ihres Erdenwandels dem Heilande in besonderer Weise nahe standen. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 282.

⁸⁾ Vgl. Matern, S. 101. Eine entzückend gemalte Totentafel im Frbg. Dome, die nach Ehrenberg um 1426 entstanden ist, birgt einen tiefen Sinn: St. M. Magdalena, die Patronin der Stadt, empfiehlt den Domherrn Voreschow der Jungfrau Maria, der Patronin des Doms.

⁹⁾ Vgl. Buchberger, Artikel: Martha.

5) Die hl. Elisabeth.

Durch persönliche Beziehungen mit dem Deutschen Orden verknüpft war Deutschlands berühmteste Heilige, die Landgräfin Elisabeth von Thüringen († 1231), die bereits vier Jahre nach ihrem Tode heilig gesprochen wurde. Die Beschleunigung ihrer Kanonisation ist erstaunlich; wir werden bei Dorothea von Montau noch sehen, welche Schwierigkeiten solch ein Prozeß bereitete; doch machte ihr Tugendleben auf die Zeitgenossen einen ganz außerordentlichen Eindruck,¹⁾ und dazu kam, daß sie als Fürstin mächtige Förderer ihrer Verehrung fand. Es ist darauf hingewiesen worden,²⁾ daß Elisabeths Schwager, Landgraf Konrad von Thüringen, 1234 in den Deutschen Orden eintrat, und daß die reichen Mittel und das hohe Ansehen dieser Genossenschaft in Rom schon bei dem Prozeß eine Rolle gespielt haben mögen. Man darf als sicher annehmen, daß Konrad, der von 1239—1241 Hochmeister war und in Marburg residierte, für den Kult der hl. Elisabeth im Orden den Grund gelegt hat. Ihr Todestag am 19. November wurde als t. dpl. mit Oktav, ihre Translation, am 2. Mai als sdpl. gefeiert,³⁾ und 1422 setzte Paul von Ruzdorf fest, daß am Tage vor St. Elisabeth allgemein verbindlich zu fasten sei.⁴⁾ Mit ihrer Verehrung ist das Andenken an zwei der Hochmeister eng verknüpft. Am Vorabend zum Elisabethsfeste des Jahres 1330 wurde Werner von Orseln, der „zum Ruhme Gottes, der Jungfrau Maria und St. Elisabeths“ während der Vesper in seiner Hauskapelle gebetet hatte, bei der Rückkehr nach seinem Wohngemach von dem unzufriedenen Ritter Johann von Endorf ermordet.⁵⁾ Von dem frommen Lutter von Braunschweig erzählt uns Wigand von Marburg, daß er „signanter sanctissimam Elizabeth tanquam sibi specialem matronam devotissimis obsequiis et laudibus venerabatur.“⁶⁾ Welch großes Vertrauen man zu der Hilfe der Heiligen hatte, geht daraus hervor, daß der Ordensvertreter beim

¹⁾ Hauck findet in ihr das religiöse Ideal des 13. Jahrhunderts am reinsten dargestellt. *AG*. IV. S. 889.

²⁾ Wend, Die hl. Elisabeth. *Hift. Z.* Bd. 69. S. 209 ff.

³⁾ Perlbach, *DD* Kalender, S. 1—12.

⁴⁾ Ebda, S. 157.

⁵⁾ *CDW* I. 252. Vrgl. die Darstellung bei Voigt, *Gesch. Mhg.* S. 111—113 und Anmerk. 43.

⁶⁾ Die Stelle ist abgedruckt bei Gebser und Hagen, Teil I, S. 95, 96 und Anmerk.

Konzil zu Konstanz im Jahre 1419 an den Hochmeister schrieb, er möge „eine fröhliche Messe von der lieben St. Elisabeth mit großen Stimmen singen lassen,“ da ihre Fürbitte dem Orden zum diplomatischen Siege über die Polen verholfen habe, (d. h. dieser Sieg wurde am Elisabethstage erfochten).¹⁾ Dem erhabenen Vorbilde der Fürstin, deren ganzes Leben im Dienste der Nächstenliebe hingegangen war, entsprach es, daß ihr im Ordenslande mehrere Hospitäler geweiht wurden. Sie sind schon von Rink²⁾ besprochen, aber, da dieser nicht überall Quellenangaben beifügt, im Patronsregister nochmals aufgezählt worden. Auch ist Rink das Elisabethhospital vor der Stadt Thorn entgangen, dessen Kapelle im Jahre 1499 einen Ablaßbrief von zwanzig Kardinälen erhielt, anscheinend auf Veranlassung des Propstes Johannes Tregangk, welcher der Heiligen besonders ergeben war.³⁾ Das bedeutendste aller Elisabethhäuser bestand zu Danzig.⁴⁾ Es wurde 1394 in den Schutz des Ordens genommen und erhielt 1395 vom Papste einen Aufsehen erregenden Ablaß von 7 Jahren und 7 Quadragenen (=7 mal 40 Tagen) für alle Zeiten.⁵⁾ Dies zeigt, wie sehr die Kurie es sich angelegen sein ließ, den Deutschen Orden und seine Bestrebungen, in diesem Falle die Verehrung einer besonders beliebten Heiligen, zu fördern. Dasselbe Hospital besaß als kostbare Reliquie einen Arm St. Elisabeths,⁶⁾ und ihre geschnitzte Figur schmückte die Kapelle der Danziger Ordensburg.⁷⁾ Festzuhalten ist, daß es im Ordenslande allem Anschein nach nur ganz vereinzelt selbständige Elisabethkirchen gegeben hat. In den preußischen Diözesen, die den Todestag der hl. Fürstin ebenfalls als f. fori feierten,⁸⁾ hat sie lediglich ein einziges bedeutames Patrozinium gehabt, und zwar über den Königsberger Dom, den sie zusammen mit dem hl. Adalbert schmückte.⁹⁾ Ihr

¹⁾ Vrgl. Voigt, a. a. O. S. 320, 321.

²⁾ Rink, S. 25, 26.

³⁾ Quellenangabe im *W.*

⁴⁾ Vrgl. Ebda.

⁵⁾ Simson, IV. S. 111. Rink, S. 44, hat von dem großen Ablaß bei Voigt gelesen, lehnt aber diese Angaben ab, weil er keine Quelle dafür hat finden können.

⁶⁾ *GW.* 716, 31. Ein Stück vom Arme der Heiligen, in Silber gefaßt, befindet sich 1437 in der Sakristei der *Mbg.* Schloßkirche. Biesemer, *Das Mbg. Hemterbuch.* Danzig 1916. S. 126—130.

⁷⁾ *GW.* 704, 5.

⁸⁾ Vrgl. die Feiertagslisten.

⁹⁾ Vrgl. *W.*

Name steht auf dem Siegel des Samländischen Domkapitels,¹⁾ ihre Figur erscheint neben der Jungfrau Maria auf dem Siegel des Bischofs Johannes III.,²⁾ und 1339 verordnet Hochmeister Dietrich von Altenburg, daß die Knaben aller Schulen Königsbergs u. a. am Elisabethstage den Dom besuchen sollen.³⁾ Diese Bestimmung läßt deutlich erkennen, daß die Wahl des Elisabethpatroziniums auf den Einfluß des Ordens zurückzuführen ist, der nirgends so stark wie in Königsberg auf der bischöflichen Macht gelastet haben dürfte. Volkstümlich scheint die fürstliche Frau in Preußen nicht geworden zu sein, obwohl ihr Name in den Allerheiligenlitaneien enthalten war, denn keine Bruderschaft ist ihr geweiht worden, und nur selten werden Altäre⁴⁾ oder Statuen von ihr erwähnt. Bezeichnend ist, daß ihr in Riga, dessen liturgische Bücher vom Deutschen Orden unbeeinflusst blieben, lediglich eine Kapelle im Dom geweiht war⁵⁾. So läßt sich zu zusammenfassend sagen, daß St. Elisabeth in Preußen nur im Kreise des Ritterordens wahrhaft heimisch war.

g. Landeshellige.

1) Der hl. Adalbert von Prag.

Der „hauptherr“⁶⁾ des Bistums Samland und seines Domes war der hl. Bischof Adalbert von Prag, der im Jahre 997 bei der Predigt des Evangeliums von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Da eine gute, ausführliche Schilderung und Würdigung seines Lebens und Wirkens vorliegt,⁷⁾ können wir uns darauf beschränken, seinen Kult in Preußen und seinen Rang unter den hier verehrten Heiligen festzustellen. St. Adalbert hat mit seiner Mitpatronin Elisabeth zweierlei gemeinsam: die sehr

¹⁾ Gebser und Hagen I, S. 96—98. 378.

²⁾ Vgl. die Dissertation von E. Weise.

³⁾ Gebser und Hagen. I. S. 93, 94.

⁴⁾ Boetticher nennt Altäre in der Pfarrkirche zu Vartenstein (Bd. II.) und in der Böbenicht-Kirche zu Königsberg (Bd. VII). Eine Elisabethstatue gab es in Migeñnen. Mitt. G. Sv. III. S. 1 ff.

⁵⁾ v. Bruiningk, S. 36 und 401.

⁶⁾ So genannt in einer Urkunde vom Jahre 1381. Samld. Ab. Nr. 519.

⁷⁾ F. G. Voigt: Adalbert von Prag. Berlin 1898. Ergänzt durch Naegle: Die neueste Untersuchung der Reliquien des hl. Adalbert in der Prager St. Veitskirche. Mitt. d. Ver. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. 56. Jg. Nr. IV. 1918.

schnell erfolgte Kanonisation¹⁾ und einen auffallend beschränkten Kult in Preußen. Nach uralter Tradition, die sich auf die anschaulichen Ortschilberungen der Witen stützt, hat er im Samland, etwa in der Gegend des heutigen Lenkitten, den Tod gefunden. Seine Gebeine bewahrten die Preußen in der Hoffnung auf reiches Lösegeld sorgfältig auf²⁾ und lieferten sie an den Herzog Boleslaw von Polen aus, der sie feierlich in den Dom zu Gnesen überführte.³⁾ In Preußen selbst wurde die Verehrung des in Polen und Böhmen hochgefeierten Heiligen erst durch das Christentum angebahnt, und zwar war der Bischof von Samland der nächste dazu, die Erinnerung an ihn zu beleben. Es ist anzunehmen, daß die samländischen Hirten, beeinflusst durch die Nähe seiner altüberlieferten Todesstätte, ihn schon zum Schutzpatron der Schloßkapelle zu Fischhausen erwählt haben, wo sie bis zur Ueberfiedlung nach Königsberg residierten (1264—1302).⁴⁾ Bestätigt wird uns sein Patrozinium über Samland und seine Kirche erst 1302 bei der Errichtung des ersten Königsberger Doms in der Altstadt, und begründet wird diese Wahl damit, daß „nostrae enim dyocesis terram Sambiam in predicacione fidei christiane per martirium aspersione preciosi sui sanguinis consecravit.“⁵⁾ Für dieses alte Gebäude ist nur eine einzige Urkunde vom Jahre 1327 bekannt. Sie betrifft die Stiftung und Dotierung des Fronleichnamsaltares durch Bischof Johannes zu Ehren Gottes, der Jungfrau Maria und der beiden Patrone Adalbert und Elisabeth. Jeden Tag soll hier eine Messe gelesen werden, am Mittwoch „de

¹⁾ Auch sie ist auf den Einfluß mächtiger Freunde zurückzuführen. Voigt nennt Kaiser Otto III. und das strenge Mönchtum, aus dem Adalbert hervorgeht. Man freute sich über sein Martyrium, weil es das erste nach langer Zeit war.

²⁾ Kolberg, Histor. Bedeutung der Passio s. Adalberti. ZGUE Bd. 12. 1898. S. 310, 311.

³⁾ An der Translationsstraße zwischen Samland und Gnesen wird man mit dem heiligen Geibe wiederholt Halt gemacht, vielleicht auch hier und da länger geraftet haben. Eine Erinnerung hieran könnte z. B. der Ort „Chomor (etwa Grablammer) s. Adalberti“ sein, wo die Pomesanier im Christburger Vertrage von 1249 eine Kirche zu bauen versprochen. Ähnliches finden wir später bei der Translation der hl. Birgitta, die, wie schon erwähnt, einige Zeit in Danzig ruhte. Die Version, daß Adalbert gar nicht ins Samland gekommen, sondern bei Chomor s. Adalberti erschlagen sei, siehe bei Harnoch, S. II. Anm. 4.

⁴⁾ Gebser und Hagen, S. 45, 46.

⁵⁾ DOW I. 122. Hier wird zum ersten Male die oben erwähnte Tradition ausgesprochen.

patrono ecclesie.“¹⁾ Beide Schutzheiligen wurden in den zweiten Dom übernommen, der 1333 aus Gründen der Sicherheit in den Kneiphof verlegt wurde.²⁾ Im Jahre 1335 erscheinen ihre Figuren auf dem Siegel des Samländischen Domkapitels,³⁾ und wiederholt werden ihre Feste als Hauptfeiertage des Bistums und der Stadt bezeichnet.⁴⁾ Besonderes Vertrauen setzte Bischof Bartholomaeus von Samland in den hl. Adalbert, denn als er seinem Domkapitel zur Ehre Gottes, der hl. Jungfrau „ac beati Adalberti, patroni nostri“ die Fischereigerechtigkeit im Frischen Haff und drei Dörfer verlieh, bestimmte er, daß in jedem Jahre seines Lebens und nach seinem Tode in der Oktav von Peter und Paul „salute corporis et anime nostre celebretur de St. Alberto missa solemnis.“⁵⁾ Betrachten wir die Festfeier des Heiligen am 23. April in den einzelnen Diözesen, so erhalten wir zugleich Aufschluß über seine Verbreitung. Als f. fori wurde der Tag zunächst nur im Samland begangen; er verdrängte hier s. Georgii, das als duplex auf den 24. April verlegt wurde.⁶⁾ In den anderen Bistümern hatte St. Georg den Vorrang.⁷⁾ In Pomesanien wurde des hl. Adalbert erst am 24. April mit drei Lektionen gedacht⁸⁾; ebenso scheint es im Ermland gewesen zu sein,⁹⁾ und für Kulm ist dasselbe anzunehmen. Hinzu kommt, daß sich nicht eine einzige private Stiftung, Vikarie oder Bruderschaft zu Ehren St. Adalberts nachweisen läßt, und so darf man folgern, daß der Kult des Märtyrers in Preußen im wesentlichen eine Angelegenheit des Klerus gewesen ist. Eine Ausnahme wurde nur in Königsberg gemacht, wo, wie schon erwähnt, Hochmeister und Bischof dafür sorgten, daß auch das Volk

1) Ub. Samld. I. 251.

2) Mendthal, Ub. Rgb. Nr. 29.

3) Ub. Samld. I. 292. Mendthal, a. a. D., Nr. 50.

4) Ub. Samld. I. 309, 519. Erleutertes Preußen III. S. 354.

5) Ub. Samld. I. 495.

6) Hipler, Const. synod. Spalte 269.

7) In Riga ist St. Adalbert zwar Compatron des Domes, doch ist dies hier die einzige Spur seines Patronatus. Er tritt völlig hinter St. Georg zurück. v. Bruiningf, S. 349.

8) Const. synod. Spalte 281.

9) Das älteste erml. Brevier, das der Kanonikus Rugettel 1432 den Dombikaren geschenkt hat, enthält 3 Lektionen auf das Fest St. Adalberts (E. Bbl. 8. 1876. S. 110 ff.). 1497 wurde dann allerdings der 23. April dem Heiligen allein eingeräumt, und auf der Synode von 1623 wurde sein Tag ein t. dpl. E. Bbl. 6. 1874, S. 81 ff.

den Hauptpatron des Bistums ehrte. Von dieser Centrale aus wird Adalbert auch im Ritterorden Eingang gefunden haben. Ein Königsberger Komtur, Gottfried von Heimberg, veranlaßte den Ordensgeistlichen Nicolaus von Jeroschin, den hl. Bischof von Prag in deutschen Versen zu verherrlichen,¹⁾ doch wohl in der Absicht, den großen Landesheiligen auch seinen Mitbrüdern nahe zu bringen. Im Ordenskalender ist s. Adalberti Tag als t. dpl.²⁾ verzeichnet, doch wird er diesen Rang wohl erst nach Errichtung der Wallfahrtskirche *BMV et s. Adalberti* bei Lenkitten erhalten haben, die im Jahre 1431 vom Papste mit reichem Ablass ausgestattet wurde,³⁾ und deren Stifter vermutlich in Ordenskreisen zu suchen ist.⁴⁾ Voigt ist der Ansicht, daß entweder ihre Gründung oder ihre Auszeichnung mit der Schlacht bei Lannenberg in Zusammenhang stehen könnte. Wie wir schon sahen,⁵⁾ hatte König Jagello von Polen die Absicht, an der Siegesstätte ein Birgittenkloster zu gründen, das u. a. auch dem hl. Adalbert, einem der polnischen Nationalheiligen, geweiht werden sollte. Ob dieses Kloster jemals aufgebaut wurde, wissen wir nicht; bei dem Gegner aber hat die Anregung anscheinend fortgewirkt insofern, als man sich des einzigen preußischen Märtyrers und Heiligen erinnerte und ihn an der Stätte seines Todes in würdiger Weise ehrte. Hartknoch überliefert uns, daß sich der Hochmeister und der Bischof von Samland alljährlich um Michaelis in Prozession nach Lenkitten begeben hätten,⁶⁾ ein Brauch, der sich erst herausgebildet haben kann, seit die Hochmeister in Königsberg residierten, also seit dem Jahre 1457. Die Kraft des Deutschen Ordens hat jedoch nicht mehr hingereicht, um den Kult des hl. Adalbert über die Grenzen Samlands hinaus zu verbreiten, und so blieben Königsberg und Lenkitten dessen Brennpunkte.

¹⁾ Vgl. Strauch, *D. D.-Literatur*: Jeroschin verfaßte die Lebensgeschichte St. Adalberts etwa um 1330 unter freier Benutzung der lateinischen Vorlage als eine Fortsetzung des *Passionalis*.

²⁾ Grottefend, *Vb. II.*

³⁾ Vgl. *WR.*

⁴⁾ Cramer, *Gesch. des vormal. Bistums Pomesanien, Marienwerder 1884*, S. 10, gibt an, daß der Ordensmarschall Ludwig von Landse in den Jahren 1422—1428 die Lenkitter Kirche errichtet habe, während Voigt bemerkt, daß es nicht feststehe, wann sie entstanden sei.

⁵⁾ Vgl. den Abschnitt über die hl. Birgitta.

⁶⁾ Hartknoch, S. 193, 194.

2) Die selige Dorothea von Montau.

Im Gegensatz zu den beiden eben besprochenen, schnell berühmt gewordenen Heiligen hat die frömmste Frau des Ordenslandes, Dorothea von Montau (1347—1394), trotz mächtiger Fürsprache in Rom, den Grad der Heiligkeit nicht erlangt. Die Gestalt dieser Frau aus dem Volke, die, trotz kinderreicher Ehe, sich unwiderstehlich zum ausschließlichen Dienste Gottes hingezogen fühlte, und die ihr Leben nach eigenem, sehnlichstem Wunsche in einer Klause des Doms zu Marienwerder beschloß, hatte sich ihren Zeitgenossen tief eingeprägt.¹⁾ So lag ihre Heiligsprechung der Obrigkeit wie dem Volke in gleicher Weise am Herzen, vor allem aber dem Orden, der in ihr „die erste Blüte der Heiligkeit seines mühsam eroberten Landes sah.“²⁾ Schon ein Jahr nach ihrem Tode (1395) ersuchte Hochmeister Konrad von Jungingen mehrmals den Papst Bonifaz IX. und das Kardinalskollegium, Dorothea zu kanonisieren.³⁾ Mehrere Jahre scheint die Sache geruht zu haben. Am 16. Januar 1404 weist der Hochmeister seinen Prokurator in Rom an, er solle von dem dort stehenden Gelde des Ordens 423 Gulden für den Kanonisationsprozeß der Dorothea von Montau der so viel koste, verwenden, „und was ir gutes by der Canonization thun moget, do by seit fleißig und tut ewir vormoge do by, do tut ir uns libe.“⁴⁾ Von dieser Summe sind 63 Mk. abzurechnen, die der Prokurator für das an dieser Sache besonders interessierte Pomesanien auslegte, und die ihm von den pomesanischen Domherren noch in demselben Jahre zurückerstattet wurden.⁵⁾ Nun kam der Prozeß ins Rollen. Im März 1404 beauftragte der Papst die Bischöfe von Kulm und Ermland und den Abt von Oliva damit, sich nach Marienwerder zu begeben und über das Leben und die Wunder Dorotheas Zeugen zu verhören. Diese führten den Befehl aus und schickten ihre Remissio 1406 nach Rom.⁶⁾ Im nächsten Jahre hatte man

¹⁾ Ihr Leben siehe in den S. r. Pr. Bd. II. Besprechungen bei Cramer, a. a. D., und bei Simson I. S. 119, 120.

²⁾ E. Z. III. S. 276, 277.

³⁾ OD Pr. V. Nr. 64, 65, 66. Dasselbe beantragten die pomes. Domherren Johannes Marienwerder und Johannes Rymann (OD Pr. V. Nr. 62, 63), ferner die Bfe. von Pomesanien, Samland und Ermland, die vier preuß. Domstifte sowie die Aebte von Oliva und Belplin. (S. r. Pr. II. S. 180.)

⁴⁾ D. Br. A. Schiebl. I u. Nr. 106. Rbg. St. A.

⁵⁾ Wbg. Trb. S. 281, 33.

⁶⁾ S. r. Pr. II. S. 180, 181.

von ihr noch keine Notiz genommen, so daß sich der Ordensprocurator Peter Wormdith in Rom genötigt sah, beim Papste vorstellig zu werden. Er schreibt darüber dem Hochmeister folgendes:

„ouch so hat ich vormols vor allen Cardinalen mit seyner heilekeit geredt als von der remissio von sant Dorothea. Do sprach her, wie her mich heymlich in syner Camer in der Sache welde vorhoren, und her mochte mich ouch nye vor gehoren, bis uff die selbe czeit do vrotge her mich vaste vil von sant Dorothea. Ezulezt frogte her, wie langes were, das man die sache hette angehaben. Do sagte ich im 12 Jor und das es nu sither eyn Jor were, das die remissio were gekomen gewest. Also gelobete her mir, das her sie als balde noch den Ostern welde usrichte und die sache wider bevelhen.“¹⁾

Wald darauf verlor der Orden die Schlacht bei Tannenberg, und seine Bemühungen um die Kanonisation der frommen Klausnerin hörten für lange Zeit auf. Dagegen bestimmte Bischof Johannes II. von Pomesanien (1409—1417) in seinem Testament 200 ungr. Gulden zur Fortführung des Prozesses.²⁾ Dennoch fiel dieser der Vergessenheit anheim, bis sich Bischof Johannes IV. im Jahre 1486 nach Rom aufmachte, um ihn aufs neue in Gang zu bringen.³⁾ Der Erfolg seines persönlichen Erscheinens war, daß Papst Innocenz VIII. die preussischen Bischöfe aufforderte, die Prozeßakten der seligen Dorothea nach Rom zu schicken,⁴⁾ d. h. diese waren verloren gegangen, so daß das ganze Verfahren neu aufgenommen werden mußte, wozu, wie wir schon gesehen haben, viel Zeit und große Geldmittel erforderlich waren. Gleichwohl scheute man auch diese Mühe nicht, denn schon am 26. Juli 1486 beglaubigte Bischof Stephan das Schriftstück⁵⁾, das sicherlich sogleich nach Rom abgegangen ist, und noch 1519 erhielt der Ordensprocurator in Rom vom Hochmeister die Weisung, sich das „Negotium s. Dorotheae“ befohlen sein zu lassen.⁶⁾ Als aber Preußen

1) D. Br. A. L 2. Kgb. St. A.

2) Pomes. Ub. S. 141.

3) Ebda, S. 185.

4) Ub. Culm, Nr. 708.

5) S. r. Pr. II. S. 181.

6) Ordensfoliant 42, S. 3. Kgb. St. A.

1525 ein weltlicher Staat wurde, hatte man wichtigere Sorgen als die Heiligprechung einer frommen Bürgerin, und so ist Dorothea von Montau heute noch keine offizielle Heilige. Die Geschichte dieses Prozesses zeigt uns einerseits deutlich, daß die Kanonisation einer heiligmäßigen Person, wie wir es schon bei St. Elisabeth und Adalbert feststellen konnten, von ganz äußerlichen Zufällen abhängig war.¹⁾ Andererseits stellt sie den religiösen Eifer des Deutschen Ordens in helles Licht, dem sich in diesem Falle ein gewisses politisches Motiv beigefügt. Dorothea verkörperte sozusagen den Erfolg, den der Orden bei der Christianisierung Preußens errungen hatte, und es klingt dankbar und stolz zugleich, wenn der Hochmeister 1395 an den Papst schreibt: „Dominus deus providit Ordini meo et omnibus terris in finibus ordinis constitutis Venerabilem dominam ac omni laude dignam Dorotheam.“²⁾ Hier und später noch einmal³⁾ findet er immer neue Wendungen, um die Verdienste Dorotheas vor dem Papste zu rühmen. Dieser neuen „Herrin“ als der Krone des großen Befehrungswerkes auch die römische Anerkennung zu sichern, darum hat sich der Orden so lange bemüht, bis er selbst zusammenbrach.

Da man bestimmt mit der Kanonisation der frommen und gottbegnadeten Frau rechnete, bahnte man sogleich ihre kirchliche Verehrung an. Diese nahm ihren Ausgang von der Krypta des Doms zu Marienwerder, wo Dorothea am 28. Juni 1394 feierlich beigesetzt worden war. Ihr Grab wurde von dem pomesanischen Bischof⁴⁾ und dem Hochmeister⁵⁾ wiederholt geehrt und von zahlreichen Pilgern besucht.⁶⁾ Wahrscheinlich auf Wunsch des Ordens verfaßte der Beichtvater der Seligen, der Ordenspriester und pomesanische Domherr Johannes Marienwerder (1343—1417),

¹⁾ Bei St. Adalbert begünstigten die Zeit-, bei St. Elisabeth die Lebensumstände die Heiligprechung. Bei St. Dorothea wurde sie durch den Niedergang des Ordens verhindert.

²⁾ CD Pr. V. Nr. 64.

³⁾ Ebda. V. Nr. 65.

⁴⁾ CD Pr. V. Nr. 47.

⁵⁾ Mhg. Erb. S. 401, 35. 579, 3.

⁶⁾ In dem Gesuch einer Anzahl Doktoren und Magister der freien Künste an den Papst wegen der Heiligprechung Dorotheas heißt es: „de diversis terris, regnis, nationibus et linguis magna multitudo gentium accurrit (zum Grabe Dorotheas), laudantes et glorificantes deum in miraculis et prodigiis, que per eam cottidie operari dignatur.“ Dieses Schreiben stammt aus dem Jahre 1395. CD Pr. V. 08.

nach mehreren lateinischen Schriften eine deutsche Biographie von seinem Beichtkinde,¹⁾ von der sich 1437 ein Exemplar in der Schloßkirche zu Schlochau befand,²⁾ und die den Dorotheenkult sehr gefördert haben wird. Was man von der Fürsprache der Seligen erhoffte, das geht aus einem lateinischen Hymnus vom Anfange des 15. Jahrhunderts hervor, in dem sie angefleht wird, dem Sünder ein zerknirschetes Herz zu schenken, den Menschen in der Trübsal eine Mutter und Trösterin zu sein und ihnen in der Todesstunde beizustehen.³⁾ Nach dem Niedergange des Ordens wurde das Andenken der frommen Frau solange vernachlässigt, bis die Jesuiten ihre Reorganisationsarbeit auch in Preußen aufnahmen.⁴⁾ Pater Friedrich Szembek verfaßte, nachdem er 1621 in Preußen Material gesammelt hatte, einige kleine Schriften über Dorothea, worauf Bischof Johannes Lipski von Kulm und Pomesanien 1637 befohl, den Dorotheenkult zu erneuern.⁵⁾

3) Die selige Tutta von Sangerhausen.

Die beiden ebengenannten Männer verhalfen gleichzeitig auch der frommen Tutta von Sangerhausen zu ihrem Rechte. Da sie nur wenig Beachtung in Preußen erlangt hat, genügt eine kurze Besprechung, zumal die Berichte über ihre äußeren Lebensumstände sehr auseinandergehen.⁶⁾ Tutta stammte aus vornehmer thüringischem Geschlecht und widmete sich, als sie Witwe geworden war, nach dem Vorbilde der hl. Elisabeth gänzlich der freiwilligen Armut, insbesondere der Leprosenfürsorge. Ihr Leben beschloß sie in Preußen als Klausnerin in der Nähe von Kulmsee (1260—1264). Höchstwahrscheinlich ist sie durch den ihr verwandten Hochmeister Hanno von Sangerhausen (1257—1274) zu dieser Uebersiedlung betwogen worden, dem es hoch willkommen sein mußte, solch ein Musterbild christlicher Lebensführung den neu bekehrten

¹⁾ Strauch, S. 30, 31. E. B. III. S. 276, 277.

²⁾ GAB. 667, 41.

³⁾ E. Pbl. 21. 1889. S. 75, 76.

⁴⁾ Vgl. z. B. ihre Bemühungen um den Wallfahrtsort Heiligelinde, bei Kolberg: Heiligelinde.

⁵⁾ Die selige Dorothea von Montau und ihre Verehrung bei der Mit- und Nachwelt. E. Pbl. 21. 1889. S. 74. Die seligen Klausnerinnen Tutta und Dorothea als preußische Landespatrone. Ebda. S. 87 ff.

⁶⁾ Vgl. S. r. Pr. II. S. 374—391: Zur Lebensgeschichte der hl. Tutta. Zu Grunde gelegt sind die Angaben von Fr. Szembek, der am zuverlässigsten zu sein scheint.

Preußen vor Augen zu stellen. Fünfzehn Jahre nach ihrem Tode versuchte der kulmische Klerus auf Grund der an ihrem Grabe im Dome zu Kulmsee geschehenen Wunder ihre Heiligsprechung zu bewirken, doch sollen die eingeschickten Akten in Rom verloren gegangen sein. So geriet Tutta beim preußischen Volke in Vergessenheit,¹⁾ und nur in der Diözese Kulm, vor allem am an ihrer Grabstätte, erhielt sich ihr Andenken, vielleicht auch hier nur beim Klerus. Wäre es wahr, daß man die Wallfahrtskirche in Juditten bei Königsberg, eine Gründung der Ordensritter, zu Ehren Tuttas errichtet hätte,²⁾ dann wäre sie im Kreise des Deutschen Ordens nicht völlig vergessen worden. So aber wird weder ihr Name in den Büchern, Briefen und dem Heiligenverzeichnis des Ordens jemals genannt, noch ist sie von den Hochmeistern, etwa im Zusammenhange mit Dorothea, dem Papste zur Kanonisation vorgeschlagen worden. Erst in der Neuzeit wurde Tuttas Bedeutung für ganz Preußen von den Jesuiten betont und ihr Kult, zusammen mit dem der seligen Dorothea, vom Bischof von Kulm im Jahre 1637 befohlen.³⁾ Auch von ihr veröffentlichte Szembek im Jahre 1638 einen lateinischen Hymnus, dessen Oration den Gedanken enthält, Gott möge durch die Fürsprache der seligen Tutta, die er wegen ihrer Liebe zu den Aussätzigen erhöht habe, das christliche Volk vom Aussatze der Sünde befreien. Im Laufe der Zeit ist das künstlich belebte Andenken an die beiden frommen Frauen wieder verblichen.⁴⁾

C. Die Bedeutung der Kirchenpatroninnen im Deutschordenslande Preußen für einzelne Zweige der Geschichte.

Wenn auch bei weitem nicht alle Kirchenpatroninnen des alten Ordenslandes wieder aufgefunden werden konnten, so fällt doch das Zeugnis derjenigen, die im Patronsregister nachgewiesen und im Hauptteil der Arbeit besprochen worden sind, entscheidend

1) Als dem Pfarrer Johannes in Mielenz „de miraculis Dorothee (von Montau) multa et quasi incredibilia“ erzählt wurden, sagte er spöttisch: Ubi multa ponuntur, ibi multa inveniuntur; sic olim contigit in Culmen de domina Gotta (Tutta), de qua multa loquebantur, et postea omnia evanuerant.“ Zur Strafe für seine Skepsis wurde sein Mund schief. Notiz vom Jahre 1404. S. r. Pr. II. S. 375.

2) Storch, S. 7.

3) S. r. Pr. II. S. 390.

4) E. Bbl. 21. 1889. S. 92.

ins Gewicht. Günstig ist vor allem, daß uns die Patrone gerade sehr vieler Stadtkirchen überliefert werden, zu denen die besonders wichtigen Kathedralen gehören. Andererseits besitzen wir in den liturgischen Büchern des Ordens und der Bischöfe sowie in der volkstümlichen Heiligenverehrung genügend Mittel, um annehmen zu können, daß auch die der Forschung nicht mehr zugänglichen Schutzheiligen im wesentlichen dem Kreise der Patrone angehört haben dürften, die wir im Verlaufe der Arbeit kennen gelernt haben. Demnach ist es möglich, von den Kirchenpatrozinien, soweit sie uns vorliegen, auf die Geschichte Preußens gültige Rückschlüsse zu tun.

a) Wer speziell die Missionsgeschichte des Ordenslandes ins Auge faßt, dem werden erhebliche Unterschiede von dem üblichen Verlaufe der Christianisierung in anderen Ländern auffallen. Als ein Hauptmoment ist die Mitwirkung des eigentlichen Machthabers, des Deutschen Ritterordens, zu nennen, der im Gegensatz zu allen weltlichen Landesherren nicht nur eroberte, sondern auch selbst das Kreuz aufrichtete. Seinen Siegeszug bezeichnen neben den Burgen die Kirchen, die er als geistliches Bollwerk gegen die heidnischen Ureinwohner überall errichtete, und die zum Kernpunkt neuer Gemeinden wurden. Die Patrone, die er für die zuerst entstandenen Gotteshäuser wählte, gaben naturgemäß das Vorbild für viele spätere Kirchengründungen ab, besonders da die Ritter, sobald sie in Preußen festen Fuß gefaßt hatten, es verstanden, auch auf religiösem Gebiete eine Vormachtstellung zu begründen.¹⁾ Infolgedessen bietet die Missionierung des Ordenslandes, obwohl es mehrere bischöfliche Territorien umschloß, ebenso wie die Kolonisation²⁾ ein auffallend einheitliches Bild.

Ein anderes sehr wichtiges Moment ist das Fehlen der „Leitheiligen“, auf die nach Stüdelbergs Versicherung³⁾ der Hagiograph, der eine Gegend durchstreift, stets zuerst treffen wird. Es handelt sich um die örtlichen Schutzpatrone, die überall schon früh neben die universalen Heiligen der römischen Kirche treten, und deren Kult sich von ihrem Grabe her ausbreitet. In Preußen liegt die Sache ganz anders. Spezialheilige, die es selbst hervor gebracht hat, sind nur Bischof Adalbert von Prag, Jutta von Sangerhausen und Dorothea von Montau gewesen, doch kann man

¹⁾ Vgl. die Ausführungen in der Einleitung.

²⁾ Vgl. Zippel, S. 279.

³⁾ Stüdelberg, Heiligengeographie. S. 42 ff.

auch sie nicht als „Zeitheilige“ bezeichnen, weil ihr Kult keineswegs sogleich ins Auge fällt. St. Adalbert, der nur im Bistum Samland eine gewisse Rolle gespielt hat, konnte deshalb niemals wirklich populär werden, weil sein Leichnam nach Gnesen überführt worden war und so sein Grab, der natürliche Mittelpunkt eines Heiligentempels, fehlte. Das Wirken und der Tod der edlen Jutta fielen noch in die Zeit, da der Deutsche Orden um seine Existenz kämpfen mußte und keine Muße fand, sich mit dem Ausbau der Heiligenverehrung zu beschäftigen. Die mit allen Mitteln betriebene Kanonisation der frommen Dorothea endlich scheiterte am Untergange des Ordens und dem Einzuge der Reformation. Die „Lokalfarben der römischen Kirche“, von denen Stüdtgen gesprochen hat, findet man also im Ordenslande nicht sehr kräftig ausgeprägt. Die hier zu Kirchenpatronen gewählten Heiligen waren, wie man es kaum anders erwarten konnte, im wesentlichen dieselben, die man in Deutschland nach den Kreuzzügen allgemein verehrte. Oberflächlich betrachtet, scheinen sie uns in geographischer Hinsicht wenig zu sagen, und es bedurfte erst der mühevollen Untersuchungen im Hauptteil, um ihre Herkunft näher bestimmen und eine Fülle interessanter Einzelheiten zur preussischen Geschichte unter dem Deutschen Ritterorden aufdecken zu können.

Im einzelnen läßt sich zur Missionsgeschichte sagen, daß sowohl der Ritterorden wie die Landesbischöfe allem Anschein nach auf den alten Volksglauben in gewisser Weise Rücksicht genommen haben. Dafür sprechen die Sagen, die sich um die Marien-Wallfahrtsorte Heiligelinde (Ermland) und Lip (Kulm) gerant haben, ferner die Geschichte der Pfarrkirche zu Heiligkreuz und die Jodocus-Eiche bei Labiau (beides im Samland).¹⁾ Man vermied es, die heidnischen Kultstätten gewaltsam zu vernichten; lieber setzte man sie durch Konkurrenz matt, indem man die christlichen Kirchen in ihrer Nähe errichtete. Dieses klugen Verfahrens haben sich besonders die Bischöfe bedient. So erwählte sich Bischof Christian von Kulm die alte Heidenfeste Löbau zur Residenz,²⁾ und im Bistum Ermland sind vermutlich einst Melsack, Glottau und Schalmey, in hügeliger, waldbreicher Umgebung

¹⁾ Vgl. die Abschnitte über das hl. Kreuz, Maria und Jodocus.

²⁾ Vgl. Die Stadt Löbau, S. 28.

gelegen, religiöse Brennpunkte altpreußischen Lebens gewesen.¹⁾ Unmöglich ist es jedoch zu ermitteln, welche preußische Gottheit in den einzelnen Fällen durch diesen oder jenen Heiligen ersetzt wurde, weil man zur Ordenszeit nur eine sehr dunkle und, wie Bertuleit kürzlich nachgewiesen hat, ziemlich unrichtige Vorstellung von dem Religionswesen der Preußen hatte. Was sich allein feststellen läßt, ist, daß man für ehemals heidnische Opferplätze mehrfach solche Kirchenpatrone gewählt hat, die als Besieger der höllischen Mächte galten, so die Jungfrau Maria, die „der Schlange den Kopf zertrat“, in den oben erwähnten Wallfahrtsorten, St. Georg in Schalmey, St. Margareta in Bettelkau, St. Peter und Paul in Mehlsack.²⁾ Es ergibt sich also, daß die preußischen Kirchenpatroninnen für die vergleichende Religionswissenschaft nicht brauchbar sind. Andererseits sind die geistlichen Oberen der abergläubischen Heiligenverehrung streng entgegengetreten, allerdings ohne die alten, heidnischen religiösen Vorstellungen auf dem platten Lande völlig ausrotten zu können.³⁾

b) Die Patroninnenforschung hat uns ferner reichen Einblick in die Kulturgeschichte des Ordenslandes verschafft. Hervorzuheben ist vor allem, daß sie die regen Beziehungen der Kolonie zu dem deutschen Mutterlande in helles Licht rückt. Wiederholt haben wir Gelegenheit gehabt, den Austausch geistlicher Güter zwischen dem Ritterorden und seinen Valleien in Deutschland zu beobachten, mit denen er durch die gleiche Regel⁴⁾ und die Bestimmung, daß die betreffenden Landkomture zur Hochmeisterwahl auf der Marienburg erscheinen mußten,⁵⁾ in enger und beständiger Verbindung blieb. Da die weitaus meisten Valleien zu Ober- und Mitteldeutschland gehörten,⁶⁾ überragten die oberdeutschen

1) Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. Bd. 13, S. 383—385, 775. Bd. 14, S. 323, 324.

2) Vgl. die Abschnitte über die einzelnen Heiligen.

3) Vgl. die Ausführungen in dem Abschnitt über St. Antonius.

4) Im Jahre 1446 erklärt der Hochmeister, daß drei gleichlautende Ordensbücher in Preußen, Deutschland und Livland existierten, von denen Abschriften für alle Konvente des D. O. genommen werden sollten, so daß die Regeln und Gesetze überall dieselben seien. L. U. X. Nr.: 210.

5) So werden im Jahre 1449 der Ordensmeister von Livland, die Landkomture von Oesterreich, Bozen, Elßaß u. der Komtur von Koblenz zur Hochmeisterwahl aufgefordert. L. U. X. Nr. 668. Vgl. die allgemeinen Bestimmungen darüber in den „Gewohnheiten“. Perlbach, Statuten, S. 91, 92.

6) Prutz, S. 134, 135.

Mitglieder in der Genossenschaft. So nennt uns das GNB in den Jahren 1437, 1446 und 1451 unter den Brüdern einiger preußischen Konvente hauptsächlich Rheinländer und Franken.¹⁾ Es liegt in der Natur der Sache, daß die alte Kultur jener deutschen Gegenden auf Preußen nicht ohne Einwirkung geblieben sein kann. Rheinische und fränkische Einflüsse sind in dem Bilderschnitt der Kirchen des Kreises Marienburg festgestellt worden,²⁾ und die Patrozinienforschung weist darauf hin, daß gerade die Erzdiözese Köln auf liturgischem und hagiologischem Gebiete für Altpreußen mehrfach vorbildlich gewesen ist. Aus dem Rheinlande brachten Ordensritter die Reliquien der fränkischen Heiligen Zodocus und Hubertus nach dem Osten, aus Kölner Missalien übernahmen die Deutschherren die volkstümliche Messe „de sanctis quatuor virginibus capitalibus“, und Köln vermittelte ihnen die Verehrung seiner Stadtpatrone, der hl. Drei Könige und der hl. Ursula mit ihren Gefährtinnen. Man hätte erwarten sollen, daß Riga, dem die preußischen Bistümer unterstellt waren, in diesen Dingen hätte Einfluß ausüben können, doch darf man, abgesehen von seiner schwierigen Stellung dem Deutschen Orden gegenüber, nicht vergessen, daß es selbst Kolonie war und seinerseits der Anregungen vom Heimatlande her bedurfte.

Auf spezifisch niederdeutschen Einfluß deuten die Heiligen Gertrud und Nicolaus hin. Der hl. Gertrud waren in ganz Norddeutschland die Fremdenherbergen geweiht, und St. Nicolaus war der typische Schutzpatron des die Nord- und Ostsee befahrenden Kaufmanns, dessen Kirchen sich in Lübeck ebenso wie in Danzig und Reval³⁾ erhoben.³⁾ Auf ihn allein darf man mit vollem Rechte die Feststellung Dorns und Hennikes⁴⁾ anwenden, daß die Siedler, in diesem Falle die lübischen Einwanderer, ihn aus ihrer Heimat nach Preußen verpflanzt und ihm in diesem wasserreichen, auf die See angewiesenen Lande eine Stätte reicher Verehrung bereitet haben.

c) Dies ist jedoch der einzige bescheidene Hinweis auf die Herkunft der Siedler in Preußen, die bereits von Krollmann und

1) GNB. S. 37, 38, 107, 108, 143, 165, 166, 230, 668, 708, 709.

2) BND. Mbg. S. L. ff.

3) Vgl. v. Bruiningf, S. 497.

4) Edgar Hennike, Die mittelalterlichen Heiligen Niederachsens. B. d. histor. Ver. f. Niederachsens. Jg. 83. 1918. S. 123 ff.

Biesemer¹⁾ auf anderem Wege mit besserem Erfolge untersucht worden ist. Die Frage, ob sich mit Hilfe der Kirchenpatroninnen im einzelnen feststellen läßt, aus welchen Gegenden Deutschlands die Einwanderung erfolgte, muß demnach mit „nein“ beantwortet werden. Schuld daran ist einmal die Lückenhaftigkeit des Quellenmaterials. Die Dorfhandfesten, die hauptsächlich in Betracht kommen, enthalten, wie wir gesehen haben, verhältnismäßig selten den Namen des Kirchenpatrons, der nur in ganzen wenigen Fällen auf den Lokator zurückgeführt werden kann. Letzten Endes ist aber der Deutsche Orden die Ursache dazu, da er auch auf hagiologischem Gebiete die Macht in Händen hatte und mit Hilfe seiner „Notula“ alle Besonderheiten nivellierte.

Anhang.

1) Exkurs über den Tag Petri Stuhlfeier.

Zur Zeit des Tages Cathedra Petri oder Petri Stuhlfeier fanden nach Werbmters Angabe in den Städten des Ordenslandes die Neuwahlen der Ratsherren statt,²⁾ ein Brauch, der, wie Loeppen³⁾ bemerkt, auf das Vorbild Lübecks zurückzuführen ist. Hier wurden am 22. Februar die Ratmänner von der Rathauslaube herab verkündigt, und mit demselben Tage begann das neue Geschäftsjahr für den Rat.⁴⁾ Dieser Termin wird anderwärts nicht hervorgehoben, obwohl in mehreren deutschen Städten die alljährlichen Ratsherrenwahlen ebenfalls im Frühjahr vor sich gingen. So nahm man sie in Magdeburg, dessen Recht für die meisten preußischen Städte galt, „gemeiniglich mit angehender Fastenzeit“ vor, nämlich „in des ersten Donnerstages in der Fasten.“⁵⁾

¹⁾ Krollmann, Die Herkunft der dt. Ansiedler i. Pr., kommt in Bezug auf die rittermäßigen preuß. Einwanderer durch Anwendung der Genealogie zu greifbaren Ergebnissen, während er der Sprachwissenschaft, der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte nur eine untergeordnete Rolle bei der Siedlungsforschung zugesteht. Im Gegensatz hierzu ist es Biesemer, Die ostpr. Mundarten, Breslau 1924, gerade mit Hilfe sprachlicher Untersuchungen gelungen, die Heimat der bäuerlichen Kolonisten, wenigstens in großen Umrissen, zu bestimmen.

²⁾ Werbmters, S. 11, 12.

³⁾ Loeppen, Elbinger Antiquitäten, S. 186.

⁴⁾ Frensdorff, Die Stadt- und Gerichtsverfassung Lübecks im 12. und 13. Jahrhundert. Lübeck 1861. S. 105, 108.

⁵⁾ Hertel, Die Wahl der Ratmänner in Magdeburg. Gesch. Blätter für Stadt und Land Magdeburg. Bd. 16, 1881. S. 335 ff. Wie man in Magdeburg die Ratsherren wählte. Ebda, Bd. 15, 1880. S. 421, 422.

ferner in Mainz seit dem Jahre 1332 innerhalb vier Wochen nach Ostern¹⁾, und dieselbe Zeitspanne scheint in Straßburg i. E. üblich gewesen zu sein.²⁾ In Riga dagegen fiel sie auf St. Michaelis Tag.³⁾ Diese Angaben mögen zum Vergleiche mit Preußen genügen. Den Lübischen Brauch haben zunächst die mit Lübischem Rechte bewidmeten preußischen Städte, namentlich Küstenplätze wie Memel, Elbing, Braunsberg, Frauenburg, Sela⁴⁾ übernommen, und von hier aus hat er sich dann auch in den Städten mit Magdeburgisch-Pulnischem Rechte eingebürgert. So soll, um nur ein Beispiel zu nennen, die Willkür von Allenstein „alle Jahr einmahl, nämlich des andern Tages nach dem, wenn die gemeine Röhr auff Petri Stuhlfeier gehalten, allen Einwohnern Unserer Stadt öffentlich abgelesen werden.“⁵⁾ Es ist nun auffallend, daß Ermland als einziges der preußischen Bistümer den Tag Cathedra Petri als f. fori feierte, wenn er vor die Fastenzeit fiel.⁶⁾ Zur Erklärung sei auf das relativ häufige Vorkommen St. Peters in dieser Diözese hingewiesen.⁷⁾ Außerdem gehörten ihr zwei der wenigen Gemeinwesen mit Lübischem Rechte, Braunsberg und Frauenburg, an, so daß es leicht verständlich erscheint, daß der für die Wohlfahrt der Städte besonders wichtige 22. Februar hier schon früh zum Gegenstande einer kirchlichen Feier wurde.

2) Patrons-Register.

A. Urfpatroninnen,

geordnet nach der Reihenfolge der drei göttlichen Personen.

Die hl. Dreifaltigkeit.

Danzig, Bl.

Kloster und Kirche der Franziskaner. Beginn des Baus 1422. Simson I. S. 170.

¹⁾ Seidenberger, Die Kämpfe der Mainzer Zünfte gegen Geistlichkeit und Geschlechter im 14. Jahrhundert. Hist. Jahrbuch der Görres-Ges. Bd 8. 1887. S. 438 ff.

²⁾ Glosener, Straßburg. Chronik. Bibl. d. literar. Ver. i. Stuttgart. I. 1843.

³⁾ „Der Katholik“. Jg. 83. I. 1903. S. 331.

⁴⁾ Vrgl. Bippel, S. 208—210. Wermbter, S. 4, 5.

⁵⁾ Boni, Beiträge zur Geschichte Allensteins. 1903. S. 58.

⁶⁾ Die Festa Fori i. d. Diözese Ermland. E. Bl. 6, 1874. S. 81 ff. Diese Bestimmung findet sich schon in der ältesten ermländ. Festordnung des Bisch. Heinr. III. (1378—1401).

⁷⁾ Vrgl. Den Abschnitt über die Apostel Petrus und Paulus.

- Rönigsberg, C.** Kirche, Hochaltar und Kirchhof des Nonnenklosters zu St. Marien, geweiht der hl. Dreifaltigkeit und Maria am 11. Juli 1350. CD. Pr. III. 58, 64.
- Kulmsee, R.** Kathedrale des Bistums Kulm, gestiftet am 22. Juli 1251. Ub. Culm I. 29.
- Patollen, C.** Kirche des Augustinerklosters, wahrscheinlich 1401—1404 erbaut, 1465 genannt. Eisenblätter, Mitpr. Ms. 35. S. 372.

Der hl. Leichnam.

- Danzig, Pl.** Hospital 1395. Simson I. S. 80.
- Elbing, Pf.** Kirche. 1402 erwähnt. Mbg. Trb. 180, 19.
- Glottau, C.** Kollegiatkirche zum allerheiligsten Erlöser, allen Heiligen und St. Andreas. 1343 hierher verlegt. CDW. II. 30, 98.
- Osterode, Pf.** Kapelle. 1408. Mbg. Trb. S. 507, 37.
- Sauswalde, C.** Anscheinend zur Ordenszeit eine Leichnamskapelle. 1499. Rogge, Nr. 3.

Das hl. Kreuz.

- Christburg, Pf.** Kapelle aus der Ordenszeit, mit der Pfarrkirche verbunden. BND. Wpr. 3. S. 266.
- Dirschau, Pl.** Pfarrkirche zum hl. Kreuz (und St. Nikolaus). 1275. Schult, Gesch. des Kreises Dirschau, Thorn 1907. S. 115 ff. Ferner BND. Wpr. 1. S. 157.
- Heiligenkreuz, C.** Eine Kapelle soll errichtet werden. 1335. CDW. I. 272.
- Hl. Kreuz, C.** Pfarrkirche s. Crucis apud Sudowitas. 1353. Gebser und Hagen I. 134. Harnoch, S. 69, 70.
- Rönigsberg, C.** Kirche. 1506 erwähnt. Perlbach, Quellenbeiträge S. 85 und 89, Nr. 116.
- Krefollen, C.** Pfarrkirche zum siegreichen Kreuz und St. Lorenz, von Pf. Franz geweiht. S. r. W. I. S. 442. Anm. 264.
- Neuenburg, Pl.** Kapelle zum hl. Kreuz auf dem Lore. Seit 1681 zerstört. BND. Wpr. 1. S. 316.
- Open, C.** Filialkirche zum siegreichen Kreuze, St. Maria und Jacobus maj. 1400 geweiht. S. r. W. I. S. 437. Anm. 244.

- Rheden, R. Kirche in der Ordensburg. 1286. Ub. Culm. Nr. 114.
- Thorn, R. Burgkapelle 1263. CDPr. I. 146.
Kirche s. Crucis et Joh. Ev. der Benediktiner-
nonnen. 1393. Ub. Kulm. Nr. 398.
- Tolkemit, Pf. Pfarrkirche zum hl. Kreuz, St. Maria und
Jacobus maj., wohl 1376 geweiht, S. r. W. I.
S. 413. Anm. 125.

Der hl. Geist.

Zu seiner Ehre sind im Ordenslande nur Hospitäler errichtet worden. Man findet sie zusammengestellt bei Rink, S. 24. 25.

B. Die einzelnen Patrone,

alphabetisch geordnet.

Der hl. Adalbert.

- Königsberg, S. Hauptpatron des Doms und des Bistums
Samland. 1302. CDW. I. 122.
- Marienburg, Pf. Kapelle s. Bartholomaei et Alberti bei dem
Winterrefektorium in der Burg. Visitation
von 1674. G. Pbl. 1906—1908. Jg. 38—40
S. 3 ff.
- Tenkitten, S. Wallfahrtskirche. 1431. G. B. Vb. 9. S.
289 ff.

Die hl. Agnes.

- Kulm. Kapelle., noch 1641 genannt. Ub. Culm.
Nr. 1161.

Der hl. Andreas.

- Braunsberg G. Erste Kathedrale des Bistums Ermland.
1260. Pr. Ub. I. 2. 105.
" Anscheinend Hospitalkirche für Arme vor der
Stadt. 1498. G. Pbl. 17. 1885. S. 52.
- Frauenburg, G. Titel der zweiten Kathedrale von Ermland:
Maria assumta et Andreas ap. S. r. W. I.
Anm. 124.
- Glottau, G. Mitpatron der Wallfahrtskirche. 1347. CDW
II. 98.
- Königsberg, S. Kapelle beim Dom. 1362. S. Ub. 469.
- Groß-Defewitz, Pf. Kirche. Ordenszeit. BND Mbg. I. 117.

- Peterswalde, G.** Kirche. Vor 1589 *ZGAC* 8. S. 637. S. r. W. I. S. 430. Anm. 222.
- Wartenburg, G.** Kirche und Kloster der Franziskaner. 1364. *CDW* II. 368. III. S. 495.
- Die hl. Anna.**
- Allenstein, G.** Kapelle auf dem Schlosse. 1455. S. r. W. I. S. 420, Anm. 159.
- Christburg, Pf.** Ordenskirche. 1411—1419. Schadenbuch, Ordensfoliant 5 b. S. 396.
- Elbing, Pf.** Filialkirche auf dem preuß. Kirchhof, 1505 geplant, 1544 fertig. Loeppen, Elbinger Antiquitäten, S. 127. *ZGAC* 8. 494.
- Frauenburg, G.** Hospitalkirche zum hl. Geist und St. Anna. 1445. G. Pbl. 1891. 23. S. 126.
- Gela, Pl.** Kapelle. 1494 erbaut. Schulz, Gesch. der Kreise Neustadt und Putzig. S. 571.
- Königsberg, G.** Kirche auf dem Schloß. 1519. Ordensfoliant 42, S. 3.
- Laggarden, G.** Wallfahrtskirche. Ordenszeit. Harnoch, S. 100. Voetticher II.
- Lbbau, R.** Mitpatron des Hospitals. 1508, 1509. *Ab. Culm.* Nr. 775, 781.
- "
- Marienau, Pf.** Pfarrkirche. Ordenszeit. *PKD Mbg.* S. 153.
- Marienburg, Pf.** Kapelle i. Hochschloß. 1394. *Mbg. AB.* S. 124.
- Mühlhausen, G.** Pfarrkirche. 1492. Harnoch, S. 57. S. r. W. I. S. 423. Anm. 174.
- Büsterwalde, G.** „neue walfart in s. Anna ere.“ 1515. Ordensfoliant 37, S. 268.
- (Weißerswald)**
- Rheden, R.** Pfarrkirche, wohl seit 1287. Froelich, Gesch. des Graubenger Kreises, Danzig 1884. I. S. 251, 267, 268.
- Stuhm, Pf.** Pfarrkirche, wohl 1416 vorhanden. Schmitt, Gesch. des Stuhmer Kreises. Thorn 1868, S. 174. Ferner *PKD. Wpr.* 3. S. 359.
- Tannsee, Pf.** Pfarrkirche. Ordenszeit. *PKD. Mbg.* S. 305.
- Wartenburg, G.** Pfarrkirche, Visitation von 1597. *ZGAC*, 8. 572.

Zinten, E. Kirche und Hospital außerhalb der Stadt. 1399. Rogge, Nr. 8.

Der hl. Antonius Eremita.

Frauenburg, E. Antoniterkloster. 1507 gegründet, 1519 aufgelöst. E. Pfl. 26. 1894. S. 47 ff.

Eichmedien, E. Kirche. Ordenszeit. Voetticher VI.

Gilgenburg, Pf. Kapelle. Ordenszeit. Voetticher III.

Rönnigsberg, E. Kapelle, 1376 erbaut. Ub. Rgb. Nr. 84. Dabei ein Hospital, ca 1500 genannt. Berlbach, Quellenbeitr. S. 76.

Die hl. Barbara.

Althaus(en), R. Burgkapelle mit St. Barbara Haupt. 1319. BND Wpr. 2. S. 15, 16.

Alt-Reichau, Pf. Anscheinend Pfarrkirche zur hl. Barbara. Ordenszeit. Voetticher III.

Awenden, E. Pfarrkirche. Ordenszeit. Voetticher VI.

Barbarken oder Vormühle, R. Wallfahrtskapelle. 1475. Ub. Culm. Nr. 680.

Danzig, Pl. Kapelle mit Hospital auf Langgarten. Besteht 1387. Simson I. S. 65.

Rönnigsberg, E. Pfarrkirche im Löbenicht zu St. Barbara und Johannes Bapt. 1354 erwähnt. Ub. Rgb. Nr: 45.

Lindenau, Pf. Kapelle. Wohl schon zur Ordenszeit. BND Mbg. S. 152.

Löbau, R. Kapelle für die polnische Bevölkerung. 1505. Ub. Culm. Nr: 769.

Marienburg, Pf. Kapelle in der Lorenzkirche der Vorburg. 1437. Mbg. UB, S. 126—130.

Mohendorf, Pf. Kirche. 1330. BND Mbg. S. 233.

Orloff, Pf. Filialkirche. Ordenszeit. BND Mbg. S. 241.

Powunden, E. Kirche 1325. Voetticher I.

Pußig, Pl. Kapelle auf der Heede. 1428 genannt. Schulz, Gesch. der Kreise Neustadt u. Pußig, S. 187. Mitpatronin der Pfarrkirche. 1493 geweiht. S. r. W. I. S. 404. Ann. 83.

Schellen, E.

Der hl. Bartholomaeus.

Danzig, Pl. Kirche mit Kirchhof soll in der Jungstadt errichtet werden. 1380. Genannt 1402. Simson I. S. 94. IV. Nr: 161.

- Eckersberg, E.** Anscheinend Pfarrkirche zum hl. Barth., erwähnt 1503. Boetticher VI.
- Sela, Pf.** Kapelle. Ordenszeit. Schulz, Gesch. d. Kr. Neustadt u. Puzig, S. 570.
- Pr. Holland, Pf.** Pfarrkirche, wohl um 1297 begonnen. Boetticher III. Conrad, Pr. Holland einst und jetzt. 1897. S. 204 ff.
- Liebemühl, Pf.** Pfarrkirche. 1341. Boetticher III.
- Marienburg, Pf.** Kapelle im Mittelschloß. 1394. Mbg. AB. S. 124.
- Seeburg, E.** Kirche, 1345 gegründet. Boetticher VIII. 68. ZGMG. 8. S. 569.
- Lrunz, Pf.** Pfarrkirche. 1320. CDW I. 206.
- Luchel, Pf.** Pfarrkirche. 1287 geweiht. Frydrychowicz, Gesch. d. Stadt, der Komthurei und Starostei Luchel. Berlin 1879. S. 69.
- Waltersdorf, E.** Pfarrkirche vermutlich St. Bartholomäus geweiht, da zwei gotische Glocken, eine von 1495, seinen Namen tragen. Dethleffen, Beiträge zur Ostpr. Glockenkunde. Abg. 1919. S. 6, 7. Boetticher II. Harnoch, S. 118.

Die heilige Birgitta von Schweden.

- Danzig, Pf.** Kloster der hl. Birgitta, Maria und Maria Magdalena. 1396. Simson I. S. 116. IV. Nr: 115.
- Elbing, Pf.** Kloster, bestätigt 1458. Loeppen, Elbing. Antiquitäten. S. 139—147.

Der hl. Christophorus.

- Christburg, Pf.** Schloßkapelle. 1647 wüft. B&D Wpr. 3. S. 258.
- Königsberg, E.** Kapelle als Anbau der Kreuzkirche. 1498—1510. Perlbach, Quellenbeiträge, S. 89, Nr. 116.

Die Heiligen Cosmas und Damianus.

- Heiligenthal, E.** Pfarrkirche. Ihr Hochaltar von Pf. Sorbom (+1401) geweiht, S. r. W. I. Anm. 153.

Die hl. Drei Könige.

- Elbing, Pf.** Pfarrkirche der Neustadt. 1341. Loeppen, S. 158.

Die hl. Elisabeth.

- Christburg, Pj.** Hospital. 1409. Mbg. Erb. 531, 7.
Danzig, Pl. Hospital St. Elisabeth oder Glendenhof in der Altstadt. Dabei Kapelle s. Elisabethae und s. Jacobi. 1394. Simson IV. Nr. 109.
Elbing, Pj. Städt. Hospital mit Kapelle. 1319. Loeppen, S. 156.
Rönigsberg, C. Mitpatronin des ersten Doms. 1327. C. Ub. I. 251. Mitpatronin des zweiten Doms. 1335. Ebda. I. 292.
 " Nonnenkloster mit Kirche und Hospital auf dem Sachheim, 1420 genannt. Perlbach, Quellenbeiträge, Nr: 7.
Marienburg, Pj. Hospital. Ordenszeit. BND Wpr. 3. S. 269.
Reichenberg, C. Pfarrkirche. 1651 abgebrannt. S. r. W. I. S. 442. Anm. 265.
Stargard, Pl. Hospital und Kirche. 1403. Mbg. Erb. 243, 39.
Thorn, R. Hospital mit Kapelle. 1499. Ub. Culm. Nr: 742.
Ludjel, Pl. Kirche vor der Stadt, noch 1653 vorh. Frhbrhchowicz, S. 66.

Die selige Dorothea von Montau.

- Marienwerder, Pj.** Ihr Grab in der Krypta des Doms. 1394. CD Pr. V. 47. 68. Loeppen, Gesch. der Stadt Marienwerder. 1875. S. 252.

Der hl. Georg.

- Die Liste der preussischen Georgenhospitäler vrgl. bei Rink, S. 86—89. Hier werden nur, der Uebersicht wegen, die Anstalten in Elbing und Danzig und die Georgskirchen aufgezählt.
Altmünsterberg, Pj. Pfarrkirche, zwischen 1323 u. 1390 entstanden. BND Mbg. S. 7.
Danzig, Pl. Hospital auf der Altstadt, 1355 genannt. Simson I. S. 79, 80.
 " Hospital auf der Jungstadt, 1380 vorgesehen, 1407 als bestehend genannt. Simson I. S. 95. IV. Nr: 101.
Elbing, Pj. Altstädtisches Hospital und Kapelle. 1334. CDW I. 265 Anm.
 " Neustädtisches Hospital und Kapelle. 1360. Loeppen, Elb. Antiquitäten, S. 162,

- Freundenberg, C.** Pfarrkirche. Ordenszeit. S. r. W. I. S. 436. Anm. 242.
- Georgenburg, C.** Burg Georgenburg. 1364. Bischoffe, Ueber Georgenburg bei Insterburg. N. Br. Br. Bl. VI. 1848. S. 66 ff.
- Kulm.** Georgenkapelle auf einem Bestkirchhof. 1284. Seemann: Programm.
- Rastenburg, C.** Pfarrkirche, 1357. Mitpr. Mj. III. 82. CD Pr. III. 130.
- Schalmey, C.** Pfarrkirche. 1289—1343. S. r. W. I. S. 411. Anm. 121.
- Schlochau, Bl.** Mitpatron der Schloßkapelle. 1365. BND Wpr. 1. S. 390.
- Tiefenau, Pf.** Kirche, wohl aus dem 13. Jahrhundert. BND Wpr. 3.

Die hl. Gertrud.

- Danzig, Bl.** Kapelle mit Hospital auf der Stadtfreiheit. 1363 erwähnt. Simson I. S. 84. IV. Nr. 90.

Der hl. Hupertus.

- Papau, R.** Ordenskirche, vielleicht dem hl. Hupertus geweiht. 1419. GMB 518, 29.

Der hl. Jacobus der Fletere.

- Allenstein, C.** Pfarrkirche, wohl 1415 geweiht. S. r. W. I. S. 420. Anm. 159. Bonk, S. 105.
- Bärwalde, Pf.** Pfarrkirche, nach 1342 erbaut. BND Mbg. S. 24.
- Danzig, Bl.** Siechenhaus der Schiffer. 1414. Dabei eine Kapelle zu Ehren der Heiligen Maria, Jacobus, Christophorus und Katharina. 1432. Simson I. S. 166. IV. 123. 133.
- Elbing, Pf.** Filialkirche vor der Stadt. 1256 erbaut. Rhode, Der Elbinger Kreis. Danzig 1871. S. 366. Loepfen, Elb. Antiquit. S. 126.
- Groß-Kellen, C.** Pfarrkirche. Titel bis 1758. S. r. W. I. S. 403. Anm. 80.
- Kulm.** Kirche des Franziskanerklosters s. Jacobi et Nicolai. 1258. Roth, Anhang.
- Kulmsee, R.** Pfarrkirche, erbaut in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Maerker, S. 149.

- Lauenburg, Pl. Pfarrkirche, nach 1341 erbaut. Cramer, Gesch. der Lande Lauenburg u. Bütow. Rgb. 1858. 1. Teil, S. 89—91.
- Open, G. Hauptpatron der Pfarrkirche. 1400. ZGUC, 9. S. 244.
- Quebnau, G. Wallfahrtskirche. 1320. Faber, S. 160. Voetticher I.
- Stargard, Pl. Kirche. 1655 von den Schweden zerstört. BND Wpr. 1. S. 239.
- Thorn, R. Kirche s. Jacobi mai. et Philippi. 1309. Uv. Kulm, Nr. 163.
- Tolkemit, Pl. Mitpatron der Kirche, von Pf. Sorbom († 1401) geweiht. S. r. W. I. S. 413. Ann. 125.
- Tuchel, Pl. Kirche in der Vorstadt, noch 1653 vorhanden. Frhdrhchowicz, S. 67.
- Wehlau, G. Pfarrkirche, soll 1380 erbaut sein. Voetticher II. S. r. W. I. S. 427. Ann. 207.

Der hl. Jodocus.

- Santoppen, G. Genannt villa s. Jodoci, weil seine Pfarrkirche diesem Heiligen geweiht war. 1343. CDW II. 27.

Die Heiligen Johannes Baptst und Evangelist.

- Altthorn, R. Kirche St. Johannes Bapt. Erwähnt 1346. Maerker, S. 553.
- Bartenstein, G. Pfarrkirche St. Johannes Ev., ohne Patron erwähnt 1361, mit Patron 1487. Behnisch, Beilage VII. und S. 153.
- Bedekendorf, G. Kirche 1445. G. Bbl. 23. 1891. S. 126.
- Gr. Bertung, G. Kirche St. Johannes Ev., wohl 1348. Voetticher IV.
- Bischofsburg, G. Kirche St. Johannes Bapt. Ordenszeit. Voetticher IV.
- Braunsberg, G. Kapelle St. Johannes Bapt. auf dem gleichnamigen Kirchhof. 1402. S. r. W. I. 366. Ann. 4.
- Danzig, Pl. Filialkirche auf der Nechtstadt. 1358. 1363. Simson I. S. 62. IV. 91.
- Elbing, Pl. Kapelle. 1335 erbaut. Rhode, S. 366.

- Fischau, Pf.** Kirche St. Johannes Ev., wohl 1380 bis 1400 erbaut. *BRD. Mbg. S. 37.*
- Gr. Gark, Pl.** Kirche St. Johannes Ev., Ordenszeit. *BRD Wpr. 1. S. 261.*
- Glockstein, C.** Kirche St. Johannes Bapt. Ordenszeit. *Boetticher IV.*
- Johannisburg, C.** „sont Johans burg daz hûs“. 1345 angelegt. *S. r. Pr. IV. 3.*
- Königsberg, C.** Johannes Bapt. Mitpatron der Pfarrkirche im Löbenicht. 1354 erwähnt. *U. B. N. Nr. 45.*
- Konig, Pl.** Pfarrkirche „Decollatio s. Johannes Bapt.“ soll 1205 gegründet sein. *BRD. Wpr. 1. S. 363.*
- Kulm,** Kirche St. Johannes Bapt. et Ev. der Benediktinernonnen. 1483. *U. B. Culm Nr. 700.*
- Langwalde, C.** Kirche St. Johannes Ev., ante portam Latinam. 1318. *CDW. I. 189. C. 3. Bd. 8. 644. Bd. 13. 869.*
- Löbau, R.** Johannes Bapt. Mitpatron einer Kapelle bei dem bfl. Schlosse, die 1366 erbaut wurde. *Lief, Die Stadt Löbau, S. 453.*
- Lofau, C.** Pfarrkirche St. Johannes Bapt. 1402. *CDW. III. 383.*
- Marienburg, Pf.** Pfarrkirche St. Johannes Ev., wohl um 1276 entstanden. *C. Pbl. 38—40. 1906—1908. S. 3. ff.*
- Marienwerder, Pf.** Johannes Ev. Mitpatron des Doms. 1343. *U. B. 51. Schutzpatron der Diözese Pomesanien. 1475. U. B. Culm, Nr. 677.*
- Memel, C.** Pfarrkirche. 1258. *Pr. U. B. I. 2. Nr. 63.*
- Pluskowenz, R.** Kirche St. Johannes Ev., ca. 1451. *BRD. Wpr. 2. S. 396, 399.*
- Saalfeld, Pf.** Pfarrkirche St. Johannes Ev. 1333. *Deegen, Gesch. der Stadt Saalfeld in Ostpr. 1905. S. 187.*
- Schlochau, Pl.** Johannes Ev. Mitpatron der Schloßkapelle, soll 1366 geweiht sein. *BRD Wpr. 1. S. 390.*
- Schöneberg, Pf.** Kirche St. Johannes Bapt., wohl Ordenszeit. *BRD. Mbg. S. 285.*

- Siegfriedswalde, C.** Kirche St. Johannes Ev. ante portam Latinam, um 1375 sicher vorhanden. S.r.W. I. S. 433. Anm. 232.
- Stargard, Bl.** Kirche St. Johannes Bapt., von den Johannitern erbaut. B&D. Wpr. I. S. 239.
- Stürzack, C.** Kapelle St. Johannes Bapt. 1490. Liebke, Urkunden, Nr. 1. Ferner S. r. W. I. S. 389. Anm. 20.
- Thorn, R.** Pfarrkirche, der Altstadt St. Johannes Bapt. 1312. Ub. Culm. Nr. 171.
- „ Kirche der Benediktinerinnen s. Crucis et Johannis Ev. 1393. Ub. Culm Nr: 398.
- Wormditt, C.** Pfarrkirche St. Johannes Ev. et Bapt., 1379 von Bf. Sorbom geweiht. CDW. III. 84. S. r. W. I. Anm. 244. S. 437.

Die selige Jutta von Sangerhausen.

- Kulmsee, R.** Grabkapelle im Dom, besteht wohl seit 1264, wird 1311 erwähnt. S. r. Pr. III. 392.

Die hl. Katharina.

- Angerburg, C.** Pfarrkirche, 1508. GMB 70, 2.
- Arnau, C.** Wallfahrtskirche. 1349 erwähnt. Faber, S. 168—171. Boetticher I. und VIII, S. 2.
- Barendt, Pf.** Pfarrkirche. Ordenszeit. B&D Mbg. S. 16 ff.
- Bartenstein, C.** Kirche, 1465 genannt. Behnisch, S. 163.
- Brandenburg, C.** Kirche. 1408. Mbg. Trb. S. 487, 10.
- Braunsberg, C.** Pfarrkirche. 1280. CDW I. 56.
- Christburg, Pf.** Pfarrkirche. 1249 gegründet. B&D Wpr. 3. S. 255—259.
- Danzig, Bl.** Pfarrkirche. 1263 genannt. Simson I. S. 22. IV. 32.
- Deutschemdorf, Pf.** Kirche. ca. 1330 erbaut. Boetticher III.
- Heinrikau, C.** Hauptpatronin der Kirche. 1501 neu geweiht. ZGME 8. S. 627.
- Samgarben, C.** Kirche. Ordenszeit. Boetticher II.
- Landsberg, Bl.** Mitpatronin der Kirche. 1411—1419. Schadenbuch, Ordensfoliant 5 b. S. 248.
- i. der Neumark.
- Laufe, C.** Kirche. 1404. Mbg. Trb. 325, 6.
- Medenau, C.** Vielleicht Mitpatronin der Kirche, bezeugt

- durch eine Glocke von 1521. Voetticher I. Gebauer, Ueber Medenau. S. 149 ff. Kirche. 1363. Pf. Uv. Nr. 62.
- Peterwitz, Pf.** Kirche. 1408. Mbg. Trb. 507, 23.
- Pr. Mark, Pf.** Kirche. Ordenszeit. BND Mbg. S. 259.
- Pr. Rosengart, Pf.** Pfarrkirche zur Ordenszeit der hl. Katharina geweiht. S. r. W. I. S. 435, Anm. 239.
- Ramsau, G.** Filiationkirche auf der Vorstadt. 1409. Mbg. Trb. 549, 34.
- Rastenburg, G.** Kirche. Ordenszeit. BND Mbg. S. 118, 261.
- Schadwalde, Pf.** Kirche mit einem Katharinenbild als Hauptheiligtum. 1398. Jacobson, Anhang Nr. 25.
- Stansitz, Pl.** (heute Staudzhh)
- Stargard, Pl.** Kirche. Ordenszeit. BND Wpr. 1. S. 239.
- Strasburg, R.** Pfarrkirche. 1343. BND Wpr. 2. S. 442. DBrU, Nr. 80, Mbg. St. U.
- Thorn, R.** Kapelle vor dem Katharinentor. 1360. Uv. Culm. Nr. 306.
- Wisby auf Gotland.** Kirche. 1408. Mbg. Trb. 484, 5.

Der hl. Leonhard.

- Kreuzburg, G.** Kapelle mit Hospital außerhalb der Stadt. 1495. G. B. 9. S. 286. S. r. W. II. S. 47.
- Saalfeld, Pf.** Kirche der Franziskaner. 1480. Deegen, S. 207.
- Stradaunen, G.** Filiationkirche. 1487. S. r. W. I. S. 407. Anm. 102.

Der hl. Laurentius.

- Braunswalde, Pf.** Pfarrkirche, bis 1626. Schmitt, S. 199.
- Engelsburg, R.** Schloßkapelle. 1339. BND Wpr. 2. S. 475.
- Friedland, G.** Lorenzkirchhof vor der Stadt, läßt auf eine ehemalige Lorenzkapelle schließen. Voetticher II. Harnoch, S. 88.
- Göttendorf, G.** Kirche. 1500 geweiht, S. r. W. I. S. 420. Anm. 159.
- Golub, R.** Kirche. 1411—1419. Schadenbuch, Ordensfoliant 5b, S. 421.
- St. Lorenz, G.** Kirche. 1450 erwähnt. Gebauer, Nachrichten über die Kirche St. Lorenz. Pr. Pr. Bl. 13. 1835. S. 572.

- Marienburg, Pf.** Kapelle in der Vorburg. 1358. Voigt, Gesch. Mbg. Beilage Nr. VII.
- Migehnen, G.** Hauptpatron der Kirche im 15. Jahrhundert. Mitt. G. Bv. III. S. 1 ff.
- Montig, Pf.** Kirche, 1322. BGD Wpr. 3. S. 168.
- Rhein, G.** Kapelle. 1493. Liebfte, Urkunden, Nr. 3. S. r. W. I. S. 389. Anm. 19.
- Thorn, K.** Kapelle mit Kirchhof vor der Stadt. 1327. 1384. Ub. Culm. 219 und 365.

Die hl. Margaretha.

- Bütow, Bl.** Pfarrkirche. Nach 1346 erbaut. Cramer, 1. Teil, S. 93—95.
- Bettelkau, G.** Zweite Patronin der Filialkirche, die wohl bald nach 1343 geweiht wurde. G. Bbl. 35. 1903. S. 6 ff. Röhrich, Bd. 13, S. 476.
- Wernegitten, G.** Kirche zur hl. Margaretha soll errichtet werden. 1348. CDW II. 106.

Die Jungfrau Maria.

- Bratean, K.** Kapelle. 1409. Mbg. Trb. S. 530, 38.
- Braunsberg, G.** Franziskanerkloster. 1296 gegründet. Roth, S. 139.
- Danzig, Bl.** Kloster der Karmeliter, 1400 erwähnt. Mbg. Trb. S. 79.
- „ Pfarrkirche. 1343 gegründet. Simson I. S. 58.
- „ Kleine Filialkirche zu St. Marien. 1271. Simson IV. 38.
- Dittrichswalde, G.** Kirche Nativitatis BMV. 1500 geweiht. S. r. W. I. S. 421. Anm. 162.
- Elbing, Pf.** Dominikanerkloster, gegründet 1238. CDW I. 1, 4, 14. Loeppen, S. 130.
- „ Hospital zum hl. Geiste und der Jungfrau Maria. 1242. CDW I. 3.
- Frauenburg, G.** Kathedrale in honorem virginis gloriose Marie. 1329. CDW I. 244.
- Friedland, G.** Pfarrkirche URJ. 1354. Barkowski, Pr. Friedland v. 1354—1904. S. 1, 2. 15.
- Georgenau, G.** Wallfahrtsort. Ordenszeit. S. r. W. I. S. 427. Anm. 203.

- Gaffstrom, S.** Kapelle. 1349. Harnoch, S. 41.
- Heiligelinde, E.** Wallfahrtskapelle, entstanden vermutlich zwischen 1389 und 1409, erwähnt zuerst 1482. *ZMG*, Erg. Bd. III. 1864.
- Heiligenbeil, E.** Augustinerkloster, gegr. 1372. *CDW*. III. 96.
- Hela, Pl.** Kapelle in Alt-Hela, vielleicht schon seit 1142. Schulz, S. 569/70.
- Jakobsdorf, Pl.** Wallfahrtskapelle. 1417, *Ab. Culm*. Nr. 503. 548. *BRD*. Wpr. 1. S. 379.
- Juditten, S.** Wallfahrtskirche, höchst wahrscheinlich der Jungfrau Maria geweiht, erbaut am Ende des 13. Jahrhunderts. Storch, S. 3. Boetticher I.
- Karthaus, Pl.** Karthäuserkloster Marien-Paradies. 1380. Simson I. S. 118. *BRD*. Wpr. 1. S. 10.
- Königsberg, S.** Mitpatronin des Doms. 1421. Gebser und Hagen, S. 125 und 177.
- " Bisterzienser-Nonnenkloster, 1349 begründet. *CD*. Pr. III. 58. 64.
- Kulm, Lip, R.** Pfarrkirche. Genannt 1311. *CDPr*. II. 66. Wallfahrtskapelle, wohl nach 1263 entstanden. *BRD* Wpr. 2. S. 632. Lief, Die Stadt Löbau, S. 410, 411, 417.
- Lont, R.** Wallfahrtskapelle, zwischen 1400 und 1401 erbaut. *BRD* Wpr. 2. S. 657.
- Lubnicz, R.** Kapelle. 1399. *Mbg. Trb*. S. 33, 22.
- Marienburg, Pl.** Kirche im Hochschloß. 1394. *Mbg. A B*. S. 122. ff.
- " Fährortkapelle an der Rogat, 1448 erwähnt. Voigt, *Gesch. Mbg.* S. 570.
- Marienwerder, Pl.** Kathedrale zu Ehren der Jungfrau Maria und des Apostels Johannes, ohne Titel 1285, mit Titel 1343 erwähnt *CD* Pr. I. 172. III. 41.
- Memel, S.** Kathedrale. 1291. Sammlung einiger Denkwürdigkeiten von Memel, Heft 1, Beilage Nr. 6.
- Neidenburg, Pl.** Kirche. 1409. *Mbg. Trb*. S. 530, 30.
- Reest, Pl.** Kirche. 1408. *Mbg. Trb*. S. 499, 32.
- Blausen, E.** Pfarrkirche. 1355. *CDW* II. 223.

- Niefenburg, Pf.** Begräbniskapelle in der Vorstadt, zwischen 1378 und 1409 erbaut. *BRD Wpr.* 3. S. 191.
- Schlochau, Pf.** Schloßkapelle BMV, s. Johannes Ev. et b. Georgii. Soll 1365 geweiht worden sein. *BRD Wpr.* 1. S. 390.
- Schönwalde, R.** Kapelle. 1330. *Ub. Culm.* Nr. 229.
- Schweh, Pf.** Pfarrkirche, 1198 geweiht. *BRD Wpr.* 1. S. 336.
- Stargard, Pf.** Pfarrkirche, soll 1339 erbaut sein. *Stadie, Gesch. der Stadt Stargard.* 1864. S. 51, 52.
- Tannenberg, Pf.** Kapelle auf dem Schlachtfeld, 1412 errichtet. *Altpr. Mj.* VII. S. 43 ff.
- Tiegenhagen, Pf.** Pfarrkirche ursprünglich der Jungfrau Maria geweiht. 1352. *BRD Mhg.* S. 346.
- Thorn, R.** Kirche des Franziskanerklosters, Titel 1456 genannt. *Roth,* S. 126 ff. *Ub. Culm.* Nr. 168, 618.
- Schellen, E.** Pfarrkirche zu Ehren der Jungfrau Maria und der Heiligen Peter und Paul, Barbara, Dorothea, aller Martyrer und Jungfrauen. 1493 geweiht. *S. r. W. I.* S. 404. *Ann.* 83.

Die hl. Maria Magdalena.

- Braunsberg, E.** Mitpatronin der Pfarrkirche. 1426. *CDW* IV. 99.
- Danzig, Pf.** Hospital der Büsserinnen oder Magdalenerinnen. 1394. *Simson* IV. Nr. 110. Seit 1396 Birgittenkloster. *Ebda* IV. Nr. 115. I. S. 117.
- Gerdaun, E.** Pfarrkirche. 1475. *E. Pbl.* 39. 1907. S. 44 ff.
- Heinrikau, E.** Mitpatronin der Kirche. 1501. *ZGMG* 8. 627. *S. r. W. I.* S. 429. *Ann.* 216.
- Kauernitz, R.** Pfarrkirche. 1407. *Ub. Culm.* Nr: 454.
- Königsberg, E.** Kloster auf dem heutigen Münzplatz. 1519. *Gebser und Hagen,* S. 42. *E. Stein,* S. 89.
- Leffen, R.** Kapelle, angeblich bereits um 1410 vorhanden. *Ub. Culm.* Nr: 1161. *BRD Wpr.* 2. 518.

Die hl. Martha.

- Stromangen, E.** Kirche zur hl. Martha soll gegründet werden. später Bischoffstein. 1346. *CDW* II. 73.

Der hl. Martin von Tours.

Kulm, Filialkirche, 1421. erwähnt. Ub. Culm, Nr. 518.

Der hl. Matthaeus.

Reichenbach, Pf. Pfarrkirche, 1310. CDW I. 152, 176.

Der hl. Matthias.

Bischoffstein, G. Pfarrkirche nach der Ueberlieferung im Jahre 1400 geweiht. S. r. W. I. S. 434, Anm. 236.

Der hl. Michael.

Danzig, Pl. Hospital mit Kapelle zum hl. Michael oder Aller Gottes Engeln auf der Jungstadt. 1435 vorhanden. Simson I. S. 95.

Freimarkt, G. Pfarrkirche, 1353. CDW II. 192.

Lbbau, R. Mitpatron einer Kapelle. 1366. Tief, S. 453.

Mielenz, Pf. Pfarrkirche. Ordenszeit. B&D. Mbg. S. 172.

Bestlin, Pf. Kirche. 1295. Mitt. G. Bv. III. S. 64, 65.

Schöneck, Pl. Zippel, cap. 9.
Kirche, um 1350 von den Johannitern erbaut, bis 1370 Sitz eines Johanniterkomturs. B&D Wpr. 1. S. 37.

Der hl. Nicolaus.

Baisen, G. Pfarrkirche zu Ehren der Heiligen Nicolaus, Eustachius und Katharina. 1517 geweiht. S. r. W. I. S. 440. Anm. 255.

Bönhof, Pf. Kirche. 1416. B&D. Wpr. 3. S. 254.

Danzig, Pl. Älteste Pfarrkirche daselbst. 1227. Simson IV. Nr: 10. Pl. Ub. Nr: 34—36.

Deutsch-Eylau, Pf. Kapelle. 1333. B&D Wpr. 3. S. 137.

Dirschau, Pl. Pfarrkirche zum hl. Kreuz und St. Nicolaus, im 14. Jahrhundert vollendet. B&D. Wpr. 1 S. 157.

Elbing, Pf. Pfarrkirche der Altstadt. 1284. CDW I. 68.

Frauenburg, G. Pfarrkirche. 1445. G. Pbl. 23. 1891. S. 126. CDW. I. 111.

Graudenz, R. Pfarrkirche, um 1250 gegründet. B&D Wpr. 2. S. 497. Vrgl. ferner Froelich, I. S. 106 ff.

- Guttstadt, G.** Kapelle auf dem Kirchhof für Verbrecher, „seit alter Zeit“. 1597 neu aufgebaut. S. r. W. I. S. 417. Anm. 150.
- Königsberg, G.** Kirche „in monte“, zwischen 1255 und 1258 entstanden. Ub. Rgb. Nr. 10 und 12.
Pfarrkirche der Altstadt, zwischen 1264 und 1286 erbaut. Ebda.
- Königsdorf, Pf.** Pfarrkirche. 1468. BND Mbg. S. 81. ff.
Kulm. Mitpatron des Franziskanerklosters. 1258. Roth, Anhang.
- Labiau, G.** Pfarrkirche. 1409. Mbg. Erb. S. 548, 33.
Landsberg, Pf. Mitpatron der Kirche. 1411—1419. Schadenbuch, Ordensfoliant 5 b. S. 248. Rgb. St. A.
- Lebemünde, Pf.** Pfarrkirche, nach 1357. Cramer, Gesch. der Landeauenburg und Bütow, 1. Teil. S. 104—113.
- Leys, G.** Vielleicht schon zur Ordenszeit Patron der Filialkirche, bezeugt durch eine Glocke von 1491. ZGUC 8. 619. Voetticher IV. 51.
- Lieskau, Pf.** Pfarrkirche, wohl Ordenszeit. BND Mbg. S. 142
- Manchengut, Pf.** Kirche vielleicht St. Nicolaus geweiht, bezeugt durch eine gotische Glocke. Voetticher III. Harnoch, S. 217.
- Marientburg, Pf.** Kapelle an der Rogatbrücke. 1407. Mbg. Erb. 435, 24.
- Memel, G.** Pfarrkirche. 1258. Pr. Ub. I. 2. 64.
Mewe, Pf. Pfarrkirche, zwischen 1284 und 1297 gegr. Correns, Chronik der Stadt Mewe. Graudenz, 1897. S. 23.
- Neukirch, G.** Pfarrkirche. Visitation von 1572. ZGUC 8. 589.
- Nikolaiten, G.** Der Ort wird St. Nicolai genannt. 1595. Voetticher VI.
- Papau, R.** Pfarrkirche, 15. Jahrhundert. G. B. 9. 312.
Prangenau, Pf. Kapelle, 1637 erwähnt. BND Mbg. S. 254.
Rosengarten, G. Pfarrkirche. 1437. Ostpr. Foliant 124. S. 199, 200. Rgb. St. A. Erwähnt bei Voetticher. Vb. VI.

- Saalfeld, Pf.** Kapelle „Sinte Niclus czu stegen und wegen“ 1408. Deegen, S. 205.
- Scharpan, Pf.** Kapelle. 1399. Mbg. Erb. 26, 16.
- Schönwalde, Pl.** Filialkirche. Ordenszeit. Schulz, Gesch. der
bei Danzig
Thorn, K. Kirche der Dominikaner. 1265. Pr. Ub. II.
233. CD Pr. V. 50.
- Undischen, Pl.** Nicolausbild, das „Zeichen tat.“ 1411—1414.
Schadenbuch, Ordensfoliant 5a. S. 130. Rgb.
St. A.
- Warnau, Pf.** Kirche, wohl 1471 gegründet. BND Mbg.
S. 371.
- Wernersdorff, Pf.** Pfarrkirche, wohl 14. Jahrhundert. BND
Mbg. S. 373.
- Zwiniarz, K.** Pfarrkirche, wohl Ordenszeit. BND Wpr. 2.
S. 706.

Der heilige Olaf.

- Weichselmünde, Pl.** Kirche. 1476. Ub. Culm 682.

Die Apostel Petrus und Paulus.

- Altthaus, K.** Pfarrkirche s. Petri. 15. Jahrhundert. E. Z.
9. 312.
- Danzig, Pl.** Filialkirche St. Peter (und Paul, später) in
der Vorstadt. ca 1393 angelegt. Simson I. S. 112.
- Heilsberg, E.** Pfarrkirche St. Peter und Paul, soll 1315
geweiht worden sein. S. r. W. I. S. 440.
Ann. 256.
- Hela, Pl.** Pfarrkirche St. Peter und Paul in Neu-
Hela. 1431. BND Wpr. 1. S. 68. Schulz,
S. 570/71.
- Kulm.** Kirche der Dominikaner St. Peter u. Paul,
genannt 1244. Ub. Culm. Nr. 1227.
- Mehlsack, E.** Pfarrkirche St. Peter und Paul, 1445 er-
wähnt. E. Pbl. 23. 1891. S. 126.
- Mohrunen, Pf.** Pfarrkirche St. Peter und Paul, 1331.
CD Pr. II. 139.
- Rüssel, E.** Kirche der „Zwölfboten“ Peter und Paul.
1487. E. Pbl. 1907. 39. S. 44 ff.
- Thorn, K.** Hospital St. Peter und Paul. Ordenszeit,
BND Wpr. 2. S. 289.

Die Apostel Philippus und Jacobus d. J.

- Grunau, E.** Pfarrkirche. 1331 genannt. Rogge, S. 41. 42.
Der hl. Rochus.
Danzig, Pl. Hospital mit Kapelle auf der Jungstadt. 1435 vorhanden. Simson I. S. 95. 271.
Löbau, R. Mitpatron des Hospitals. 1508, 1509. Uv. Culm. Nr: 775. 781.
Die hl. Ursula.
Marienburg, Wf. Kapelle auf dem Schloß, 1647 als desolata erwähnt. E. Pbl. 38—40. 1906—1908. S. 3. ff.
Der hl. Valentin.
Strasburg, R. Kapelle, vermutlich verbunden mit einem Hospital, 1629 zerstört. Plehn, S. 121 Ferner B&D Wpr. 2. S. 428.

3. Ortsregister.

Geordnet nach dem Territorialbesitz des Deutschen Ordens und der preußischen Bischöfe.

1. Kulmerland.

a) Besitz des Ordens.

- Althaus.** Pfarrkirche St. Petrus.
Althorn. Pfarrkirche St. Johannes Bapt.
Barbarken oder
Vormühle Wallfahrtskirche St. Barbara.
Brateau. Schloßkapelle St. Maria.
Engelsburg. Schloßkapelle St. Laurentius
Gollub. Kirche St. Laurentius, St. Katharina, St. Georg.*)
Grandenz, Pfarrkirche St. Nicolaus.
Kulm. Kapelle St. Agnes
 Kirche der Franziskaner St. Jacobus und Nicolaus.
 Kirche der Benediktinerinnen St. Johannes Bapt. und Ev.
 Pfarrkirche St. Maria.
 Filialkirche St. Martin.
 Kirche der Dominikaner St. Peter u. Paul.

*) Staatsarch. Königsberg Schl. 65 Nr. 9.

Leffen	Kapelle St. Maria Magdalena.
Lubenicz.	Kapelle St. Maria.
Papau.	Schloßkapelle (anscheinend) St. Gupertus.
	Pfarrkirche St. Nicolaus
Pluskowenz.	Pfarrkirche St. Johannes Ev.
Rheden.	Pfarrkirche St. Anna.
	Schloßkirche zum hl. Kreuz.
Strasburg.	Pfarrkirche St. Katharina.
	Hospital mit Kapelle St. Valentin.
Thorn.	Hospital mit Kapelle St. Elisabeth.
	Burgkapelle zum hl. Kreuz.
	Kirche der Benediktinerinnen zum hl. Kreuz und St. Johannes Ev.
	Pfarrkirche der Neustadt St. Jacobus maj. und Philippus.
	Pfarrkirche der Altstadt St. Johannes Bapt.
	Kapelle St. Katharina.
	Kirchhofskapelle St. Laurentius.
	Kirche der Franziskaner St. Maria.
	Kirche der Dominikaner St. Nicolaus.
	Hospital St. Peter und Paul.

b) Besitz des Bischofs.

Rauernit.	Pfarrkirche St. Maria Magdalena.
Kulmsee.	Kathedrale zur hl. Dreifaltigkeit.
	Pfarrkirche St. Jacobus.
	Grabkapelle der sel. Lutta von Sangerhausen
Löbau.	Pfarrkirche St. Anna.
	Hospital zu St. Anna, Hieronymus, Wolf- gang, Rochus und Johannes Bapt.
	Polnische Kapelle St. Barbara.
	Bfl. Schloßkapelle St. Michael und Jo- hannes Bapt.
Zwintarz.	Pfarrkirche St. Nicolaus.

2. Pomesanien.

a) Besitz des Ordens.

Alt-Reichau.	Pfarrkirche St. Barbara.
Bärwalde.	Pfarrkirche St. Jacobus.
Barendt.	Pfarrkirche St. Katharina.
Bünhof.	Kirche St. Nicolaus.

Braunswalde.
Christburg.

Pfarrkirche St. Laurentius.
Ordenskapelle St. Anna.
Schloßkapelle St. Christophorus.
Hospital St. Elisabeth.
Pfarrkirche St. Katharina.
Kapelle zum hl. Kreuz.

Deutsch-Eylau.
Fischau.
Gilgenburg.
Pr. Holland.
Rönigsdorf.
Gr. Lejewitz.
Liebenühl.
Lieskau.
Lindenau.
Mansengut.
Marienau.
Marienburg.

Kapelle St. Nicolaus.
Pfarrkirche St. Johannes Ev.
Kapelle St. Antonius.
Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Pfarrkirche St. Nicolaus.
Kirche St. Andreas.
Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Pfarrkirche St. Nicolaus.
Kapelle St. Barbara.
Pfarrkirche St. Nicolaus.
Pfarrkirche St. Anna.

auf der Burg:

Grabkapelle St. Anna.
Kapelle St. Barbara.
Kapelle St. Bartholomaeus und Albertus.
Kirche St. Maria (im Hochschloß).
Fahrtortkapelle St. Maria (an der Rogat).
Kapelle St. Laurentius.
Kapelle St. Nicolaus.
Kapelle St. Ursula.

in der Stadt:

Hospital St. Elisabeth.
Pfarrkirche St. Johannes Ev.
Pfarrkirche St. Michael.
Pfarrkirche St. Laurentius.
Pfarrkirche St. Peter und Paul.
Kirche St. Maria.
Pfarrkirche St. Barbara.
Filialkirche St. Barbara.
Kapelle zum hl. Leichnam.
Pfarrkirche St. Michael.
Kapelle St. Nicolaus.
Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Pfarrkirche St. Katharina.

Mielenz.
Montig.
Mohrungen.
Neidenburg.
Nohendorf.
Orloff.
Osterode.
Pestlin.
Prangenan.
Reichenbach.
Pr. Rosengart.

Saalfeld.	Pfarrkirche St. Johannes Ev. Kirche der Franziskaner zum hl. Leonhard. Kapelle St. Nicolaus.
Schadwalde.	Pfarrkirche St. Katharina.
Scharpau.	Kapelle St. Nicolaus.
Schöneberg.	Pfarrkirche St. Johannes Bapt.
Stuhm.	Pfarrkirche St. Anna.
Tannenbergr.	Kapelle St. Maria.
Tannsee.	Pfarrkirche St. Anna.
Tiegenhagen.	Pfarrkirche St. Maria.
Warnau.	Kirche St. Nicolaus.
Wernersdorff.	Pfarrkirche St. Nicolaus.

b) Besitz des Bischofs.

Marienwerder.	Kathedrale St. Maria und Johannes Ev. Grab der seligen Dorothea von Montau.
Peterwitz.	Pfarrkirche St. Katharina.
Riesenburg.	Begräbniskapelle St. Maria.

3. Ermland.

a) Besitz des Ordens.

Aweyden.	Pfarrkirche St. Barbara.
Bartenstein.	Pfarrkirche St. Johannes Ev. Kirche St. Katharina.
Büsterwalde.	Wallfahrtsort St. Anna.
Brandenburg.	Pfarrkirche St. Katharina.
Deutschendorf.	Pfarrkirche St. Katharina.
Eckersberg.	Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Eichmedien.	Pfarrkirche St. Antonius.
Elbing.	Filialkirche St. Anna. Klosterkirche St. Birgitta. Pfarrkirche der Neustadt zu den hl. Drei Königen. Hospital mit Kapelle St. Elisabeth. Hospital zum hl. Geiste und St. Maria. Filialkirche St. Jacobus. Kapelle St. Johannes. Wallfahrtskirche zum hl. Leichnam. Kirche der Dominikaner St. Maria. Pfarrkirche der Altstadt St. Nicolaus.

Friedland.	Kirchhof mit Kapelle St. Laurentius. Pfarrkirche Ulf.
Georgenau.	Wallfahrtskirche St. Maria.
Gerdauen.	Pfarrkirche St. Maria Magdalena.
Grunau.	Pfarrkirche St. Philippus und Jacobus min.
Haffstrom.	Kapelle St. Maria.
Hanswalde.	Kapelle zum hl. Leichnam.
Heiligelinde.	Wallfahrtskirche St. Maria.
Heiligenbeil.	Kirche der Augustiner-Eremiten St. Maria.
Johannisburg.	„sont Johans burg daz häs.“
Kreuzburg.	Hospital mit Kapelle St. Leonhard.
Laggarden.	Wallfahrtskirche St. Anna.
Lamgarden.	Pfarrkirche St. Katharina.
Lauke.	Pfarrkirche St. Katharina.
Pr. Mark.	Pfarrkirche St. Katharina.
Mühlhausen.	Pfarrkirche St. Anna.
Nikolaisen.	St. Nicolai genannt.
Passenheim	Pfarrkirche (anscheinend) St. Maria.
Patollen.	Kirche der Augustiner zur hl. Dreifaltigkeit.
Rastenburg.	Pfarrkirche St. Georg. Filialkirche St. Katharina.
Rhein.	Ordenskapelle St. Laurentius.
Rosengarten bei Angerburg.	Pfarrkirche St. Nicolaus.
Stradaunen.	Filialkirche St. Leonhard.
Stürlach.	Kapelle St. Johannes Bapt.
Tolkemit.	Pfarrkirche zum hl. Kreuz, St. Maria und Jacobus maj.
Trunz.	Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Waltersdorf.	Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Wehlau.	Pfarrkirche St. Jacobus maj.
Zinten.	Hospital und Kirche St. Anna.

b) Besitz des Bischofs.

Allenstein.	Schloßkapelle St. Anna. Pfarrkirche St. Jacobus maj.
Alt-Schöneberg.	Pfarrkirche St. Maria-Magdalena.
Baßien (Baissen).	Pfarrkirche St. Nicolaus, Eustachius und Katharina.
Bettendorf.	Pfarrkirche St. Johannes.

Gr. Bertung.	Pfarrkirche St. Johannes Ev.
Bischofsburg.	Pfarrkirche St. Johannes Bapt.
Bischofsstein.	Kirche St. Martha. Pfarrkirche St. Matthias.
Braunsberg.	Erste Kathedrale St. Andreas. Kirchhof und Kapelle St. Johannes Bapt. Pfarrkirche St. Katharina und Maria Magdalena. Kirche der Franziskaner St. Maria.
Dittrichswalde.	Kirche Nativitatis VM.
Frauenburg.	Antoniterkloster. Hospital und Kirche zum hl. Geist und St. Anna. Zweite Kathedrale St. Maria und Andreas. Pfarrkirche St. Nicolaus.
Freimarkt.	Pfarrkirche St. Michael.
Freundenberg.	Pfarrkirche St. Georg.
Glockstein.	Pfarrkirche St. Johannes Bapt.
Glottau.	Kollegiatkirche zum Erlöser, allen Heiligen und St. Andreas. Filialkirche St. Laurentius.
Götkendorf.	Pfarrkirche zum hl. Erlöser und allen Heiligen.
Guttstadt.	Kirchhof und Kapelle St. Nicolaus.
Heiligentkrenz, heute	Schulen. Kapelle zum hl. Kreuz.
Heiligental.	Pfarrkirche St. Cosmas und Damianus.
Heilsberg.	Pfarrkirche St. Peter und Paul.
Heinrikau.	Pfarrkirche St. Katharina und Maria Magdalena.
Groß-Kellen.	Pfarrkirche St. Jacobus maj.
Röbnigsberg.	Hospital und Kapelle St. Antonius.
Krekollen.	Pfarrkirche zum siegreichen Kreuz und St. Lorenz.
Langwalde.	Pfarrkirche St. Johannes Ev. ante portam Latinam.
Leyß.	Filialkirche St. Nicolaus.
Lokau.	Pfarrkirche St. Johannes Bapt.
Mehlsack.	Pfarrkirche St. Peter und Paul.
Migehnen.	Pfarrkirche St. Laurentius.
Open.	Filialkirche zum siegreichen Kreuze, der Jung-

	frau Maria, dem Apostel Jakobus dem Ae. und allen Heiligen.
Peterswalde.	Pfarrkirche St. Andreas.
Pettelkau.	Filialkirche St. Maria und Margaretha.
Plausen.	Pfarrkirche St. Maria, dann dem hl. Kreuze, Maria, Katharina und allen Heiligen geweiht.
Ramsau.	Pfarrkirche St. Katharina.
Reichenberg.	Pfarrkirche St. Elisabeth.
Rössel.	Pfarrkirche St. Peter und Paul.
Santoppen.	Pfarrkirche St. Jobocus.
Schalmeh.	Pfarrkirche St. Georg.
Schellen.	Pfarrkirche zu St. Maria, Peter und Paul Barbara, Dorothea, allen Märtyrern und Jungfrauen.
Schönbrück.	Pfarrkirche St. Nicolaus und Johannes Ev.
Seeburg.	Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
Siegfriedswalde.	Pfarrkirche Johannes Ev. ante portam Latinam.
Wartenburg.	Kirche der Franziskaner St. Andreas. Pfarrkirche St. Anna.
Wernegitten.	Pfarrkirche St. Margaretha.
Wormditt.	Pfarrkirche St. Johannes Bapt. und Ev.

4. Samland.

a) Besitz des Ordens.

Angerburg.	Pfarrkirche St. Katharina.
Arnau.	Wallfahrtskirche St. Katharina.
Zuditten.	Wallfahrtskapelle St. Maria
Rönigsberg.	Schloßkirche St. Anna. Pfarrkirche St. Barbara und Johannes Bapt. Kirche der Bisterzienserinnen zur hl. Dreifaltigkeit und St. Maria. Kapelle St. Christophorus. Nonnenkloster, Hospital und Kirche St. Elisabeth. Kirche zum hl. Kreuz. Kloster St. Maria Magdalena. Kirche St. Nicolaus (auf dem Steindamm). Pfarrkirche der Altstadt St. Nicolaus (auf dem heutigen Kaiser Wilhelm Platz).

Sabiau.
St. Lorenz.

Pfarrkirche St. Nicolaus.
Pfarrkirche St. Laurentius.

b) Besitz des Bischofs.

Königsberg.

Kathedrale St. Adalbert, Elisabeth und Maria.

Kapelle St. Andreas am Dom.

St. Kreuz.

Pfarrkirche zum hl. Kreuz.

Wedenau.

Pfarrkirche St. Maria und Katharina.

Pomunden.

Pfarrkirche St. Barbara.

Quednau.

Wallfahrtskirche St. Jacobus maj.

5. Dommerellen.

Besitz des Ordens.

Bütow.

Pfarrkirche St. Margaretha.

Danzig.

Hospital mit Kapelle St. Barbara.

Pfarrkirche d. Jungstadt St. Bartholomaeus.

Nonnenkloster St. Birgitta, Maria und Maria Magdalena.

Kirche der Franziskaner zur hl. Dreifaltigkeit.

Hospital St. Elisabeth.

Hospital mit Kapelle St. Gertrud.

Filialkirche St. Johannes.

Pfarrkirche St. Katharina.

Hospital zum hl. Leichnam.

Pfarrkirche St. Maria.

Kirche der Karmeliter.

Kapelle des Schifferhospitals St. Maria, Jacobus maj., Christophorus und Katharina.

Filialkirche St. Maria.

Hospital mit Kapelle St. Michael.

Pfarrkirche St. Nicolaus.

Filialkirche St. Peter und Paul.

Hospital mit Kapelle St. Rochus.

Dirschau.

Pfarrkirche zum hl. Kreuz und St. Nicolaus.

Gela.

Kapelle St. Anna.

Kapelle St. Bartholomaeus.

Kapelle St. Maria.

Pfarrkirche St. Peter und Paul.

Jakobsdorf.

Wallfahrtskapelle St. Maria.

Karthaus.	Kirche des Karthäuserklosters St. Maria.
Konitz.	Pfarrkirche Decollatio St. Johannis Bapt.
Landsberg.	Pfarrkirche St. Katharina und Nicolaus.
Lauenburg.	Pfarrkirche St. Jacobus.
Lebemünde.	Pfarrkirche St. Nicolaus.
Mewe.	Pfarrkirche St. Nicolaus.
Neuenburg.	Kapelle zum hl. Kreuz.
Peesk.	Kirche St. Maria.
Putzig.	Kapelle St. Barbara.
Schlochau.	Schloßkapelle St. Maria, Joh. Ev. und Georg.
Schöneck.	Kirche St. Michael.
Schönwalde.	Filialkirche St. Nicolaus.
Schweß.	Pfarrkirche St. Maria.
Stansitz.	Kirche St. Katharina.
Stargard.	Hospital mit Kirche St. Elisabeth.
	Kirche St. Jacobus maj.
	Kirche St. Johannes Bapt.
	Kirche St. Katharina.
	Pfarrkirche St. Maria.
Tuchel.	Pfarrkirche St. Bartholomaeus.
	Kirche St. Elisabeth.
	Kirche St. Jacobus.
Undischen.	Kirche St. Nicolaus.
Weichselmünde.	Kirche St. Olaf.

Außerpreussische Kirchen des Ordens.

Memel, Kurland.	Kathedrale St. Maria.
	Pfarrkirche St. Johannes.
	Pfarrkirche St. Nicolaus.
Wisby, Gotland.	Kirche St. Katharina.



Anmerkung: Da seit dem Erscheinen des Sonderdrucks in beide Register Berichtigungen und Ergänzungen aufgenommen worden sind, ist der Sonderdruck ständig mit der Zeitschrift zu vergleichen.

Abkürzungen.

Acta SS.	Acta Sanctorum
Altpr. Mz.	Altpreussische Monatschrift
Bapt.	Baptista (Johannes)
BKD. Mbg.	Die Bau- und Kunstdenkmäler des Preises Marienburg
BKD. Wpr.	Die Bau- u. Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen
BMV	Beata Maria Virgo
Bf. Bfe, bfl.	Bischof, Bischöfe, bischöflich
CD Pr	Codex diplomaticus Prussicus.
CDW	Codex diplomaticus Warmiensis
Const. synod.	Constitutiones synodales Warmienses, Sambiensis, Pomesanenses, Culmensis necuon provinciales Rigenses
D. D.	Deutscher Orden
dbl.	duplex
dtz.	deutsch
Erg. Bd.	Ergänzungsband
E.	Bistum Ermland
E. Pbl.	Pastoralblatt für die Diözese Ermland
Ev.	Evangelista (Johannes)
Gesch. Mbg.	Geschichte Marienburgs
GMV.	Das Große Aemterbuch des Deutschen Ordens
Hist. Z.	Historische Zeitschrift
Ja.	Jahrgang
„Der Katholik“	Der Katholik. Zeitschrift für katholische Wissenschaft und kirchliches Leben
KG.	Kirchengeschichte
Kgb. St. A.	Königsberger Staatsarchiv
Kgb. Ub.	Urkundenbuch der Stadt Königsberg in Preußen
K.	Bistum Kulm
L. Ub.	Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch
Mbg. M.	Das Marienburger Aemterbuch
Mbg. Trb.	Das Marienburger Treßlerbuch
Mitt. E. K.	Mitteilungen des Ermländischen Kunstvereins
MA.	Mittelalter
Nf.	Neue Folge
(N.) Pr. Pr. Bl.	(Neue) Preussische Provinzial-Blätter
D. Pr. A.	Ordensbriefarchiv
PN.	Patronsregister
Pf.	Bistum Pomesanien
Pf. Ub.	Urkundenbuch zur Geschichte des vormaligen Bisthums Pomesanien
PI.	Pommerellen
PI. Ub.	Pommerellisches Urkundenbuch
Pr. Ub.	Preussisches Urkundenbuch
RE	Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, hrgb. von Herzog-Hauck, Leipzig 1896-1913
S.	Bistum Samland
Samld. (S.) Ub.	Urkundenbuch des Bisthums Samland
Sch. Schiebl.	Schieblade
S. r. Pr.	Scriptores rerum Prussicarum
S. r. W.	Scriptores rerum Warmiensium
sdpl.	semiduplex
spl.	simplex
USF.	Unsere Liebe Frau
ZGUC.	Zeitschrift für die Geschichte u. Altertumskunde Ermlands
ZGW.	Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins

Ermland und der Deutschorden während der Regierung des Bischofs Heinrich IV. Heilsberg (1401—1415).

Von

Studentrat Dr. Hans Schmauch.

Fast dreißig Jahre sind ins Land gegangen, seitdem Franz Fleischer im 12. Bande dieser Zeitschrift (1897) eine ausführliche Darstellung vom Leben und Wirken des Bischofs Heinrich IV. Heilsberg gegeben hat, jenes ermländischen Kirchenfürsten, der vor allem durch seinen schweren Konflikt mit dem Erretter der Marienburg, dem Hochmeister Heinrich von Plauen (1410—1413), bekannt ist. Mit Bedauern hatte der Verfasser dabei feststellen müssen,¹⁾ daß der 3. Band des ermländischen Urkundenbuches das urkundliche Material leider nur recht lückenhaft darbietet; in dem Anhang zu seinem Aufsatz hat er nicht weniger als 43 Regesten aus der Regierungszeit Heinrichs IV. vermerkt, die er zur Vervollständigung des Codex Diplomaticus Warmiensis beisteuern konnte. Den Löwenanteil daran stellte das Staatsarchiv Königsberg mit 25 Nummern. Inzwischen sind bei einer Neuordnung die Bestände dieses Archivs rein chronologisch zusammengestellt worden. Eine Durchsichtung des Ordensbriefarchivs, die zu anderen Zwecken erfolgte, förderte erneut rund 30 Archivstücke zutage, die nicht gedruckt sind, und die vor allem auf die Beziehungen zwischen dem Deutschorden und dem Bistum Ermland unter der Regierungszeit Heinrichs IV. Heilsberg neues Licht werfen.

I. Die Beziehungen des Bischofs zu den Hochmeistern.

A. Hochmeister Konrad von Jungingen.

Als Heinrich Heilsberg 1401 den ermländischen Bischofstuhl bestieg, führte im Deutschordensstaat der Kluge, friedliebende Hoch-

¹⁾ Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands (abgekürzt: G. B.) Bd. XII, S. 1 f.

meister Konrad von Jungingen (1393—1407) die Zügel der Regierung, der wegen seiner weisen Mäßigung und strengen Gerechtigkeitsliebe sich allgemeiner Beliebtheit erfreute. Bald bahnten sich auch, wie Fleischer¹⁾ zeigt, zwischen beiden Männern freundschaftliche Beziehungen an, die auf gegenseitiger Achtung aufgebaut waren. Man braucht zum Beweise dessen nur die einschlägigen Angaben des Marienburger Treßlerbuches nachzulesen, das uns einerseits wiederholt von Geschenken berichtet, mit denen der junge Bischof das erfahrene Oberhaupt des Ordens ehrte, während wir andererseits hören, wie der Hochmeister die Wahl Heinrichs in jeder Weise unterstützte und ihn alsbald in Braunsberg besuchte. Welch hohes Vertrauen Bischof Heinrich dem erprobten Hochmeister entgegenbrachte, erkennen wir deutlich daraus, daß er ihn 1406 in seiner Streitsache mit den Besitzern von Regerteln wegen der Fischereigerechtigkeit um seinen klugen Rat anging.²⁾

Aber auch Heinrich Heilsberg scheint nicht ohne Einfluß auf den Hochmeister gewesen zu sein. Das dürfte sein Schreiben an Konrad von Jungingen vom 6. November 1404 beweisen.³⁾ Damals leitete er zusammen mit dem Bischof von Culm und dem Zisterzienserabt Jakob von Oliva in Marientwerder kraft päpstlichen Auftrages die Zeugenvernehmung im Kanonisationsprozeß der Klausnerin Dorothea von Montau.⁴⁾ Bei dieser Gelegenheit nun bat ihn der eben genannte Abt um eine Empfehlung beim Hochmeister, und Bischof Heinrich wandte sich daher an Konrad von Jungingen mit der Bitte, „das yr gerucht durch got und unserer innegen bethe willen, desselben herren abbts und synes klostere gnediger herre czu syn und vater.“ Gerade diese Empfehlung durch Bischof Heinrich muß dem Olivaer Abt sehr wertvoll erschienen sein; denn sonst hätte er sich doch mit einer solchen Bitte viel eher an den gleichfalls in Marientwerder anwesenden Culmer Bischof Arnold Stapel (1402—1416) gewandt, der als Deutschordenspriester und als langjähriger Hofkaplan Konrads von Jungingen — fast 6 Jahre lang hatte er vor seiner Bestellung zum Bischof dieses Amt bekleidet⁵⁾ — auf den Hochmeister gewiß einen großen Einfluß besaß.

¹⁾ a. a. O. S. 35 ff

²⁾ a. a. O. S. 26 f.

³⁾ Regesten Nr. 1.

⁴⁾ Fleischer, a. a. O. S. 35.

⁵⁾ Vgl. Schmauch, Die Besetzung der Bistümer im Deutschordensstaate — E. Z. XX (1919), S. 674 ff.

Bezeichnend für die Beziehungen des ermländischen Bischofs zum Hochmeister ist auch ein anderes ungedrucktes Schreiben vom 12. April 1406. Trotzdem Heinrich IV. aus einem Briefe Konrads von Jungingen wußte, daß dieser für dieses Jahr keine sogenannten Keutelbriefe ausgeben wollte, richtete er dennoch von Frauenburg aus, wo er zur Feier des Osterfestes weilte, an den Hochmeister die Bitte, für ihn und sein Domkapitel drei solcher Briefe ausfertigen zu lassen¹⁾. Er begehrte hier also geradezu eine Ausnahme für sich, auf deren Gewährung er wohl nur rechnen konnte, wenn er sich einer ganz besonderen Gunst oder Rücksichtnahme seitens des Hochmeisters bewußt war. Und tatsächlich nennt er kurz vorher in einem andern Schreiben Konrad von Jungingen geradezu „unsern und unser kirchen suenderlichen fuerderer und beschirmer“. Mit diesem Brief, der vom 26. März 1406 datiert ist²⁾, sandte Heinrich Heilsberg den Dombekanten Bartholomäus Boruschow³⁾ und seinen Bistumschaffer Maternus⁴⁾ an den Hochmeister, die ihm verschiedene Angelegenheiten der ermländischen Kirche vortragen sollten; er bat ihn, das ir „euch die sachen nicht laset czu widder syn, sunder uns und unsere kirchen guetlichen dorane wellet haben bevolen.“

Es scheinen also weniger erfreuliche Dinge gewesen zu sein, für die der Bischof hier den Hochmeister interessieren wollte. Vielleicht war es der oben erwähnte Streit mit den Regentlern wegen der Fischereigerechtigkeit — des Bischofs Antwort datiert aus dem Jahre 1406 (C. D. W. III, Nr. 426) —, vielleicht waren es auch Differenzen mit den Augustinermönchen in Köffel, über die Heinrich Heilsberg in einem anderen ungedruckten Schreiben vom 11. Sept. 1406 dem Hochmeister ausführlich berichtet⁵⁾. Der Streit ging hier um eine Wiese und um ein Wirtschaftsgebäude auf der äußeren Burgmauer des Schlosses Köffel. „Eyner unser kirchen

¹⁾ Regesten Nr. 2.

²⁾ Regesten Nr. 3.

³⁾ Über ihn vgl. Fleischer, a. a. D. S. 84 ff.

⁴⁾ Über diesen Maternus de Rosenberg verwendet Fleischer (a. a. D. S. 33) nicht die Angaben in *Scriptores rerum Warm.* Bd. I, S. 321 und bei Eichhorn, *Die Prälaten des ermländischen Domkapitels*, in *Ö. B.* III (1866), S. 532. Maternus ist 1406 nicht nur Bistumschaffer, sondern auch schon Domkustos. Als solcher erscheint er in einem (ungedruckten) Notariatsinstrument Heinrichs IV. vom 22. Juli 1406 (vgl. Regesten Nr. 4).

⁵⁾ Regesten Nr. 5.

leemann“, so berichtet Bischof Heinrich dem Hochmeister, also einer jener Burglehnsmannen, die einst im Weichbilde von Rößel zum Schutze der Burg angefaßt worden waren¹⁾, habe eine zu seinem Gute gehörige Wiese den oben genannten Augustinern geschenkt, und der Vogt des Bischofs Heinrich Sorbom, Cunze von der Veste²⁾, habe sie gegen eine andere bischöfliche Wiese mit Zustimmung seines Herrn vertauscht. Heinrich Heilsberg aber nahm den Mönchen die Wiese, die die Burg Rößel nicht entbehren könne, weg, da sie nicht im rechtmäßigen Besitze seien, „wend als uns dunket, so mag von rechts wegen keyn leemann syn leengut swechen, vorkoufen ader vorgeben gancz ader eyn teil, nemltch geistlichen luethen ane synes leenherren gelouben;“ auch sein Vorgänger hätte den Tausch nur mit päpstlicher Erlaubnis genehmigen können.

Der zweite Streitpunkt betraf ein größeres Wirtschaftsgebäude, das eine Küche, eine Badestube, ein Brauhaus und ein Backhaus umfaßte, und das die Mönche zu Lebzeiten seines Vorgängers eigenmächtig auf die äußere Futtermauer am nördlichen Burggraben besetzt hatten;³⁾ Heinrich Sorbom habe darüber vor seinem Domkapitel bittere Klage geführt und den ernststen Willen gehabt, das Gebäude abbrechen zu lassen, sei aber nicht mehr dazu gekommen. Auch Heinrich Heilsberg bestand auf dem Abbruch, weil das Gebäude dem Schlosse großen Schaden bereite. Sollten die Augustiner sich nun dieserhalb an den Hochmeister wenden, dann möge er, so bittet Bischof Heinrich, sich auf seinen Standpunkt stellen und den Mönchen die Unrechtmäßigkeit ihres Besitzes klarlegen. Er sei bereit, ihnen eine andere Wiese zu geben, aber nur

¹⁾ Vgl. B. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes, in *G. Z.* XIX (1914) S. 216 f.

²⁾ „Her Cunze von der Veste huskumthur cza Danecz, do er vogt was cza Seeburg“ heißt es in dem Briefe; von ihm ist uns bisher nichts bekannt, doch dürfte er identisch sein mit dem dominus Kunezo de Vesche, advocatus Varmiensis, den das Anniversarienbuch des Kollegiatstifts in Guttstadt vom Jahre 1611 nennt (*SS. rer. Warm.* I, S. 271).

³⁾ Sein Vorgänger, schreibt Heinrich IV., habe „eyne mure czwischen dem huse und dem clostere cza Resil cza befestenunge des huses“ machen lassen; hier lag ein tiefer Graben, den man künstlich ausgehoben hatte; um ein Nachrutschen des Erdreichs zu verhindern, hatte man starke Futtermauern eingebaut. Vergleiche dazu G. und R. Matern, Burg und Amt Rößel (Königsberg 1925), S. 19., wonach hier ein Stallgebäude des Klosters gestanden hat; die Urkunde von 1406 ist den Verfassern nicht bekannt.

unter der Bedingung jederzeitigen Widerrufs. Mit aller Deutlichkeit erkennen wir aus diesem Briefe unseres Bischofs: hier spricht ein kalt abwägender Jurist, der peinlich darauf bedacht ist, die Rechte seiner Kirche in aller und jeder Beziehung zu wahren, auch wenn er sich dadurch in schroffen Gegensatz zu seinem eigenen Amtsvorgänger stellt. In der Sache selbst ist er einem Entgegenkommen nicht abgeneigt, nur der starre Rechtsstandpunkt soll gewahrt bleiben und die Interessen des Bistums, für die ihm eine Vergebung von Ländereien „czu ewigen czeiten“ durchaus abträglich erscheint.

Und wer hat denn nun in diesem Streite Recht? Mußten die Augustinermönche nicht aus der Verleihung der zweiten Wiese durch den Vogt Heinrich Sorboms die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes folgern, zumal dieser Rechtsakt doch auch die landesherrliche Anerkennung jener ersten Vergebung durch den Rösseler Burglehnsmann in sich schloß, gleichgültig ob diese an sich zu Recht erfolgt war oder nicht? Bischof Heinrich scheint diesem Einwand von vornherein entgegenhalten zu wollen, auch sein Vorgänger habe diesen Tausch nicht gestatten können „ane pobistlichen gelouben.“ Doch so interessant dieser Beitrag zur Charakteristik Heinrichs IV. ist, wichtiger scheint uns hier die Frage nach seinem Verhältnis zu dem Ordensoberhaupt. Wenn dieser klar denkende, rechtsgelehrte Bischof mit keinem Wort Einspruch erhebt gegen die Berechtigung einer etwaigen Klage der Rösseler Mönche vor dem Hochmeister, so erkennt er damit diesem eine Art Oberhoheit auch in Fragen der inneren Landesverwaltung seines Bistums zu. Und wenn er weiterhin sagt: falls die Verleihung von Lehngütern an geistliche Leute zur Gewohnheit werde, so sei zu befürchten, „das dovon der herschaft schade und unbequemkeit wurde entsteen“, so sehen wir hieraus, daß er auch politisch die Dinge richtig einschätzte und die Gemeinsamkeit der Interessen geschickt hervorzuföhren verstand: Hochmeister und Prälaten hatten als Vertreter der Landesherrlichkeit an einem Strange zu ziehen und sich gegenseitig beizustehen.¹⁾ Was kann dieser Brief also anders

¹⁾ Vgl. dazu A. Werminghoff, Der deutsche Orden und die Stände in Preußen bis zum zweiten Thorner Frieden im Jahre 1466 (Wfingstblätter des Hanfsichen Geschichtsvereins — Blatt VIII — München und Leipzig 1912), S. 30 und S. 33 f., wo es geradezu heißt: „Orden und Bischöfe waren geneigt, einander gegen die rein weltlichen Stände beizustehn, wie es auch vorkam, daß der Hochmeister Klagen eines Bischofs nicht berücksichtigte, die ihm von dessen Untertanen vorgetragen worden waren.“

bezwecken, als den Hochmeister in seinem Sinne zu informieren und in seinem Interesse zu beeinflussen? Und ein solcher Versuch war doch nur dann angebracht, wenn Heinrich Heilsberg auch sonst mit Konrad von Jungingen in gutem Einvernehmen stand. Wenn er seinen Brief schließt mit der Versicherung: „wir wollen allezeit thun, was euer hochwirdigkeit lieb ist,“ so möchten wir gerade darin einen Beweis dafür sehen, daß er seine Sache beim Hochmeister gut aufgehoben glaubt, ihm also unbedingtes Vertrauen entgegenbringt. Beide Männer haben, das dürfte sich aus all dem Vorhergesagten ergeben, in bestem Einvernehmen gestanden; nirgend finden wir in diesen Jahren die geringste Spur von Mißtrauen.

B. Hochmeister Ulrich von Jungingen.

Während sich für die Regierungsjahre Konrads von Jungingen mehrere neue Urkunden beibringen ließen, schweigen unsere Quellen fast ganz über die Zeit seines Nachfolgers Ulrich von Jungingen, der freilich kaum mehr als drei Jahre (1407—1410) das Hochmeisteramt versah. Nur in dem Marienburger Treßlerbuch finden wir wenige Notizen. Gleich nach Ulrichs Wahl, wohl schon im Juli 1407, sandte der ermländische Bischof dem Hochmeister einen Falken als Geschenk, und ebenso ehrte er ihn 1409 durch 2 Falken. In demselben Jahre sandte er auch dem Großkomtur eins dieser sehr begehrten Tiere¹⁾. Auch der Hochmeister machte dem Bischof ein Ehrengeschenk: Im Sommer 1410 sandte er ihm ein Faß Wein²⁾. Umso mehr verdient es unsere Beachtung, daß Heinrich Heilsberg, wie schon Fleischer³⁾ gezeigt hat, bei den außerordentlich wichtigen Verhandlungen in Thorn anwesend war, wo man im Juni 1410 den letzten Versuch einer gütlichen Einigung zwischen Polen und dem Deutschorden unternahm.

Immerhin ergibt sich aus diesen wenigen Nachrichten, daß die Beziehungen des ermländischen Bischofs zum Hochmeister Ulrich von Jungingen zum mindesten durchaus korrekt waren.

C. Hochmeister Heinrich von Plauen.

Es kam der große Krieg des Jahres 1410. Die furchtbare Niederlage des Ordensheeres bei Tannenberg veranlaßte einen all-

¹⁾ Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409 (Hrsg. von Joachim, Königsberg 1896), S. 490, 518, 591.

²⁾ W. Biesemer, Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—1420 (Königsberg 1911), S. 5.

³⁾ a. a. O. S. 35 f.

gemeinen Abfall im ganzen westlichen Preußen, auch die vier preußischen Bischöfe huldigten dem Polenkönig. Nur die tapfere Verteidigung der Marienburg bewahrte den Ordensstaat vor dem Untergange. Dann wurde der heldenmütige Retter des Ordenshaupthauses, Heinrich von Blauen, zum Hochmeister gewählt (1410—1413). Bischof Heinrich Heilsberg aber ging eiligst außer Landes, „unbetwungen und ane not“, wie der Ordensprocurator Peter von Wormditt einmal sagt¹⁾. Daß er seinen Weg über Danzig nahm, ergibt sich wohl mit Sicherheit aus einem Brief, in dem der Komtur von Danzig unterm 11. Oktober 1410 Heinrich von Blauen, der damals noch Ordensstatthalter war, mitteilt: „wir senden uch desen eingeschlossenen briff, der uns von des bischouffs von Heilsberg wegen gesant ist.“²⁾ Dieses Schreiben des Bischofs aber ist leider bis heute nicht bekannt geworden; es würde zweifellos mancherlei Aufschlüsse über die Beweggründe zu der eiligen

¹⁾ Regesten Nr. 10.

²⁾ Regesten Nr. 7. Dadurch wird die entsprechende Angabe der Heilsberger Chronik (S. 8. rer. Warm. II, S. 284; vgl. Fleischer a. a. D. S. 57) bestätigt. Auch zu einer anderen Einzelheit des großen Krieges fanden sich Ergänzungen. Fleischer, a. a. D. S. 59f. berichtet von dem Zwischenfall, den die aus Elbing abziehende polnisch-litauische Besatzung in Rößel hervorrief. Ein Teil der Polen wurde von den erzürnten Bürgern erschlagen, der Rest vom Pfleger von Mastenburg in eine Art Sicherheitshaft genommen. „Ob Heinrich von Blauen, sagt Fleischer weiter, den Pfleger angewiesen hat, die Polen ziehen zu lassen, oder ob er es vorgezogen hat, sie zurückzuhalten, ist nicht bekannt“. Im DVArch. findet sich nun ein Brief des Elbinger Komturs vom 8. Dezember (1410), in dem er dem Großkomtur mitteilt, er habe die Gefangenen aus Rößel in seinem Gewahrsam, und bittet, beim Hochmeister dafür einzutreten, daß sie ihm abgenommen werden (vgl. Regesten Nr. 8). Diese Gefangenen sind hier zweifellos bis nach dem Thorner Friedensschluß geblieben: denn wie sollten sie gerade in Elbing dem Hochmeister urkundlich die Versicherung geben, wegen des Geleitsbruchs keine Klagen gegen ihn zu erheben (1411 Februar 13. Elbing. Original auf Pergament mit 11 Siegeln — zum Teil beschädigt — im St. A. Kbg. Schld. 64 Nr. 13; gedruckt bei Raczyński, Codex diplomaticus Lituaniae 127 f.; erwähnt bei Fleischer, a. a. D. S. 61). Freilich haben diese polnisch-litauischen Edelleute, an der Spitze Herr Thomaskit Lannensfeld, ihre Zusage nicht gehalten, sondern den Hochmeister nachher aufs bestigste beschimpft — am 12. April 1412 hält Heinrich von Blauen dem oben genannten Edlen sein sonderbares Verhalten vor (St. A. Kbg. Ordensfoliant 5, S. 162) — ja sogar bei König Wenzel von Böhmen erschien Herr Thomaskit, wurde hier aber durch den ermländischen Dombherrn Konrad Weterheim sofort zurecht gewiesen und zog es vor, noch vor einer etwaigen Verhandlung Prag zu verlassen (vgl. den Brief Weterheims an den Hochmeister vom [20. März 1412] — Regesten Nr. 14)

Flucht bieten können, die Heinrich Heilsberg in so starken Verdacht gebracht hat, daß er bis auf den heutigen Tag als politisch unzuverlässig bezeichnet wird.

Nahezu allgemein nimmt man an, daß Heinrich von Plauen aus Gründen, die uns nicht bekannt sind, den ermländischen Bischof für einen Landesverräter gehalten hat¹⁾. Danach hat er denn auch gehandelt. Mit der ihm eigenen Bähigkeit hat er darum auf jede Weise versucht, die Rückkehr Heinrichs IV. zu verhindern und einen dem Deutschorden genehmen Kandidaten als Nachfolger zu erhalten. Dafür hatte er seinen Oheim, den Grafen Günther von Schwarzburg, in Aussicht genommen. So erhielt der Ordensprokurator Peter von Wormditt den Auftrag, an der Kurie die Ernennung dieses Mannes mit allen Mitteln zu betreiben²⁾. Zur Bestreitung der Unkosten, die durch eine etwaige päpstliche Provision entstanden, wies Heinrich von Plauen trotz seiner gewaltigen finanziellen Notlage alsbald 3000 Gulden zur Zahlung an,³⁾ ein deutliches Zeichen, welche Bedeutung die Besetzung Ermlands für ihn hatte. Auch der 1411 in Rom weilende ermländische Domherr Thomas Mas sollte sich für den Kandidaten des Hochmeisters bei dem Papst verwenden⁴⁾. Aber Mas scheint seine eigenen Wege gegangen zu

¹⁾ So auch Fleischer, a. a. O. S. 75.

²⁾ A. a. O. S. 95.

³⁾ In dem Regesten Nr. 17 genannten Brief des Ordensprokurator von [1412.] Dezember 24 heißt es am Ende: „als mir euwir gnade hat vorschreiben von III^m gulden, die von Flandern solden sein obirschickt vor das vorgeante bischthum von Heilsberg . . .“

⁴⁾ Vgl. Fleischer, a a D. S. 97. — B. Nieborowski, Peter von Wormditt (Breslau 1915), S. 112 zählt unter den Bewerbern um den ermländischen Bischofsitz auch den Erzbischof von Riga auf; doch ist es einmal an sich ganz unwahrscheinlich, daß dieser sich um ein ihm als Metropolitener unterstelltes Bistum bemühte, und zudem findet sich nirgends in den Quellen ein Beleg für diese merkwürdige Behauptung. Vollkommen falsch ist es, wenn N. weiter schreibt: „Da der Hochmeister . . . glaubte, daß Petrus (von Wormditt) für seinen Better (I) von Schwarzburg sich nicht recht bemühe, sandte er außerdem einen Breslauer Herrn Thomas Mas nebst dem Weihbischof Nikolaus Bozede von Würzburg . . . in kostspieliger Weise nach Rom.“ Thomas Mas ist seit dem 9. November 1408 als ermländischer Domherr nachweisbar; 1411 ging er in Angelegenheiten seines Domkapitels nach Rom (O. D. W. III, Nr. 440, 449; Fleischer, a. a. O. S. 97). Der Weihbischof reiste erst im Frühjahr 1413 nach Rom. Von alledem weiß Nieborowski nichts — Thomas Mas, der vor seiner Ernennung zum ermländischen Domherrn im Dienste des Ordens gestanden zu haben scheint (1405 erhält er vom Ordensstifter 15 Mark — Joachim, Das Marienburger Treftlerbuch S. 366, wird am 2. Januar 1412 „scriptor literarum apostolicarum“ ge-

sein: er setzte sich für den päpstlichen Protonotar Hermann Dweg, einen geborenen Westfalen, ein¹⁾. Und tatsächlich waren dessen Aussichten bald so gut, daß auch der Hochmeister sich mit dieser Kandidatur zufrieden geben wollte. Er hatte diesem Manne schon früher wohl um anderer Dinge willen Geschenke übermitteln lassen, und Hermann Dweg veräumte es nun nicht, ihm dafür in einem besonderen Schreiben zu danken;²⁾ bedeutungsvoll fügte er hinzu: er hoffe, eines Tages persönlich beim Hochmeister zu sein und ihm dann mit Gottes Hilfe noch ausgiebiger dienen zu können. Aber alle diese Intrigen und Bemühungen waren umsonst gewesen; energische Vorstellungen des Polenkönigs, so zeigt Fleischer (S. 98), bewirkten, daß der Papst jede anderweitige Verfügung über das Bistum Ermland ein für allemal ablehnte.

Auch der Schiedsspruch, den der römische König Siegmund am 24. August 1412 zu Ofen fällte, verlangte die Wiedereinsetzung des ermländischen Bischofs und vollen Schadenersatz für die ihm entzogenen Einkünfte.³⁾ In der Tat machte Heinrich von Plauen jetzt von sich aus den Versuch, mit Heinrich IV. zu einer Einigung zu kommen; wenigstens scheint er mit der baldigen Zahlung dieser Schadenssumme gerechnet zu haben. Am 31. Dez. 1412 bittet er jedenfalls den Meister von Livland um finanzielle Unterstützung, da er u. a. auch genötigt sei, dem ermländischen Bischof eine große Summe auszuführen⁴⁾. Den Grafen von Schwarzburg wollte er durch die Erhebung auf einen anderen Bischofsitz abfinden: am 28. Februar nennt (C. D. W. III, Nr. 470); vermutlich hat er mit Hilfe des oben genannten Hermann Dweg diesen Posten am päpstlichen Hof erhalten. Im Frühjahr 1412 ist er wieder in Preußen; unter den Zeugen zahlreicher Transsumpte, die am 6. und 7. Mai 1412 in Marienburg auf Wunsch des Hochmeisters ausgefertigt wurden, erscheint er als Domherr von Ermland (9 Originale im St. A. Abg. Schld. 58 Nr. 9 und 21; Schld. 20 Nr. 25; Schld. 49 Nr. 28; Schld. 50 Nr. 35, 44, 73, 73 b und 86; Schld. 51 Nr. 6). 1415 kommt er mit einem Empfehlungsschreiben des Herzogs Konrad Senior von Dels nach Marienburg zum Hochmeister Michael Rüdmeister (1415. November 29. Chelmitz). Original auf Papier im DBArch des St. A. Abg., a. B. Schld IX, Nr. 15. 1417 erscheint er als Domherr von Breslau (Nieborowski, a. a. D. S. 112 Anm 4) Vielleicht war er ein geborener Schlesier.

¹⁾ Vgl. Regesten Nr. 12. Hermann Dweg ist später (1424 und 1425) wiederholt als besonderer Freund des Deutschordens genannt, der bei der Besetzung der Bistümer völlig im Ordensinteresse handelt (C. D. W. IV, Nr. 12, 14 und 35); er starb im Jahre 1431 an der römischen Kurie.

²⁾ Regesten Nr. 13

³⁾ Vgl. Fleischer, a. a. D. S. 100 f.

⁴⁾ Regesten Nr. 18.

1413 hat er den Papst, diesem das Bistum Dorpat zu verleihen¹⁾. Mit der Rückkehr Heinrichs IV. in sein Bistum hat man indessen auch damals in Ordenskreisen nicht ernstlich gerechnet. Hatte doch der Ordensmarschall Michael Rüdemeister, der Führer der Ordensgesandtschaft in Ofen, schon von dort aus dem Ordensprokurator am päpstlichen Hofe geschrieben (eben hatte er dem Schiedsspruch zugestimmt, der die volle Restitution des ermländischen Bischofs forderte!) man nehme an, „das der herre bisschoff nicht wirt selbir sein bischtum besitzzen, sunder doruffe einen vicarium haben“; daher hatte er den Prokurator gebeten, dafür zu sorgen, daß nur ein Freund des Ordens als Vikar bestellt werde. Peter von Wormbitt aber mußte dieses Ansinnen ablehnen: falls der ermländische Bischof wirklich nicht Residenz halte, so schreibt er am 24. Dezember 1412 nach Preußen²⁾, solle der Hochmeister ihm umgehend Nachricht geben; dann hoffe er eine dem Orden zuzugewandte Besetzung des Bischofstuhles durchdrücken zu können.

Bischof Heinrich IV. hatte den Geleitsbrief, den der Hochmeister ihm unterm 24. November 1412 für eine Zusammenkunft in Graudenz am Nikolaitage ausgestellt hatte, für ungenügend angesehen und war nicht erschienen.³⁾ Als dann Benedikt von Makra, der Bevollmächtigte König Siegmunds, am 11. März 1413 das Exekutorial-Dekret erließ, in dem er von dem Hochmeister die Durchführung der auf den ermländischen Bischof bezüglichen Bestimmungen des Ofener Schiedsspruchs binnen 20 Tagen forderte,⁴⁾ hielt es Heinrich von Plauen doch für besser, in etwa nachzugeben, obgleich er sonst alle Anordnungen Benedikts als parteiisch ablehnte und an König Siegmund selbst appellierte. Am 29. März erteilte er dem Bischof Heinrich einen zweiten Geleitsbrief,⁵⁾ in dem er ihm zusicherte, „frey, sicher, ane gefere in syne kirche uf deszen czukomenden palmtag czu komen, dorinne czu steen und weder fry durch unsers ordens land uszuczihen“. Während er das erste Mal freies Geleit nur für Graudenz gewährt hatte, gestattete er

¹⁾ Vgl. Fleischer, a. a. D. S. 110 f.

²⁾ Regesten Nr. 17.

³⁾ Vgl. Fleischer a. a. D. S. 108 ff. Der Geleitsbrief (noch nicht gedruckt) im Ordensfolianten 6 S. 53 des St. A. Kgb.

⁴⁾ Gleichzeitige Aufzeichnung und Brief Benedikts an den Hochmeister vom 13. März 1413 im Ordensfolianten 7, S. 78 f.; daraus ergibt sich das obige Datum. Fleischer a. a. D. S. 108 gibt den 20. März an.

⁵⁾ Noch nicht gedruckt; St. A. Kgb. Ordensfoliant 6 S. 213 f.

dem Bischof diesmal den Zutritt zu seinem eigenen Bistum. Das ist gewiß ein bedeutames Entgegenkommen; aber mit keinem Wort geht Heinrich von Blauen auf die Rückgabe der bischöflichen Befestigungen und Gerechtsame ein; vielmehr zeigt sich auch hier wieder sein starkes Mißtrauen, wenn er ausdrücklich dem Bischof verspricht, „keynen fremden czu im czu nemen“. Dem ermländischen Bischof genügte auch dieser Geleitsbrief nicht, entsprach er doch noch lange nicht der Form, die er am 1. Dezember 1412 dem Hochmeister nahegelegt hatte.¹⁾ Heinrich von Blauen aber hat wohl geglaubt, wie er ausdrücklich versichert, mit diesem Geleitsbriefe dem Ofener Ausspruche Genüge getan zu haben. Und so hat er denn auch, als Heinrich IV. von neuem ablehnte, in einem Brief an den Polenkönig (Anfang Mai 1413) die Schuld an dem Nichtzustandekommen der Einigung dem ermländischen Bischof zugeschoben.²⁾ Er wollte jedenfalls Heinrich IV. nicht ohne weiteres zur Verwaltung seines Bistums wieder zulassen, und dieser lehnte andererseits jede andere Art der Rückkehr ab.

Als Heinrich von Blauen dann im Herbst 1413 den Krieg gegen Polen vorbereitete, hat er auch das ermländische Bistum fest in seiner Hand haben wollen und tatsächlich, unbekümmert um alle Warnungen des Ordensprocurators und nichtachtend all der Gefahren, die dieses Vorgehen über den Orden heraufbeschwören mußte, die Verwaltung des Bistums jenem Günther von Schwarzburg (die Beförderung auf den Dorpater Bischofsitz war nicht geglückt) übertragen. So berichten die Anklageartikel der Ordensgebietiger bei der Absetzung Heinrichs von Blauen.³⁾ Dasselbe entnehmen wir der Antwort, die die preußischen Ordensgebietiger auf die Klageartikel des Grafen Heinrich von Schwarzburg im Jahre 1418 gaben, als dieser sie der Uebervorteilung und Beeinträchtigung seiner beiden Brüder, der Grafen Günther und Albrecht, beschuldigt hatte.⁴⁾ Der frühere Hochmeister Heinrich von Blauen habe durch Anhängen seines Siegels eine Abmachung garantiert, die zwischen dem Erzbischof von Riga und dem genannten Grafen Günther — offenbar über die Befetzung des ermländischen Bischofsitzes — getroffen sei. Dieser „alde meister“, so entgegnen die Ordensgebietiger auf die

¹⁾ Val. Fleischer a. a. O. S. 106.

²⁾ Noch nicht gedruckt; St. A. Kbg. Ordensfoliant 6 S. 242 f.

³⁾ Bosilges Fortsetzung in S. S. rer. Pruss. III, S. 337; vgl. Fleischer a. a. O. S. 118.

⁴⁾ Noch nicht gedruckt; vgl. Regesten Nr. 34.

Vorwürfe der Herren von Schwarzburg, habe hierin mehr getan, als er sollte, „wenn er widder die vorschreibung und ee, denn die sachen im hoffe czu Rome versucht wurden, noch desselbigen briffes inhaltungen denselbigen graffen Gunther satzte yn die festen desselbigen bischthums czu Heilsberg“. Von der eben genannten Urkunde, die dem Schwarzburger das ermländische Bistum zusicherte, und die uns nicht erhalten ist, erfahren wir auch aus einem noch nicht gedruckten Schreiben des jüngeren Herrn zu Greiz, Heinrich Reuße zu Plauen, an die Stadt Culm vom 29. Juli 1414. „Ouch so ist wol wissentlich unde offinbar, das unsern ohemen von Swarczpurg daz bisthuem zcu Heilspurg vorheiszen unde gelobet ward umb iren dinst, den sy dem orden und lande gethan habin, des sy eynen guten vorsigilten briff habin unde andere vil kuntschaft an tugelichen fromen luethen, den daz wol wißentlich ist, daz sy doch allis nicht gehelfen kan, daz in gehalden moechte werden.“¹⁾

Sogleich nach dem Weggange Heinrichs IV. hatte Heinrich von Plauen die Verwaltung des Bistums Ermland selbst übernommen und einen Ordensbruder, zunächst Martin von der Kemnate, dann Lukas von Bichtenstein als Vogt ins Land geschickt.²⁾ Die Einkünfte des Bistums fielen der Ordensklasse zu. Die Einwohner wurden (abgesehen von den damals in ganz Preußen erhobenen Steuern) sogar zu Scharwerkdiensten beim Burgenbau in Litauen herangezogen³⁾. Zweimal in einem Jahre — am 22. April in Braunsberg und am 5. Dezember 1411 in Wormditt — hielt Heinrich von Plauen im Ermland Tagfahrten der preußischen Stände ab. Auch sonst weilte er des öfteren im Bistum. Am 28. Februar 1411 ist er vermutlich in Marienburg, am 13. März in Heilsberg; am 23. März 1411 schreibt er von Köffel aus an den Bischof Johann von Würzburg⁴⁾. Am 14. März 1412 ist er wiederum

¹⁾ Regesten Nr. 27.

²⁾ Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 78 und 81. Lukas von Bichtenstein war bis 1411 Kellermeister in Marienburg, 1415–26 Komtur in Neßau, 1416–19 in Ragnit, 1422–24 Pfleger in Bütow, 1424–46 Komtur in Schönsee, 1429–36 Pfleger in Bütow (W. Bielemer, Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs — Königsberg 1911 — Register S. 391.)

³⁾ Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 78 ff. Ueber die Verpflichtung zur Hülfe beim Burgenbau siehe auch B. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes, in G. B. XIII (1901), S. 795 ff.

⁴⁾ St. A. Rbg. Ordensfoliant 5 S. 15 u. 20. Regesten Nr. 9.

in Köffel¹⁾. Nach Allenstein, Braunsberg, Seeburg, Köffel und Heilsberg läßt er sich im Jahre 1411 aus Marienburg Wein bringen, ebenso im folgenden Jahre nach Heilsberg²⁾. So trat der Hochmeister im Ermland durchaus als Landesherr auf und hat auch, was wir bisher noch nicht wußten, Landverschreibungen für das bischöfliche Gebiet gegeben. Am 31. März 1412 verlieh er in Allenstein seinem Diener Hans Hoken 14 Hufen zu Schreit „im bischofthum czu Heylsberg gelegen“ mit der Auflage eines Platendienstes.³⁾ Freilich ist diese Urkunde nur auf Papier ausgefertigt mit Zusätzen und Verbesserungen am Rande, jede Versiegelung fehlt; das Ganze macht durch seine Formlosigkeit also völlig den Eindruck eines Provisoriums, und daher finden wir auch den Zusatz: „und wen eyn bisschoff kompt, der sal im dasselbige gut vorbrieffen.“ Heinrich von Blauen hoffte damals offenbar bestimmt, einen ihm genehmen Mann für den ermländischen Bischofstuhl zu erhalten, bei dem er dann schon eine formgerechte Urkunde für seinen Diener erreicht hätte.

Die zweite Verschreibung ist am 11. Januar 1413 in Papau bei Thorn ausgefertigt.⁴⁾ Zwar ist uns auch hiervon nur eine alte Kopie erhalten. Aber diesmal ist die sonst übliche äußere Form eines Gutsprivilegiums völlig gewahrt: eine längere Arenga, die Zustimmung der Großgebietiger des Ordens, die ausführliche Angabe der Rechte und Pflichten des Beliehenen, die Ankündigung der Versiegelung und eine stattliche Zeugenreihe. Wir haben es hier also mit einer durchaus formgerechten Besitzurkunde zu tun. Wieder war es einer seiner Getreuen, sein Diener Martin Kaschube, dem der Hochmeister in Abwesenheit des ermländischen Bischofs 18 Hufen in Schalmeh zu Magdeburgischem Recht, das damals sonst im Ermlande noch nicht in Übung war⁵⁾, mit großem und kleinem Gericht verlieh sowie mit der Verpflichtung zu einem

¹⁾ Vgl. Voigt, Geschichte Preußens Bd. VII (Königsberg 1836), S. 167 Anm. 2 nach Ordensfoliant 5 S. 153.

²⁾ Vgl. W. Bielemer, Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs für die Jahre 1410—1420 (Königsberg 1911) S. 33, 19 f und 70

³⁾ Regesten Nr. 15.

⁴⁾ Regesten Nr. 20

⁵⁾ Vgl. E. Engelbrecht, Die Agrarverfassung des Ermlandes und ihre historische Entwicklung (München und Leipzig 1913) S. 90 ff. und G. Aubin, Zur Geschichte des gutherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Ostpreußen (Leipzig 1910) S. 21.

Reiterdienst und zu Rekognitionszins. Als die Verschreibung ergeht, ist schon Benedikt von Makra, der Abgesandte König Siegmunds, im Lande und mit der Ausführung des Ofener Schiedsspruchs beschäftigt. Wenn Heinrich von Plauen trotzdem auch jetzt noch im Ermlande landesherrliche Rechte ausübt, so zeigt uns das deutlich, wie wenig er um die Wende 1412/13 im Grunde mit der Wiederkehr Heinrichs IV. rechnete. Immerhin konnte er die Entwicklung der Dinge für die Zukunft nicht übersehen, und so fügte er vorsichtshalber hinzu: er werde dem Martin Kaschube in dem Herrschaftsbereich des Ordens eine gleiche Verleihung gewähren, wenn er ihn bei diesen 18 Hufen in Schalmey nicht erhalten könne, worum er sich aber aus besten Kräften bemühen wolle. Das klingt freilich weit weniger zuversichtlich wie in jener ersten Verleihung aus dem März 1412, wo er kurz und bündig sagt: wenn ein Bischof ins Land kommt, so soll er dem Belieben die Verschreibung geben. Wir sehen, Heinrich von Plauen ist seit dem Ofener Schiedsspruch seiner Sache nicht mehr so sicher wie vor neun Monaten. Und weiterhin hielt er es diesmal für notwendig, eine eingehende Begründung seines Vorgehens zu geben. Er habe mit seinen Großgebietigern erwogen, sagt er, daß Bischof Heinrich „veele dinstpflichtige und rittermäßige leute desselben gestichtes hat usgekouft und ire guttere czu czincze usgegeben den dinsten und dem lande czu schaden, dorvon die dienste worden geswechet und gemynert;“ darum gehe er darauf aus, für solche ausgekauften Güter die alte Rechtsform wiederherzustellen. Hier macht der Hochmeister also dem Bischof Heinrich in aller Form den Vorwurf, er habe sogenannte adlige Güter, auf denen die Verpflichtung zum Kriegsdienst ruhte, ausgekauft und sie dann wieder als Zinsgüter ausgetan; das sei für die Einnahmen des Bischofs vorteilhaft, für die Verteidigung des Landes aber ein schwerer Nachteil.

Ist dieser Vorwurf nun berechtigt? Bleiben wir zunächst bei Schalmey.¹⁾ Als dieses Gut, bis dahin Allodialbesitz der Flemings,

¹⁾ Die folgende Darstellung stützt sich auf B. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes, in *E. Z.* XIII (1901), S. 380 f und 391 f. — G. Matern, Geschichte der Kirche und des Dorfes Schalmey, in *E. Z.* XIII (1910) S. 292 f. hat sonderbarerweise die von Röhrich (a. a. O. S. 392 Anm. 3) abgedruckte Urkunde vom 27. Januar 1410 vollständig unbeachtet gelassen. Außer dem von Röhrich nach der *Abbreviatura privilegiorum* des Bischöfl. Archivs Frauenburg gegebenen Auszug aus dem Privileg finde ich in den Sammlungen zur Ergänzung und

Mitte des 14. Jahrhunderts an den bischöflichen Stuhl zurückgekommen war, wurde es alsbald von neuem als Gut ausgetan; wenn wir auch die Verleihungsurkunde nicht kennen, so dürfen wir doch annehmen, daß Bischof Johann I. (1350—1355) entsprechend seinen sonstigen Verschreibungen auch hier einen Reiterdienst gefordert haben wird, wie ja auch sonst bei diesem Gute damals „von den großen Vorrechten, mit denen die Fleming's begnabet gewesen waren, . . . keine Rede mehr“ ist.¹⁾ Wir erfahren nun aus einer bisher ungedruckten Urkunde des Bischofs Heinrich IV. vom 21. Juni 1414, daß er von Andreas Scolim, der „miles vassallus ecclesiae“ genannt wird, 19 Hufen und 7 Morgen ausgekauft habe — „emissimus“ sagt der Bischof.²⁾ Diesen Kauf werden wir vor den 27. Januar 1410 anzusetzen haben; denn unter diesem Datum verkauft Heinrich Heilsberg bereits an Peter Radow und Hannike Mertens von Plakowich 18 Hufen und 7 Morgen, aber nicht mehr mit der Auflage eines Reiterdienstes, sondern von jeder Hufe ist jährlich 1 Mark Zins zu zahlen. Wohl gleichzeitig genehmigte Heinrich den schon vom Vorbesitzer getätigten Verkauf von einer Hufe an Klaus Lunow. Ob jene 18 Hufen bei der Verschreibung Heinrichs von Plauen 1413 frei waren, wissen wir nicht, werden es aber annehmen können. Nach seiner Rückkehr hat Heinrich IV. dann dem obengenannten Klaus Lunow am 21. Juni 1414 ein Privilegium über die ihm verkaufte eine Hufe gegeben. Wie es mit dem Hauptgut stand, erfahren wir nicht; auch wissen wir nicht, ob Martin Raschube im Besitze der ihm vom Hochmeister verliehenen Hufen gewesen ist. Wir dürfen aber wohl annehmen, daß Heinrich IV. hierin nicht nachgegeben hat.

Bei Schalmey trifft Plauens Vorwurf also zu; wie steht es nun mit den anderen Gutskäufen, die Bischof Heinrich vorgenommen

Fortsetzung des Codex dipl. Warm. ein Regest von Dr. E. Strehle aus dem Jahre 1860 über eine Originalurkunde auf Pergament (sie befand sich damals im Königl. Oberpräsidialarchiv zu Posen), das inhaltlich mit jenem Auszug aus dem Privileg übereinstimmt und datiert ist aus Heilsberg, Sonntag nach conversio Pauli (= 27. Januar) 1410, aber außerdem die im Text genannten Namen der possessores und als Preis für die Hufe 30 Mark preussischer Münze angibt. Erst aus der Kombination dieser Urkunde und der von Matern angeführten Verschreibung vom 21. Juni 1414 (vgl. Regesten Nr. 26) ergibt sich der Zeitpunkt dieses Besitzwechsels

¹⁾ So Mührich, a. a. O. S. 391 f.

²⁾ Regesten Nr. 26.

hat?) Er kaufte 1407 von den Flemings die Hälfte von Gr. Klenau bei Braunsberg¹⁾. Dieses Gut war aber von Anfang an voller Allodialbesitz dieser Familie ohne jede Auflage, also auch ohne Verpflichtung zum Reiterdienst.²⁾ Klenau blieb fortan bis 1772 im bischöflichen Besitz. Gleich zu Beginn seiner Regierungszeit kaufte Heinrich Heilsberg 20 Hufen am Dymmerfließ, die eben erst vor 1½ Jahren sein Vorgänger zu preussischem Recht mit 2 Reiterdiensten vergeben hatte. Wir wissen nicht, was mit diesem Gut geschehen ist; aber sollte Heinrich IV. hier nicht an der Grenze seines Landes im Bischofsburger Gebiet schon damals ein Zinsgut haben einrichten wollen? Ferner nahm der Bischof 1404 einen Gütertausch mit der Familie Ulsen vor:⁴⁾ Regienen bei Köffel tauscht er gegen Scharnigt und Ellsau bei Seeburg ein. Aber die beiden Reiterdienste, die auf diesen beiden Besitzungen geruht hatten,⁵⁾ werden auch für Regienen wieder festgesetzt. Und auch für Ratmedien, das er mit 15 Hufen der Familie Ulsen noch dazugab, blieb der eine Reiterdienst erhalten.⁶⁾

Schließlich kaufte Heinrich Heilsberg noch Schreit bei Braunsberg und vergab 14 Hufen davon am 2. Januar 1410 mit einem Zins von 1 Mark je Hufe.⁷⁾ Bei der ersten Verleihung 1284 hatte Bischof Heinrich I. Fleming das Land zu kulmischem Rechte ausgetan, so, wie des Bischofs Bruder Johannes, der Vogt Prulandus und die anderen bischöflichen Lehnsleute ihr Erbe besaßen. Nun besaß Johannes Fleming zwar zusammen mit seinen Geschwistern das oben genannte Gr. Klenau als Allodialgut ohne die geringste Verpflichtung, aber das war etwas ganz Ungewöhnliches. Die Auflage von Reiterdiensten ist sonst bei Gütern damals allgemein üblich, wie auch derselbe Johannes von Wusen 4 Reiterdienste zu leisten hatte. Wir werden also auch für Schreit diese Verpflichtung ohne weiteres anzunehmen haben. Und damit hätten wir dann den zweiten Fall, in dem sich mit Sicherheit nachweisen läßt, daß

1) Vgl. die Aufzählung bei Fleischer, a. a. D. S. 28.

2) C. D. W. III, Nr. 432.

3) Röhrich in *E. B.* XII (1899), S. 675 ff.

4) C. D. W. III, Nr. 396. Vgl. hierzu Röhrich in *E. B.* XIV (1903) S. 245 ff.

5) C. D. W. I, Nr. 138 für Scharnigt und Nr. 208 für Ellsau.

6) C. D. W. II, Nr. 308.

7) C. D. W. III, Nr. 453. Vgl. über Schreit B. Röhrich in *E. B.* XII, 653 ff.

Heinrich IV. ein fulmisches Gut mit Reiterdienstpflcht ausgekauft hat, um es in ein Zinsgut zu verwandeln. Es dürfte gewiß kein Zufall sein, daß Heinrich von Plauen auch gerade über dieses Gut neu verfügt hat, wie wir eben gesehen haben.

Von weiteren Gutskäufen Heinrichs IV. wissen wir nicht. Aber auch so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß er tatsächlich die Tendenz verfolgt hat, reiterdienstpflchtige Güter, die so gut wie gar keine Abgaben zu leisten hatten, auszukaufen und als Zinsgüter neu zu vergeben, um so die Einnahmen seiner Oekonomieverwaltung zu erhöhen. Dieses Vorgehen des Bischofs war im Ermland völlig neu. Wohl findet es sich gelegentlich einmal, daß einem kleinen Freien als besonderer Gunsterweis die Reiterdienstpflcht in einen Zins von $\frac{1}{2}$ Mark je Hufe geändert wird.¹⁾ Aber von einem systematischen Auskaufen der sogenannten adlig-fulmischen Güter im Ermland hören wir nichts, weder unter den Vorgängern Heinrichs IV. noch unter seinen nächsten Nachfolgern; wenigstens bis 1427, soweit das Ermländische Urkundenbuch vorliegt, finden wir hierzu keinen einzigen Fall. Indessen muß dies Verfahren im ersten Drittel des 15. Jahrhunderts doch hier und da angewandt und bald mehr und mehr in Übung gekommen sein, und zwar sowohl in den bischöflichen und domkapitulären Bezirken wie auch im Herrschaftsbereich des Ordens selbst. Denn auf den Ständetag vom 24. Januar 1434 erhebt der Landadel Preußens die Forderung: „das die herren prälaten, unsir herre homeister mit seynen gebietigern die usgekouften dienste von rittern und von knechten weder besetzzen, also das gancz notdorfftig erkant wirt czu diss landes beschutzung und beschirmung.“²⁾ Aber für die Jahre vor dem sogenannten großen Krieg mit Polen kennen wir bis jetzt wenigstens kein Beispiel für ein solches Vorgehen.³⁾ Wenn Bischof Heinrich zu Beginn des Jahres 1410, wo Preußen doch

¹⁾ Siehe die Urkunde Heinrichs III. Sorbom für 6 Freihufen in Plausen (C. D. W. III, Nr. 206.)

²⁾ Artikel 32 im Entwurf zu einer neuen Landesordnung bei M. Löppen, Akten der Ständetage Preußens Bd. I. (Leipzig 1874) S. 629.

³⁾ G. Aubin, Zur Geschichte des gutscherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Ostpreußen, irrt, wenn er S. 83 sagt: „So kam es, daß der Orden, und es sind Fälle schon vor der Schlacht bei Tannenberg bekannt, systematisch adelige Güter auskaufte . . . und sie zu Zins . . . wieder ausgab.“ Denn die in der Anmerkung dazu gegebenen Begründung: „Johann von Schönsfeldt kaufte als Komtur zu Osterode 1397—1407 zahlreiche Güter auf und vergab sie zu Zins,“ beruht

eigentlich schon im Kriege mit Polen lag,¹⁾ diese beiden Verleihungen vornahm, so hat er hierbei auf die politische Lage des Landes bestimmt keine Rücksicht genommen, sondern das fiskalische Interesse seiner Finanzen über das allgemeine Interesse gestellt. Wir können es durchaus verstehen, daß Heinrich von Blauen, dem ja gerade für die von ihm auf kriegerischem Wege erstrebte Auseinandersetzung mit Polen die Wehrhaftigkeit des Landes ganz besonders am Herzen liegen mußte, gegen jede Schwächung der Wehrmacht Preußens, also auch gegen diese Verminderung der Kriegsdienstpflichtigen Front machte und diesem vielleicht ersten Versuch des Auskaufens der ablig-kulmischen Güter energisch entgegentrat.

Heinrich von Blauen war bei allen seinen Vorzügen, ein Gewaltmensch, der mit großer Energie in rücksichtslofer Weise seine Absichten durchzusetzen versuchte; und er war ein Starrkopf, der mit der gleichen Energie an einem Ziel, das er sich einmal gesteckt hatte, festhielt. Und auf der anderen Seite vertrat Heinrich Heilsberg ganz ähnlich mit zäher Ausdauer und mit oft schroffer Rücksichtslosigkeit seine und seiner Kirche Interessen. So stießen hier zwei in etwa gleichartige Charaktere zusammen, und da wäre es wohl auch in ruhigeren Zeiten zu manchen Zwistigkeiten gekommen. Wie man Heinrich von Blauen in jener Zeit selbst beurteilte, dafür haben wir die Aeußerung eines sehr erfahrenen Diplomaten, der jahrelang im Dienste des Ordens seine besten Kräfte eingesetzt hat, des Ordensgesandten an der römischen Kurie, Peters von Wormditt. Es ist außerordentlich interessant zu beobachten, wie dieser Mann, der seit dem Juli 1403 seinen schwierigen Posten bekleidete, gerade in der Behandlung der ermländischen Bistumsangelegenheit mehr und mehr von Blauens Plänen abbrüht. Anfangs ganz im Sinne des Hochmeisters tätig, sah er sich schließlich genötigt, vor allen Gewaltschritten energisch zu warnen. Als er dann Blauens Absetzung erfuhr, schrieb er: „es ist, gote sey gedankt, wol. gescheen und man hette vor den orden czu defzer czeit nicht bessers mocht haben gethon, und wer es auch nicht

auf einer ganz falschen Auffassung einer Stelle bei M. Löppen, Die Zinsverfassung Preußens unter der Herrschaft des Deutschordens. Dieser spricht S. 25 vom sogenannten „erkauften Zins“, d. i. Zins von Kapitalien, welche der Orden auf einzelne Güter ausgeliehen hat, und berichtet hierzu von dem genannten Komtur, daß der in 10 Jahren 640 Mark Zins erkaufte.

¹⁾ Vgl. Fleischer, a. a. O. S. 38 ff.

gescheen, es were des ganczen ordens vorterpnuess gewest, wend her nymant wolde volgen denne synen bozen synne.“¹⁾)

D. Hochmeister Michael Rüdmeister.

Solange Heinrich von Blauen Hochmeister war, blieb Bischof Heinrich IV. außer Landes. Als Blauen aber am 14. Oktober 1413 abgesetzt worden war, mochte auch er von neuem Hoffnung schöpfen, endlich in die Heimat zurückkehren zu können. Und in der Tat haben die obersten Gebietiger, als sie Ende Oktober zum Polenkönig eine Gesandtschaft schickten, u. a. freies Geleit für den ermländischen Bischof anbieten lassen.²⁾ Ebenso hatte Michael Rüdmeister gleich nach seiner Wahl den Vertretern Heinrichs IV. und den preußischen Bischöfen gegenüber seine Bereitwilligkeit erklärt, den Ermländer in sein Bistum wieder einzusetzen.³⁾ Damals schon hat er vermutlich einen Geleitbrief für Heinrich Heilsberg ausfertigen lassen.⁴⁾ Sicher hat er auch sofort die Bestellung des Grafen von Schwarzburg zum Bistumsverweser zurückgenommen, wenn das nicht schon gleich nach der Absetzung Blauens erfolgt war. Am 2. April 1414 erscheint jedenfalls der Ordensbruder Lukas von Helfenstein als Bistumsvogt von Heilsberg.⁵⁾ Aber schon als Ordensmarschall hatte derselbe Michael Rüdmeister, wie wir oben gesehen haben, nach dem Ofener Schiedsspruch vom August 1412 mehr mit einer Stellvertretung als mit der Wiedereinsetzung Heinrichs IV. gerechnet. Und nun findet sich im Ordensbriefarchiv der Entwurf zu einer Eingabe an den König von Frankreich, die der Verteidigung des Ordens gegen die Polen auf dem Konstanzener Konzil dienen sollte.⁶⁾ Der Bischof habe zwei gute Geleitbriefe des Hochmeisters ausgeschlagen, heißt es hier, „dorume das her boten sante czum meister und hisch die hußer des bisschumes, in die her wolde besetzzen mit Littawen und

1) Regesten Nr. 23. Vgl. Nieborowski, Peter von Wormditt, S. 125.

2) Die Instruktion für diese Gesandtschaft haben wir im Ordensfoliant 6 S. 390 des St. A. Rgb.

3) Vgl. Fleischer, a. a. D. S. 119 f.

4) Regesten Nr. 22.

5) Regesten Nr. 54. Blastwich nennt als Bistumsvogt in seiner Chronik (S. S. rer. Warm. I, S. 85) Lukas von Lichtenstein, für den wir bisher einen urkundlichen Beleg nicht haben; urkundlich bezeugt ist uns nur Lukas von Helfenstein. Sollte hier nicht vielleicht eine Verwechslung der Namen vorliegen?

6) Regesten Nr. 25. Das DVArch. setzt diesen undatierten Entwurf zu [1414 August–September]. Die Einladung zum Konzil, auf dem diese Eingabe

Polan, das im der meister nicht gestaten wolde; sunder welde her sie besetzzen mit lantluten, so wil her si im ingeben und thuen ym sothane wissentschaft, das her semelich vorreterie nicht tethe als vor; wen der meister worhafftigen gewarnet was, wie die Polan die sterksten hußer in dem bisschtum hetten inne gebregen, das villeychte daz ganzce landt czu schaden mochte kommen, wen das bisschtum scheidet daz obirlandt und nedirland, daz die denne nicht mochten czu sampne komen.“ Hier hören wir also die gleichen Wortwürfe, wie sie Heinrich von Blauen erhoben hatte. Die Stellungnahme des neuen Hochmeisters ist sachlich die gleiche, nur ist er weniger schroff und in der Form geschickter. Auch Michael Rüdemeister wollte, wie mir scheint, die Rückkehr des Bischofs verhindern oder wenigstens möglichst hinausschieben. Das zeigen auch die Geleitsbriefe, sowohl der vom 12. Januar wie auch der vom 22. März 1414.¹⁾ Beide entsprechen durchaus nicht den Zusagen, die er im Januar bei der Hulbigungsversammlung den preußischen Bischöfen gegeben hatte. Sie gleichen vielmehr durchaus den Geleitsbriefen Heinrichs von Blauen.²⁾ Erst die Verhandlungen zu Grabau am 24. April 1414 und die Rücksicht auf den vom König Sigismund ausgeschriebenen Gerichtstag in Ofen (nach Johanni 1414) veranlaßten Michael Rüdemeister wohl zum völligen Nachgeben. Am 2. Mai stellte er dem ermländischen Bischof endlich einen Geleitsbrief aus, der diesem genügte.³⁾ Schon Mitte Mai war Heinrich IV. in Heilsberg.⁴⁾ Vom

benutzt werden sollte, sandte der Ordensprokurator am 15. Januar 1414 von Benedig ab (vgl. Regesten Nr. 23); da Michael Rüdemeister schon am 9. Januar dieses Jahres gewählt wurde, muß die Eingabe unbedingt während seiner Regierung entworfen sein. Andererseits dürfte nach der Rückkehr Heinrichs IV. in sein Bistum kein Grund mehr vorgelegen haben, den Orden wegen der Fernhaltung des ermländischen Bischofs zu verteidigen; dann wäre der Entwurf vor Mitte Mai 1414 entstanden. Nun spricht die Eingabe von zwei Geleitsbriefen, die Heinrich IV. ausgeschlagen habe; rechnet man hier den Entwurf des Geleitsbriefes vom 12. Januar 1414 mit, so käme als terminus post quem der 22. März, an welchem Tage der in C. D. W. III, Nr. 489 abgedruckte Geleitsbrief ausgefertigt ist, in Frage. Dann hätten wir diese Eingabe etwa in die Zeit vom April bis Mai 1414 anzusetzen.

1) Regesten Nr. 22 und C. D. W. III, Nr. 489.

2) Vgl. Fleischer S. 120.

3) C. D. W. III, Nr. 490.

4) Am 14. Mai 1414 teilt der Hochmeister dem König Siegmund die Rückkehr des Bischofs mit (St. A. Kgb. Ordensfoliant 9 S. 19 f.)

21. Juni 1414 haben wir den ersten urkundlichen Beleg für seine dortige Anwesenheit.¹⁾

Bald darauf begann der schreckliche „Hungerkrieg“, der gerade das Ermland in fürchterlicher Weise heimsuchte. Jetzt waren die Polen mitten drin im Bistum, und Heinrich IV. hätte nun die schönste Gelegenheit gehabt, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Aber mit keinem Wort hören wir von irgendwelchem Einvernehmen zwischen dem Bischof und den Polen. Reinlich korrekt wird sein Verhalten gewesen sein, sonst hätte der Hochmeister Michael Kuchmeister, dessen Einstellung zu Heinrich IV. wir eben gezeigt haben, gewiß nicht mit Vorwürfen gespart. Reinlich korrekt ist auch des Bischofs Verhältnis zum Deutschorden gewesen; ja, es scheint, als wenn er sogar daran dachte, mit dem Orden den Kampf um die Gerechtfame seines Sprengels aufzunehmen. Schon 1402 hatte er sich vom Papst seine drei Nachbarbischöfe zu Konservatoren der Kirche Ermlands bestellen lassen.²⁾ Da diese preußischen Prälaten aber dem Deutschorden selbst angehörten, kann diese Maßnahme sich kaum gegen die Ordensherrschaft gerichtet haben. Jetzt ließ er sich am 21. Oktober 1414 eine beglaubigte Abschrift³⁾ jener beiden päpstlichen Bullen ausfertigen, mit denen sein Vorgänger Johann II. Streifrod einst sozusagen den Kampf um die Privilegien und Freiheiten des Bistums begonnen hatte.⁴⁾ Doch ist Heinrich IV. dazu jedenfalls nicht mehr gekommen, am 4. Juni 1415 starb er in Heilsberg. In seinem letzten Lebensjahr war er noch in einen Streit mit einem Bürger aus Br. Holland verwickelt, ohne daß wir wissen, worum der Zwist geht. Die Sache wurde zunächst sogar beim Konstanzer Konzil anhängig gemacht, aber beide Parteien erklärten sich bereit, die Angelegenheit in der Heimat zu berichtigen.⁵⁾

II. Ermländer im Dienste des Ordens.

In derselben Zeit, in der Ermlands Oberhaupt, Bischof Heinrich Heilsberg, im Exil weilte, finden wir zahlreiche Ermländer, vor allem Mitglieder des Frauenburger Domkapitels im Interesse des Deutschordens tätig. Des öfteren wurde bereits der Ordensgesandte am päpstlichen Hof, Peter von Wormbitt, erwähnt,

¹⁾ Regesten Nr. 26. Nicht, wie Fleischer S. 121 sagt, erst vom 28. Juni.

²⁾ C. D. W. III, Nr. 380; vgl. Fleischer S. 21 ff.

³⁾ Bisher nicht gedruckt; siehe Regesten Nr. 30.

⁴⁾ Vom 12. Dezember 1355 — C. D. W. II, Nr. 229 f.

⁵⁾ Darüber berichtet der Ordensprokurator vom 6. Juli 1415 dem Hochmeister; noch nicht gedruckt; siehe Regesten Nr. 32.

der seit Jahren die schwierigen Verhandlungen mit der Kurie zu führen hatte. Als Gehilfen und gelegentlich als Stellvertreter hatte er einen anderen Ermländer zur Hand, Georg Friedland, Pfarrer von Wormditt; als dieser nach 10 Jahren in die Heimat zurückkehrt, empfiehlt der Prokurator ihn am 13. September 1414 aufs wärmste der Gunst des Hochmeisters.¹⁾ Auch des ermländischen Domherrn Thomas Mas ist oben bereits gedacht. Ein anderer Domherr von Frauenburg, Konrad Weterheim, der seit Jahren zu Studienzwecken in Prag weilte, war hier nebenbei gewissermaßen Ordensgesandter, der bei jeder Gelegenheit die Interessen des Deutschordens am Hofe König Wenzels wahrnahm.²⁾ Welche Bedeutung seiner Wirksamkeit zukam, erkennt man daraus, daß der Orden den größten Wert auf die Freundschaft des böhmischen Königs legen mußte, weil sonst von hier dem polnischen Heere zahlreiche Söldner zuströmten.³⁾

Vor allem aber waren es zwei Männer, die sich immer wieder bald einzeln, bald gemeinsam im Interesse des Ordens betätigten: Johann Abezier, der schon seit 1408 als juristischer Berater im Dienste des Ordens erscheint, seit dem 19. August 1411 Dompropst von Ermland war und 1416 zum Nachfolger Heinrichs IV. gewählt wurde,⁴⁾ und Kaspar Schuwenpflug, der zunächst als Notar am Hofe Bischof Heinrichs III. Sorbom wirkte, dann in den Dienst des Ordens trat, 1404 als Pfarrer von Heilsberg genannt ist und seit dem 9. Juli 1411 als Domherr von Frauenburg erscheint.⁵⁾

¹⁾ Regesten Nr. 28; vgl. des Prokurators Brief vom 18. Oktober (1413) bei Fleischer in den Regesten Nr. 37 und bei Nieborowski in den Regesten Nr. 34, Woher Nieborowski S. 34 die Nachricht hat, dieser Georg Friedland sei „unlängst zum Priester geweiht“, ist mir unerfindlich.

²⁾ Vgl. Fleischer S. 89.

³⁾ Vgl. Ernst Lampe, Beiträge zur Geschichte Heinrichs von Blauen 1411–1413, in Zeitschrift des Westpreussischen Geschichtsvereins Heft XXVI (1889), S. 16 f. — Zur Ergänzung von SS. rer. Warm. I, S. 230 sei darauf hingewiesen, daß Konrad Weterheim noch 1416 als Domherr von Ermland und Breslau genannt ist; vgl. Regesten Nr. 33.

⁴⁾ Vgl. Fleischer S. 79. 1408 soll Johann Abezier im Auftrage des Hochmeisters mit dem Bischof von Pomesanien über die Besetzung des Bischaner Konzils verhandeln. (Brief Peters von Wormditt an den Hochmeister vom 22. Dezember (1408) im DBArch. des St. A Königsberg, a. B. Schlb. LXV Nr. 69.)

⁵⁾ Vgl. Fleischer S. 88 f. Als Pfarrer von Heilsberg wird er in einem Brief des Hochmeisters Konrad von Jungingen an den Ordensprokurator Peter von Wormditt vom 16. Januar 1404 genannt (Entwurf auf Papier im DBArch. des St. A. Kbg., a. B. Schlb. Ia, Nr. 106). Als Domherr von Ermland erscheint er zuerst am 9. Juli 1411 (vgl. Regesten Nr. 11).

Beide Männer finden wir zusammen mit dem oben genannten Domherrn Thomas Mas Anfangs Mai 1412 in Marienburg, als die Vorbereitungen für die Verhandlungen in Ofen getroffen wurden; in zahlreichen Transsumpten sind sie als Zeugen genannt.¹⁾ Johannes Abezier gehörte der Ordensgesandtschaft an, die in Ofen im August 1412 den Schiedsspruch König Siegmunds entgegennahm.²⁾ Als Benedikt von Makra, der Bevollmächtigte des ungarischen Königs, zur Ausführung dieses Schiedsspruchs nach Preußen kam, war Kaspar Schuwenpflug Mitglied der Gesandtschaft, die um die Jahreswende 1412/13 zu diesen Verhandlungen nach Litauen ging; im März legt er in des Hochmeisters Auftrag feierlich Protest gegen Benedikt ein.³⁾ Im August 1413 weilte er wiederum in Marienburg.⁴⁾ Am 4. Januar 1414 ist Johannes Abezier als Ordensgesandter in Wilna tätig, im März und Juni d. J. erscheint er wieder in Marienburg.⁵⁾ Ende März geht Schuwenpflug mit anderen zum König Siegmund, um dort einen weiteren Aufschub der Verhandlungen zu erwirken.⁶⁾ Bei dem Richttag in Ofen nach Johanni 1414 finden wir Kaspar Schuwenpflug unter den Ordensgesandten, während er im Oktober desselben Jahres in Prag (zusammen mit Konrad Weterheim) vor König Wenzel erscheint.⁷⁾ Beide Männer gehörten

¹⁾ Als Zeugen erscheinen am 4. Mai Johann Abezier (3 Originale auf Pergament im St. A. Königsberg, Schld. 63, Nr. 6, 8 und 9), am 5. Mai Kaspar Schuwenpflug (Original auf Pergament ebenda Schld. 46, Nr. 10), beide zusammen mit Thomas Mas am 6. Mai (ebenda Schld. 58, Nr. 9 und 21) und am 7. Mai (ebenda Schld. 20, Nr. 25; Schld. 49, Nr. 28; Schld. 50, Nr. 35, 44, 73, 73b u. 86; Schld. 51, Nr. 6).

²⁾ Der Erzbischof von Gran fordert für die Ordensgesandten, darunter Johann Abezier, freies Geleit für den Rückweg durch Polen (1412. September 26 — Abschrift auf Papier im DBArch., a. B. Schld. XIIIa, Nr. 51).

³⁾ Heinrich von Blauen bevollmächtigt die Gesandtschaft am 26. November 1412 (Original auf Pergament im St. A. Königsberg Schld. 64, Nr. 18) und beauftragt Schuwenpflug am 15. März 1413, Protest einzulegen (St. A. Fbg. Ordensfoliant 7 S. 80 f.).

⁴⁾ Als Zeuge genannt in einem Transsumpt des Bischofs von Pomesanien vom 27. August 1413 (Codex epistolaris saeculi XV. Tom. II, S. 62).

⁵⁾ Vgl. Codex epistolaris Vitoldi S. 277 f. zum 4. Januar. Als Zeuge am 24. März (Original auf Pergament im St. A. Königsberg Schld. 53, Nr. 10) und 1. Juni (4 Originale ebenda Schld. 57, Nr. 6; Schld. 60, Nr. 9; Schld. 62, Nr. 14; Schld. (L. S.) LII, Nr. 5).

⁶⁾ Schreiben des Hochmeisters an den Ordensprocurator nach Rom vom 13. März 1414 (St. A. Königsberg; Ordensfoliant 9 S. 6 ff)

⁷⁾ Vgl. Nieborowski, a. a. O. 129; am 9. Oktober 1414 schreibt Kaspar aus Prag dem Hochmeister (Original auf Papier im DBArch., a. B. Schld. XXI, Nr. 99).

dann gemeinsam mit dem Prokurator Peter von Wormditt der Ordensgesandtschaft beim Konstanzer Konzil an, wo sie jahrelang weilten.¹⁾ Als König Siegmund von dort nach Frankreich geht, werden Verhandlungen in Paris nötig; Kaspar Schuwenpflug vertritt dabei den Orden; ja, bis nach Calais führt ihn damals sein Weg im Gefolge des Königs.²⁾ Diese treue Arbeit findet auch seitens des Hochmeisters die gebührende Anerkennung: im März 1415 oder 1416 dankt Schuwenpflug ihm für ein Neujahrs Geschenk.³⁾ Anfangs war er wohl in Sorge, seine lange Abwesenheit von Frauenburg könne ihm persönlich schaden; vor allem fürchtete er Schwierigkeiten von Johannes Hermannsdorf,⁴⁾ der ihm seine Pfründe streitig gemacht zu haben scheint; daher bittet er unterm 4. Januar 1413 den Hochmeister, seine Interessen in Frauenburg zu vertreten.⁵⁾ Dem Orden verdankte er später seine Beförderung zum ermländischen Dompropst und dann zum Bischof von Oesel.

Auch einen ermländischen Laien finden wir einmal in einer Ordensgesandtschaft. Bei den Verhandlungen mit Benedikt von Makra im Januar 1413 zu Rowno erscheint u. a. auch der Landritter Ambrosius von Huntenberg, den die Ordenspartei als Beisitzer (assessor) in dieses Schiedsgericht entsendet.⁶⁾ Ende März 1413 gehört er zu der Ordensgesandtschaft, die bei König Siegmund gegen die Tätigkeit des Benedikt v. Makra protestieren soll.⁷⁾

Schließlich bleibt uns noch zu erwähnen, daß Heinrich von Plauen auch finanzielle Unterstützung beim ermländischen Domkapitel fand. Der Domkantor Johannes von Essen ließ ihm eine ansehnliche Summe Geldes. Außer dem Notariatsinstrument über

¹⁾ Vgl. Nieborowski a. a. D. S. 136.

²⁾ 1416. Februar 24. Konstanz. Brief Peters von Wormditt (Original auf Papier im DVArch., a. B. Schlb. Ia, Nr. 93); 1416. April 6. Paris. Brief des Komturs von Thorn (Codex epistolaris Vitoldi S. 339 f.). 1416. April 28. Calais. Urkunde König Siegmunds (Original-Transsumpt im St. A. Königsberg Schlb. 66, Nr. 21).

³⁾ Original auf Papier im DVArch. zum Datum: (1415—1418), a. B. Schlb. II, Nr. 16.

⁴⁾ Vgl. über ihn Fleischer S. 128, Anm. 4.

⁵⁾ Original auf Papier ebenda, a. B. Schlb. XXa, Nr. 5a (Ausstellungs-ort: Ragnit).

⁶⁾ Siehe oben und St. A. Königsberg: Ordensfoliant 7 S. 23 u. öfters. Dieser Ambrosius ist wohl derselbe Mann, der dann 1415 in Braunsberg ermordet wurde. Ueber seine Ermordung vgl. Fleischer S. 130 f.

⁷⁾ Vollmacht des Hochmeisters für diese Gesandtschaft vom 29. März 1413 im St. A. Königsberg: Ordensfoliant 6 S. 214.

die Auszahlung dieser Summe¹⁾ findet sich im Staatsarchiv Königsberg auch die Originalurkunde, durch die Heinrich von Blauen am 9. Juli 1411 diese Schuld anerkennt und sich zur Rückzahlung am 11. November 1413 verpflichtet.²⁾ Die schwere finanzielle Notlage des Ordens hat indessen diese Rückzahlung lange verzögert. Johann von Essen war schon tot, als der Hochmeister Michael Rüdmeister sich am 14. Oktober 1420 gegenüber dem Bischof Johann Abezier und dem ermländischen Domkapitel verpflichtete, die geliehene Summe in jährlichen Raten zu Mariä Dichtmeß zurückzahlen.³⁾ Wir haben nur eine Quittung vom 2. Februar 1424 über drei Ratenzahlungen,⁴⁾ können aber die Begleichung der ganzen Summe daraus ersehen, daß die obengenannte Schuldurkunde Heinrichs von Blauen und die Verpflichtungsurkunde seines Nachfolgers zur Rückzahlung durchschnitten, also kassiert sind.

III. Bischof Heinrichs Verrätereit.

Wie bereits oben gesagt, hat Heinrich von Blauen den ermländischen Bischof Heinrich Heilsberg für unzuverlässig gehalten. Zu den zahlreichen bereits bekannten Zeugnissen für diese Meinung des Hochmeisters fügen wir eine neue noch ungedruckte Äußerung hinzu. In seiner Instruktion für zwei Ordensgesandte, die 1413 bei verschiedenen Fürsten um Hilfe gegen Polen werben sollten, sagt er von Heinrich IV., er wisse „das vorwor, des wir ouch genczlich sind gewarnet, wie wir in in sein gestift lisen, das wir und unsir gancze land dovon ein unvorwintlich schaden und hindernisse mochte empfohen, wann her unsern fynden einen weg aus seinem bischofthum mag irlouben, dovon wir und unsir ganczer orden in ein vorterbnisse mochte komen.“⁵⁾

Und mit dieser Meinung stand Heinrich von Blauen in Ordenskreisen nicht allein da. Auch sein Nachfolger hat 1414, wie wir gesehen haben, ganz Ähnliches behauptet. Aber alle diese Äußerungen beziehen sich doch ausschließlich auf die Zeit nach dem Thorner Frieden. Gewiß können sie einen Rückschluß auch auf frühere Ereignisse gestatten. Jedenfalls haben wir über die Be-

¹⁾ Vgl. Fleischer S. 82.

²⁾ Regesten Nr. 11.

³⁾ Regesten Nr. 34.

⁴⁾ O. D. W. III, Nr. 606.

⁵⁾ Regesten Nr. 21.

weggründe selbst, die den Bischof zur Flucht veranlaßten, von seiten des Ordens keine direkte Nachricht; und auch von Heinrich IV. ist für diese so außerordentlich wichtige Frage nichts auf uns gekommen. Hier ist also der Kombinationsgabe des Einzelnen weiter Spielraum gelassen.

Ist es nun aber richtig, nach dem Beispiel Heinrichs von Plauen den ermländischen Bischof für unzuverlässig, für einen Verräter¹⁾ zu erklären, einen Mann, der zu den Vorgängern Plauens, wie wir gezeigt zu haben glauben, in durchaus korrektem, ja geradezu freundschaftlichem Verhältnis gestanden hat, und der später bei dem Poleneinfall des Jahres 1414 in keiner Weise Verbindungen mit den Feinden angeknüpft hat, mit denselben Polen, bei denen er doch eben die Jahre seines Exils verbracht hatte? Gewiß muß es uns zu denken geben, daß Heinrich von Plauen mit solcher Energie immer wieder bemüht gewesen ist, den ermländischen Bischof von seinem Sprengel fernzuhalten, und daß auch sein ausgesprochener Gegner und Nachfolger Michael Rüdmeister, der doch sonst in so vielen Punkten ganz andere Wege ging,²⁾ gegenüber Heinrich IV. wenigstens zu Anfang nahezu die gleiche Politik verfolgt hat. Gerade das Verhalten Heinrichs IV. während des sogenannten Hungerkrieges (Juli—Okt. 1414) aber beweist, daß die gegen ihn erhobenen Vorwürfe, er werde die Polen in

¹⁾ Chr. Krollmann, Die Politik des Hochmeisters Heinrich von Plauen gegen die großen Städte, in Oberländische Geschichtsblätter Heft XII (1910), S. 82 nennt ihn den „unzuverlässigen Ermländer.“ Nieborowski meint (S. 109 Anm. 2): an Heinrichs Schuld sei nicht zu zweifeln, da er im Gegensatz zu den anderen preußischen Bischöfen, die doch auch nach Tannenberg den Feinden gehuldigt hatten, ohne jede Nötigung und Anklage zu den Polen geflohen sei; dem König Jagiello zuliebe habe er „Ehre und Vaterland preisgegeben“; freilich soll nicht Bosheit ihn veranlaßt haben, sondern „die Begierde, sein Bistum vor Mord und Brand zu sichern“ (S. 132). Hier wird Heinrich IV. also lediglich auf einen Verdachtgrund hin — irgendeine Tatsache läßt sich ja bis heute nicht beibringen — zum Verräter gestempelt, doch soll dieser Verrat edlen Motiven entsprungen sein. An anderer Stelle (S. 131) nennt N. des Bischofs Verhalten „eilige Liebedienerei“. Ein völlig unklares Durch- und Nebeneinander, wie so manches an seiner Arbeit! Zur Sache selbst brauche ich nur auf Fleischers eingehende Behandlung dieser Frage zu verweisen. Wenn N. außerdem (S. 109) auch vom Ordensprokurator Peter behauptet, er sei von der Schuld Heinrichs überzeugt gewesen, so habe ich schon oben gezeigt, wie dieser Mann, dessen Urteil mir nahezu objektiven Wert zu haben scheint, mehr und mehr gegen den Hochmeister und für den Ermländer Stellung nahm.

²⁾ Vgl. Krollmann a. a. O. S. 81 f. und S. 91.

seinem Lande aufnehmen und ihnen seine Burgen öffnen, tatsächlich nicht berechtigt waren. Doch es bleibt die Frage offen, ob diese Vorwürfe von den Männern, die sie immer wieder erhoben, ehrlich gemeint waren.¹⁾ Gewiß lag von vornherein der Verdacht nahe, daß Heinrich Heilsberg, der im Polenreich sein Exil verbrachte und sich geradezu der stärksten Unterstützung durch König Wladislaus Jagiello und Herzog Witold erfreute, auch nach seiner etwaigen Rückkehr mit den Polen und Litauern in gutem Einvernehmen bleiben werde. Wäre Michael Rüdemeister davon ehrlich überzeugt gewesen, so hätte er angesichts der ungeheuren Gefahren, die das bei einem neuen Krieg mit Polen für den Ordensstaat bringen konnte, Heinrich IV. niemals in sein Bistum zurücklassen dürfen. Doch ich weiß nicht, ob man bei diesem wankelmütigen Charakter eine solche Konsequenz des Denkens und Handelns überhaupt annehmen kann.

Aber können nicht auch andere Momente jenes zähe Festhalten an der dem Bischof feindseligen Politik bewirkt haben? Lag es nicht sehr nahe, nachdem Heinrich Heilsberg einmal außer Landes gegangen war, diese Gelegenheit auch politisch für die innere Gestaltung des Ordensstaates auszunutzen? Das ermländische Bistum trennte das preußische Herrschaftsgebiet des Deutschordens in zwei Teile, wie es in der Eingabe an den französischen König ausdrücklich hervorgehoben wird, und das war für kriegerische Entwicklungen sehr gefährlich; Ermland war, wie C. Krollmann das einmal sagt,²⁾ „schon seit Jahrzehnten durch seine selbständige Stellung ein Pfahl im Fleische des Ordensstaates.“ Sollte nicht da der Orden, vor allem Heinrich von Blauen, der doch nach dem allgemeinen Urteil einen klaren, politischen Blick besaß, jetzt durch energisches Zutun eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit benutzt haben, um eine engere Verknüpfung des ermländischen Hochstifts mit dem Ordensstaate zu erreichen, um das Bistum in ähnliche Abhängigkeit vom Hochmeister zu bringen, wie das bei den andern drei preußischen Diözesen geglückt war! Die drei andern preußischen Bischöfe hatten nach der Niederlage bei Tannenberg dem Polenkönig gehuldigt, auch der Samländer, dessen Sprengel doch im Juli 1410 noch nicht im geringsten bedroht war. Ihnen allen wie so vielen anderen Abgefallenen gewährte Heinrich von Blauen

¹⁾ Nieborowski, der Heinrich IV. doch sehr ungünstig beurteilt, hält diesen Vorwurf seiner Gegner für „geheuchelt“ (S. 119).

²⁾ a. a. D. S. 81.

Verzeihung; nur der Ermländer blieb ausgeschlossen. Gerade diese Thatfache verstärkt ja in den Augen der Nachwelt den Verdacht, den Heinrich IV. durch seine eilige Flucht auf sich geladen hat. Aber erklärt sich diese andersartige Behandlung des ermländischen Bischofs nicht ganz einfach, wenn man dem Hochmeister jene Absicht unterstellt, die auf eine Schwächung oder gar Vernichtung der Selbständigkeit des Bistums Ermland hingingel.

A n h a n g.

Regesten

zu bisher ungedruckten Urkunden aus der Regierungszeit Heinrichs IV. Heilsberg mit einigen Ergänzungen aus späterer Zeit.

1. 1404. November 6. Marienwerder. Bischof Heinrich bittet auf Wunsch des Abtes Jakob von Oliva den Hochmeister Konrad von Jungingen um Wohlwollen für das Kloster Oliva und seinen Abt. (Original auf Papier im DBArch. des St. A. Königsberg zum genannten Datum, a. B. Schld. LXVI, Nr. 70).
2. 1406. März 26. Heilsberg. Derselbe empfiehlt dem Hochmeister seine Abgesandten, den Domdechanten Bartholomäus und den Bistums-schäffer Maternus, die er in besonderen Angelegenheiten der ermländischen Kirche zu ihm sendet. (Original auf Papier ebenda, a. B. Schld. LXVI, Nr. 72).
3. 1406. April 12. Frauenburg. Derselbe bittet den Hochmeister um Ausstellung von drei Keutelbriefen für sich selbst und sein Domkapitel. (Original auf Papier ebenda, a. B. Schld. LXVI, Nr. 71).
4. 1406. Juli 22 Heilsberg. Derselbe urkundet über die Stiftung des Bartensteiners Pfarrers Heidenreich, der die Opfer, welche in der Marienkapelle fallen, zum Bau der Pfarrkirche und zur Anschaffung des Ornat's widmet. Zeugen; Maternus de Rosenberg custos ecclesie Warmiensis, Johannes Sternchen rector parochialis ecclesie in Diterichswald, Johannes Plate vicarius perpetuus apud sanctam spiritum extra muros opidi Wormditt. Notariatsinstrument des Petrus Steubutte de Melsak clericus Warmiensis diocesis. (Original auf Pergament im St. A. Abg. Schld. LIV, Nr. 41).
5. 1406. September 11. Heilsberg. Derselbe berichtet dem Hochmeister Konrad von Jungingen über seinen Streit mit dem Augustinerkloster zu Köffel wegen einer Wiese und wegen der auf der Mauer des dortigen Schlosses errichteten Bauten. (Original auf Papier mit gut erhaltenem Sekretsfiegel im DBArch. des St. A. Abg. zum genannten Datum, a. B. Schld. LXVI, Nr. 73).
6. 1410. März 28. Wormditt. Derselbe urkundet über einen Zinskauf in Elditten. (Original auf Pergament im St. A. Abg. Schld. 93, Nr. 26).

7. [1410.] o. J. Oktober 11. Danzig. Der Komtur von Danzig übersendet dem Komtur von Schwetz an des Hochmeisters Statt einen Brief des Bischofs von Ermland. (Orig. auf Papier im DVArch des St. A. Abg. zum genannten Datum, a. B. Schld. LX, Nr. 47).
8. [1410.] o. J. Dezember 8. Elbing. Der Komtur von Elbing bittet den Großkomtur, beim Hochmeister auszuwirken, daß ihm die Gefangenen aus Rüssel, Pr. Holland und Mohrunen abgenommen werden. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. LXXXII a, Nr. 83).
9. 1411. Februar 28. Wartenburg. Instruktion für Michael Rüdmeister zu Verhandlungen mit Herzog Witold (Abschrift im Ordensfoliant 5 S. 15 des St. A. Königsberg.)
10. 1411. März 13. Heilsberg. Heinrich von Blauen schreibt an Herrn Hannus von Kottbus wegen der Söldner in Konitz (ebenda S. 20).
11. 1411. März 23. Rüssel. Hochmeister Heinrich von Blauen schreibt dem Bischof von Würzburg über die Nichterfüllung der Friedensbedingungen durch die Polen und die Wegnahme der Ballei Böhmen durch König Wenzel. (Reinschrift auf Papier im DVArch. des St. A. Abg., a. B. Schld. XX, Nr. 31).
12. [1411.] o. J. März [26.] Bologna. Der Ordensprokurator berichtet dem Hochmeister u. a. über seine Bemühungen wegen des Bistums Ermland (teilweise gedruckt in O. D. W. III, Nr. 680). Dabei ein besonderer Zettel, in dem über dieselben Dinge gehandelt wird. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. I, Nr. 15).
13. 1411. Juli 9. Marienburg. Hochmeister Heinrich von Blauen urkundet über eine Anleihe, die er bei Johannes von Essen, Domherrn und Kantor von Frauenburg, gemacht hat und verpflichtet sich zur Rückzahlung am 11. November 1413. (Orig. auf Pergament im St. A. Abg. Schld. LIV, Nr. 13 — vgl. O. D. W. III, Nr. 464).
14. 1412. Januar 5. Landsberg. Der Vogt der Neumark berichtet dem Hochmeister über seine Verhandlungen mit dem König von Böhmen im Beisein von Konrad Weterheim und über die Pläne des Thomas Mas bezl. des Westfalen Hermann Dweg. (Orig. auf Papier im DVArch. des St. A. Abg. zum genannten Datum, a. B. Schld. XIII, Nr. 13).
15. [1412.] o. J. Januar 9. Rom. Hermann Dweg, päpstlicher Protonotar, bedankt sich beim Hochmeister Heinrich von Blauen für die ihm erwiesenen Ehrungen und berichtet über seine Tätigkeit im Interesse des Ordens. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. II, Nr. 126).
16. [1412. März 20.] o. J. Prag. Der ermländische Domherr Konrad Weterheim berichtet dem Hochmeister über seine Verhandlungen mit dem König von Böhmen, vor allem über Herrn Thomaskük, der an dem Aufbruch in Rüssel beteiligt war. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. LXVI, Nr. 29).
17. 1412. März 21. Allenstein. Hochmeister Heinrich von Blauen verschreibt vierzehn Hufen zu Schreit, im Bistum Ermland gelegen, an seinen Diener Hans Hofen. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. LIV, Nr. 72, siehe Beilage 1.)

18. 1412. November 24. Marienburg. Geleitsbrief Heinrichs von Blauen für Bischof Heinrich von Ermland. (Abschrift im St. A. Königsberg: Ordensfoliant 6 S. 53.)
19. 1412. November 26. Marienburg. Derselbe bevollmächtigt für die Verhandlungen mit Benedikt von Makra, dem Beauftragten des römischen Königs Siegmund, seine Gesandten, darunter dominum Caspar Schuenpflug canonicum Warmienssem et discretum virum Ambrosium de Hunteuberg. (Orig. auf Pergament im St. A. Kbg. Schld. 64 Nr. 18.)
20. [1412]. o. J. Dezember 24. Rom. Der Ordensprokurator Peter von Wormditt schreibt an den Hochmeister: er habe durch den Ordensmarschall von dem Schiedspruch in Ofen und insbesondere von der vollständigen Restitution des ermländischen Bischofs gehört; er äußert sich zur Fraue der Verwaltung des Bistums. (Original auf Papier im DBArch. des St. A. Kbg. zum genannten Datum, a. B. Schld. Ia, Nr. 113.)
21. [1412]. o. J. Dezember 31. Marienburg. Der Hochmeister bittet den Landmeister von Livland um finanzielle Unterstützung und schildert ihm die Finanznot des Ordens, der u. a. auch den Bischöfen von Heilsberg und Breslau große Summen zu zahlen habe. (Entwurf auf Papier ebenda, a. B. Schld. LXXIII, Nr. 75. — M. Töppen, Akten der Ständetage Preußens Bd. I (1874), S. 209 f., Nr. 170.)
22. [1413.] o. J. Januar 4. Ragnit. Der ermländische Domherr Kaspar Schuenpflug bittet den Hochmeister um Schriftstücke und Anweisungen für die Verhandlungen mit Benedikt von Makra; ferner bittet er, ihn im Besitze seiner Pfründe in Frauenburg zu schützen. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. XXa, Nr. 5a.)
23. 1413. Januar 11. Papau. Hochmeister Heinrich von Blauen verschreibt in Abwesenheit des Bischofs von Ermland seinem Diener Martin Kaschube 18 Hufen in Schalmeh. (Kopie auf Papier ebenda, siehe Beilage 2.)
24. 1413. März 15. Czimo Wloga. Benedikt von Makra zitiert den Hochmeister zu neuen Verhandlungen und macht ihm Mitteilung über sein Exekutorial-Dekret in Sachen des ermländischen Bischofs. (Abschrift im St. A. Kbg. Ordensfoliant 7 S. 79.)
25. 1413. März 29. Zweiter Geleitsbrief Heinrichs von Blauen für Bischof Heinrich von Ermland. (Abschrift ebenda Ordensfoliant 6 S. 213 f.)
26. [1413. Anfang Mai] o. D. Antwort des Hochmeisters an den König von Polen; darin auch über den Bischof von Ermland. (Abschrift ebenda S. 242 ff.)
27. [1413. Juli 10.] o. D. Instruktion des Hochmeisters für seine Gesandten zu Werbungen bei verschiedenen Fürsten um Hilfe für den Orden gegen Polen und Litauen; darin wird auch über den Bischof vom Ermland gehandelt. (Entwurf auf Papier im DBArch., a. B. Schld. Varia Nr. 182.)
28. [1413. Oktober 27.] o. D. Instruktion der Ordensgebietiger für die Gesandten an den König von Polen und Herzog Witold. (Abschrift im St. A. Kbg. Ordensfoliant 5 S. 212.)

29. 1414. Januar 12. Fragment eines Geleitsbriefes des Hochmeisters, vermutlich für Bischof Heinrich von Ermland. (St. A. Abg., Ordensfoliant 5, S. 214).
30. [1414.]. o. J. Januar 15. Venedig. Der Ordenprokurator Peter von Wormditt schreibt an den Hochmeister „oder wer sine stadt heldet“, u. a. auch über die Absetzung Heinrichs von Blauen. (Orig. auf Papier im OB Arch. des St. A. Abg. zum genannten Datum, a. B. Schld. LXIX, Nr. 62).
31. 1414. April 2. Marienburg. Hochmeister Michael Rüdmeister läßt mehrere Urkunden vidimieren. Unter den Zeugen erscheint Lucas de Heilsberg advocatus de Heilsberg. (Orig. auf Pergament im St. A. Abg. Schld. 60, Nr. 45).
32. [1414.]. April—Mai]. o. D. Eingabe des Hochmeisters an den König von Frankreich wegen der Verteidigung des Ordens auf dem Konstanzer Konzil gegen die Polen; darin wird auch über den Bischof vom Ermland gehandelt. (Entwurf auf Papier im OB Arch. des St. A. Abg. zum Datum [1414 August—November], a. B. Schld. XXXI, Nr. 17).
33. 1414. Mai 14. Marienburg. Der Hochmeister berichtet dem König Siegmund über die gescheiterten Verhandlungen mit Polen. — Weiter heißt es: Ouch . . . so habe ich den bischof von Heilsberg gesacet und ingewiset in die rusamme siner kirchen und guter besitezung . . . (Abschrift im St. A. Abg. Ordensfoliant 9 S. 19 f.)
34. 1414. Juni 21. Heilsberg. Bischof Heinrich IV. von Ermland verschreibt eine Hufe, die bisher zu Schalmey gehört hat, an Klaus Lunau von Lunauenhöfen. (Original auf Pergament im Besitz des Rölmers Joseph Braun in Lunau; erwähnt von G. Matern, Geschichte der Kirche und des Kirchspiels Schalmey in Erml. Zeitschrift Bd. XVII (1910), S. 293).
35. 1414. Juli 29. o. D. Heinrich Keuze zu Blauen der Jüngere, Herr zu Greiz, schreibt an die Stadt Culm wegen des Unrechts, das seine Verwandten vom Deutschorden erlitten haben; u. a. berichtet er auch über die seinem Oheim von Schwarzburg versprochene Verleihung des Bistums Ermland. (Orig. auf Papier im OB Arch. des St. A. Abg., a. B. Schld. LXIX, Nr. 77).
36. [1414.]. o. J. September 13. Bologna. Der Ordensprokurator Peter von Wormditt schreibt dem Hochmeister über die neuesten Ereignisse in Italien, sendet ihm hern Jurge Fridolant, pfarrer czu Wormdith, und empfiehlt diesen seiner Gunst. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. Ia, Nr. 115).
37. [1414.]. o. J. Oktober 9. Prag. Hans von Orschau und Kaspar Schwenpflug berichten dem Hochmeister über ihre Gesandtschaft beim König von Böhmen. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. XXI, Nr. 99).
38. 1414. Oktober 21. Braunsberg. Bischof Heinrich IV. von Ermland läßt durch zwei Notare eine beglaubigte Abschrift der beiden Bullen des Papstes Innozenz VI. vom 12. Dezember 1355 (gedruckt im C. D. W. II, Nr. 229 und 230) fertigen. Alte Abschrift auf Pergament im St. A. Abg. Schld. XLVIII, Nr. 7).

39. [1415.] o. J. März 10. Konstanz. Der ermländische Domherr Kaspar Schuwenpflug dankt dem Hochmeister für das ihm überlandte Neujahrgeschenk und fragt ihn wegen verschiedener Ordensangelegenheiten an. (Orig. auf Papier im OArch. des St. A. Abg. zum Datum [1415–1418], a. B. Schld. II, Nr. 16).
40. [1415.] o. J. Juli 6. Konstanz. Der Ordensprokurator Peter von Wormditt schreibt dem Hochmeister wegen eines Prozesses zwischen dem Bischof von Braunsberg und einem Bürger von Br. Holland. (Orig. auf Papier ebenda, a. B. Schld. II, Nr. 6).
41. [1416.] o. D. [König Wenzel vom Böhmen] rät dem Hochmeister zum Frieden mit Polen und empfiehlt ihm seinen Kaplan Konrad Weterheim, Domberrn zu Frauenburg und Breslau. (Abschrift auf Papier ebenda, a. B. Schld VIIa, Nr. 10).
42. [1418. April.] o. D. Antwort der preußischen Ordensgebietiger an den Grafen Heinrich von Schwarzburg, der sie der Übervorteilung und Beeinträchtigung seiner Brüder, der Grafen Günther und Albrecht, beschuldigt hatte. (Alte Abschrift auf Papier ebenda, a. B. Schld. XLVIII, Nr. 73).
43. 1420. Oktober 17. Marienburg. Der Hochmeister Michael Rückmeister verpflichtet sich zur Rückzahlung der einst von dem verstorbenen Domkantor von Frauenburg, Johannes von Essen, geliehenen Geldsumme in jährlichen Ratenzahlungen von 200 Mark, zahlbar zu Mariä Lichtmess jeden Jahres. (Original auf Pergament im St. A. Königsberg Schld. 98, Nr. 31 — durchschnitten, also fassiert —; eine Abschrift im Ordensfolianten 14 des genannten Archivs S. 215 stimmt inhaltlich mit der Pergamenturkunde überein, hat aber neben zahlreichen Abweichungen in den sprachlichen Formen als Datum den 2. Januar 1421).

Beilagen.

1.

1412. März 21. Allenstein. Hochmeister Heinrich von Plauen ver-
schreibt vierzehn Hufen zu Schreit (vgl. Regesten Nr. 17).

Wir bruder Heinrich von Plauwen, homeister deutsches ordens, thun kundt allen, den desser brieff vorbracht wirt, das wir vorlegen haben und gegeben, vorlyen und geben [mit craft dieses briefes]¹⁾ unserm lieben getruwen dyener Hannos Hoken virczen huben in deme gute czur Schroyte im bisschoffthum czu Heylsberg geleggen, Adovon [her czu des landes not und beschirmunge gleich andern dienstpflichtigeu dissis landes mit pferden und harnasch sal dyenen, wen her vom herren bisschove,

¹⁾ Am oberen Rande der ganzen Urkunde von anderer Hand geschrieben.

synem voite adir amptluten, wiedick und wahren her wirt geheysen.]¹⁾ Und wen eyn bisschöff kompt, der sal im daselbige gut vorbriefen. Des czu sicherheyt habe wir unser ingesigel an desen brieff lossen drucken, der gegeben ist zu Allensteyn am montag noch Judica im virczenhundertsten und czwelftem jare.

Auf der Rückseite steht: eyne vorschreibung, geben Hans Hoken obir XL huben czur Schroite im bischtume Heilsberg.

2.

1413. Januar 11. Bapau. Derselbe verschreibt achtzehn Hüfen zu Schalmeh. (vgl. Register Nr. 23).

In gotis namen amen. Sint das das lanth czu Prewssen vor der heydenschaft ist geleggen, von den es in vor langen und ouch in kortzen czeiten mit mancherhande anefechtung wart gemuhet, als das leyder nu in kurtcz vorgangen jaren alczu gar offenbarlichen und gar eirschrecklichen die bewerunge worhafftiger und sichtiger dinge von deme vorhengnisse und willen gots haben beweiset; dorumb is czu mole notdurftigkeit ist, das man deszen ort der cristenheit besetze mit redlichen erbarn leuten, rittern und knechten, uf das man dester bas mit der hulffe gotes denselben heydenisschen dieten und alle andere desses landes vienden und anefechtern mogen wedersteen: das ist, das wir, bruder Heynrich von Plawen, homeister der brudere des ordens des hospitales sente Marien des deutschen hauszes von Jerusalem, mit unszern obirsten gebitiger gewegen haben, wie das der erwidige in gote vater und herre, her Heynrich bisschoff czu Wormedieth, veele dinstpflichtige und rittermeszige luete desselben gestichtes hat usgekouft und ire guttere czuczincze usgegeben den diensten und desern lande czu schaden, dorvon die dienste worden geswechet und gemynert; dorumb wir ouch mit irem reiffen rathe betrachtet haben, etliche ausgekoufte guttere weder czu brengen in die alden sasse, und haben angesehen die langen getrawen dienste, die unser lieber getrawer diener und hofgesinde Mertin Kasschube uns, unserm orden und czuvorder in noten und durch nutz

¹⁾ Der in Klammern gesetzte Teil ist durchstrichen; unter der ganzen Urkunde steht dafür von anderer Hand: dovon sal her uns (dies Wort ist durchstrichen) thun eynen platen dienst nach gewonhad des landes czu allen geschreyen, lantweren, reyssen, wen, wiedick und wohin her wirt geheysen.

disses landes hat irzeiget und getan und ouch noch tun sal in czukonniftigen czeiten, vorliën und geben em, seynen rechten erben und seynen nochkomelingen in der abeweseunge des egenanten herren bisschoff czu Wormedithe XVIII huben im gutte czur Schalmien gelegen, als em die eigentlich sint beweiszet, czu Magdeburchen rechte frei, erblich und ewiglich czu besitzzen und czu gebrachen bis an den herre bisschoff. Dorczu zo vorleye wir en das gericht gross und cleyn bynnen denselben XVIII huben alleyne obir seyne luete ausgenommen strossengerichte, das wir der herlichkeit behalten czu richten. Hirvon zo sullen sie deme herren bisschoffe czu Wormedithe und seyne nochkomelinge vorpflichtiget seyn czu dienen gleich anderen rittern und knechten czu beschirmunge deses landis und czu merunge des cristinen geloubes weder die heidenschafft und alle andir deszes landis finden und anfechtern czu allen geschreyen, lantwern, reszen, herfarten, nuwe huwszer czu bauen, die alden czubessern ader abeczubrechen, wenne, wiedicke und wochen sie vor erer hirschaft geheizen werden, und sullen allejaehr ewiglich uff sente Mertinsztage des heiligen bisschoffes der herlichkeit czur orkunde eyn cromptunt wachses und eynen kolnischen pfhenigk ader an des stadt vumff preuwsche phenige pflichtigk seyn czu geben; und ab es geschege, das wir den obengenanten Merten, unsern diener, bei den egenanten XVIII huben nicht behalden konden, dobei wir dach unszeren besten vormogen thuen sollen und wellen, so geloube wir, das wir em an eyner andern stadt under uns und unszerem orden als veil erbis dergleiche vorleien wellen und geben und em, seynen erben und nochkomelingen das vorschreiben wellen und vorbrifen. Czu merer sicherheit habe wir unszer ingesegel an dissen briff lossen hengen, der gegeben ist uff unszerem husze Papaw an der mittwochen noch epyphanie im XIII^o jore und XIII jore; des sint gezeuge die ersamen unszer lieben bruder grossen Friderich von Czolz grosskompthur, Michel Kuchmeister obirster marschalk, Herman Gansz obirster spittaler und kompthur czu Elbinge, Fridrich von Welle obirster trappyer und kompthur czu Cristborgk, Behemut Brendel treszeler, her Johannes unszer capplan, Johann Zelbach voyth czur Leippe, Heynrich Marschalk, Joest Beebolff unszer kompan, Bernhardus, Rulandus und Andreas unszer schreiber und ander veil trauwirdige und erbar leute.

Vatikanische Aktenstücke zur Preuckischen Stiftung in Rom im 19. Jahrhundert.

Von

Prof. Dr. Bastgen-Rom.

Über die Stiftung Preucks hat in dieser Zeitschrift¹⁾ der Domherr Eichhorn eine sehr verdienstvolle Arbeit geschrieben. Durch sie werden wir bekannt über die Errichtung, die Sicherstellung, das Verleihungsrecht, die Verwaltung und die Anzahl der Nutznießer der Stiftung. Ich darf nicht einmal den Gedanken hegen, durch meine auf Quellen des Vatikanischen Archivs²⁾ beruhenden Ausführungen zu denen Eichhorns etwas Wesentliches hinzuzufügen. Wohl bringt mein Aufsatz etwas mehr Licht über die Zeit nach den napoleonischen Wirren. Aber anderes bedarf noch immer weiterer Aufklärung.³⁾ Eichhorn zählt die Nutznießer der Stiftung auf, nennt als den letzten vor der Franzosenzeit in Rom Johann Wendt, als den ersten nach derselben Papencordt. Es ist immerhin auffallend, daß er Ambosch nicht aufführt. Freilich genoß er die Stiftung zu einer Zeit, als sie noch unter „Verwaltung“ stand, genoß sie ausnahmsweise. Aber sollte man in Frauenburg nichts davon gewußt haben? Sehr verdächtig muß dem die Sache vorkommen, der Bunsen näher kennt. Ob er in seinen Berichten über Ambosch nichts gesagt hat, müßte noch festgestellt werden. Man darf wohl annehmen, daß er den Konflikt des Ambosch mit dem „Verwalter“ Nicolai ausgenutzt hat, um die Ausscheidung der

¹⁾ Band II 271.

²⁾ Archivio vaticano segr. Segret. di Stato 269 Ministro di Prussia. Vgl. auch: Chr. Carl Jos. Fhr. v. Bunsen. Dtsch. Aus. v. Friedr. Rippold Leipzig 1868 I 352 III 430.

³⁾ Wie ich bei meinen letzten Arbeiten im Preussischen Geh. Staatsarchiv konstatieren konnte, befindet sich dort viel Material zur Geschichte der Stiftung. Leider konnte ich mir wegen Mangel an Zeit keinen Einblick in dasselbe gestatten. Das Manuskript dieses Aufsatzes war übrigens schon abgeschickt.

Stiftung vom Norbertkolleg, die am 22. Mai 1833 abschloß, zu beschleunigen und dann selbständig zu machen durch die Verlegung derselben nach dem Kloster S. Andrea delle Fratte, wo Papencordt Wohnung genommen hat. Ich gebe mich also durch meine bescheidene Arbeit der Hoffnung hin, daß über dies und das von berufener Feder Aufklärung geschaffen wird. Vielleicht kann man dann auch etwas hören, warum und wie die Stiftung aufgelöst und mit der Anima verbunden wurde?

Durch die französischen Wirren in Rom hatten alle deutschen Stiftungen sehr zu leiden.¹⁾ Auch unsere Stiftung wurde mitgenommen, aber sie wurde doch in ihrem Bestande erhalten. Das hatte sie dem Umstande zu danken, daß sie mit dem Norbertkolleg verbunden war, das von Belgien abhängig war. Im Jahre 1810 aber mußte der Vorsteher des Kollegs, Snehers, seit 1804 in Rom, zugleich Generalprocurator des Prämonstratenserordens, auf Befehl der französischen Regierung die Ewige Stadt verlassen. Aber auch das tastete den Fortbestand der Preuchtschen Stiftung in keiner Weise an. Snehers bestellte notariell den Jakob Aneas du Chateau zu seinem bevollmächtigten Vertreter über das Kolleg, zugleich mit der Ermächtigung, einen anderen an seine Stelle mit gleichen Vollmachten zu ernennen, wenn dies durch die unsicheren Umstände erforderlich sein sollte. Auch war die Möglichkeit vorgeesehen, daß das Kolleg unterdrückt werden könnte; für den Fall konnte Du Chateau auch die Güter der Stiftung verkaufen, unter denen ein Weinberg auf den monti Parioli ausdrücklich genannt wird. Auch nach dem Sturze Napoleons war Du Chateau noch in seiner Stellung, die er sich sowohl (am 8. Juli 1814) von dem Generalabt der Prämonstratenser bestätigen ließ, als auch von Kardinal Litta,²⁾

¹⁾ Vgl. Jos Schmidlin, Gesch. d. Dtsch. in Rom S. Maria dell'Anima. Freib. 1906. 659 ff; Anton de Waal, Der Campo santo der Deutschen in Rom. Ebd. 1896, 225 ff.

²⁾ Der Kardinal, aus dem Geschlecht der Litta Visconti-Arese, war geboren in Mailand am 23. 2. 1756, wurde nach Abschluß seiner Studien in Rom von Pius VI. unter die Apost. Protonotare aufgenommen, um dann Bonent der Konsulta zu werden. Im Jahre 1793 übernahm er die Nunziatur in Polen, die durch die bald ausbrechende Revolution ein jähes Ende nahm; aber einmal mit dem Osten bekannt, blieb er damit verbunden: er wurde im April 1797 zur Krönung Pauls I. nach Moskau geschickt und blieb dann in Petersburg als Apost. Delegat und päpstlicher Botschafter, da man den Titel Nunzius vermeiden wollte. Von da ging er nach Venedig, wo das Konklave abgehalten wurde, aus dem Pius VII als Papst hervorging, der ihn zum Oberkammermeister machte und ihn

der von Seiner Heiligkeit zum Visitator aller Missionskollegien der Stadt bestellt worden war.

Sobald sich in Rom die Verhältnisse gefestigt hatten, erhielt Niebuhr, nicht nur als Vertreter des preussischen Königs beim Hl. Stuhl, sondern auch als Beauftragter des Fürstbischofs von Ermland, des Prinzen Josef von Hohenzollern, die Anweisung, sich um die Stiftung zu kümmern. Der Minister benutzte die Gelegenheit des Hinscheidens Duchateaus, um dem Kardinalstaatssekretär Consalvi die Angelegenheit zu unterbreiten. Die Verwaltung hatte nachgelassen. Niebuhr spricht nicht nur von Unordnungen, sondern deutet auch auf Veruntreuungen hin, ohne gerade Duchateau zu beschuldigen. Er bat, zum Verwalter einen römischen Geistlichen zu ernennen, der zugleich das Vertrauen des Fürstbischofs besitze. Ginge das nicht, so bat er um einen anderen Vorschlag. Consalvi, in der Meinung, die Verwaltung stehe unter der Propaganda, da die belgischen Prämonstratenser als zur belgischen Mission gehörend dieser unterstellt waren, schrieb dem Sekretär der Propaganda, Mgr. Bedicini. Aber die Propaganda hatte sich gar nicht in die Verwaltung eingemischt, da das Norbertkolleg aus zwei verschiedenen Stiftungen, seiner eigenen und der Preudianischen bestand, die von ihr ganz unabhängig war. Der Abt von Tongerlo hatte als Verwalter auch der letzteren eben den Duchateau als seinen Agenten bestellt. Freilich hatte sich auch dieser an die Propaganda gehalten, als er 5000 scudi für seine Auslagen in der Verwaltung beanspruchte. Duchateau hatte auch die Stiftungsurkunde und andere Dokumente in Händen gehabt. Bedicini riet Consalvi, sich an dessen Bruder Paul zu wenden, der staatlicher Kupferstecher war. Zugleich gab er den Rat, den neuen Verwalter durch den Hl. Stuhl oder durch die Propaganda ernennen zu lassen, nicht aber durch den preussischen Minister, da eine von ihm vollzogene Ernennung vielleicht Anlaß zur Bean-

am 28. 9. 1801 zum Kardinal proklamierte (in petto seit 23. 2. 01). Napoleon ließ ihn nach St. Quentin in die Verbannung bringen, wo er den Homer ins Italienische übersetzte; am 20. 2. 1813 wurde er zum Papste nach Fontainebleau zugelassen. Am 24. 4. 14 sah auch er wieder die Ewige Stadt, wo er die Präfektur der Propaganda erhielt, bis er 1818 Kardinalvikar wurde. Er war es, der den Kardinal Consalvi auf Capaccini aufmerksam machte, der einer der bedeutendsten Prälaten an der Kurie wurde. Vgl. mein im Druck befindliches Buch: Forschungen und Akten zur Kirchenpolitik Gregors XVI. Im Anschluß an die Reiseberichte Capaccinis aus Deutschland v. J. 1837. Vitta starb am 27. April 1820.

sprechung von Besitzrechten auf die Stiftung geben könnte.¹⁾ Die Angelegenheit wurde dem Papste vorgelegt. Der Papst bestimmte den Kanonikus Salvatore Nicolai zum Verwalter, nachdem man sich überzeugt hatte, daß er beim Fürstbischöfe von Ermland und bei Niebuhr Vertrauen genoß. Die Ernennung sollte zunächst nur eine vorläufige sein wegen des Doppelcharakters der beiden Stiftungen. Aber es war ausdrücklich der Wille des Papstes betont worden, das preussische Institut wieder nach den Absichten des Stifters herzustellen; darum sollte Nicolai über den Stand der Verwaltung der Staatssekretarie Bericht erstatten, damit dadurch der Papst in die Lage versetzt werde, die notwendigen endgültigen Anordnungen zu treffen. Nicolai wandte sich sofort an Paul Duchateau, damit dieser ihm einen Tag zur Übergabe der Verwaltung und der Dokumente, die sich bei ihm befanden, bestimme. Dieser ging darauf nicht ein. Nicolai drohte mit Anwendung von Gewalt. Da setzte sich Paul zur Wehr. Er schickte Consalvi die Urkunden ein, die die Bestallung seines Bruders Jakob zum Verwalter mit der Vollmacht der Unterbestallung bezeugen sollten. Er glaubte seine Rechte als Bevollmächtigter geltend machen zu können. Eine Urkunde brachte er dafür nicht bei, aber er berief sich auf das Recht, das er als Erbe seines Bruders zu haben glaubte, daß er auch zu Lebzeiten desselben die ganze Last der Verwaltung auf sich genommen hatte, die ihm der sterbende Bruder nochmals ans Herz gelegt hatte. So sprach er Consalvi seine Verwunderung aus, daß man nun, ohne ihn zu befragen, ohne ein Mißverdienst, ohne vernünftigen Grund einen anderen Verwalter ernannt habe, und zwar ohne Mitwirkung der Regierung und ohne vorher die Schulden auszugleichen, die ihm aus der Verwaltung, besonders aber durch Wiedererwerb eines Weinberges und durch dessen Sicherung und Pflege entstanden waren, ohne daß er von dem undankbaren Früchte geerntet hätte. Dazu kamen noch Verluste in Bankzetteln z. Bt. der französischen Regierung, die sich ohnedies im Werte verringert hatten. Paul Duchateau hatte für die Verwaltung nichts genommen. Er bat die Ernennung Nicolais zurückzunehmen oder wenigstens solange aufzuhalten, bis er ausgezahlt und der Generalabt verständigt sei. Mit der Inventarisierung hatte er schon begonnen, aber — so fügte er bei — es muß Nicolai dabei ausgeschaltet bleiben! Paul Duchateau hatte

¹⁾ Bereits von 1774—95 waren die Rechnungen der Verwaltung von den preussischen Agenten geprüft worden.

leider keinen Erfolg. Der Kardinal antwortete ihm ruhig: sein Bruder habe keine Vollmacht gehabt, einen andern Verwalter zu bestellen, sondern nur einen oder mehrere Prokuratoren zu ernennen; auch gehe aus den beigebrachten Papieren nicht hervor, daß er oder irgend ein anderer gesetzlicher Verwalter sei; bezüglich seiner Forderungen möge er sich mit dem neuen vom Papste ernannten Verwalter auseinandersetzen. Dieser berichtet denn auch am 22. Februar, daß ihm das Lokal mit Zubehör übergeben worden sei, nicht aber die Dokumente und die finanziellen Unterlagen. Man darf wohl annehmen, daß auch diese ausgehändigt worden sind, obwohl, oder gerade weil keine weiteren Akten mehr vorliegen. Der Kanonikus Nicolai blieb einstweilen Verwalter und hatte vom Papste den Befehl erhalten, während seiner Verwaltung, die den alten stiftungsgemäßen Charakter des Instituts wiederherstellen sollte, niemanden aufzunehmen, damit das Institut sich finanziell kräftige und dadurch in die Lage komme, seinen Zweck wieder zu erfüllen. Aber auf Drängen des preussischen Bevollmächtigten beim hl. Stuhl, Bunsen, gab der Kardinalstaatssekretär Somaglia die Erlaubnis, den einen oder anderen Preußen dennoch aufzunehmen.

So war auf Bitte Bunsens Ende November 1829 auch Ambrosch¹⁾ aufgenommen worden. Aber bald merkte Nicolai, daß dieser nicht „studierte“, sondern „die Läden der Antiquarhändler aufsuchte und in den Bücherläden Roms herumstöberte“. Jedoch blieb ein auskömmliches Verhältnis zwischen beiden bestehen infolge der Zuvorkommenheit des Verwalters, bis zum 24. Oktober 1830. Da trug Ambrosch auf einmal ein Benehmen zur Schau, „als ob er ein besonderes Recht, ja eine Verfügung über die Einkünfte des Kollegs habe.“ Es kam soweit, daß Ambrosch diesem den Rücken kehrte. Bunsen nahm ihn in den Palazzo Caffarelli auf. Und ehe er das Kapitol bestieg, hinterließ er Nicolai einen Beschwerdebrief, der in sechs Punkten so alles enthielt, was man einem Verwalter vorhalten kann, wenn man unzufrieden sein will: durch die Fenster, deren Bleieinfassungen kaputt waren, drangen alle „vier Elemente“ hinein; die Türen waren nicht verschließbar; und wenn die Fenster es seiner Gesundheit antaten, so die Türen seiner Börse: denn er hatte Erfahrungen gemacht: im Hause waren Diebe, oder es konnten wenigstens solche eintreten. Fensterzug

¹⁾ Geboren in Berlin 1804, starb in Breslau 29. 3. 1856 als Professor der Philologie und Archäologie. (S. 499 steht versehentlich Ambosch.)

und offene Türen — er hatte in seiner letzten Krankheit die Wirkungen solcher Zugluft verspürt! Auch wollte er abends Licht haben im Hausgang, wenn seine Freunde kamen, sonst lief man Gefahr, sich den Kopf anzurennen, wie es ihm selbst mehr als einmal vorgekommen war. Auch ein Diener mußte wenigstens abends zur Stelle sein, wenn eben seine Bekannten oder deren Diener kamen. Ueberhaupt mußte das Kolleg einen eignen Diener halten, der für seine Bedürfnisse sorgte, seine notwendigen Gänge machte, sich seiner Kleider annahm usw. Und dann: durch das römische Klima war seine Gesundheit zerrüttet worden, seine Krankheit war dazu gekommen, er wollte nun besseres Essen haben, nicht mehr die rohen, zum Teil schlechten Speisen, wollte in Zukunft ein „Süppchen oder irgend eine warme Speise haben, wie es selbst in den niedrigsten Familien Roms Gewohnheit war.“ Und endlich verlangte er auch eine wärmere Decke fürs Bett. Das preussische Ministerium hatte ihm „befohlen“, noch zwei Jahre in Rom auszuhalten. Bierzehn Tage wollte er nun oben auf dem Kapitol beim Cavaliere Minister Bunsen frischere Luft genießen und dann wiederkommen, in der Hoffnung, daß dann alles zu seiner Zufriedenheit geordnet sei.

Nicolai hatte von dem Vorhaben Ambroschs nichts gewußt; denn, wie bemerkt, hatte dieser den Brief gerade im Augenblick, als er das Haus verließ, dem Diener übergeben, der, wie Nicolai ihm bedeutete, eben auch zur Bedienung Ambroschs da war. Der Kanonikus war verlegt, nicht nur als Verwalter, sondern auch persönlich, da er dem jungen Ambrosch mehr als das gewesen war. Er hatte alles umsonst erhalten: Nahrung und Wohnung und mancherlei Bequemlichkeiten, die über die nackten Hauspflichten gingen. Und: warum hatte er sich über die Beschwerdepunkte nicht persönlich ausgesprochen, da Nicolai im Hause war, als er es verließ und dem Diener den Brief gab? Gerade Bunsen zulieb hatte Nicolai ihm Beweise von Entgegenkommen gezeigt, das eher an Freundschaft grenzte. Während seiner Krankheit, die er sich wegen seiner „vielen Laufereien und schlechter Verdauung“ zugezogen hatte, war der Kanonikus voller Teilnahme gewesen, hatte ihn wiederholt besucht, ihn gebeten zu sagen, was er nötig habe, aber er hatte nur lafonische Antworten erhalten, bis er merkte, daß ihm seine Besuche nicht angenehm waren und er sich durch den Diener das kommen ließ, was er ihm angeboten hatte. Die ganze Verstimmung führte Nicolai auf die Tasse Kaffee zurück

die er, ohne dazu verpflichtet gewesen zu sein, morgens und nach dem Essen gegeben, dann aber eingestellt hatte, weil er bei Ambrosch nicht mehr die gewöhnlichen Anstandsformen wahrgenommen hatte, die in einem Hause, wo man zusammenlebte, üblich waren: er war, ohne etwas zu sagen, kürzlich nach Neapel gereist und zurückgekommen, ohne einmal Guten Tag zu sagen. Das war am 24. Oktober. Und von dem Tage an klappte es nicht mehr. Nicolai geht alsdann in seiner Antwort die einzelnen Beschwerden durch.

Als Ambrosch in das Kolleg aufgenommen wurde, war ihm sowohl als auch Bunsen und dem Gesandtschaftssekretär der Zustand der zwei ihm zugewiesenen Zimmer wohl bekannt. Nicolai hatte die Öfen seines eigenen Zimmers in das des Ambrosch setzen lassen. Die Fehler, die er in seinen Zimmern bemängelte, waren erst nach seiner Rückkehr aus Neapel während seiner kurzen Krankheit entdeckt worden, ohne daß er darüber früher ein Wort geäußert hätte, bis er das Haus verließ. Türen und Schlösser waren nach Nicolais Ansicht gut. Nachschlüssel gab es nicht. War einmal etwas weggekommen, so war das eigenem Verschulden zuzuschreiben: man mußte eben abschließen, den Schlüssel bei sich tragen und ihn nicht irgendwo unter ein Pult oder hinter ein Bild im Hausgang hinlegen. Nicolai macht Andeutungen, er wisse besser, was hinter diesen Beschwerden stecke; aber sie sind nicht erkennbar. Übrigens gab Nicolai Ambrosch den Rat, wenn ihm die Türen nicht hinreichend schließen, auf eigne Kosten bessere Verschlüsse anbringen zu lassen; ebenso wenn er mehr Licht brauche; das Kolleg könne nicht für Licht aufkommen zu Abendunterhaltungen; wer Licht für die ganze Nacht haben wolle, solle das Öl selbst zahlen. Der Kanonikus gab folgendes zu bedenken: Solange eine Stiftung unter „Verwaltung“ stehe, darf auf deren Kosten niemand aufgenommen werden, da der Zweck der „Verwaltung“ eben der war, die Stiftung auf ihren alten Stand zurückzubringen. War man davon abgegangen, so war das nur geschehen, um Bunsen entgegenzukommen; wie man auch von ihm nach seinen Versprechungen Entgegenkommen in finanzieller Hinsicht erwartete und ihm deshalb die Ein- und Ausgaben von 1821 an bis 1828 zur Übersendung nach Berlin eingereicht hatte. Die Bemerkungen Ambroschs über Diener, Essen und Betten hatten Nicolais Lachen erregt: er sah darin „selbstgefällige Äußerungen ganz eigener Auffassungen“ und rieb Ambrosch unter die Nase, daß das so die Art junger Leute sei, die von der

Erfahrung noch nicht gemeistert worden sei; hinter alldem steckten Aufhebungen niedrig denkender Leute. Hatte Ambrosch übrigens nicht gleich erklärt, des Abends nichts anderes zu wollen als Brot, Früchte und Wein? Und als er mehr verlangte, hatte er es nicht bekommen? Und wenn er sich über die Ausbesserungen in seinem Zimmer geäußert hätte, so wäre er auch hierin zufrieden gestellt worden, da es sich um eine Auslage von einigen Bajocchi handelte.

Schließlich machte Nicolai dem unzufriedenen Ambrosch den Rechtsstandpunkt klar. Und der war eigentlich sehr einfach: er hatte gar kein Recht, was er auch vom Berliner Ministerium in Händen zu haben vorgab über die Verlängerung seines Aufenthaltes in Rom: ein Recht im Kolleg zu sein, konnte er nicht beanspruchen. Darum erklärte ihm der Verwalter kurz und bündig, solange er die Verwaltung führe, werde er ihn nie wieder aufnehmen, es sei denn auf Grund ganz besonderer Ermächtigung. Seine Aufgabe sei es, die Stiftung in den Zustand zu setzen, daß die endlich aufgenommen werden könnten, die ein wirkliches Recht darauf hätten.

Das war das Erlebnis Ambroschs¹⁾ im Norbertkolleg. Auch über einen anderen Stipendiaten desselben liegen einige Akten vor, nämlich über Papencordt.²⁾ Der Münchener Nunzius Viale Prela berichtete am 21. Juni 1839 nach einer Korrespondenz aus Berlin,³⁾ daß dieser ganz unberechtigt die Vorteile dieser Stiftung genieße: man müsse dazu vom Kapitel in Frauenburg vorgeschlagen werden, der Diözese Ermland angehören und sich dem Studium der Theologie widmen. Diese drei Bedingungen aber träfen auf Papencordt

¹⁾ Nach der Allg. Dt. Biogr. I 39 war Ambrosch von 1830—33 in Rom, worauf er sich in Berlin habilitierte. Ob er später ins Norbertinum ging, wie lange er bei Bunsen blieb, konnte ich noch nicht ermitteln.

²⁾ P. war Badener und auf der Universität Bonn mit Niebuhr bekannt geworden, was wohl Einfluß auf seine Aufnahme ins Norbertinum gehabt haben mag. Ich verstehe nicht, daß die Allg. Dt. Biogr. XXV 140 schreibt, er habe „dem Wortlaut der Statuten jener (d. h. der Preussischen) Stiftung entsprechend in dem Kloster S. Andrea delle fratte Wohnung genommen“. Er lehrte 1840 nach Berlin zurück und starb auf der Reise nach Bonn, wohin er als Extraordinarius berufen war, am 27. 4. 1841.

³⁾ Es handelte sich eigentlich um den Bericht der Hist. Bol. Blätter III (1839) 784, der datiert ist: Rom im Mai. Stimmt die Meldung des Nunzius (Bericht 217), so wäre aber die Nachricht Philipps, der mit Görres die Blätter herausgab, von Berlin gekommen und damit das Datum Rom im Mai absichtlich falsch angegeben worden.

nicht zu. Er sei Westfale; sei von der Regierung bestimmt worden und studiere alles andere, nur keine Theologie; ja man vermute, er sei Korrespondent eines Berliner Blattes, dem er von Zeit zu Zeit Artikel zuschickte, die dem Hl. Stuhle gegenüber gar nicht freundlich gestimmt seien. Das Kapitel von Frauenburg habe bei der Regierung auch Beschwerde eingereicht, um sich sein Recht zu wahren, was übel aufgenommen worden sei. Es selbst habe einen jungen Theologen vorgeschlagen, der von der Regierung nicht genehmigt worden sei. Der Nunzius machte besonders auf den Umstand aufmerksam, daß Papencordt jene Artikel schrieb; habe man auch keine sichern Beweise dafür in Händen, so beweise doch der Verdacht hinreichend, daß er sich keiner guten Meinung bei den Katholiken erfreue. Da übrigens die preußische Gesandtschaft dem Kardinalstaatssekretär über die Verwaltung der Stiftung Rechenschaft ablegen mußte, so fand nach Meinung des Nunzius der Kardinal Lambruschini schon Mittel, für die Rechte des Frauenburger Kapitels einzutreten. Im September desselben Jahres kam der Nunzius wieder auf die Sache zurück. Er konnte nunmehr melden, daß die im Juni eingeschickte Korrespondenz von Professor Philips herstammte, der sie auch den Historisch-Politischen Blättern übergeben hatte zur Veröffentlichung. Die Allgemeine Zeitung von Augsburg veröffentlichte nun am 15. September eine Erklärung des Domkapitels von Frauenburg, wonach die Stiftung nicht ausschließlich für Theologen und Geistliche bestimmt war, — Papencordt war Laie — sondern nach dem Willen des Stifters konnten Studenten aller Fakultäten, auch solche, die Kunst studierten, in dieselbe aufgenommen werden, und zwar jeder Preuße. Bei Papencordt waren alle, vom Stifter vorgesehenen Bedingungen eingehalten worden: zwei noch lebende Verwandte desselben hatten Papencordt vorgeschlagen, das Kapitel den Vorschlag angenommen. Hatte man von dem preußischen Indigenat diesmal abgesehen, so war das aus Gründen geschehen, die die Ausnahme rechtfertigten. Das Kapitel hatte wohl Beschwerde erhoben gegen die Verlängerung des Aufenthaltes Papencordts, der nur auf drei Jahre bewilligt worden war. Aber von einer unfreundlichen Antwort konnte keine Rede sein. Papencordt hatte ein Gesuch an den Hl. Vater gerichtet, damit ihm noch ein Jahr Studienzzeit bewilligt werde. Das war geschehen und dem Kapitel auch mitgeteilt worden. Und damit war die Sache in Ordnung.¹⁾

1) Dieselbe Erklärung auch in den Hist. Pol. Blätt. IV (1839) 313.

Anhang.

Generalvollmacht für Jakob Aneas Du Chateau.¹⁾

12. Juni 1810.

Con il presente instrumento di procura da valere quanto publico, e jurato istrumento, e come fatto fosse per mano di qualunque publico notaro, e con tutte le clausole, forme ecc. io sottoscritto presidente del Collegio di Prussia detto di S. Norberto di Roma, e Procuratore generale dell' Ordine de' Premonstratensi costituisco e deputo in mio legittimo e speciale procuratore, purchè la specialità non deroghi alla generalità, l'Il. mo Sig. Giacomo Enea Du Chateau dimorante in Roma a potere nel tempo di mia assenza da questa città dalla quale sono obligato partire per ordine del governo francese, a potere in mio nome, luogo, e vece amministrare tutti i beni spettanti a detto collegio, esiggere frutti dei luoghi di Monti ad esso spettanti, quanto di qualunque altro effetto a detto collegio appartenente, diriggere ed ordinare i lavori della vigna di pertinenza di detto collegio situata fuori di Porta Pinciana ai Monti Parioli, vendere i prodotti della medesima, e fare tutto ciò, che farei io stesso se fossi presente, ed inoltre, se mai accadesse che detto collegio fosse soppresso, ed il medesimo con suoi beni venissero venduti ed alienati, e di poi accadesse una qualche variazione negli affari politici dello Stato di Roma per cui si desse luogo alla ricupera del suddetto collegio, e beni, do e concedo al detto Sig. Giacomo Enea du Chateau adesso, e per allora quando accaderà facoltà ed autorità a potere in mio nome e vece ricuperare, e rivenducare do collegio, e beni annessi al medesimo, tanto mobili, che immobili dalle mani di qualunque detentore, dando al medesimo tutte le facoltà necessarie, ed opportune, anche quella di potere sostituire, e deputare a suo piacimento uno, o più procuratori per l' effetti sudetti con la clausola ut alter ego, obligandomi d' aver rato, e grato tutto ciò che egli farà rilevandolo ecc. confermando ecc. perchè così e non altrimenti ecc.

In fede ho sottoscritto questa procura in presenza del R. Padre I. F. Paroni e di Giacomo Cattelli: questo dì 12. giugno 1810 —

I.B. Sneyers, Pres dente del Collegio di Prussia d^o di S Norberto.

IO F. Gio. Filippo Paroni Mr. Cte fui testimonio

IO Giacomo Cattelli fui testimonio.

¹⁾ Eine Reihe anderer einschlägiger vatikanischer Urkunden aus diesen Jahren mußte für die Veröffentlichung zurückgestellt werden. Ihre von dem Verfasser dieser Arbeit gefertigte Abschriften sind im Domkapitel, Archiv zu Frauenburg niedergelegt.

Niebuhr an Kardinal Consalvi.

Rome le 14 août 1820

Le soussigné Envoyé Extraordinaire et Ministre Plénipotentiaire de S. M. Prussienne près le St. Siège a appris la mort de M. Duchâteau, administrateur du collège prussien de St. Norbert dans la rue des quatre fontaines, décédé il y a peu de jours d'une fièvre maligne.

Cet événement le décide à s'occuper dès à présent de cet établissement intéressant, pour en assurer l'existence, et à réclamer à son égard la protection du St. Siège et les bontés de Son Excellence Monseigneur le Secrétaire d'Etat.

Il suffira de rappeler que ce collège fut fondé sous le Pontificat d'Urbain VIII. par le Baron de Preuck, prussien, pour donner à des jeunes prussiens catholiques les moyens de faire, ou plutôt d'achever à Rome leurs études, soit dans la Sainte Théologie, soit dans d'autres facultés, ou même simplement pour y acquérir des connaissances pour lesquelles Rome offre des avantages qui lui sont particulières: qu'à cause de relations d'amitié personnelle entre le fondateur et le procureur général des religieux de Prémontré, cette fondation fut placée sous la direction du dernier, sans que cela donnât d'autres droits aux religieux belges que d'accorder des chambres non occupées par des prussiens à des jeunes gens de leur nation, sous l'obligation d'y payer leur pension, dont les prussiens sont exempts: et finalement que les révolutions arrivées à Rome et dans la Belgique ont diminué le patrimoine de la fondation, et dérangé son administration.

Il n'y a que peu de temps que le soussigné reçut l'ordre de son gouvernement de prendre des informations au sujet de cette institution, qu'on desire relever; et c'est dans la double qualité de Ministre du Roi et de mandataire de Mgr. le Prince évêque de Varmie, dont le diocèse y est immédiatement intéressé, qu'il a l'obligation de constater son état actuel et des proposer les mesures d'en tirer parti.

Sans en exclure d'autres, un tel établissement est d'une utilité évidente pour des jeunes théologiens catholiques qui se rendent à Rome pour y faire des études des langues orientales vivantes, et pour profiter des bibliothèques.

Mais pour le moment actuel il ne peut être question que de constater la situation financière et économique de la fondation et de la garantir contre les effets funestes du désordre, inévitable dans la situation actuelle, peut-être même contre des infidélités. Il importe également au soussigné d'avoir une connaissance authentique des documens les plus importants, surtout de l'acte de fondation en original, dont à la vérité il existe aux archives de l'évêché de Varmie une copie authentique.

Pour arriver à ce résultat de la manière la plus sûre et la plus expéditive, le soussigné prend la liberté de proposer à Son Excellence Monseigneur le Cardinal Secrétaire d'Etat de vouloir bien l'autoriser à nommer pour administrateur un ecclésiastique romain, digne de toute la confiance de Mgr l'évêque de Varmie et de la sienne: ou, si Son Excellence, dont il s'estime heureux de connaître et d'apprécier toute la bienveillante confiance, trouverait des difficultés insurmontables à lui procurer cette faveur, que l'on veuille bien consulter ses vœux pour le choix de l'administrateur à nommer sans

perdre du temps, en lui enjoignant de donner au soussigné tous les éclaircissements qu'il pourra lui demander.

Il doit observer que cette mesure préservatrice ne préjuge rien sur les droits, et même sur des prétentions mal fondées, que d'autres pourraient vouloir élever.

Il profite de cette occasion pour renouveler, à Son Eminence l'hommage respectueux de sa plus haute considération.

(sig.) Niebuhr.

Consalvi an Niebuhr.

30. Genn^o 1821.

Il sottoscritto Card. Segretario di Stato dopo ricevuta la nota di V. Ecc. del 24. agosto del pross. anno si fece una premura di prender contezza dello stato dei beni del Collegio di S. Norberto per la di cui conservazione V. Ecc. prende una sì lodevole premura, e ne ha poi sottoposto il risultato al S. Padre. Essendo stata informata la Santità Sua che lo stabilimento del sud. Collegio risulta da due diverse fondazioni una riguardante le missioni del Belgio, l'altra concernente sudditi prussiani si trova fino ad ora nella impossibilità di autorizzare una determinata persona a nominare un amministratore. Desiderando però il Santo Padre di vedere ristabilito il detto collegio ha destinato per ora Egli stesso un amministratore nella persona del Sacerdote D. Salvatore Nicolai sulla di cui attitudine a tale ufficio la Santità Sua ha ricevuto le più favorevoli informazioni, e che sa essere anche onorato dalla fiducia di V. E. e di quella di Mgr. Vescovo di Warmia.

Il Santo Padre ha ingiunto al detto amministratore di render conto alla Segreteria di Stato di tutto ciò che risguarda il sopranominato Collegio, ed il sottoscritto si farà costantemente un dovere di comunicare all' E. V. tutti quelli schiarimenti risultanti dalle notizie che si avranno, i quali potranno esserle necessarj.

Il sott. rinnova in questo incontro all' E. V. le assicurazioni della sua distinta considerazione.

Pro-Memoria per l'Ermò e Rmo Sig. Card. Consalvi Segreto di Stato, data da Pietro Paolo Du Chatteau

li 7. Febbrao 1821.

Con sua somma sorpresa Pietro Paolo Du Chatteau, fratello ed erede dell'Abb. e Giacomo Enea si è inteso annunziare dal Sig. D. Salvatore Nicolai, essere egli stato destinato amministratore di tutti i beni del Collegio dei PP. Premonstratensi di S. Norberto, al qual' effetto richiede, che si destini il giorno per eseguire le opportune consegne.

Il P. Gio: Battista Sneyers Monaco Premonstratense, ultimo presidente del Collegio di S. Norberto fin dai 12. giugno 1810 in caso di sua assenza, o di morte, deputò, e costituì amministratore generale di tutti i beni

d diº Collegio l'Abb. Giacomo Enea Du Chatteau non ha guari defonto, con facultà di sostituire in sua vece uno, o più soggetti, come consta dalla procura, di cui si annette qui copia. Questa deputazione fu poi confermata dal P. Du Champs Abbate generale dei Monaci Premoustratensi dell'Abbadia di Tongerlo, cui appartiene il dº Collegio, come dalla sua lettera degli 8. luglo 1814, di cui si dà parimenti qui copia, ed ove dichiarasi „Perge, quaeso, curam gerere Collegii, et omnium pertinentium ad illud“. Non basta. La ch: me: del Card. Litta costituito da Sua Santità superiore di tutti i collegii delle missioni gliene confermò la procura, costituendolo amministratore generale di tutti i beni di S. Norberto, con facult: parimente di sostituire, come dal mandato esistente negli atti del Monti notajo del Vicariato, di cui si dà parimente qui copia. Da tutto ciò chiaramente risultá, che Giacomo Enea Du Chatteau era il legittimo amministratore di detti beni, e padrone di sostituire.

E' ngualmente chiaro, che il soggetto da lui sostituito per detta amministrazione è Pietro Paolo suo fratello, ed erede. E' pubblico, e notorio, che vivente ancora Giacomo Enea, ne avea scaricato tutto il peso al suo fratello Pietro Paolo, qual' era quello, che esiggeva, e che attendeva alla coltivazione della vigna, e del giardino, e ad ogni altra incombenza; e quando morì Giacomo Enea, ne lasciò raccomandata al fratello l' amministrazione. Se adunque il primo avea tutte le facultà di sostituire, e se sostituì il suo fratello, ed erede, è ben chiaro, che questo è il legittimo amministratore di ddi beni, come rappresentante, ed erede di Giacomo Enea, e sostituito da lui.

Ciò presupposto, non sà Pietro Paolo comprendere come all' improvviso, senza essere interpellato, senza demerito, e senza un ragionevole motivo, si possa essere venuto alla deputazione di un altro amministratore, e ciò senza alcuna autentica partecipazione del governo, e senza premettere il pagamento di un ben vistoso credito, ch' egli hà sù detti beni?

Impercioche l' amministrazione ha dovuto sostenere delle liti contro l' invasori di una parte di vigne, e riscassarne gran parte con non poco dispendio; far varie riparazioni, mantenere un custode, pagare il canone, e supplire alle spese annuali della coltivazione, alle quali non hà corrisposto il tutto; mentre ognuno sà, quanto sia stato scarso il prodotto da molti anni. A questo disborso si aggiunge il non ritratto, poichè per molti anni, e per tutto il tempo del governo francese non si è esatto il fruttato di alcuni luoghi di Monte ora ridotto a ben poco, nè si è mai percepito lo stipendio dovuto all' amministratore. Quindi è, che il medesimo si trova creditore di gran somma, come si fece constare alla ch: me: del Card. Litta, mediante il conto esibitogli da Giacomo Enea.

Or che dopo tante fatiche, spese, e bonifici, si rimuova il legittimo attuale amministratore senza demerito, senza essere inteso, e senza rimborsarlo del credito, sembra cosa tanto irregolare, che non può il medesimo persuadersi, che l'Emo Sig. Card. Segretario di Stato, specchio della giustizia, e dell' equità, vi abbia potuto così compendiosamente concorrere col suo beneplacito. Quindi è, che Pietro Paolo Du Chatteau ricorre supplichevole al potente braccio, e rettitudine di Sua Eminenza Revma, perchè in vista dell' esposto si degui benignamente o di rinvocare la nomina del nuovo

amministratore, la quale per diritto appartiene all'Abbate generale dei Monaci Premonstratensi tuttora vivente; o almeno di sospenderla, finchè l' amministratore attuale non sia intieramente rimborsato del suo liquido credito, e non ne faccia inteso l'Abbate generale.

Consalvi an Pietro Paolo Du Chatteau

14. Febbrajo 1821.

Il Card. Segretario di Stato ha ricevuto il Pro-memoria del Sig: Pietro Paolo Du Chatteau fratello del defoute Giacomo Enea, ed avendolo maturamente esaminato ha potuto rilevare non ammissibile la istanza dal medesimo avanzata per il motivo che il sig: Giacomo Enea non aveva facoltà di destinare un altro amministratore, ma solo di deputare uno o più procuratori per rivendicare tanto il Collegio di S. Norberto, quanto i beni del medesimo dalle mani di qualunque detentore, come pure perchè non consta che il detto Sig: Enea Du Chatteau abbia legalmente costituito amministratore il Sig: Pietro Paolo di lui fratello, né altra persona qualunque.

Dovendo quindi le sovrane disposizioni del S. Padre in forza delle quali il Sig. D. Salvatore Nicolai é stato destinato amministratore del Collegio di S. Norberto e di tutti i beni ad esso appartenenti avere un pieno e sollecito effetto, il Cardinal Segrio di Stato invita il Sig. Pietro Paolo Du Chateau a dare indilatadamente al nominato sig. Abate Nicolai la regolare consegna tanto del detto Collegio di S. Norberto, dei beni, mobili, utensili ecc., quanto di tutte le carte, libri, e istromenti d' istituzione esistenti in sue mani.

Relativamente poi al credito che si affaccia dal Sig. Pietro Paolo Du Chatteau contro il detto Collegio, le disposizioni date da S.S. non recando pregiudicio né alle di lui ragioni, né a quelle di qualsivoglia altro creditore che vi sia, il Sig. Du Chatteau potrà affacciarle al nuovo amministratore onde se ne abbia legalmente ragione.

Tanto si partecipa al Sig. Pietro Paolo Du Chatteau in riscontro alla di lui memoria, onde gli sia di regola.

Stammtafel der Familie Schorn-Braunsberg.

Nach † Pfarrer P. Anbuth-Marienau.

König August III. verleiht laut Diplom vom 18. Juli 1748 dem Bürgermeister der Altstadt Braunsberg, Heinrich Schorn, dessen Bruder Michael und deren Nachkommen den polnischen Patrizieradel¹⁾ und folgendes Wappen: In aufrechtstehendem silbernen Schilde eine naturfarbene Traube.²⁾ Auf dem Turnierhelm mit blau-silbernen Decken drei goldene Aehren.³⁾

Quellen: Die Kirchenbücher von Braunsberg und die G. B.

Heinrich Schorn,
Weinhändler aus Kaiserswerth,
Weinhändler in Braunsberg.
† 25. 4. 1681

1. × 10. 7. 1662 Dorothea v. Ludwig aus Braunsberg * (gelaugt) 8. 2. 1688
2. × 22. 11. 1677 Euphrosina Bartsch, Tochter des Georg B.

Aus 1. Ehe:

1. Albert * 13. 4. 1663.
2. Heinrich, Weinhändler, 1728
Bürgermeister der Altstadt Braunsberg. □ (begraben) 1. 12. 1738,
× Gertrud □ 5. 12. 1719.
3. Katharina, * 28. 11. 1670. ×
27. 1. 1687 Philipp Schwobescher aus Olmütz.
4. Dorothea * 21. 9. 1672.

Aus 2. Ehe:

5. Arnoldus * 8. 2. 1678 † am 19. 1. 1734 als Syndikus d. Klosters Oliva
1 × Katharina
2. × Elisabeth □ 11. 9. 1710
3. × Christine Sophie.
6. Barbara * 17. 9. 1679 † 9. 6. 1730. × 9. 10. 1690 (!) den Braunsberger Buchdrucker Peter Rosenbüchler. □ 29. 12. 1719.
7. Laurentius Postumus * 11. 8. 1681

¹⁾ G. B. VIII, 186, 190 ff.

²⁾ Die Traube weist offenbar auf den Weinhandel hin, der die Familie Schorn in Braunsberg zu großem Wohlstand brachte. Die Traube als Familienwappen zeigt bereits der i. J. 1728 vom Bürgermeister Heinrich Schorn erbaute sogenannte Traubenspeicher vor dem ehemaligen Wassertor, heute Magazinstr. Nr. 8. G. B. XIX, 616. Ueber ein i. J. 1924 gefundenes Petschaft mit einer Traube vgl. G. B. XXII, 175.

³⁾ Die drei Aehren stammen aus dem neuen Wappen, das König Wladislaus IV. i. J. 1636 dem Räte der Altstadt Braunsberg verlieh. G. B. VIII, 138, 187 ff.

Heinrich Schorn
† 1733
× Gertrud † 1719

- | | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Anton * 27. 2. 1692 2. Heinrich * 11. 9. 1698
Kaufmann, 1748 Bürger-
meister der Altstadt
Braunsberg † 31. 8. 1758
× 18. 10. 1728 —
Anna Katharina Lunitz,
Tochter des Ratsherrn
Georg L. in Braunsberg
* 19. 5. 1701 □ 23. 11.
1742 3. Gertrud * 30. 4. 1697,
1754 tot, × 1717
Michael Schau auf Ba-
sien und Grünheide † 17-
12. 1751. 4. Konstantin * 22. 2. 1700 5. Magdalena * 17. 7.
1702 6. Franz, * 5. 10. 1704 7. Anna Theresia * 1. 8.
1705 8. Anna Barbara * 10.
8. 1707 □ 1. 8. 1725 9. Joseph Ignaz * 15.
7. 1710 □ 24. 1. 1717 10. Katharina * 25. 11.
1712 □ 14. 3. 1752
1. × 16. 4. 1731
Andreas Dromler, Rats-
herr in Mehlfad * 19. 2.
1696 † 1. 7. 1732
2. × 20. 5. 1734
Franz Bertram □ 26.
5. 1756. 11. Arnoldus * 22. 5. 1714 12. Michael * 3. 9. 1719
Ratsverwandt. i. Brauns-
berg, † 19. 3. 1790
1 × 7. 2. 1736 Mag-
dalena Dromler □ 5-
4. 1746
2. × Maria Elisabeth von
Matth † 20. 7. 1750
3. × 18. 10. 1752
Magdalena von Her-
berg * 30. 6. 1727 † 15.
1. 1800 | <ol style="list-style-type: none"> 1. Heinrich Franz * 3.
10. 1725 Jesuit, † 1761. 2. Franz Anton * 3. 12.
1726 × 20. 11. 1779 in
Reichenberg Rosalia,
Witwe des Leutnants
Trauscki im Regim.
Lud. 3. Johann Georg * 14.
10. 1728 × 4. 5. 1763
in Guttstadt Theresia
Weinreich † 12. 5. 1764 4. Brigitta Klara * 2.
10. 1730. 5. Anna Elisabeth * 5.
11. 1732 □ 9. 11. 1738 6. Margareta Apollonia
* 10. 1. 1737 □ 10. 8.
1737 7. Ignaz Michael * 27.
11. 1738 □ 17. 1. 1740 8. Joseph Theodor * 11.
9. 1742. |
|--|---|

Aus 1. Ehe:

1. Anna Barbara * 9. 12. 1736 † 8. 3. 1700 ×
15. 1. 1760 Johann
Sydtke, Ratsherr der Neu-
stadt Braunschg. 1800 tot
2. Anton Joseph * 25. 5.
1739 † 5. 12. 1783

Aus 2. Ehe:

3. Michael Johann Peter
Joseph. * 28. 6. 1750

Aus 3. Ehe:

4. Anna Barbara Mag-
dalena * 9. 12. 1753 †
19. 9. 1796 × 18. 5.
1785 Kapitän Wilhelm
Geopold v. Lepel. 1800 tot.
5. Johanna Theresia * 28
12. 1754 † 9. 3. 1756
6. Andreas Otto * 29. 11.
1755 † 7. 3. 1757
7. Karl Heinrich * 29. 11.
1757 † 24. 5. 1758
8. Joseph Ertmann * 16.
11. 1759 † 17. 3. 1761
9. Johanna Marianne
Budentiana * 20. 5. 1761
† 24. 12. 1763
10. Marianne Margarete
Gertrud * 16. 7. 1762.
† 5. 2. 1763
11. Albert Johann Thomas
* 27. 12. 1763 † 14. 7. 1764
12. Magdalena Marianne
Josephine * 9. 10. 1764
† 18. 4. 1766
13. Margareta Katharina
Budentiana Fortunata *
21. 5. 1766 † in Wöllken
5. 6. 1824 × 18. 8. 1797
Suzinth v. Mar-
quardt auf Wöllken u.
Euben, * 22. 8. 1759 †
10. 4. 1833
14. Ludwig Heinrich Va-
lentin * 19. 7. 1768
1811 Bürgermeister in
Wormditt.

Kinder des
Arnold Schorn
* 1678 † 1734

Aus 2. Ehe:

1. Maria Theresia * 1.
12. 1704 in Braunschberg
□ 23. 10. 1712.

Aus 3. Ehe:

2. Regina Rosalia * 1. 1.
1712 † 30. 4. 1771 ×
18. 1. 1740 Rats-
herrn Johann Luniß in
Braunschberg. * 16. 4. 1707.
3. Anna Regina * 8. 9.
1714.
4. Katharina Elisabeth Ele-
onora * 31. 10. 1716 †
21. 2. 1771 × 22. 11.
1747 Nikolaus Sola-
mann.
5. Joseph * 30. 12. 1720
in Danzig.
9. 8. 1738 in den Je-
suitenorden eingetreten.
1773—81 Rektor des
Braunschberger Jesuiten-
kollegß.

Michael

* 1719 † 1790

1. × Magd. Drom-
ler
2. × Maria Elis. v.
Matth
3. × Magdal. v.
Herzberg

Stammtafel der Familie von Łaczynski.

Nach † Pfarrer P. Anhuth-Marienau.

Wappen (herb Dolega): In Blau ein oben mit goldenem Kreuz besetztes silbernes Hufeisen, zwischen dessen Stollen abwärts gerichtet ein silberner, goldbefiederter Pfeil. G. B. XIX., 557, 561. Dieses Wappen führte z. B. noch Johann Karl Justus v. Łaczynski † 1833. Nach Anhuth soll der Familie das Wappen des polnischen Stammes Wierzbna zukommen.

Quellen: die Kirchenbücher von Wormditt, Guttfstadt, Rößel, Heilsberg und Wartenburg und die G. B.

Johann Stephan Stanislaus v. L.
1665—66 Burggraf von Wormditt,
1666—1689 auch von Guttfstadt,
1678 von Wartenburg,
1680—5 von Rößel.
1669 auf Neuendorf bei Heilsberg.
† 18. 2. 1706 in Neuendorf.
× Anna Maria

1. Gertrud * 29. 2. 1668 in Schmolainen × Peter Zagorny 1686 auf Bataunen.
2. Agnes * 17. 1. 1670 in Schmolainen.
3. Anna Justina * 5. 4. 1671 in Schmolainen.
4. Johann Stephan * 21. 6. 1672 in Schmolainen. 1688 Schüler in Rößel × Anna Marianna Majowna.
5. Elisabeth * 18. 10. 1674 in Rößel. × Siegmund Badyński auf Marauen bei Wartenburg † 1727.
6. Sigismund Anton * 16. 10. 1680 in Rößel. † 23. 10. 1710 in Heilsberg. × 13. 1. 1710 Konstantia Rittorf, Tochter des Apothekers Daniel Anton R. in Heilsberg.
7. Anna Konstanze * 26. 6. 1688 in Rößel. × 23. 9. 1714 Johann Lang, Erbherrn auf Ruzborn und Leizen, Burggraf von Wartenburg. † 1729.
8. Andreas * 16. 5. 1688 in Schmolainen, Erbherr auf Neuendorf, poln. Major, Kommandant der erml Truppen 1732 auf Schönau bei Wartenburg. † 1765. × 21. 10. 1720 in Wartenburg Anna Barbara von Duofß aus d. Hause Schönau * 28. 7. 1698 in Schönau. † 1775.
9. Marianna.

1. Anton Joseph * 14. 8. 1721 in Neuendorf.
 2. Anna Barbara * 21. 1. 1723 × 5. 5. 1744 Franz v. Eichowski, Erbherrn auf Bodlaffen und Bodleifen 1745—85. * 12. 1. 1718, lebt 1794 in Wusen.
 3. Karl Ludwig * 25. 1. 1725. × 14. 10. 1765 in Reimerswalde Konstantia v. Pnobelsdorff a. d. Hause Sperwatten. * 17. 8. 1741. † 18. 3. 1809.
 4. Andreas Joseph * 20. 1. 1727, trat in ein Bernhardiner-Kloster ein.
 5. Anna Helena * 12. 12. 1728 × 6. 7. 1773 Bürgermeister Anton Manfrost von Heiſsberg * 1. 9. 1710 † 6. 11. 1785.
 6. Kajetan Lorenz * 10. 8. 1731 in Neuendorf, poln. Kapitän, Erbherr auf Schönau, Tengutten und Ottendorf. × 6 11. 1769 in Queß Gertrud Riemann, Tochter des Bürgermeisters Christoph B. von Wartenburg. † 8. 9. 1793.
 7. Michael * 27. 9. 1733 in Schönau, 1762—65 Pfarrer von Klauendorf, 1765—69 Erzpriester von Wartenburg, 1769—75 Erzpriester von Heiſsberg, 1775—90 Pfarrer von Queß, 1775 Koadjutor, 1779 Domberr in Frauenburg. † 3. 2. 1790.
 8. Anna Margareta * 28. 8. 1736, lebt 1787 unvermählt.
 9. Johann * 2. 7. 1739. 1752 Schüler in Köbel.
- Als polnischer Fähnrich gefallen. 1. 9. 1766 als tot erwähnt.
10. Marianne * 28. 9. 1743 in Schönau × v. Gorczinski, lebt 1778 in Warschau.
 11. Gertrud (?) † 8. 9 1793 in Guttstadt, 50jähr?
1. Johann Karl Justus * 1. 3. 1777 in Wartenburg. Preuß. Major. × 1808 Viktoria v. Hundt. † 1. 4. 1833 in Neufeld bei Frauenburg.
 2. Katharina Konstantie * 22. 4. 1780.
1. Kajetan Joachim * 22. 10. 1770 in Schönau † 1. 5. 1837 als Schlosspropst von Heiſsberg. Mathematiker
 2. Albertine Gertrud Magdalena * 15. 3 1773.

Andreas v. L.

* 1688 † 1765

× Anna Barbara
v. Duos

* 1698 † 1775.

Johann Karl Justus
v. S.
* 1777 † 1833
× Viktoria v. Hundt.

1. Jeanette * 24. 6. 1809
in Niedowo Kr. Berent.
† 2. 4. 1899 in Frauen-
burg.
2. Viktoria * 11. 1. 1811
in Br Stargard. † 7. 2.
1859 in Drzechowo Kr.
Vod. × 28. 4. 1840 Kauf-
mann Franz Stod *
10. 7. 1804 in Warten-
burg † 29. 11. 1854 in
Drzechowo.
3. Friederike Karoline Wil-
helmine * 7. 4. 1814 in
Graudenz. † 25. 2. 1898
in Frauenburg.
4. Sophie * 5. 6. 1817 in
Gnesen † 5. 7. 1912 in
Frauenburg. Die Letzte
ihres Stammes.



Anzeigen.

M. Ebert, Truso. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft. Geisteswissenschaftliche Klasse. 3. Jahr, Heft 1. 86 Seiten und 40 Tafeln. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H. in Berlin W. 8. 1926.

Die prähistorische Forschung hat sich neuerdings auch in unserer Ostmark mit besonderer Aufmerksamkeit Siedlungsfragen zugewandt. Es sei nur an die ergebnisreichen Grabungen an der Küste des Frischen Haffes erinnert, bei denen in den Jahren 1921, 22 und 24 von dem Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft Professor Dr. Ehrlich und dem Vertreter der Vorgeschichte an der Königsberger Albertina Professor Dr. Ebert bei Wief-Luisenthal Dorfsiedlungen aus der jüngeren Steinzeit freigelegt wurden.¹⁾ Im Jahre 1925 sind bedeutsame Arbeiten auf dem Gebiete der heimatischen, vorgeschichtlichen Siedlungskunde getätigt worden: endlich ist die vielumstrittene Lage von Truso festgestellt und wertvolles Material zu seiner Kenntnis durch den Spaten zutage gefördert worden, und gleichzeitig ist eine planmäßige Untersuchung der etwa 400 prähistorischen Burganlagen in Ostpreußen in Angriff genommen.

Ueber diese vorjährigen Ausgrabungen erstattet Ebert in der vorliegenden, mit reichem Bild- und Planmaterial ausgestatteten Schrift eingehenden Bericht. Zunächst verbreitet er sich über Truso. Er geht dabei von dem bekannten Wulfstanschen Bericht aus dem 9. Jahrhundert aus, den August Kolberg in dieser Zeitschrift (VI, 1—75) zuerst richtig als Seekursbeschreibung gedeutet hat. Auch Kolbergs Hypothese von dem Seetief bei Schmeergrube östlich Kahlberg (vgl. oben S. 335) wird als zutreffend anerkannt. Dagegen vermag Ebert der F. Neumann-Kolbergischen Annahme, daß Truso an der Stelle des heutigen Preuß. Markt gelegen habe, nicht beizupflichten. Auf grund der Wulfstanschen Entfernungsangaben, unter

¹⁾ vgl. die Berichte von Ehrlich in den Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia. Heft 24, (1909—22), S. 115 ff. und im Elbinger Jahrbuch Heft 4 (1925), S. 113 ff.

Berücksichtigung der ehemaligen Mündungs-, Boden- und Verkehrsverhältnisse im Rogatdelta suchte Ebert den alten Handelsplatz am Ostrand des früheren Drausensees, in der Gegend des heutigen Dörfchens Meislaiten, wo schon seit 100 Jahren auffallende prähistorische Funde gemacht worden waren. Die von Ebert und Ehrlich durchgeführten systematischen Grabungen ergaben denn auch die volle Bestätigung bisheriger Konjekturen. Es wurden dort drei Siedlungsschichten festgestellt, alle drei durch zahlreiche keramische Bodenfunde gekennzeichnet. Die älteste geht in die vorrömische Eisenzeit zurück, die zweite in die römische Kaiserzeit und die dritte in die preußische Spätzeit. Zum erstenmal fanden sich hier in Ostpreußen Hausgrundrisse aus allen drei Perioden in wohlerhaltener Lagerung vor. Während in der gepidisch-gotischen Siedlungsperiode diese kleinen, dicht beieinander stehenden viereckigen Holzhäuschen, Schwellenbauten, runde Steinherde aufweisen, lassen die ganz ähnlichen Schwellenhäuser der preußischen Epoche diese Herdsockel vermissen. Schon während der kaiserzeitlichen Stufe muß die ostgermanische Siedlung, wie auch die umliegenden gleichzeitigen Gräberfelder erweisen, eine ansehnliche Faktorei gewesen sein, die besonders in dem Bernsteinhandel ihre Rolle gespielt haben mag. Anscheinend haben die großen Wanderungen des 3. bis 4. Jahrhunderts diesen Handelsplatz verödet, und erst zu Beginn des neunten Jahrhunderts ist an derselben Stelle das preußische Truso des Wulfstan emporgeblüht, in einer Siedlungsdichte, für die es in ganz Nordostdeutschland wohl kein Gegenstück gibt. Dieser Ort lehnte sich an einen schützenden Burgberg an; ein Palisadenzaun friedigte wohl das Weichbild des Marktplazes ein. Man wird den angekündigten weiteren Grabungen an dieser alten Handelsstätte mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

An diese aufschlußreiche Darstellung fügt Ebert den Bericht über die Erforschung der altgermanischen Wehranlagen bei Wölkitz, wenige Kilometer nordöstlich von Truso, die schon von Peter von Dusbürg in der Schilderung des großen Preußenaufstandes (1260—75) als castrum Weclike erwähnt werden. Hier an den Ausläufern der Trunzer Höhen, die für ein Verteidigungssystem der wichtigen Handels- und Verkehrsstraße an der Rogatmündung und des Hinterlandes wie geschaffen waren, mußten Grabungen besonders günstige Ergebnisse versprechen, die zugleich der planmäßigen Durchforschung der anderen prähistorischen Wehranlagen in Ostpreußen zunutze kommen werden. Als wichtigstes Resultat der Wöckliger Untersuchungen

(denen in diesem Jahre weitere in der vorgeschichtlichen Burg Tolkemita oberhalb der Stadt Tolkemit gefolgt sind,) wurden in der dortigen sogenannten Schwedenschanze drei Perioden festgestellt: eine vorordenszeitliche preußische bis 1235, eine ordenszeitliche bis zum Preußenaufstand und eine dritte kurze Zeit, in der der Platz wieder im Besitz der Preußen war, die Burg aber nicht mehr aufgebaut wurde. Ursprünglich mag das Kernwerk nur aus der Hauptmauer mit Graben und vielleicht Vorgraben bestanden haben, erst später wurden weitere Mauern und Gräben dazwischengelegt. Ein „Außenhof“ sollte zweifellos die flüchtigen Frauen und Kinder sowie das Vieh und Hausgerät aufnehmen, der „Innenhof“ bildete die letzte Stellung der Verteidiger. Zahlreiche starke Brandspuren zeugen von den verzweifeltsten Kämpfen, die sich vor dieser Holzburg abgespielt haben.

Dieser Hinweis mag genügen, um unsere Vereinsmitglieder auf die wertvolle Ebertsche Publikation und zugleich auf die künftigen Ausgrabungen unserer prähistorischen Wehranlagen aufmerksam zu machen. Auch im Ermland ist eine Reihe von „Schwedenschanzen“, Burgbergen und Fliehburgen vorhanden, deren archäologische Aufnahme nach den Plänen der bisher so erfolgreich tätigen Prähistoriker — in unserm Verein fehlt es leider an entsprechenden Spezialforschern! — in absehbarer Zeit zu erwarten steht. Franz Buchholz.

Leo Wittschell, Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland. (Heft V der Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg). Hamburg 1926.

Der Friedensvertrag von Versailles hat im Artikel 94 für den Regierungsbezirk Allenstein und einige angrenzende Gebiete eine Volksabstimmung vorgeschrieben, in der die Bevölkerung selbst darüber entscheiden sollte, ob sie künftig dem neuen polnischen Staate oder dem Deutschen Reiche anzugehören wünsche. Diese Bestimmung des Versailler Vertrages stützte sich auf eine Reihe von ausländischen, besonders polnischen Denkschriften, die für das südliche Ostpreußen das Vorhandensein einer starken polnisch sprechenden Bevölkerung behauptet hatten. Für das praktische Leben ist diese Frage ja durch den glänzenden Sieg des Deutschtums bei der Abstimmung des 11. Juli 1920 entschieden worden. Auf theoretischem Gebiet indessen fehlte eine gründliche, zusammenfassende wissenschaftliche Arbeit von deutscher Seite über die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermlande. Diese Lücke will Wittschell mit der vorliegenden Schrift ausfüllen.

Das Abstimmungsgebiet Allenstein weist in seinem größten Teil eine gemischtsprachige Bevölkerung auf, zeigt also rein äußerlich eine gewisse völkische Gleichmäßigkeit. Mit Recht aber unterscheidet der Verfasser nach den heutigen Verhältnissen zwischen dem südlichen Ermland mit seiner durchweg katholischen Bauernbevölkerung und den protestantischen Masuren im übrigen Süden Ostpreußens. Dieser Unterschied ist durch die verschiedenartige historische Entwicklung beider Landstriche bedingt und geht zum Teil zurück bis in die Zeiten, da die planmäßige Besiedlung dieser Gebiete erfolgte.

Auch hier geht die Kolonisation wie überall im Deutschordenslande von Westen nach Osten. 1321 beginnt sie im Kammeramt Gilgenburg und schiebt sich bis 1410 allmählich ostwärts vor etwa bis zu der Linie Sensburg—Rhein; so ist auch im südlichen Ermland um 1400 im großen und ganzen die Besiedlung abgeschlossen. In dieser ehemaligen „Wildnis“ findet sich eine relativ stark preußische Bevölkerung, daneben auf dem flachen Lande in geringerer Zahl deutsche Bauern (vor allem wohl in den Kirchdörfern, wie Köhlich das in dieser Zeitschrift Bd. XXII, S. 275 für das Ermland gezeigt hat). Außerdem haben wir hier von Beginn der Kolonisation an vereinzelt auch Polen, die Wittschell wohl richtig als Masowier bezeichnet, da sie offenbar aus dem südlich der Ordensgrenze gelegenen Masowien gekommen sein dürften. (Außer den hier vom Verfasser genannten ermländischen Ortschaften Sombien, Al. Purden, Neussen und Paudling wäre auch auf die polnischen Ansiedler hinzuweisen, die sich schon um 1340 in der Gegend von Neuschhagen bis Urtwartenburg nachweisen lassen — vgl. E. 3. XIX, S. 296 ff.) Die Städte dieses Gebietes dagegen wiesen nahezu ausschließlich deutsche Einwohner auf.

Seit dem Unglücksjahr 1410 verstreut aus mancherlei Gründen der Zustrom der deutschen Ansiedler aus dem Mutterland, während andererseits gerade die Grenzgebiete im Süden des Ordenslandes durch die wiederholten Einfälle der Polen (z. B. Hungerkrieg von 1414) schwer heimgesucht werden. Da setzt nun, nachdem durch den Frieden am Melnosee 1422 wieder Ruhe eingetreten ist, eine regelmäßige Einwanderung aus Masowien ein, die nach W. genau mit dem Jahre 1428 beginnt und zunächst die östlichen Teile der Kammerämter Rhein und Johannisburg, dann nach einigen Stodungen die Gebiete Lyck, Olekko und Löben erfasst. Der Deutschorden fördert diese Besiedlung durchaus, um so hier in der

„Bildnis“ Ersatz zu schaffen für das 1466 verloren gegangene Westpreußen — nationale Unterschiede im heutigen Sinne kennen jene Zeiten ja nicht. (In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß zu Beginn des 15. Jahrhunderts auch im Grenzgebiet des Ermlandes Polen, offenbar doch wohl Masowier sich ansiedeln; so wird das Dorf Ribbach bei Bischofsburg an Polen erneut vergeben — CDW. IV, Nr. 104).

Einen mächtigen Aufschwung nahm die masowische Einwanderung im südlichen Ostpreußen seit 1526; in diesem Jahre wurde das Herzogtum Masowien, das sich bis dahin eine gewisse Selbstständigkeit im polnischen Staatsverbande gewahrt hatte, nach dem Aussterben des herzoglichen Mannesstammes einfach in Polen einverleibt; und nun zogen alle jene Kreise, die mit der neuen Herrschaft unzufrieden waren, nordwärts über die Grenze. Das masurische Element überzog fortan im Südosten des Herzogtums Preußen so stark, daß es nicht nur die preußische Bevölkerung vollständig aufzog, sondern auch die zwar zahlenmäßig geringen, aber kulturell höher stehenden Deutschen sich völlig assimilierte. Die masurische Sprache herrschte fast ausschließlich im südlichen Ostpreußen. Dazu zerriß der religiöse Gegensatz zwischen den protestantisch gewordenen Masowiern im Herzogtum Preußen und ihren katholisch gebliebenen Stammesgenossen im Polenreiche alle Verbindungen und zwar so stark, daß die Masowier nördlich der ostpreußischen Grenze die sprachliche Weiterentwicklung im eigentlichen Masowien nicht mitmachten. Noch heute ist das Masurische ein stehengebliebener polnischer (mittelalterlicher) Dialekt.

Die Ausbreitung der Masowier erreichte um 1650 ihren Höhepunkt; bis nach Insterburg, Bartenstein, Zinten, Saalfeld und Pr. Holland kamen sie in so großer Zahl (als dienende Bevölkerung), daß in den genannten Städten polnischer Gottesdienst abgehalten werden mußte. Der Tartareneinfall des Jahres 1656 und die Pest von 1709 suchten das Land in furchtbarer Weise heim und dezimierten die masurische Bevölkerung. Diese äußeren Umstände bereiteten den Umschwung zu gunsten des Deutschtums vor. Die preußischen Könige, vor allem Friedrich Wilhelm I. förderten das deutsche Element durch die Gründung deutscher Städte (Bialla, Willenberg, Nikolaiten, Rhein und Arns), durch die Einrichtung deutscher Garnisonen und überhaupt durch die Einsetzung deutscher Beamten.

Langsam gewinnt das Deutschtum an Boden und drängt seit den Freiheitskriegen das Masurische zurück. Die preußische

Volksschule und mehr noch seit 1870 der Ausbau der Verkehrswege sowie die dadurch bedingten wirtschaftlichen Beziehungen zum übrigen Deutschland haben hier dem Deutschtum wertvollste Dienste geleistet, so daß man heute vielleicht nicht ohne Grund mit einem vö l l i g e n E r - l ö s c h e n der m a s u r i s c h e n Sprache in 50—60 Jahren rechnen kann. An der Hand zahlreichen statistischen Materials, unterstützt durch mehrere gute Sonderkarten, zeigt W. im einzelnen die V e r s c h i e - b u n g der deutschen und fremdsprachigen Bevölkerung. Zur Veranschaulichung seien hier einige dieser Zahlen gegeben. Im Ab- stimmungsbiet Allenstein haben wir 1816: 150 000 Masuren zu 22 000 Deutschen (im südlichen Ermland 23 000 Polen zu 25 000 Deutschen), im Jahre 1861: 260 000 zu 90 000 (Ermland 44 000 zu 48 000), 1910 dagegen schon 200 000 zu 220 000 (Ermland 48 000 zu 95 000), wobei in den Dorfgemeinden das fremdsprachige Element oft recht stark überwiegt, während die Städte und Gutsbezirke meist deutsche Mehrheiten aufweisen.

Es folgen eingehende Darlegungen über die Bewertung der Sprachenzählung von 1910, über Formen und Namen der Siedlungen sowie über die Dichte und Bewegung der Bevölkerung, alles Dinge, denen der Historiker, vor allem aber auch der Bevölkerungspolitiker hohe Beachtung schenken wird, ohne daß hier auf Einzelheiten eingegangen werden kann.

Uns interessiert hier ganz besonders die Frage, welche Wege die Entwicklung im südlichen Ermland gegangen ist. Leider reicht Röhrichs glänzende Kolonisationsgeschichte nur bis 1350, und erst nach diesem Zeitpunkt beginnt eigentlich die Besiedlung des heutigen gemischtsprachigen ermländischen Gebietes; so sind wir hier vielfach auf Vermutungen angewiesen. Wie oben schon gelegentlich gezeigt, ordnet sich die Kolonisation des südlichen Er- m l a n d e s bis zur Trennung des Fürstentums vom übrigen Preußen anscheinend vö l l i g in die Siedlungsgeschichte des benachbarten Ordensgebiete ein. (Wittschell bringt das oft nicht oder nicht klar genug zum Ausdruck.). Tatsächlich dürfte es um 1466, als das Ermland zum polnischen Reiche kam, kaum Unter- schiede in der Zusammensetzung der südostpreeußischen Bevölkerung gegeben haben.

Erst die dann folgende Zugehörigkeit zu Polen, die mehr als 300 Jahre dauerte, hat dem südlichen Ermland andere Wege gewiesen. Als die Kriege des 15. Jahrhunderts und besonders der Reiterkrieg von 1519—1525 das Ermland aufs schwerste heimgesucht hatten, setzte

„im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts von Westpreußen her und über Pomesanien eine lebhaft e Einwanderung polnischer Kolonisten“ ein. So behauptet Wittschell (S. 17) und stützt sich dabei auf E. Engelbrecht, Die Agrarverfassung des Ermlandes (München-Leipzig 1913) S. 65, wo aber über die Herkunft der polnischen Einwanderer nichts gesagt ist. Ich möchte diese Behauptung des Verfassers stark bezweifeln. Rein geographisch liegt Masowien dem südlichen Ermlande weit näher als Pomesanien und Westpreußen; sodann besteht nicht der mindeste Grund zu der Annahme, der Zug der Masowier nach Norden ins Ordensland habe gerade an der ermländischen Grenze haltgemacht. Religiöse Gegensätze haben meines Erachtens erst seit dem Einsetzen der Gegenreformation unter Hosius und Kromer eine schärfere Trennung gegenüber dem Herzogtum Preußen herbeigeführt. Außerdem läßt sich für die Zeit nach dem Reiterkrieg der Beweis für die Einwanderung von Masowiern ins südliche Ermland erbringen: 1527 wird Banzen im Kammeramt Köffel dem „nobili Stanislaeo Ossar ex ducatu Masowie“ als adlig Gut verliehen, 1528 das Gut Sauerbaum im Kammeramt Seeburg den adligen Brüdern Grabowski „ex ducatu Masowie“, 1529 das Gut Wieps im selben Kammeramt dem „honorabili domino Nicolao heredi et plebano in Kornyewo ex ducatu Masowie“ (Bischöfl. Archiv Frauenburg C Nr. 3 fol. 250 v, 443 v und 446). Bei den Neuansetzungen der späteren Zeit — um 1586 ist die Wiederbesiedlung des Ermlandes nahezu vollständig durchgeführt — fehlt die Herkunftsangabe bei den zahlreich auftretenden polnischen Namen, und nur eingehendste Kenntnis der polnischen Familiennamen wird hier die Herkunft anzugeben vermögen. (Der 1569 als Lokator des neuangelegten Dorfes Bredinken bei Bischofsburg genannte Seraphim Saremba — a. a. O. fol. 258 — könnte vielleicht ein Masowier gewesen sein).

Bei der Dürftigkeit unserer Quellen dürften diese Angaben, die sich allerdings nur auf den bischöflichen Anteil des Ermlandes beziehen (für das domkapituläre Kammeramt Allenstein steht dem Schreiber zur Zeit kein Material zur Verfügung) nicht allzu gering bewertet werden. Zudem hat sich die Einwanderung im südlichen Ermland, wenigstens im Kammeramt Wartenburg, anscheinend in bescheidenen Grenzen gehalten; denn die Verwüstungen, die sich für das bischöfliche Ermland bezüglich der bäuerlichen Zinshufen im Jahre 1533 auf nahezu 50 Prozent berechnen lassen (auf Grund der Rationes Oeconomi dieses Jahres), sind gerade für das genannte

Kammeramt mit rund 20 Prozent bei weitem am geringsten. Auch für die Regierungszeit der Bischöfe Martin Kromer und Andreas Bathory lassen sich Beziehungen zu Masowien aufweisen: aus Lomscha und Praßnisch kaufte die bischöfliche Hofverwaltung in großen Mengen Rindvieh zum Schlachten (wie sich das aus den bischöflichen Oekonomie-rechnungen der Jahre 1586, 1587, 1588, 1590 und 1595 ergibt). Dieser Handelsverkehr läßt gewiß auch auf sonstige Beziehungen zwischen dem Ermland und Masowien schließen. Aus alledem ergibt sich wohl; daß die Einwanderer aus Masowien genau so gut ins Ermland gekommen sind wie in die angrenzenden Gebiete des Herzogtums Preußen. So wird man einen Unterschied der Herkunft nach zwischen den südlichen Ermländern und den Masuren kaum beweisen können. Die altpreußische Bevölkerung, die im Süden des Fürstbistums als recht zahlreich anzusehen ist, zeigte sich hier gewiß nicht widerstandsfähiger als jenseits der bischöflichen Grenzpfähle, sie wurde von den polnisch-masowischen Einwanderern völlig aufgelogen, während in den bischöflichen Gebieten nördlich der alten „Wildnis“ die starke deutsche Bauernbevölkerung einer Polonisierung unüberwindliche Hindernisse bereitete.

Mit den polnischen Bischöfen seit Stanislaus Hofius werden die Beziehungen des Ermlandes zu Polen immer enger: Hohe Geistliche und Beamte kommen im Gefolge der Bischöfe ins Land und ziehen ihre Verwandten nach; so hat allzeit ein reger Verkehr zwischen Polen und dem Ermland bestanden und auch noch fortgedauert, als die masurische Einwanderung ins Herzogtum Preußen bereits lange verstopft war. Das alles kann gewiß zur Genüge erklären, daß die sprachliche Entwicklung des südlichen Ermlandes sich anders gestaltete als im benachbarten Masuren.

Indessen wird erst eine eingehende Darlegung der Besiedlungsgeschichte des heutigen Kreises Allenstein, vor allem des domkapitulären Kammeramts gleichen Namens über die polnische Bevölkerung in jenen Gebieten völlige Aufklärung bringen können. Außer den hier gegebenen wenigen Hinweisen ließen sich noch manche anderen Einzelheiten anführen, ohne daß dadurch zur Zeit größere Klarheit erzielt würde. Jedenfalls gibt Wittschell in dieser Frage nichts Abschließendes.

Dr. Hans Schmauch.

Rint Joseph, Die Orts- und Flurnamen der Koschneiderei.
Koschneider-Bücher, herausgegeben von Dr. J. Rint. Nr. 5. Sonder-

veröffentlichungen des Westpreuß. Gesch. Ver. Danzig. 195 Seiten. Kommissionsverlag der Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H. 1926.

Die Flurnamenforschung, eine der jüngsten historischen Spezialwissenschaften, sucht bekanntlich die Flurnamen systematisch zu erfassen und auszuwerten. Alle spezifischen Benennungen von Feldern und Wäldern, Wiesen und Sümpfen, Hügeln und Senken, Gewässern und Inseln, von Steinen und Bäumen, Wegen und Brücken, Grenzen und Gehöften und ähnl. sind „Denksteine, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragen“, bieten Material für die heimatische Erdkunde, Geschichte und Sprache, fördern somit die Heimatkenntnis und -Liebe. Die planmäßige Aufnahme dieser Flurnamen ist um so dringender geboten, als die nivellierende Tendenz der neuesten Zeit die alten Bezeichnungen mehr und mehr in Vergessenheit geraten ließ; seit der Separation war ohnedies eine große Anzahl von Flurnamen unnötig geworden, die man vorher bei der Gemengelage der Felder unbedingt gebraucht hatte.

Damit die deutsche Nordostmark auf diesem Forschungsgebiete nicht hinter den anderen Landesteilen Deutschlands zurückbleibe, wurde nach dem Plane des Danziger Senators Dr. Strunk (Altpreuß. Forschungen 1925, Heft 2, S. 113—5) in der Braunsberger Sitzung der Historischen Kommission für ost- und westpr. Landesforschung vom 10. Mai 1925 (E. Z. XXII, 338 f.) ein Flurnamen-Ausschuß gebildet, der sich die methodische Sammlung unserer Flurnamen zum Ziele setzte. Leider fanden die Anregungen dieses Ausschusses bisher ein schwaches Echo (Altpr. Forschg. 1926, H. 1, S. 170 f.). Doch ist soeben als erste abgeschlossene Arbeit der organisierten nordostdeutschen Flurnamenforschung die vorliegende Publikation des Danziger Studienrats Dr. Rink erschienen, die in ihrer mustergültigen Art hoffentlich Nach-eiferung wecken wird.

Als Sohn der Koschneiderei, wohlvertraut mit Land und Leuten, hat Rink in jahrelanger Arbeit die Flurnamen seiner Heimat gesammelt und gedeutet. Zuverlässige Angaben seiner Landsleute steuerten das meiste dazu bei, aber auch Karten und Urkunden wurden selbstverständlich zur Vervollständigung herangezogen. Sehr lohnend erwies sich bei der Verarbeitung der ermittelten Namen der Vergleich mit den Flurbezeichnungen der benachbarten pommerischen Kreise. Dabei stellten sich starke Ähnlichkeiten heraus, wertvolle Fingerzeige für die Zusammenhänge der mittelalterlichen Kolonisation. Die besondere niederdeutsche Mundart der Bevölkerung Südhinternommerns und der Koschneiderei weist auf eine gemeinsame Quelle hin, den Nord-

westen Deutschlands. Rund 12 Prozent slavischer Flurnamen in der Koschneiderei zeigen den geringen Anteil slavischen Volkstums in jenen zwanzig Koschneiderdörfern südlich Konig, die gleichwohl durch den Versailler Vertrag vom deutschen Mutterlande losgerissen wurden.

Nach einleitenden Ausführungen faßt Rint die Ergebnisse seiner Arbeit zusammen, die er übersichtlich unter den Gesichtspunkten: Bodenkunde, Siedlungsgeschichte, Sprache, landschaftliche Zusammenhänge gliedert. Dann folgt das Verzeichnis der Flurnamen (S. 33—176). Eine Karte jeder Dorfgemarkung, in der die Flurnamen eingetragen sind, dient zur Uebersicht und Erläuterung. In den örtlichen Flurnamen-Verzeichnissen ist Rint bemüht, „möglichst tiefgehend zu schürfen, lieber zu viel als zu wenig zu bringen“; daher führt er über den engeren Begriff der Flurnamen hinaus auch Kirche, Schule, Schmiede u. dgl. in ihrer ortsüblichen Bezeichnung an. Die alphabetisch geordneten Flurnamen werden geographisch, sprachwissenschaftlich und gegebenenfalls auch historisch gedeutet; dabei findet so mancher unverständliche, verderbte Name seine scharfsinnige, befriedigende Erklärung, während einige wenige jeder annehmbaren Deutung widerstehen. — Sorgfältige Namensregister schließen das Werk ab.

Man darf die Koschneiderei zu dieser ebenso fleißigen wie gründlichen und aufschlußreichen Arbeit aufrichtig beglückwünschen. Gefühle des Neides könnten uns im Ermlande beschleichen, wenn wir an unsere Rückständigkeit in diesem Forschungszweig denken. Zur Ehre unseres Erml. Geschichtsvereins sei aber hier daran erinnert, daß bereits in der 26. Vorstandssitzung vom 19. Juli 1862 im Anschluß an ein Referat des Oberlehrers Dr. B e n d e r „der historische Wert der Namen einzelner Feldmarken“ anerkannt und „der Wunsch geäußert wurde, mit solchen Namen möglichst genau bekannt zu werden“. (E, 3. II, 469). Ein besonderer Aufruf zu einer „Sammlung verschollener geographischer Eigennamen Ermlands“ bittet alle Vereinsmitglieder und sonstigen Interessenten, „ein Verzeichnis aller in den Marken ihres Wohnortes etwa gebräuchlichen Eigennamen von einzelnen Feld- oder Waldstücken, Bergen, Wegen, Flüssen, Seen, sowie etwaiger Ueberreste alter Befestigungen anfertigen und dem Vorstande übersenden zu wollen.“ Wie planmäßig diese Sammlung gedacht war, geht aus der weiteren Bemerkung des Aufrufes hervor: „Da unser Zweck hierbei erst bei einer allumfassenden Vollständigkeit dieser Namen erreicht wird, schiene es uns das Beste, wenn in jeder Ortschaft etwa der betr. Herr Schulze oder Lehrer jenes Verzeichnis aufnähme und es uns zukommen ließe“.

Schließlich werden die Herren Pfarrer und Kapläne ersucht, „solches in ihrem Sprengel gütigst veranlassen und dann die gesammelten Verzeichnisse einsenden zu wollen“. (E. 3. II, 467 f.).

Leider fand auch dieser Aufruf wenig Gehör. Die Vereinschronik berichtet nur von Flurnamenverzeichnissen von Scharnik, Lokau, Böhau und Pissau, die Erzpriester Kabath-Seeburg eingeschickt hatte (E. 3. III, 300). Der wiederholten Bitte (a. a. O. S. 528) entsprach schließlich noch der Böhauer Lehrer, der ein Flurnamenverzeichnis von Wartenburg und Böhau einreichte. (a. a. O. S. 714).

Nach diesen mißlungenen Versuchen hat der Vorstand des Erml. Gesch. Vereins jenen großen Plan aufgegeben. Gewiß sind in den siedlungsgeschichtlichen Arbeiten von Bender (E. 3. IX), Röhrich (Bd. XII—XXII) und Poschmann (Bd. XVII u. XVIII) in dieser Zeitschrift eine große Zahl von Flurnamen meist nach urkundlichen Quellen erwähnt und gelegentlich auch gedeutet, eine systematische Flurnamenforschung ist aber in unserem Gau noch nicht in Angriff genommen. Und doch erscheint es uns nicht nur Ehrenpflicht der ermländischen Geschichtsforschung, dieses historische Brachfeld planmäßig anzubauen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten, die bedrohte Sache selbst heißt dringendes Handeln, verringert sich doch mit unsern sterbenden Greisen und Greisinnen die Kenntnis der ermländischen Flurnamen mehr und mehr. Bei der heute so regen, im besten Sinne modernen Heimatpflege darf wohl ganz besonders an die Herren Geistlichen und Lehrer appelliert werden, die zum Teil schon in jahrzehntelanger bodenständiger Arbeit mit ihrer Gemeinde und ihren Fluren verwachsen sind. Wollte wenigstens in jedem Kirchspiel ein Freund des heimatischen Volkstums an diese ebenso reizvolle wie lohnende Sammelarbeit herangehen, so ließe sich allmählich eine Flurnamen-Aufnahme der einzelnen Kreise wie des gesamten Ermlandes erhoffen. Der Vorstand des Erml. Gesch. Vereins ist, wie schon im letzten Hefte dieser Zeitschrift (S. 339) bemerkt wurde, gern bereit, diese lokale Forscherarbeit zu organisieren und nach Kräften zu unterstützen. Die jetzige Zeit ist zweifellos einem solchen Unternehmen im allgemeinen günstiger wie die vor 60 Jahren. Möge diese Bitte nicht wieder tauben Ohren begegnen, sondern auf fruchtbares Erdreich fallen, damit wir auch in unserer Heimat in absehbarer Zeit ähnliche erfreuliche Veröffentlichungen begrüßen können wie die Rinkische über die Flurnamen der Koschneiderei. Franz Buchholz.

Die Geschichte des Landkreises Elbing von Lic. Dr. E. G. Kerst a n. Elbing, Verlag der Altertumsgesellschaft E. V. 1925.

Vorliegendes Werk erscheint als der erste Band der Elbinger Heimatbücher, die Prof. Dr. Ehrlich im Auftrage der Elbinger Altertumsgesellschaft herausgibt. In diesen Heimatbüchern sollen, wie der Herausgeber in dem Vorwort ankündet, in sich geschlossene Teile aus dem Gebiete der Geschichte der Stadt Elbing und der engeren Heimat, der Heimatkunde und der Denkmalspflege zur Darstellung kommen. Sie sollen auf wissenschaftlicher Grundlage volkstümlich geschrieben sein, um möglichst weiten Kreisen tiefere Kenntnis der Heimat zu vermitteln und damit die Liebe zur Heimat zu stärken. „Für die Heimat, über die Heimat“, das ist die Lösung der Heimatbücher.

Diesem Zweck entspricht die Schrift über den Landkreis von Pfarrer Lic. Dr. Kerstan durchaus. Weil sie volkstümlich sein soll und auch wegen der hohen Druckkosten, sind die Quellenbelege nicht beigegeben, was der Verfasser in seinem Vorwort selbst bedauert. Wenn nun auch hierdurch die wissenschaftliche Wertung des Buches und die Nachprüfung der geschichtlichen Angaben erschwert ist, so wird doch jeder Geschichtsforscher und -kenner dem Verfasser gern glauben, daß seine Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage ruht und das Ergebnis vieler archivalischer und sonstiger Studien ist. Das wird bestätigt durch das am Schluß beigegebene reiche Quellen- und Literaturverzeichnis.

Als Einleitung (S. 1—21) ist eine erdkundlich-geschichtliche Betrachtung des Elbinger Landkreises vorausgeschickt, in der besonders die zahlreichen Gewässer einschließlich des Frischen Haffs und des Drausensees behandelt werden. Es folgt sodann im ersten Kapitel die Geschichte des ganzen Kreises in vier Abschnitten (S. 22—113): Vorgeschichte, Ordenszeit, polnische Zeit und preußische Zeit, worauf in vier Beigaben (S. 114—134) zusammenfassend, kurz und klar, über das Kirchen- und Schulwesen, das Gerichtswesen, die grundherrlichen Dörfer, die Waldungen, die Jagd und Fischerei berichtet wird. Das zweite Kapitel (S. 135—419) enthält den Hauptteil; die Geschichte der einzelnen Ortschaften des Elbinger Landkreises von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, an Umfang verschieden je nach Bedeutung der Orte und Reichtum der Geschichts-Quellen. Die alphabetische Reihenfolge ermöglicht ein schnelles Auffinden der Ortschaften.

Den ermländischen Geschichtsforscher interessiert hier vor allem, was der Verfasser über das Gebiet der ehemaligen Starosteï Tokkemit berichtet, die der polnische König Sigismund I. am 9. Februar 1509 dem

Bischof Lukas Bagelrode von Ermland schenkte, dessen Nachfolger Fabian von Lossainen sie am 27. 2. 1519 dem ermländischen Domkapitel überwies. (E. 3. XIX, S. 484, 486.) Zwar blieb sie nur bis 1569 in dessen Besitz und kam dann wieder unter polnische Herrschaft, bewahrte aber den katholischen Glauben und blieb in Beziehungen zum Bistum Ermland. Pfarrer Kerstan hat die ermländischen Geschichtsquellen ausgiebig und im allgemeinen richtig benützt. Kleinere Versehen finden sich auf S. 355 und S. 359. Nicht am 16. November, sondern September 1344 wird die Tolkemiter Pfarrkirche mit ihrem Grundeigentum und Einkommen dem Heilig-Geist-Hospital in Elbing einverleibt (Cod. Dipl. Warm. II. 40), und nicht am 19, sondern am 8. Juli 1457 schenkt König Kasimir von Polen dem Gouvernator Johann von Baisen die Stadt Tolkemit mit Mühlen und Wäldern (E. 3. XIX, S. 479). Die Geschichte der Stadt Tolkemit (und des Dorfes Neufirch) berücksichtigt nicht das reiche Material der Visitationsakten des Bischöflichen Archivs zu Frauenburg, ist jedoch im Rahmen des Werkes erschöpfend genug und umfaßt 38 Seiten. Der klare und leichte Stil des Verfassers bieten die Gewähr, daß das Buch auch bei dem heimatkundlichen Schulunterricht Verwendung finden wird. 54 Abbildungen und 3 Karten erläutern den Text. Wo der Verfasser auf katholische Einrichtungen und Gebräuche zu sprechen kommt, berichtet er sachlich und ohne jede verletzende Bemerkung.

So kann Pfarrer Kerstans Schrift als ein durchaus wertvoller und wohl gelungener Beitrag zur heimatgeschichtlichen Literatur bezeichnet werden.

Dr. L o n s M a r q u a r d t.

Elbing. Herausgegeben vom Magistrat Elbing. Bearbeitet von Dr. Th. L o c k e m a n n, Direktor der Stadtbücherei u. Stadtarchivar. 200 S. mit zahlreichen Abbildungen und 6 Kunstbeilagen. Dari = (Deutscher Architektur- und Industrie-) Verlag, Berlin-Halensee 1926.

Ein glänzend ausgestattetes, ungewöhnlich reich illustriertes Werk, das der alten Hansestadt Elbing zur Ehre gereicht. „Es will den Charakter und die heutige Bedeutung der Stadt aus den geschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Bedingungen verstehen lehren, die ihre Entwicklung bestimmt haben, und zugleich die Aufgaben erleichtern helfen, von deren Bewältigung die Schicksale der Zukunft abhängig sein werden.“ (Vorwort.) Demgemäß bildet die

Darstellung der Vergangenheit, die uns an dieser Stelle besonders interessiert, nur den Unterbau für das Bild der Gegenwart, für die Behandlung der Fragen der lokalen Wohlfahrtspflege, des Siedlungswesens, von Handel und Verkehr, Industrie und ähnlichem. Eine Reihe berufener Mitarbeiter hat die einzelnen auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden gutorientierenden Uebersichten beigezeichnet. Wir heben folgende Aufsätze heraus: Aus der Geschichte der Stadt Elbing von Prof. Dr. Ehrlich; Aus Elbings bau- und kunstgeschichtlicher Entwicklung von Regierungsbaumeister Karl Hauke, der soeben mit der Aufgabe der Vorarbeiten zur Restauration unseres Heiliger Bergers Bischofschlosses betraut worden ist. Selbst vielen Einheimischen wird dieser kunstgeschichtliche Beitrag zum staunenden Bewußtsein bringen, wie reiche Schätze Elbings alte Bauten bergen. Dozent Dr. Carstenn gibt einen Ueberblick über Elbings Geistesleben, Schulrat Ringleb über das kirchliche Leben und Schulwesen. Welche ausgezeichneten, in würdigen Räumen untergebrachten Sammlungen die Stadt Elbing mit Stolz ihr eigen nennen kann, zeigen die Aufsätze von Prof. Ehrlich über das Städtische Museum und vom Stadtkämmerer Pudor über das Heimatmuseum des Verkehrsvereins Elbing.

Was hier eine mittelgroße, regsame Stadt allein und rührige Sammler an sehenswerten Schaustücken zusammengebracht und in deren Aufstellung geleistet haben, verdient in der Tat rühmlichste Anerkennung. Wie weit bleibt unsere gewiß in vielem ärmere ermländische Heimat in ihrem Frauenburger Museum hinter den Elbinger Sammlungen zurück, wie ist vor allem jede wirkjame Aufstellung unserer wertvolleren Museumsstücke und jede Entfaltungsmöglichkeit durch unsere scheinbar unüberwindliche Raumnot unterbunden! Daß diese magazinartige Notunterkunft zahlreicher verschiedenartigster Museumsgegenstände in einem Saal schon jetzt fast unerträglich, auf die Dauer unhaltbar ist, darüber gibt sich der Vorstand des Erml. Gesch. Vereins keinerlei Täuschungen hin. Hoffnungen auf den Erwerb des inzwischen freigewordenen Braunsberger Casinos erwiesen sich bei dem knappen Vereinsetat bald als trügerisch; Braunsbergs Finanzlage ist selbst zu schlecht, als daß die Stadt auf einen angemessenen Mietzins verzichten zu dürfen glaubte. So harret denn das Ermländische Museum mit seinen zum Teil ausgezeichneten, von Kennern rückhaltlos anerkannten Schaustücken sehnsüchtig des Tages, wo es an rechter Stätte, ähnlich den Elbinger Sammlungen, sich frei und wirkungsvoll entfalten kann.

Franz Buchholz.

B. Bagel, Notjahre im Ermland mit besonderer Berücksichtigung der Franzosennot. 288 S. mit Kartenskizzen. Selbstverlag des Verfassers, Bochum-Weitmar 1926.

Die vorliegende Arbeit entspringt gewiß warmer Liebe des Verfassers zu seiner fernen ermländischen Heimat; unverkennbar ist auch der aufgewandte Fleiß in der Beschaffung und Benutzung einschlägiger Quellen und Literatur. Der wissenschaftliche Ertrag der Schrift muß indessen von der ehrlichen Kritik als ein verhältnismäßig geringer angesprochen werden.

Schon die weite Fassung des Themas erweist sich als schwerer grundlegender Fehler. Notjahre im Ermland sind nicht nur Kriegsjahre; dazu gehören nicht minder Jahre des Mißwachses und der Teuerung, überhaupt wirtschaftlicher Krisen und nicht zuletzt die Jahre der Seuchen und Pest. Der Verfasser denkt jedoch nur an die Kriegsnot, vergißt aber selbst dabei die Erwähnung des sog. Hungerkrieges v. J. 1414 und des sog. Pfaffenkrieges v. 1473—79, die gerade das Ermland aufs grausamste trafen.¹⁾ Selbst die Kämpfe zwischen der Zarin Elisabeth von Rußland und Friedrich dem Großen während des siebenjährigen Krieges schlugen dem Bistum tiefe Wunden, wie die Rechnungen über die Lieferungen an das russische Militär im Domkapitul. Archiv zu Frauenburg beweisen.²⁾ (Vergl. auch Heides Archivum Heilsbergense in Ss. rer. Warm. II M. h. W. VIII, 674 ff.) Sind also die Kriegsjahre nicht einmal lückenlos angeführt, so ist überdies das wenige, was auf kaum 14 Seiten „von den Zeiten größter Not vor 1807/12“ geboten ist, durchaus unbefriedigend. Um nur einiges herauszugreifen: wie kann man behaupten, bereits i. J. 1295 sei das Ermland „deutsch geworden und zur wirtschaftlichen Blüte herangereift“ (S. 13)! Welche mangelhafte Literaturkenntnis (trotz des langen Literaturnachweises im Anhang) verrät der Umstand, daß B. für den 13jähr. Krieg wohl Brüning, aber nicht die spätere wertvollere Arbeit von Röhrich (E. 3. XI, 161—260, 337—470) zitiert,

1) Die Kriegsschäden, die Bagel auf S. 14 aus Bonks Allensteiner Urkundenbuch (!) übernimmt, fallen nicht ins Jahr 1410, sondern in den neuen Krieg d. J. 1414. Der polnische Heereszug unter den Hauptleuten Byalk und Zieliezinski (nicht Zielinski) erfolgte i. J. 1478, nicht 1498, wie S. 21 angegeben ist.

2) 2 Faszikel. Material zu dem behandelten Thema würden auch folgende Akten des domkapit. Archivs Frauenburg liefern: 10 Bände und 1 Faszikel Kontributionsregister von 1668—1754, 1 Bd. über Fouragelieferungen für preuß. Militär aus den domkap. Kammerämtern im Mai 1772. (Freundl. Mittellung d. H. Subregens Brachvogel.)

daß er für den Reiterkrieg wohl irgend eine entlegene Studie von Witt aus dem Jahre 1835, nicht jedoch die maßgebende Abhandlung von Joseph Kolberg (E. 3. XV, 209—390, 481—578) heranzieht! Welches Versagen methodischer Schulung, wenn er für den Reiterkrieg und den Nordischen Krieg als Quellen die Stadtchroniken von Guttstadt und Heilsberg anführt, die erst vor rund 100 Jahren auf Anordnung der preußischen Regierung von den damaligen Bürgermeistern angelegt wurden!

Dasselbe ungünstige Urteil muß über die „geographische und geschichtliche Vorbetrachtung“ gefällt werden, die der Verfasser seiner Darstellung vorausschicken zu sollen glaubt. (S. 7—12.) Benders Hypothesen über den Namen Ermland und Warmia v. J. 1858 (E. 3. I, 15 ff.), die inzwischen aufgegeben sind, macht sich B. kritiklos zu eigen. Für die Ähnlichkeit des Namens Warmien mit dem der schwedischen Landschaft Wermeland zitiert er als Kronzeugen sogar das anspruchslose Schriftchen von Braun, die Entstehung (nicht Entscheidung) der evg. Gemeinden im Ermland! Nach Bagel ist Ermland die deutsche Form des Landesnamens, Warmia die lateinische, lettische, polnische; als wenn die preußische Sprache der Urbevölkerung in dieser Frage belanglos wäre! Noch sei hervorgehoben, daß Benders Ausführungen über die Bögte im Bistum (Festschrift zur erml. Säcularfeier 1872, S. 17 ff.) gründlich mißverstanden sind.

Die Arbeit hätte sich von vornherein etwa auf die ermländische Franzosenzeit (1807/12) beschränken sollen. Allerdings erscheint es fraglich, ob zu einer solchen zusammenfassenden Darstellung schon die Zeit gekommen ist. Es fehlt da noch zu sehr an Vorarbeiten, wie sie für das Frauenburger Domkapitel durch die gediegene aktenmäßige Abhandlung von M. Marquardt (E. 3. XX, 409—515) bereits geleistet ist. Der Bagelsche Versuch ist an sich anerkennenswert, da er die wirtschaftlichen Auswirkungen der kriegerischen Ereignisse der Jahre 1807 und 1812 auf das Ermland erstmalig zusammenfassen und unter sorgfältiger (nicht durchweg glücklicher) Gliederung zu ordnen unternimmt. Aber wenn er dabei auch in dankenswerter Weise manches neue Aktenmaterial aus ermländischen Archiven, dem Königsberger Staatsarchiv und dem Berliner Geh. Staatsarchiv erschließt, so konnte doch damit eine erschöpfende und befriedigende Behandlung des umfassenden Gegenstandes noch nicht erreicht werden. Zumal auch dieser Hauptabschnitt des Buches von Fehlern wimmelt, so daß man den angegebenen Namen und Zahlen nur mit Mißtrauen entgegentreten kann. Es ließen sich hier Seiten mit diesen Les- und Druckfehlern

füllen; ich greife nur ein paar heraus: S. 90, 91, 194 und 275 ist vom Kammerherrn Jarzmaowski auf Sonnentäl und Sagenndorf bei Braunsberg die Rede; richtig soll es heißen: Jerzmanowski auf Sonnenstuhl und Bogendorf; S. 152 wird von Tablieren statt Tabrtieren gesprochen; S. 190 wird die rätselhafte Pfarrei Berzebezer im Dekanat Wartenburg erwähnt, die Filialkirche Ranzau ist leicht mit Rannau zu identifizieren; auch die Midai-Kapelle im Dekanat Guttfstadt (S. 189) dürfte dem Leser ein Geheimnis bleiben. Die vielen Personennamen entziehen sich eher der Kontrolle; Matky, Grymassa, v. Zuooß (S. 206 f.) sind leicht in die richtigen Formen Mathy, Grymala, Quooß zu verbessern, ebenso Sikowski (S. 220) in Sikorski, andere verdächtige Namen (z. B. v. Ninsbloß (S. 206), v. Stachelstky (S. 207), v. Plaszehky (S. 220), derselbe Name erscheint auf S. 215 als v. Plachokfi!) lassen sich selbst unter Benutzung von Gallandis Erml. Vasallenfamilien nicht deuten. (E. J. XIX, 535—80). Wie verderbt die Namen der zu entschädigenden bäuerlichen Grundbesitzer erscheinen, dafür nur wenige Proben: Dorgel, Engelbracht (zweimal), Fiderau-Rehnenfeld statt Dargel, Engelbrecht, Federau-Rehnenfeld (S. 210). Wozu übrigens diese Liste, in der z. B. 8 Grundbesitzer Buchholz ohne Vornamen und Wohnort angegeben werden? In der Nachweise u. g. der Bevölkerungszahl v. J. 1807 (S. 169—71, am Kopf der Rubriken steht auf allen drei Seiten 1907!) sind offenbar die Spalten 2 und 3 verwechselt, der Rückgang der Bevölkerung mit dem Bestand von Ende 1807! Daß man angesichts so zahlreicher Fehler, von denen hier nur ein Bruchteil angeführt werden konnte, der Zuverlässigkeit besonders der angefügten Tabellen wenig Vertrauen entgegenbringen kann, ist wohl nicht verwunderlich. — Bei der Beurteilung der militärischen Requisitionen und Ausschreitungen wird übrigens jeder, der im Weltkriege an der Front gewesen ist, einen mildereren Maßstab anzulegen geneigt sein, als der Verfasser tut; um so mehr, als die damaligen Verkehrsverhältnisse den Nachschub an Proviant, Pferden u. dgl. aus der Ferne außerordentlich erschwerten.

Im vierten Abschnitt seiner Arbeit glaubt Bagel der Vollständigkeit halber noch den Russeneinfall v. J. 1914 und die Volksabstimmung v. J. 1920 abhandeln zu sollen. (S. 134—49.) Daß auf so beschränktem Raum trotz mancher dankenswerten guten Zusammenfassung (dazu gehört aber nicht die Einleitung S. 134 f.) nichts Erschöpfendes geboten werden kann, liegt auf der Hand. Wertvoll sind eine Reihe von Nachweisungen über ermländische Kriegsschäden aus d. J. 1914 und über die Volksabstimmung v. J. 1920 (S. 222—270) zumeist nach den

Akten der erml. Landratsämter; hier scheinen auch weniger Fehler unterlaufen zu sein.

Aus der langen „Uebersicht über die wichtigste benutzte Literatur“ (S. 280—88) will ich nur folgendes herausheben: Kolberg J., Erml. Goldschmiede. Beilage zur Erml. Ztschr. 1916 (statt 1910), Kolberg Joseph (statt August), die Heerfahrt der Litauer; viermal hinter einander erscheint der Name Köhrich. Die beigelegten 5 Kartenskizzen sind ohne rechten Wert. Die Skizzen der 1807 abgebrannten und abgetragenen Allensteiner Scheunen gehören kaum in eine zusammenfassende Darstellung, und die Skizzen 4 und 5 sind so undeutlich, daß sie mit dem bloßen Auge schwerlich zu entziffern sind.

Daß sein „Wert weder einseitig anklagen noch einseitig verteidigen, sondern die geschichtlichen Tatsachen für sich sprechen lassen soll“, brauchte der Verfasser im Vorwort nicht eigens zu betonen; Objektivität gehört doch wohl zu den Elementen der wissenschaftlichen historischen Forschung.

F r a n z B u c h h o l z.

Bericht des Konservators der Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen über seine Tätigkeit im Jahre 1925. Königsberg i. Pr. 1926. Wir geben aus dem Bericht einige das Ermland einschließlich oder gesondert berührende Mitteilungen wieder, denen wir einige Bemerkungen für ermländische Leser beifügen.

Zur Uebernahme des Heimatbuches in Ostpreußen, der sich die Erhaltung der von Natur und Menschenhand geschaffenen Schönheiten unserer Heimat zur Aufgabe macht, hat sich die Altertumsgesellschaft Prussia in Königsberg bereit erklärt.

Die Neuinventarisierung der Bau- und Kunstdenkmäler ist aus Mangel an Archiv- und Arbeitsräumen sowie an Hilfskräften noch nicht in Angriff genommen. (Wir bemerken hiezu, daß seit der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts von Adolf Bötticher vorgenommenen Inventarisierung sowohl bedeutende Veränderungen im Bestande der Innendenkmäler als zahlreiche photographische Wiedergaben ein Verzeichnis auch für das Ermland immer dringlicher machen; auch das ansehnliche Bildmaterial des Ermländischen Museums und seine ältere Skulpturensammlung wartet der Einfügung in ein Gesamtverzeichnis.)

Das im Schlosse zu Königsberg aufgestellte Museum der Altertumsgesellschaft Prussia, in dem hauptsächlich die Vorgeschichte im allgemeinen und hervorragend gut die Eisenzeit vertreten ist, wurde von der Provinz Ostpreußen übernommen und der hauptamt-

lichen Leitung von Dr. Gaerte unterstellt. (Der Frage nach der Zweckmäßigkeit der Aufbewahrung vorgeschichtlicher Funde in verstreuten örtlichen und landschaftlichen Heimatmuseen dürfte im Rahmen der neueren Bestrebungen für einen Zusammenschluß aller Heimatmuseen näher getreten werden. Das Ermländische Museum beherbergt ebenfalls eine kleine Abteilung vorgeschichtlicher Funde, besonders aus der Bronze- und Steinzeit, die jedoch einer sachgemäßen Einordnung noch entbehren; das wichtigste Stück ist eine dem 5. Jahrtausend v. Chr. zugeschriebene steinerne Harpune.)

Erneut macht der Konservator auf die Schädlichkeit von Gasheizungen in Kirchenräumen, auf Erlaß von Friedhofsordnungen zum Schutz der Gottesäcker vor Verunstaltungen, auf die bedauerliche selbständige Errichtung von Kriegerdenkmälern, auf die Anzeigepflicht bei Vorkommen von Bodenfunden aufmerksam.

Die letzte Tagung für Denkmalspflege und Heimatschutz, die in Freiburg i. Br. abgehalten wurde, hat sich u. a. auch mit der farbigen Behandlung der Hausfronten beschäftigt und neben der Kennzeichnung der technischen und künstlerischen Aufgaben auf diesem Gebiet Vorschläge für die Pflege des hierin liegenden gesunden Gedankens gemacht: Mit Ausstellungen verbundene Farbentage, Wanderausstellungen, Vorträge, Flugschriften und Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften.

Folgenden Baudenkmalern im kirchlichen Bereich des Ermlandes hat der Konservator seine Tätigkeit widmen können.

In der ehemaligen Burg des Domkapitels in Allenstein sollen die Räume des Westflügels zu Museumszwecken eingerichtet werden. (Es verdient als neuzeitlicher Zug beachtet zu werden, daß auch in den andern ermländischen Schlössern, in Röbel und Heilsberg, die Einrichtung heimatkundlicher Museen geplant wird, die Benutzung des Königsberger Schlosses für Museumszwecke bereits durchgeführt ist.) Die Neuausmalung der St. Jakobikirche ist teilweise im Widerspruch zu den Vorschlägen des Konservators erfolgt. An der Stadtmauer nahe dieser Kirche hat man bei Ausschachtungsarbeiten mittelalterliche Mauerbögen entdeckt; der Zweck dieser Anlage ist nicht nachweisbar.

In Braunsberg wurde die St. Rochuskapelle unter Erhaltung der wesentlichen Einzelheiten des alten Bauwerks erneuert. Der Speicher „Goldener Löwe“ ist vor Entstellung durch Widerspruch gegen einen benachbarten Erweiterungsbau geschützt worden. Die neue Abschlußmauer an der Neustädtischen Kirche gegen die

Straße entspricht nicht in allem den Vorschlägen des Konservators. Da den geplanten Verkauf eines ehemals dem Lehrerseminar gehörigen Geländes am Passargeufer ist die Erhaltung des jetzigen schönen Landschaftsbildes verlangt worden.

Für die Wiederherstellung des Bischofschlosses in Heilsberg sind Vorarbeiten getroffen. (Inzwischen sind diese durch Anstellung eines eigenen Baumeisters gefestigt.)

Der Pfarrkirche in Heinrichau bleibt der wertvolle mittelalterliche Dachstuhl und die bedeutende um 1850 von dem Rößeler Maler Strunge ausgeführte Deckenmalerei entgegen der ursprünglichen Absicht der Kirchengemeinde erhalten. (Der Kirche ist jetzt die dankenswerte Darstellung ihrer Baugeschichte durch Dr. Adolf Pöschmann in „Ermländischer Hauschat“, Wochenbeilage der „Ermländischen Zeitung“ 1926, Nr. 47 ff. zuteil geworden.)

In der Wallfahrtskirche in Heiligelinde wurde die erfreuliche Wiederherstellung der alten Ausmalung fortgesetzt. (Sie ist inzwischen vollendet.)

Die dem Anfang des 17. Jahrhunderts entstammende katholische Pfarrkirche in Königsberg (Sackheim) hat anstelle der verfallenden, in den letzten 80er Jahren vorgenommenen, der barocken Raumwirkung nicht entsprechenden Ausmalung eine neue wirksame Ausmalung erhalten. Mit der Bemalung des Außern ist im Sinne der ursprünglichen Farbgebung begonnen worden.

Die durch schöne Lage, ein gut erhaltenes Äußere und merkwürdige Maßwerkmalereien ausgezeichnete Kapelle in Lokau, ein Bau des beginnenden 15. Jahrhunderts, bedarf bestimmter Vorkehrungen zur baulichen Weitererhaltung.

Am ehemaligen domkapitulärischen Schloß in Mehlsack konnten erhebliche Schäden des Mauerwerks im Sinne des alten Zustandes ausgebessert werden.

Für das ehemalige Bischöfliche Schloß in Rößel hat man einen sehr sorgfältigen Kostenanschlag mit Zeichnungen für Ausbesserungsarbeiten aufgestellt.

Am Äußeren der Kirche in Santoppen, besonders an den Giebelspitzen, sind Ausbesserungen nötig. Die in der ermländischen Kunstgeschichte stets als bedeutungsvoll und erhaltungswürdig erkannten Jodocusbilder dieser Kirche sind „äußerst beklagenswerter Weise“ zum Teil völlig zerstört. Nur einiges läßt sich noch instandsetzen. „Es wäre mehr wie dringlich, daß endlich Entscheidendes geschähe.“ (Herrn Benefiziat Stange in Frauenburg ist es im

er, von den seit Jahren verschollenen Kopieen der
 Profusbilder bei gründlichen Aufräumungsarbeiten im
 Kapitelsaal der Domumwehrung noch zwei ziemlich gut erhaltene
 aufzufinden.)

Die im Jahre 1580 erbaute Kreuzkapelle in Seeburg sollte als
 Verkehrshindernts beseitigt werden, obwohl sie dem Stadtbilde infolge
 ihrer Lage einen besonderen Reiz verleiht. Der Abbruch ist nunmehr
 unterblieben.

An der Kirche in Tiedmannsdorf sind Bauarbeiten aus-
 geführt worden.

(Die ohne Mitwirkung des Ostpreussischen Konservators ausge-
 führten Arbeiten baulicher und malerischer Art an ermländischen
 Kirchen, manche recht bedeutende, bleiben hier außer Betracht.)

Die Stadt Wartenburg hat für die alte, richtige Form des
 Stadtwappens Hinweise erhalten.

Der Anhang bringt neue Gesetze und Erlasse auf dem Gebiete
 der Denkmalspflege, den Zuwachs von Bülcheret und Archiv und das
 Verzeichniss der Vertrauensmänner. Braßvogel.

Chronik des Vereins.

261. Sitzung in Braunsberg am 25. Februar 1926.

Als Geschenke für das Ermländische Museum werden überreicht: von Prof. Dr. Lühr eine Doppel-Stellampe aus dem Nachlaß des verstorbenen Rentiers Louis Fürst en berg = Braunsberg, von Subregens Brachvogel ein Album mit Braunsberger Photographien vom Jahre 1906 aus dem Nachlaß des verstorbenen Domherrn Matern-Frauenburg, von Studienrat Buchholz ein belgischer Dukaten von 1761 aus dem Besitz des Kantors a. D. Wjsołki = Wormditt und eine englische Fanence-Teekanne mit handgemalten Köpfen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz des Kürschnermeisters Hinzmann = Braunsberg.

Studienrat Buchholz legt das im Königsberger Staatsarchiv deponierte Privilegienbuch der Stadt Wormditt vor, das anscheinend unter Bischof Simon Rudnicki (1604—21) in der bischöfl. Kanzlei zu Heilsberg entstanden ist. An Hand einer bischöflichen Entscheidung vom Jahre 1610 zeigt er, wie die Bürgermeisterwahl in der Stadt getätigt wurde.

Dr. Schmauch = Wormditt, der als Gast anwesend ist, gibt von einer Reihe von Urkunden aus dem Königsberger Deutschordensbriefarchiv Kenntnis, die eine wertvolle Ergänzung zu Prof. Fleischers Arbeit über Bischof Heinrich IV. bieten. (S. oben S. 465—498.)

Derfelbe verbreitet sich über den Ordensfolianten 80 des Königsberger Staatsarchivs, der die von Seraphim im Preußischen Urkundenbuch II veröffentlichten Dotationsurkunden des erml. Domkapitels von 1260, 77 und 79 enthält. Gegen die Echtheit dieser Urkunden liegen weder hinreichende äußere noch innere Gründe vor.

Dr. Schmauch stellt weiter an Hand urkundlichen Materials und des ältesten Braunsberger Bürgerbuchs fest, daß bis 1400 beinahe die Hälfte der in der Altstadt Braunsberg nachweisbaren Bürger aus dem Ordenslande selbst stammt, daß sonst für die städtische Einwanderung vor allem die Gebiete der Diöcese Küst und Schle-

kommen, daneben aus dem deutschen Mutterlande das
 ge Beispielen und Hannover.

Derselbe gibt nach den bischöflichen Rechnungen von
 1586—90 ein Bild der Einnahmen und Ausgaben der damaligen Heils-
 berger bischöflichen Zentralverwaltung.

262. Sitzung in Frauenburg am 19. Juni 1926.

Der stellvertretende Vorsitzende, Prof. Dr. Lühr, begrüßt den
 Hochw. Herrn Bischof, der als Gast der Sitzung bewohnt, und
 Studienrat Dr. Schmauch-Wormditt, der als neues Mitglied in den
 Vorstand aufgenommen wird.

Studienrat Buchholz berichtet über die Jahresversammlung
 der Histor. Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, die
 am 25. April in Elbing stattgefunden hat.

Subregens Brachvogel überreicht als Geschenk für das
 Erml. Museum zwei Münzen, die Telegraphenbauführer Lange-
 Wormditt bei Bassen gefunden hat.

Derselbe legt ein Schreiben des Königsberger Univ.-Prof. Dr.
 Przybyłok vor des Inhaltes, daß Nachforschungen der russischen
 Regierung in der Bibliothek des Observatoriums Pulkowo ein
 Exemplar der „Ephemeriden“ des Joh. Stoeffler vom Jahre 1531 fest-
 gestellt hätten, worin Randbemerkungen wahrscheinlich von der Hand
 des Koppernikus eingetragen sind.

Der H. H. Bischof macht nach dem neuerschienenen Buche von
 P. Boye, La cour polonaise de Luneville 1737—66 Mitteilung über die
 ermländischen Domherren Graf Joh. Chryf. Krasiński († 1757)
 und Joh. Bened. von Mathy († 1783), die beide als Almoseniars am
 Hofe des polnischen Königs Stanislaus Leszcynski in Lune-
 ville tätig gewesen waren.

Subregens Brachvogel spricht über die baulichen Verände-
 rungen, die der Ostflügel des Heilsberger Schlosses nach Aus-
 weis der Inventarien von 1621—1795 im 17. und 18. Jahrhundert
 erfahren hat.

Studienrat Schmauch verbreitet sich über das von dem Heils-
 berger Schöpfer Paul Snopceł geführte bischöfliche Rech-
 nungsbuch vom Jahre 1533. Danach sind damals, 10 Jahre nach dem ver-
 heerenden sogenannten Reiterkrieg, noch etwa die Hälfte der bischöf-
 lichen Zinsdörfer wüst. An charakteristischen Beispielen wird gezeigt,
 wie klug und tatkräftig die bischöfliche Landesverwaltung die Wieder-
 bestellung der verwüsteten Gebiete in Angriff nahm.

Studienrat Buchholz legt als Neuerwerb. Notjahre im Ermland und Wittschell, Die vödrig. in Masuren und im südlichen Ermland. (S. oben S. 521 ff. u. 535 ff.)

263. Sitzung in Frauenburg am 16. Oktober 1926.

Der Vorstand ist einer Einladung des Hochw. Herrn Bischofs gefolgt.

Der H. H. Bischof überreicht als Geschenk des Oberingenieurs Springer-Danzig für das Erml. Museum ein Eisenbeinpetschaft des erml. Weihbischofs Karl Friedrich Freiherrn von Jehmen († 1798).

Prof. Lühr überreicht als weiteres Geschenk eine Bronzemedaille auf König Friedrich Wilhelm III. und Zar Alexander I. vom Jahre 1815.

Studienrat Buchholz legt aus der Autographensammlung des im Jahre 1895 verstorbenen Frauenburger Domherrn Wunder ein Blatt von der Hand des seligen Vincenz Palotti-Rom († 1850) und mehrere Vorlesungsbekanntmachungen des Bonner Professors Hermes († 1831) vor.

Der H. H. Bischof gibt aus Schroers Biographie des Bonner Professors Braun († 1863) Auszüge, die den Erml. Katechismus des späteren Hermesianers Prof. Achterfeldt († 1877) betreffen.

Prof. Lühr wirft die Frage nach dem Ursprung des bekannten Ermlandliedes auf. Für die Annahme, daß der aus Mehlsack gebürtige Theologieprofessor Andreas Mentzel (1815—1886) der Verfasser sei, lassen sich keine gesicherten Beweise erbringen.

Subregens Brachvogel erbrachte aus weiteren Rechnungen Belege für die in Nr. 6 des laufenden Jahrgangs von „Unsere erml. Heimat“ von ihm erörterte Tatsache, daß unter Fürstbischof Grabowski (1741—1766) die Farben Rot und Gelb von den Truppen in Schloß Heilsberg geführt wurden. Diese Farben hatten die Uniformen wie die Kanonen, Trommeln und das Wachtthaus der Schloßgarnison. Aus dem Umstande, daß bereits die 1587 neu beschafften Kriegsbanner des Bischofs rotgelbe Fahnenstangen erhielten, läßt sich folgern, daß es sich nicht um eine von Bischof Grabowski für seine Leibgarde persönlich getroffene Auswahl der Farben, sondern um Rotgelb als herkömmliche Landesfarbe handelt. Diese ist somit gerade in der allerletzten Zeit der ermländischen Landesherrlichkeit hinreichend bezeugt. Andererseits ist die rotweiße Fahne des bischöflichen Ermland einzig und allein aus der Tannenberger Schlacht

1410 bekannt, wird weder vorher noch später jemals wieder erwähnt. Die auffallende Einheitlichkeit der schwarzen, weißen und roten Farbe in den Bannern des damaligen Ordensheeres sowie die starke Abweichung dieser Banner von den damals sonst geführten Wappen spricht für die auch bei anderen Kriegszügen beobachtete, durch einen Oberbefehl für den einzelnen, besonderen Feldzug geordnete Annahme von Feldzeichen. Als ermländische Landesfarben wären danach nicht rotweiß, sondern rotgelb oder gelbrot anzusehen.

Studienrat Schmauch führt auf Grund von Königsberger Archivalien aus, wie Kaiser Sigismund I. nach dem königlichen Recht der ersten Bitte im Jahre 1417 Paul Persk von Mewe und im Jahre 1421 seinem Leibarzt Degenberg aus Preußen ermländische Kanonikate zu verschaffen suchte.

Derselbe berichtet über seine urkundliche Ausbeute in dem Königsberger Staatsarchiv, die eine große Anzahl von Nachträgen namentlich zum dritten Band des Codex diplomaticus Warmiensis ergeben hat.

Studienrat Buchholz legt die Abschrift einer von Ignaz Kaspar von Hanmann-Kobelshöfen († 1813) verfaßten Familienchronik aus dem Besitze der Frau Anna Lehmann geb. v. Hanmann-Tanzig vor.

Derselbe zeigt als Neuerscheinung vor: Ebert, Truso (S. oben S. 519 ff.) und Manfowski, Erml. Heimatbilder.

Schriftenaustausch des Vereins.

Die Vereinsbücherei, die durch Vertrag vom 15. August 1925 in die Verwaltung der Bibliothek der Staatl. Akademie zu Braunsberg übergegangen ist, unterhält mit folgenden Vereinen und Gesellschaften Schriftenaustausch:

1. Gesellschaft für Vorgeschichte und Geschichte der Oberlausitz in Bautzen: Bauzener Geschichtshefte.
2. Verein „Herold“ in Berlin: Der deutsche Herold.
3. Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Berlin: Korrespondenzblatt.
4. Verein für die Geschichte Schlesiens in Breslau: Zeitschrift. Schles. Geschichtsblätter. Darstellungen und Quellen zur Geschichte Schlesiens.
5. Westpreussischer Geschichtsverein in Danzig: Zeitschrift. Mitteilungen.
6. Gelehrte Esthnische Gesellschaft in Dorpat: Sitzungsberichte. Verhandlungen. Jahresbericht der esthn. Philologie und Geschichte.
7. Pädagogische Akademie in Elbing: Mitteilungen.
8. Elbinger Altertumsgesellschaft: Elbinger Jahrbuch.
9. Thorner Kopernikusverein in Elbing: Mitteilungen.
10. Oberlausitzische Gesellschaft d. Wiss. in Görlitz: Neues Lausitz. Magazin.
11. Gesellschaft d. Wiss. in Göttingen: Nachrichten (Philolog.-hist. Klasse) mit Beiheften. Geschäftl. Mitteilungen.
12. Hist. Verein f. Steiermark in Graz: Zeitschrift. Beiträge. Blätter für Heimatkunde.
13. Rügisch-pommerscher Geschichtsverein in Greifswald: Pommersche Jahrbücher.
14. Thüringisch-sächsischer Geschichtsverein in Halle: Zeitschrift.
15. Verein für thüringische Geschichts- und Altertumskunde in Jena: Zeitschrift.
16. Gesellschaft f. schleswig-holstein. Geschichte in Kiel: Zeitschrift. Quellen u. Forschungen. Regesten u. Urkunden.

17. Histor. Verein für den Niederrhein in Köln: Annalen mit Beiheften.
18. Altertums-Gesellschaft Prussia in Königsberg: Zeitschrift.
19. Histor. Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung in Königsberg: Altpreuß. Forschungen.
20. Geographische Gesellschaft in Königsberg: Mitteilungen.
21. Physikalisch-ökonomische Gesellschaft i. Königsberg: Schriften
22. Polska akademya in Krakau: Bullet. intern. cl. de Philol. d'hist. et de philos. Kom. histor. Arch. Script. Monum. med. aet. Vatic.
23. Verein für Geschichte der Neumark in Landberg a. d. W.: Neumark. Jahrbuch.
24. Institut national Ossolinski in Leopold (Lemberg): Mehrere polnische Arbeiten von Badecki, Bujak, Charewiczowa, Czotowski, Ganszyniec, Kallenbach, Krauszhar, Kutrzeba.
25. Hanfischer Geschichtsverein in Lübeck: Hanf. Geschichtsblätter.
26. Verein für Lübeckische Geschichte u. Altertumskunde in Lübeck: Zeitschrift.
27. Verein für Geschichte und Altertumskunde des Herzogtums und Erzstiftes Magdeburg in Magdeburg: Geschichtsblätter.
28. Verein für Geschichte u. Altertumskunde Westfalens in Münster: Zeitschrift.
29. Verein für die Geschichte der Stadt Nürnberg: Jahresbericht.
30. Academie des sciences et des lettres in Oslo: Skrifter utgitt av Videnskapsselskapet i Oslo.
31. Historische Gesellschaft für Posen in Posen: Deutsche wissensch. Zeitschrift für Polen.
32. Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen in Prag: Mitteilungen.
33. Histor. Verein von Oberpfalz u. Regensburg in Regensburg: Verhandlungen.
34. Gesellschaft für Geschichte u. Altertumskunde Livlands in Riga: Mitteilungen.
35. Verein für mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde in Schwerin: Jahrbücher.
36. Gesellschaft für Pommerische Geschichte u. Altertumskunde in Stettin: Baltische Studien.
37. Königl. Bibliothek in Stockholm: Gelegenheitschriften.
38. Nordiska Museet in Stockholm: Fataburen.
39. Towarzystwo Naukowe in Lhorn: Roczniki. Fontes. Zapiski.

Verzeichnis der Mitglieder des Vereins für das Jahr 1926.

A. Ehrenmitglieder:

Dr. Bludau, Bischof von Ermland (1916).

Dr. Rosentreter, Bischof von Culm (1901), † 4. Oktober 1926.

B. Vorstandsmitglieder;

Dr. Lühr, Professor, Studienrat i. R. in Braunsberg, stellv. Vorsitzender und Rendant (29. Oktober 1906).

Brachvogel, Subregens des Bischöfl. Priesterseminars in Braunsberg, Verwalter des Ermländischen Museums (9. August 1919).

Buchholz, Studienrat in Braunsberg, Schriftführer (15. Sept. 1919).

Dr. Marquardt, Dombikar und 1. Bischöfl. Sekretär in Frauenburg (19. Februar 1924).

Dr. Poschmann, Studiendirektor in Rößel (19. Februar 1924).

Dr. Schmauch, Studienrat in Wormditt (19. Juni 1926).

I. Kreis Braunsberg (171).

1. Braunsberg (78).

Staatl. Akademie
 Anhuth, Lehrer
 Staatl. Aufbauschule (Schloßschule)
 Dr. Barzel, Studienrat
 Basmann, Professor
 Berger, Fabrikbesitzer
 Blanfenstein, Landgerichtsrat
 Bönke, Prorektor
 Boenigt, geistl. Direktor
 Buchholz, Studienrat
 Dr. Buchholz, Zahnarzt
 Brachvogel, Subregens
 Ehler, Rentmeister
 Städt. Oberlyzeum i. II. (Elisabeth-
 schule)
 Ermländische Zeitungs- und Verlags-
 Druckerei
 Fahl, Lehrerin
 Fieberg, Mendant
 Funk, Lehrer
 Gandy, Bürgermeister
 Gehrmann, Verwaltungsdirektor
 Gehrmann, Bankvorstand
 Goffe, Rechtsanwalt und Notar
 Lic. Grunau, Professor
 Grunenberg, Rechtsanwalt und Not.
 Staatl. Gymnasium Hosianum
 Hane, Lehrerin
 Heider, al. Zeichenlehrer
 Dr. Hohmann, Studienrat † 7. 11. 26.
 Hüpfner, Gutbesitzer, Lisettenhof
 Dr. Hoppe, Arzt
 Huhn, Rektor
 Huhmann, Lehrerin
 Dr. Janz, Medizinalrat
 Dr. Jedzink, Un.-Professor
 Dr. Jüttner, Studiendirektor
 Kanigowski, Regens
 Katharinenkonvent
 Kirstein, Kaufmann
 Dr. Kipling, Un.-Professor
 Kreis Braunsberg
 Krause, Studienrat
 Kuhn, Studienrat
 Kutschow, Kaufmann und Stadtrat

Lange, Katasterdirektor
 Lettau, Kaplan
 Lettmann, Konrektorin
 Lichtenstein, Kaufmann
 Lutterberg, Stadtbaumeister
 Dr. Lühr, Professor
 Luz, Beigeordneter
 Malies, Pfarrer em.
 Dr. Moksi, Studienrat
 Dr. Neumann, Rechtsanwalt
 Nieswandt, Justizrat, Rechtsanwalt
 und Notar
 Porsch, Zahnarzt
 Poschmann, Oberstaatsanwalt
 Dr. Poschmann, Un.-Professor
 Bischöfl. Priesterseminar
 Schulz, Erzpriester
 Schulz, Pfarrer em.
 Schulz, Rittergutsbesitzer auf Ham-
 mersdorf
 Sonnenstuhl, Fabrikbesitzer
 Stowronski, Benefiziat
 Sowa, Studienrat
 Stankewitz, Landrat
 Dr. Steinmann, Un.-Professor
 Steinki, Caritasdirektor
 Dr. Switalski, Un.-Professor
 Dr. Ties, Arzt
 Wein, Kaplan
 Weinig, Studienrat
 Werner, Lehrer
 Wichert, Kaufmann und Stadtrat
 Wien, Studienrat
 Dr. Will, Bibliothekar
 Wobbe, Lehrerin
 Wolff, Apothekenbesitzer
 Dr. Wolff, Arzt
 Ziegler, Rechtsanwalt und Notar.

2. Frauenburg (20).

Dr. Arendt, Dombikar, 3. St. in Rom
 Dr. Bludau, Bischof von Ermland
 Bader, Rechnungsrevisor
 Gantel, Mühlenbesitzer
 Dr. Harnau, Sanitätsrat
 Sennig, Domherr

Singmann, Domherr
 Hoppe, Domvikar
 Klein, Kaplan
 Kriz, Domherr
 Klügner, Domherr † 12. 10. 26
 Dr. Marquardt, Domherr
 Dr. Marquardt, Domvikar
 Romahn, Domherr
 Sander, Dompropst
 Scheer, Domvikar
 Dr. Schröter, Domherr
 Dr. Spannkreß, Generalvikar
 Stange, Propst
 Dr. Wichert, Domdechant
 Ziegler, Pfarrer

3. Mehl sack (11).

Bader, Erzpriester und Ehrendomherr
 Frank, Lehrer
 Hohmann, Apothekenbesitzer
 Krüger, Gutsbesitzer (Abbau)
 Ludwig, Kaplan
 Magistrat
 Reichelt, Rechtsanwalt und Notar
 Röhrich, Kaufmann
 Stange, Lehrer
 Rath. Volksschule
 Dr. Wichert, Direktor der landw.
 Genossenschaft

4. Wormditt (20).

Erm. Bauernverein
 Buchholz, Ziegeleibesitzer
 Fisahn, Geschäftsführer
 Gram, Oekonomierat, M. d. L.
 Groß, Kuratus
 Holzsch, Fabrik- und Rittergutsbesitzer
 Hohmann, Erzpriester
 Keuchel, Kaufmann
 Keuchel, geistl. Oberlehrer † 2. 7. 26
 Dr. Kolberg, Bahnarzt
 Magistrat
 Barschau, Lehrerin
 Dr. Breuschoff, Kaplan
 Breuschoff, Studienrat
 Dr. Rehaag, Generalsekretär
 Romahn, Tierarzt
 Dr. Schmauch, Studienrat
 Schröter, Kaplan

Dr. Waschetta, Arzt
 Wettki, Rektor
 Dr. Zimmermann, Arzt

5. Auf dem Lande 42).

Basien: Schwarz, Pfarrer
 v. Boissh, Rittergutsbesitzer
 Bludau: Nabolny, Pfarrer
 Gr. Carben: Reddig, Ritterguts-
 besitzer
 Engelswalde: Lilienthal, Guts-
 besitzer
 Gr. Grünheide: Menzel, Guts-
 besitzer
 Demuth: Bludau, Gutsbesitzer
 Heinrichau: Bönke, Lehrerin
 Tieb, Pfarrer
 Pirschien: Zint, Lehrer
 Klingenberg: Marx, Lehrer
 Friedhausen: Zint, Lehrer
 Langwalde: Gurki, Pfarrer
 Lilienweiß, Kaplan
 Lang: Lignau, Pfarrer
 Lichtenau: Tieb, Pfarrer
 Lilienthal: Romanski, Lehrer
 Migeihen: Fromm, Kaplan
 Thiel, Pfarrer
 Oen: Wemter, Kuratus
 Peterswalde: Briz, Pfarrer
 Betteikau: Mattern, Pfarrer
 Zimmermann, Pfarrer † 26. 3. 26.
 Blaschwich: Grodde, Pfarrer
 Blauten: Kludert, Lehrer
 Kolberg, Pfarrer
 Gr. Rautenberg: Engelberg, Leh-
 rerin
 Trebbau, Pfarrer
 Schalmey: Wien, Pfarrer
 Brona, Lehrer
 Schönau: Buchholz, Gutsbesitzer
 Radau Hugo, Gutsbesitzer
 Sonnenberg: Höpfner, Ritterguts-
 besitzer
 Sonnewalde: Kramer, Pfarrer
 Stangendorf: Höpfner, Gutsbesitzer
 Stegmannsdorf: Dantowski, Ku-
 ratus † 5. 3. 26
 Rehrbaum, Kuratus

Sugnien: Öbring, Lehrer
 Tiedmannsdorf: Broschke, Pfarrer
 Toltzdorf: Schlesiiger Bernh., Be-
 sizer
 Strittmatter, Lehrerin
 Quint, Kaplan

Stuhrmann, Pfarrer
 Toltzdorf, Lehrer
 Tüngen: Biemen, Lehrer
 Wagten: Preuschoff, Lehrer
 Wusen: Bollach, Lehrer
 Strach, Postkassener.

II. Kreis Heilsberg (123).

1. Heilsberg (41).

Dr. Armbrorst, Arzt
 Braun, Apothekenbesitzer
 Buchholz, Erzpriester
 Öbring, Schulrat
 Drewß, Lehrer
 Drewß Anselm, Fleischermeister
 Dudeß, Studienrat
 Eichhorn, Obersteuersekretär
 Frieße, Oberpostsekretär
 Dr. Fischer, Facharzt
 Gembusch, Studiendirektor
 Gerlach, Lehrer
 Grunwald, Kaufmann
 Dr. Grunwald, Medizinalrat
 Hennig, Rektor
 Himmel, Kaplan
 Hinz, Hauptschriftleiter
 Hohmann, Rentier
 Kiehl, Mühlenbesitzer.
 Kropp, Eisenbahnobersekretär
 Lange, Rentier
 Lilienthal, Pfarrer em.
 Stadt Höhere Mädchenschule
 Magistrat
 Marquardt, Kaplan
 Neuwald, Konrektor
 Peter, Rektor i. R.
 Preuschoff, Schlosspropst
 Dr. Buttammer, Tierarzt
 Staatl. Realprogymnasium
 Rettig, Hauptlehrer
 Schrabe, Konrektor
 Schröder, Bürgermeister
 Schulz, Rektor
 Schulze, Fabrikbesitzer
 Tischler, Amtsgerichtsrat
 Thurau, Lehrer
 Dr. Bartalla, Arzt
 Wichmann, Lehrerin

Wolff, Buchdruckereibesitzer
 Biermann, Studienrat.

2. Guttstadt (26).

Dr. Beckmann, Arzt
 Dr. Beckmann, Bürgermeister
 Dr. Bedenk, Arzt
 Behrendt, Rentier
 Dr. Bischoff, Amtsgerichtsrat
 Correns, Rechtsanwalt und Notar
 Endert, Lehrerin
 Fromm, Banvorstand
 Herrsche Bibliothek
 Dr. Höhn, Studienrat
 Dr. Holzth, Tierarzt
 Kühnappel, Lehrer
 Lehrerbibliothek
 Lipinski Johann
 Lingnau, Benefiziat
 Lunkwitz, Studienrat
 Magistrat
 Matthee, Erzpriester u. Ehrenombherr
 Menzel, Lehrer
 Quandt, Lehrerin
 Duebnow, Architekt
 Dr. Schäfers, Studienrat
 Schulz Clemens, Kaufmann
 van Semmern, Studienrat
 Siegel, Kaplan
 Thater, Kaplan

3. Auf dem Lande (56).

Arnsdorf: Dr. Laveghy, Arzt
 Reichelt, Pfarrer
 Schulz, Lehrerin
 Benern: Rabath, Pfarrer
 Bogen: Gerhardt, Lehrer
 Blankensee: Lingnau, Pfarrer
 Elditten: Frau Krebs, Landschaftsrat
 Rittergutsbesitzerin
 Lunkwitz, Pfarrer

Fraundorf: Grunberg, Pfarrer
 Glottau: Fox, Pfarrer
 Heiligenthal: Zimmermann,
 Pfarrer
 Kalkstein: Hopien, Lehrer
 Schulz Pfarrer
 Raken: Wichmann, Lehrer
 Ober-Kaptein: Schubert, Lehrer
 Riwitten: Großmann, Pfarrer
 Suhmann, Kaplan
 Kleinenfeld: Kessler, Lehrer
 Klotainen: Hossmann, Ritterguts-
 besitzer
 Klutkenmühle: Lingf, Mühlen-
 besitzer
 Kretkollen: Hinz, Pfarrer
 Peter, Kaplan
 Launau: Gram, Lehrer
 Liewenberg: Krause, Gutbesitzer
 Breuß, Lehrer
 Lingenau: Glasner, Lehrer
 Hönig, Gutbesitzer
 Huhn, Lehrer
 Marauen: Bleß, Rittergutsbesitzer
 Münsterberg: Boente, Lehrer
 Krause, Pfarrer
 Noßberg: Böh, Pfarrer

Petersdorf: Liedmann, Lehrer
 Peterswalde: Moschall, Pfarrer
 Bomehren: Buchholz, Lehrer
 Dueek: Bronka, Pfarrer † 30. 8. 26
 Dr. Schwarz, Pfarrer
 Raunau: Fischer, Hauptlehrer
 Fox, Lehrer
 Skirde, Pfarrer
 Regerteln: Rohde, Pfarrer
 Reichenberg: Bodsch, Pfarrer
 Reimerswalde: Boshmann, Kaplan
 Wolff, Pfarrer
 Roggenhausen: Reuchel, Pfarrer
 Thara, Pfarrer em † 15. 4. 26
 Rosengarth: Schmidt, Pfarrer
 Schblitt: Herrmann, Pfarrer
 Schönwiese: Teichner, Pfarrer
 Schulen: Friedrich, Pfarrer
 Siegfriedswalde: Fischer, Pfarrer
 Springborn: Franziskanerkloster
 Stolzhausen: Frölich, Pfarrer
 Süßenberg: Wedig, Pfarrer
 Warlad: Scheer, Lehrer † 6. 3. 26.
 Wernegitten: Teichner, Pfarrer
 Wolfsdorf: Hackober, Pfarrer
 Wustlad: Armbrorst, Pfarrer
 Fieberg, Kaplan

III. Kreis Kößel (122).

1. Kößel. (24).

Bonander, Lehrerin
 Borkowski Agnes, Schulleiterin
 Dorich, Rechtsanwalt und Notar
 Fox, Kaplan
 Geyer, Kaufmann
 Gramberg, Mühlenbesitzer (Burgmühle)
 Dr. Grunberg, Sanitätsrat
 Staatl. Gymnasium
 Herrmann, Direktor d. Landw. Schule
 Dr. Jagalski, Studienrat
 Klein, Rektor
 Magistrat
 Dr. Matern, Erzpriester
 Peto, Apothekenbesitzer
 Pliszka, Studienrat
 Dr. Boshmann, Studiendirektor
 Dr. Seidel, Studienrat
 Schwarz, Schulrat

Teichner, Lehrerin
 Thiel, Bürgermeister
 Wacholz, Hauptlehrer
 Witt, Oberschullehrer
 Wontowicz, Lehrerin
 Ziegler, Kaplan

2. Bischofsburg. (20).

Bartels, Studienrat
 Englich, Religionslehrer
 Erdmann, Propst
 Dr. Fischer, Rechtsanwalt
 Frank, Kreiswiesenbaumeister
 Gusk, Kaufmann
 Kellmann, Bürgermeister
 Kirstein, Lehrer i. R.
 Konratski, Kreisparfassendirektor
 Meilk, Kaufmann
 Neumann, Landrat, M. d. R.
 Köchel, Justizrat, Rechtsanwalt u. Not.

Dr. Meimer, Amtsgerichtsrat
 Kreis Köchel
 Scheffler, Kreisbaumeister
 Schnabel, Apothekenbesitzer
 Dr. Schröter, Tierarzt
 Schulte, Regierungsassessor
 Suren, Kaplan
 Dr. Wery von Limont, Amts-
 gerichtsrat

3. Bischoffstein (15).

Boenigl, Lehrer
 Brieskorn, Schuhmachermeister
 Buchholz, Pfarrer em.
 Dr. Ehm, Arzt
 Geilen, Kaufmann
 Harnau, Lehrer
 Hasselberg, Lehrer
 Magistrat
 Parschau, Konrektor
 Richert, Propst
 Scheer, Lehrer
 Schulz, Lehrerin
 Lieb, Lehrer
 Rath, Lehrerverein
 Wichert, Rektor

4. Seeburg (14).

Birkefeld, Lehrer
 Bittner, Zahnarzt
 Brückmann, Oberlehrer
 Goltz, Kaufmann
 Gries, Bürgermeister
 Dr. Henduscha, Erzpriester
 Hinzmann, Pfarrer em.
 Hoppe, Kaufmann
 Koleski Richard
 Magistrat
 Rogacki, Tierarzt
 Rutow, Lehrer
 Dr. Tarnowski, Tierarzt
 Wunderlich, Lehrerin

5. Auf dem Lande (49).

Bergenthal: Carrasin, Ritterguts-
 besitzer
 Gr. Bößlau: Braun, Pfarrer
 Bürgerdorf: Gerigt, Lehrer
 Comienen: Herrmann, Gutsbesitzer
 Wermter, Gutsbesitzer

Elsau: Dargel, Lehrer
 Fleming: Boch, Pfarrer
 Frankenu: Kilian, Lehrer
 Krause, Pfarrer
 Zimmermann, Hauptlehrer
 Freudenberg: Schulz, Kaplan
 Wölk, Pfarrer
 Glockstein: Krämer, Pfarrer
 Gr. Köllen: Fahl, Pfarrer
 Klawsdorf: Lingnau, Lehrer
 Wanäs, Lehrer
 Krotau: Gerigt, Lehrer
 Lautern: Kurzbad, Gutsbesitzer
 Skowronski, Pfarrer
 Lokau: Palm, Lehrer
 Legienen: Hebenheuer, Pfarrer
 Lesitten: Kather, Lehrer
 Loszainen: v. Fischer, Admiral
 Plausen: Greisenberg, Lehrer und
 Organist
 Klemper, Gutsbesitzer
 Strehl, Pfarrer
 Linglad: Grodde, Lehrer
 Potritten: Frau v. Marquardt,
 Rittergutsbesitzerin
 Prossitten: Prothmann, Pfarrer
 Robawen: Wischemski, Lehrer
 Log, Lehrer
 Saaden: Klaffi, Gutsbesitzer
 Santoppen: Gehrmann, Pfarrer
 Zink, Gutsbesitzer
 Schellen: Groß, Pfarrer
 Senkitten: Hönig, Rittergutsbes.
 Scharnigk: Buchholz, Lehrer
 Schönbruch: Burchart, Ritterguts-
 besitzer
 Stanislawo: Jagalski, Kuratus
 Sturmhübel: Dobberstein, Pfarrer
 Thater, Lehrer und Organist
 Teistimmen: v. Schleufner,
 Rittergutsbesitzer
 Tornienen: Gramsch, Lehrer
 Tollnigk: Bergmann, Lehrer
 Sahm, Gutsbesitzer
 Waldensee: Eichhorn, Besitzer
 Eierigt, Lehrer
 Walkeim: Kolberg, Lehrer
 Wonneberg: Treisp, Lehrer

IV. Kreis Allenstein (64).

1. Allenstein (25).

Vorkowski, Professor
 Junk, Rektor
 Staatl. Gymnasium
 Janowski, Erzpriester
 Herholz, Landgerichtsrat
 Grybe, Studienrat
 Klement, Kuratus
 Kreislehrerbilcherei Allenstein
 Landkreis Allenstein
 Lehrerverein Allenstein
 Lenz, Studienassessorin
 Magistrat
 Merten, Lehrer
 Morik, Kaplan
 Dr. Boetschki, Professor
 Postulat, Studienrat
 Reinke, Diplombaufmann
 Steffen, stud. phil.
 Terleski, Lehrer
 Wardecki, Pfarrer
 Dr. Wichert, Studienrat
 Wichert, Fabrikbesitzer
 Will, Lehrerin
 Wronka, Feliz, Fabrikbesitzer
 Wronka Gertr., Oberstudienrät., M. d. L.

2. Wartenburg (5).

Dittrich, Religionslehrer
 Heller, Erzpriester
 Magaß, Kaplan
 Magistrat
 Samland, Pfarrer

3. Auf dem Lande (34).

Gr. Bartelsdorf: Schnarlowski,
 Pfarrer

V. Im übrigen Ostpreußen (82).

1. Königsberg (31).

Walberta, Kath. Studentinnenverein
 Barwinski, Landgerichtsrat
 Bleise, Pfarrer
 Bludau, Kaplan
 Böning, Lehrer
 Borussia, Kath. Studentenverein
 Dr. Fieberg, Justizrat, Rechtsanwalt
 und Notar
 Gahn, Oberst a. D., Reg.-Rat

Gr. Bertung: Langkau, Pfarrer
 Braunsvalde: Barczewski, Pfarrer
 Gr. Buchwalde: Schulverband
 Gr. Cronau: Kuckliß, Lehrer
 Gr. Damerau: Kolberg, Lehrer
 Dietrichswalde: Mahlenz, Pfarr.
 Dwitten: Schnarbach, Pfarrer
 Gilla: Barczewski, Pfarrer
 Gottken: Dankwart, Lehrer
 Gütkenhof: Hosenberg, Pfarrer
 Griesslienen: Kockel, Pfarrer
 Jonkendorf: Ganswindt, Schneide-
 mühlenbesitzer
 Koslowski, Pfarrer
 Riemekki, Kaplan

Neu-Kaletka: Thiel, Lehrer
 Klauendorf: Boetsch, Pfarrer
 Gr. Kleeberg: Langwald, Kaplan
 Breuß, Pfarrer

Kl. Kleeberg: Langkau, Lehrer
 Neu-Kosendorf: Kabath, Pfarrer
 Gr. Lemkendorf: Biococha, Pfarrer
 Sochaczewski, Kaplan

Lengainen: Kiszporski, Pfarrer em.
 Gr. Burden: Mohn, Lehrer
 Gr. Ramlau: Matheblowski, Pfarrer
 Schönbrück: Baranowski, Pfarrer
 Alt-Schöneberg: Kenschod, Pfarrer
 Pfeiffer, Hauptlehrer

Neu-Schöneberg: Guski, Guts-
 besitzer

Schönfelde: Thiel, Lehrer
 Süßenthal: Bajenski, Pfarrer
 Alt-Wartenburg: Gemb, Pfarrer
 Wuttrienen: Dinski, Pfarrer

Hist. Kommission (Schloß)

Schudaska, Rentier
 Dr. Hohmann, Rechtsanwalt u. Not.
 Dr. Kather, Rechtsanwalt
 Koll, Rektor
 Dr. Kuhnigk, Landgerichtsrat
 Poschmann, Geh. Justizrat,
 Oberlandesgerichtsrat i. R.
 Dr. Pottel, Studienrat
 Praß, Rektor

Provinzialverwaltung
 Markowski, Wehrkreispfarrer
 Preuß. Staa:archiv
 Stadtbibliothek
 Schloßedt, Lehrer
 Schulz, Prälat
 Dr. Stocß, Studienrat
 Dr. Hoff, Propst und Ehrenomherr
 Thidigk, Kaplan
 Tuiskonia, Studentenverbindung
 Universitätsbibliothek
 Wettki, Kaplan
 Dr. Wienert, Facharzt
 Dr. Ziesemer, Un.-Professor

2. Sonst in Ostpreußen (51).

Angerburg: Rehnke, Kuratus
 † 26. 6. 26
 Bartenstein: Berger, Pfarrer
 Condehnen (Kr. Fischhausen):
 Höning, Rittergutsbesitzer
 Flammberg: Zink, Kuratus
 Gallehnen (Kr. Pr. Eylau):
 Ungk, Rittergutsbesitzer
 Goldap: Zint, Kuratus
 Teichert, Direktor der Masurischen
 Genossenschaft
 Gumbinnen: Rosenberg, Dipl.-
 Handelslehrer
 Heiligelinde: Büchmann, Propst
 Neumann, Erzpriester em.
 Stiftsbibliothek
 Heiligenbeil: Reinfeldt, Pfarrer
 Dr. Roth, Studienrat
 Hohenstein: Batalski, Pfarrer
 Pr. Holland: Vic. Auster, Pfarrer
 Gr. Jerutten (Kr. Ortelsburg):
 Galbach, Lehrer
 Johannisburg: Nabolski, Pfarrer
 Kobulten: Gorinski, Pfarrer

Kroschen: Schulz, Pfarrer
 Landsberg: Gerra, Pfarrer
 Gr. Leschienen: Barwinski,
 Pfarrer
 Liebenberg: Grunenberg, Pfarrer
 Liebstadt: Krongehl, Lehrer
 Thamm, Pfarrer
 Löben: Dziubiella, Studienrat
 Gischarowski, Kuratus
 Lyck: Chales de Beaulieu, Oberleutn.
 For, Defan
 Gramitski, Rechtsanwalt und Notar
 Mühlhausen: Mattern, Pfarrer
 Reidenburg: Dr. Kunig, Amts-
 gerichtsrat
 Ortelsburg: Dr. v. Betrynowski,
 Med.-Nat, Kreisarzt i. R.
 Tarnowski, Pfarrer
 Osterode: Bonk, Professor
 Wigge, Veterinärarzt
 Ponarth: Nieswandt, Kuratus
 Passenheim: Barzewski, Pfarrer
 Rastenburg: Hoppe, Kaplan
 Lindenblatt, Pfarrer
 Schillgallen: Neumann, Pfarrer
 Schlobitten: Fürstl. Dohna'sche
 Bibliothek
 Schulkeim (Kr. Labiau): Buchholz,
 Rittergutsbesitzer
 Sensburg: Dauter, Pfarrer
 Kuhn, Kaplan
 Nieswandt, Lehrer
 Sonnenstuhl: Guttzeit, Lehrer
 Strauben: Thiel, Rittergutsbesitzer
 Tapiau: Brocki, Pfarrer
 Kabsnis, Justizrat, Rechtsanw.u.Not.
 Tilsit: Bronka, Pfarrer
 Willenberg: Jablonka, Defan
 Binten: Dittrich, Pfarrer

VI. Regierungsbezirk Westpreußen (33).

Christburg: Poschmann, Defan
 Dt. Damerau: Biernath, Pfarrer
 Elbing: Gram, Kaplan
 Guski, Kaplan
 Jablonski, Kaplan
 Kather, Defan
 Magistrat

Elbing: Dr. Blenzat, Dozent
 Dt. Eylau: Witm, Studienrat
 Fischau: Klein, Pfarrer
 Hütte (Kr. Elbing): Böhm, Lehrer
 Kalwe: Kather, Pfarrer
 Königsdorf: Voenk, Pfarrer
 Lichtfelde: Buchholz, Pfarrer

Marienburg: Gemmpel'sche Buchhandlung
 Biegel, Propst, M. d. L.
 Dr. ph. h. c. Schmid, Oberbaurat
 Marienwerder: Bruß, Pfarrer
 Neukirch-Höhe: Koski, Pfarrer
 Schroeter, Joh, Landwirt
 Rokendorf: Jablonski, Pfarrer
 Bestlin: Mateblowski, Pfarrer
 Rahmel, Kaplan

Bosilge: Brall, Pfarrer
 Rehhof: Romahn, Pfarrer
 Riesenburg: Rosenau, Pfarrer
 Schönwiese: Weichsel, Pfarrer
 Straszewo: Gollan, Kuratus
 Stuhm: Neumann, Defan
 Wilowski, Pfarrer
 Thiergart: Dr. Miller, Pfarrer
 Tiefenau: Groß, Pfarrer
 Tolkemit: Aussen, Propst

VII. Im übrigen Deutschland (26).

Berlin: Brosch, Anton
 Fischer, Fabrikbesitzer
 Reichstagsbibliothek
 Preuß. Staatsbibliothek
 Berlin-Neukölln: Sybath, Bürgermeister i. R.
 Berlin-Schöneberg: Wichert,
 Dipl.-Ingenieur
 Bochum: Hinzmann, Lehrer
 Bonn: Gaulowst, Studienrätin
 Breslau: Dr. Schulz, Un.-Professor
 Universitätsbibliothek
 Darmstadt: Dr. Klein, Chemiker
 † 25. 2. 26.
 Eisenberg-Thür.: Dr. Rutke,
 Syndikus
 Dresden: Arnoldi'sche Buchhandlung
 Elmshorn: Schwalke, Teleg.-Oberbauführer

Sagen i. W.: Pfeiffer, Buchdruckereibesitzer
 Hildesheim: Poschmann, Seminar-
 direktor i. R.
 Kßln: Dr. Krieger, Versich.-Direktor
 München: Bayr. Staatsbibliothek
 Münster i. W.: Grodde, August
 Dr. Meinerz, Un.-Professor
 Oppeln: Dr. Busch, Oberregierungs-
 und Medizinalrat
 Osnabrück: Dr. Hippler, Reg.-
 Assessor.
 Siegburg: Dr. Arendt, Oberstudienr.
 Trebnitz: Liedtke, Rechtsanw. u. Not.
 Wangen (Allgäu): Dr. Leichert,
 Defonomierat
 Wörishofen: Maysta, Pfarrer em.
 Wyler (Kr. Kleve): Dankwart,
 Lehrerin

VIII. Freistaat Danzig (21).

Berent: Dobberstein, Pfarrer
 Bärwalde: Glas, Pfarrer
 Danzig: Boldt, Professor
 Mankowski, Schriftsteller
 Staatsarchiv
 Steffen, Hauptschriftleiter
 Danzig-Schidlis: Dr. Kraft, Arzt
 Fürstenwerder: Zimmermann,
 Pfarrer
 Gnojau: Thater, Pfarrer
 Lesewitz: Knorr, Pfarrer und Geistlicher Rat
 Gr. Lichtenau: Sierigl, Pfarrer
 und Konsistorialrat

Gr. Montau: Terlecki, Pfarrer
 Neukirch: Stanfewiz, Pfarrer
 Neuteich: Lieb, Defan und Domherr,
 Päpstl. Geheimkammerer
 Dr. Zielinski, Arzt
 Oliva: Hoppe, Pfarrer em.
 Schöneberg: Krause, Pfarrer
 Tannsee: Cötkoll, Pfarrer und Geistlicher Rat
 Liegehagen: Gehrmann, Pfarrer
 und Prodefan
 Boppot: Bender, Rentier
 Schwalm, Louis, Verlag und Antiquariat

IX. Memelland (5).

Senbekrug: Schacht, Pfarrer
 Memel: Dannelaucki, Pfarrer
 Rohwetter, Kaplan

Rokkojen: Nischewski, Pfarrer
 Wischwill: Olschewski, Pfarrer

X. Im übrigen Ausland (6).

Finnland: Helsingfors, Universitäts-
 bibliothek

Italien: Rom, v. Breud'sche
 Stiftung

Litauen: Kowno, Dr. Freundt,
 Gesandtschaftsrat

Polen: Byczewa, Czaplowski, Pfarrer

Schweden: Upsala, Universitäts-
 bibliothek

Tschechoslowakei: Troppau,
 Deutscher Ordenskonvent

Der Verein zählt also am Ende des Jahres 1926:

653 Mitglieder.

